
SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS




BEITRÄGE

ZUR KENNTNISS

DES RUSSISCHEN REICHES

UND DER

ANGRENZENDEN LÄNDER ASIENS.

VIERTE FOLGE.

AUF KOSTEN DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

L. v. SCHRENCK UND **Fr. SCHMIDT.**

BAND I.

Baron Gerhard MAYDELL, REISEN UND FORSCHUNGEN IM JAKUTSKISCHEN GEBIET OSTSIBIRIENS. ERSTER THEIL.

ST. PETERSBURG, 1893.

COMMISSIONÄRE DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN ST. PETERSBURG	IN RIGA	IN LEIPZIG
EGGERS & CO. UND	N. KYMMEL;	VOSS SORTIMENT
J. GLASUNOF;	— —	(G. HAESSEL).

PREIS: 7 RUB. 70 KOP. = 19 MRK.



BEITRÄGE

ZUR KENNTNISS

DES RUSSISCHEN REICHES

UND DER

ANGRENZENDEN LÄNDER ASIENS.

VIERTE FOLGE.

AUF KOSTEN DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

Leopold L. v. SCHRENCK UND Friedrich Fr. SCHMIDT.

BAND I.

Baron Gerhard MAYDELL, REISEN UND FORSCHUNGEN IM JAKUTSKISCHEN GEBIET OSTSIBIRIENS. ERSTER THEIL.

ST. PETERSBURG, 1893.

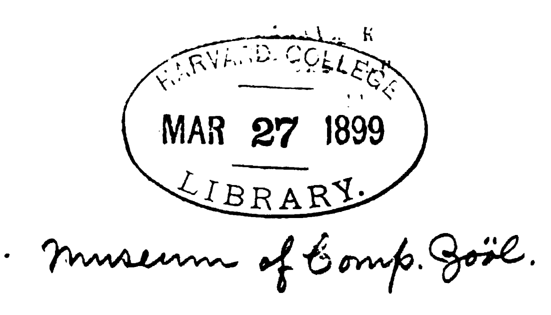
COMMISSIONÄRE DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN:

IN ST. PETERSBURG — EGGERS & CO. UND J. GLASUNOF;

IN RIGA — N. KYMMEL;

IN LEIPZIG — VOSS SORTIMENT (G. HAESSEL).

PREIS: 7 RUB. 70 KOP. = 19 MRK.



Gedruckt auf Verfügung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
November 1893.

N. Dubrowin, beständiger Sekretär.

Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
Wass. Ostr., 9 Lin., № 12.

Von den Herausgebern.

Seit dem Erscheinen des letzten Bandes der «Beiträge zur Kenntniss des Russischen Reiches» hat leider wiederum ein theilweiser Wechsel ihrer Herausgeber stattgefunden: am 4./16. Februar 1891 ist der Akademie der Wissenschaften ihr langjähriges Mitglied, Carl Johann Maximowicz, der ehemalige Reisende des Kaiserlichen Botanischen Gartens im Amur-Lande und Japan und bewährteste Kenner der Flora Sibiriens, des Amur-Landes, Centralasiens, China's und Japan's, durch den Tod entrissen worden. Es ist hier nicht am Ort, auf die Grösse dieses Verlustes einzugehen, von der bereits mehrfach Zeugniss abgelegt worden ist. Für die Herausgabe der «Beiträge» erwächst aber daraus die Nöthigung, mit dem nächsten Bande, wie einmal angenommen, eine neue, die vierte Folge zu eröffnen, ohne dass es jedoch dabei in der Form, nach Druck und Format, an dem Früheren etwas zu ändern gäbe.

Es gereicht den Unterzeichneten zur Befriedigung, diese neue Folge mit einem Werke beginnen zu können, das auf so vieljährigen, im entferntesten Theile des Russischen Reiches gewonnenen Erfahrungen beruht, wie es vordem kaum welche gegeben hat. Baron Gerhard Maydell hat in Sibirien nicht weniger als 24 Jahre, von 1859—1883, zugebracht und dabei nacheinander verschiedene amtliche Stellungen bekleidet, die ihm Gelegenheit boten, Land und Leute, besonders im weit ausgedehnten Jakutskischen Gebiete, auf welches allein 10½ Jahre seines Aufenthalts in Sibirien entfallen, gründlich kennen zu lernen. Er ist auch der Akademie der Wissenschaften insofern nicht fremd, als sie ihm im Jahre 1869 den Auftrag ertheilte, einen an der Kofschetschja, einem westlich von der Alaseja in's Eismeer mündenden Flusse, entdeckten Mammuthcadaver zu untersuchen (darüber s. dessen Bericht im Bulletin de l'Académie, T. XVI, p. 147 ff.; Mél. biolog. T. VII, p. 718 ff.). Zu der Zeit befand sich Hr. von Maydell auf einer Reise in's Tschuktschen-Land, die er im Auftrage des Generalgouverneurs von Ostsibirien und der ostsibirischen Abtheilung der Kaiserlichen Geographischen Gesellschaft auszuführen hatte, und die den Inhalt des nachstehenden ersten Theiles seiner «Reisen und Forschungen im Jakutskischen Gebiet» bildet.

Der zweite Theil seines Werks, der in nächster Zeit die Presse verlassen soll, enthält eine Abhandlung über die Aufeisbildungen und die Verbreitung des Eisbodens im Jakutskischen Gebiet, sowie Erläuterungen zu einer

Karte des genannten Gebiets, die er auf Grundlage der Generalstabskarte vom Jahre 1884 entworfen und mit zahlreichen eigenen Ergänzungen und Berichtigungen versehen hat. Da jedoch diese Karte unmöglich das ganze, sehr entwickelte Flussnetz des weiten Jakutskischen Gebiets fassen konnte, so ist ihr ein übersichtliches tabellarisches Verzeichniss aller hingehörigen Flüsse, ferner ein Verzeichniss aller bisher astronomisch bestimmten Punkte und auch einiger barometrisch ausgeführten Höhenbestimmungen beigefügt worden.

Der dritte Theil endlich von Baron Maydell's Werk soll eine statistisch-geographische Beschreibung des Jakutskischen Gebiets, sowie historische Nachrichten über die darin wohnenden indigenen Völker, Jakuten, Tungusen, Jukagern, Tschuwanzen und Tschuktschen enthalten.

L. v. Schrenck. Fr. Schmidt.

November 1893.

REISEN UND FORSCHUNGEN

IM

JAKUTSKISCHEN GEBIET OSTSIBIRIENS

IN DEN JAHREN 1861–1871.

VON

Baron Gerhard Maydell.

ERSTER THEIL.

(*Der Akademie vorgelegt am 27. März 1891.*)

ST. PETERSBURG, 1893.
Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
Wass. Ostr., 9 Lin., № 12.

Vorbemerkung des Verfassers.

Reisen und Forschungen im Jakutskischen Gebiet Ostsibiriens ist eine Reihe einzelner Abhandlungen genannt worden, die den Leser mit einem Lande bekannt machen sollen, in welchem ich mehr als zehn Jahre gelebt und das ich in sehr verschiedenen Richtungen durchstreift habe. Es ist beabsichtigt, das, was ich dort kennen lernte, in drei Bänden mitzutheilen, die enthalten werden: 1) Reisen im äussersten Nordosten des Asiatischen Continents; 2) Die Geographie des Jakutskischen Gebiets mit dazu gehörigen Karten; 3) Historische Mittheilungen über die einzelnen Volksstämme, die das Gebiet bewohnen; 4) Eine Abhandlung über die Aufeisbildungen, die im Gebiet des sibirischen Eisbodens eine vielfach dem Lande eigenthümliche Erscheinung darbieten, und 5) Das Jakutskische Gebiet, wie es sich nach seiner geschichtlichen Entwickelung gegenwärtig darstellt, d. h. sein Klima, seine Bevölkerung und deren Lebensweise und Erwerb.

Im vorliegenden Bande sind nur die Reisen im äussersten Nordosten, die vom Nov. 1868 bis zum Nov. 1870 dauerten, mitgetheilt, wobei ich versucht habe, nach Möglichkeit auf die Eigenthümlichkeiten des von mir bereisten Landes hinzuweisen. Ich muss aber die Nachsicht des Lesers stark in Anspruch nehmen, denn in Folge der Entfernung des Druckorts ist es mir nicht gelungen, die Durchsicht der Arbeit mit der gehörigen Genauigkeit durchzuführen. Die wichtigsten Druckfehler sind allerdings am Schlusse angeführt, aber einige lästige Wiederholungen, die sich sehr unangenehm bemerkbar machen, konnten nicht mehr entfernt werden und mussten daher stehen bleiben.

Blankenburg, den 5. Nov. 1893.

GERHARD MAYDELL.

I.

REISE IN DEN NORDÖSTLICHSTEN THEIL

DES

JAKUTSKISCHEN GEBIETES

IN DEN JAHREN 1868—1870,

AUSGEFÜHRT

IM AUFTRAGE DES GENERALGOUVERNEURS VON OSTSIBIRIEN UND DER OSTSIBIRISCHEN ABTHEILUNG DER KAISERLICHEN RUSSISCHEN GEOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT.

Inhalt.

Inhalt der wichtigsten Anmerkungen.

---

1. Capitel.

Zweck der Reise. Vorbereitung zur Abfahrt. Reise von Jakutsk bis Ssrednekolymsk.

Im Jahre 1866 hatte ich im Auftrage des Gouverneurs des Jakutskischen Gebietes die beiden nördlichen Kreise dieses Gebiets, den von Werchojansk und den von Kolymsk, inspiciren und unter Anderem auch den Jahrmarkt besuchen müssen, der jährlich am Kleinen Anui, einem rechten Nebenfluss der unteren Kolyma, abgehalten wird. Auf diesem Markt, der im Frühjahr stattfindet, versammeln sich einerseits Kaufleute aus Jakutsk, Werchojansk und Kolymsk, andererseits die verschiedenen kleinen Völkerschaften, die auf dem nordöstlichsten Ende des Continents ihr Wesen haben und unter denen die Tschuktschen eine sehr hervorragende Rolle spielen. Zweck meines Besuches war die Schlichtung verschiedener Streitigkeiten, die daselbst in letzter Zeit unter den Handeltreibenden vorgekommen waren, und die Revision der alten noch vom Gouverneur Treskin im Anfang dieses Jahrhunderts erlassenen Marktregel, die in vieler Hinsicht nicht mehr passend und zeitgemäss sein sollte. Bei der Gelegenheit hatte sich nun herausgestellt, dass es im höchsten Grade wünschenswerth sei die Beziehungen der Tschuktschen zur örtlichen Kreisregierung von Kolymsk zu regeln und überhaupt in den Verkehr dieses bisher ganz

ausser Acht gelassenen Völkchens mit der Verwaltung sowohl als auch mit den übrigen Stämmen, Klarheit und Ordnung zu bringen.

Wie aus den, diesem Reisebericht zugefügten, historischen Notizen ersichtlich, hatte die alte Wojewoden-Verwaltung mit den Tschuktschen vom Flusse Anádyr und der an demselben errichteten Festung Anádyrsk aus einen über hundert Jahre dauernden Kampf begonnen, der schwere Opfer an Geld und Menschenleben gekostet hatte, ohne zu irgend welchen Resultaten geführt zu haben. In St. Petersburg wusste man von dem fernen Osten so wenig, dass man die Direction in den Angelegenheiten urtheilslos den örtlichen Gewalten überlassen musste, und diese hatten dieselbe lange Zeit ebenso urtheilslos den untergebenen Abtheilungschefs überlassen; in Folge dessen war über hundert Jahre, von 1640—1766 ein Krieg, und zwar mitunter ein sehr blutiger, geführt worden ohne irgend einen vernünftigen Grund und ohne jeden Zweck. Schliesslich wurde man der Sache und der ewigen Geldforderungen denn doch überdrüssig und trug der Oberverwaltung allen Ernstes auf, endlich einmal klaren Wein einzuschenken und ein unverfälschtes Bild der Sachlage zu geben. Das geschah denn auch, und man machte nun rasch der Sache ein Ende, indem man die Festung Anádyrsk aufhob, die kriegs- und beutelustigen Kosaken von dort fortverlegte und somit mit einem Schlage Ruhe schaffte. Was die Vertheidiger der alten Tschuktschen-Kriege prophezeiten, dass nämlich mit dem Aufheben der Festung Anádyrsk Mord und Todtschlag an den Ufern des Anádyr ihre grausigen Orgien feiern und die nun vom Bann befreiten Tschuktschen fürchterlich unter Lamuten, Jukagern, Korjaken und Kamtschadalen aufräumen würden — trat nicht ein. Im Gegentheil, der frühere

unaufhörliche Waffenlärm verstummte, und Friede herrschte allenthalben.

Seit dieser Zeit nun hatte man die Tschuktschen so ziemlich machen lassen, was sie wollten, und das war sehr vernünftig, denn sie machten nichts Schlechtes. Sie lebten ruhig in ihrem Lande und beschäftigten sich fast ausschliesslich mit der Zucht ihrer stattlichen Renthierheerden, ihrem einzigen Reichthum, und widerlegten damit auf das Schlagendste alle jene wüsten Gerüchte von ihrer angeblichen Rauflust und unbezähmbaren Wildheit, die die alten Kosaken mit Eifer über sie verbreitet hatten. Ja es erscheint vielmehr als höchst wahrscheinlich, dass diese Gerüchte eigens erfunden worden sind, um in St. Petersburg die unumgängliche Nothwendigkeit der Festung Anádyrsk und ihrer tapferen Besatzung darzuthun.

Nach dem Aufheben der Festung hatten die Tschuktschen einige Jahre hindurch durchaus keine Beziehungen zu den Russen; denn da der Punkt, der diese Beziehungen früher vermittelt hatte, aufgehört hatte zu bestehen, so mussten dieselben nothwendiger Weise auch aufhören. Auf die Dauer konnten die Tschuktschen das aber nicht ertragen. Es war ja am Anádyr nicht nur gekämpft worden; man hatte auch Handel und Wandel getrieben, so dass die Tschuktschen, die in ihrem öden, absolut waldlosen Lande nichts besassen, als ihre Renthierheerden und was dieselben ihnen lieferten, sich an mancherlei Gegenstände, namentlich Eisenwaaren und Holzarbeiten gewöhnt hatten, die zu entbehren ihnen sehr schwer fiel. Sie suchten daher selbst von Neuem Verbindungen und zwar vollständig friedlicher Natur anzuknüpfen, und da diesen Bitten seitens der Regierung bereitwillig entgegengekommen wurde, so bildete sich anfangs ein Tauschverkehr am Grossen Anui, später aber,

weil dieser Ort in vieler Hinsicht unbequem war, ein solcher am Kleinen Anui, 250 Werst östlich von Nishnekolymsk, einem kleinen Flecken an der unteren Kolyma, gegenüber der Mündung der beiden Anui.

Vom Jahre 1812 ungefähr hatte der Markt daselbst begonnen die verschiedenen Stämme alljährlich im März zusammenzuführen, und im Ganzen vertrug man sich recht leidlich, namentlich weil die Kolymsker, die die Tschuktschen nur vom Hörensagen kannten und alle jene alten Anádyr-Geschichten über die Blutgier und Wildheit buchstäblich glaubten, eine heillose Angst vor ihnen hatten und sie in Folge dessen höchst rücksichtsvoll und zuvorkommend behandelten.

Alle diese Furcht war jedoch nicht hinreichend, die Lust zum Uebervortheilen ganz in den Hintergrund zu drängen, und so kam es denn dann und wann vor, dass die Tschuktschen beim Abrechnen der Schulden nicht mit tadelloser Ehrlichkeit behandelt wurden. Derartige Dinge kommen auch sonst vor, um so mehr, als es fast unmöglich ist, Klagen dieser Art einer richterlichen Prüfung und Beurtheilung zu unterbreiten. Der gesammte Pelzhandel zwischen Kaufleuten und Pelzjägern geschieht auf Schuld, der Art, dass der Kaufherr zuerst dem Jäger Waaren auf Schuld ausleiht, dann im nächsten Jahre den Betrag der Schuld in Pelzwerk erhält und sofort eine neue Anleihe bewilligt. Diese Regel ist ein für alle Mal im ganzen Nordosten eingelebt, und so schlecht sie an und für sich ist, so ist sie doch so tief eingewurzelt und hat auch in den dortigen socialen Verhältnissen Manches für sich, dass es nicht möglich ist, dieselbe abzuändern. Nun führt der Kaufherr allein Bücher, der Pelzjäger hat nur sein gutes Gedächtniss, es liegt also nahe, dass bei der Abrechnung nicht immer Alles

so sich abwickelt, wie es sich abwickeln sollte; denn Zeugen giebt es meistentheils nicht, da dieser Art Geschäfte, alter Gewohnheit gemäss, fast stets unter vier Augen vor sich zu gehen pflegen. Bei solchen Differenzen zogen natürlich die Pelzjäger meistentheils den Kürzeren, da sie ja vollständig in der Hand des Kaufherrn waren und es nicht zum Bruche kommen lassen durften. Gelang nun das Uebervortheilen bei den übrigen Eingeborenen, so war nicht abzusehen, warum es nicht unter Umständen auch im Handel mit den Tschuktschen sollte versucht werden. Aber die Sache kam anders; die Tschuktschen erwiesen sich als noch viel zu wenig civilisirt, um gute Miene zum bösen Spiel machen zu wollen, sie erhuben Streit, und da sie nach alter Gewohnheit stets bewaffnet auf dem Markte erschienen, so kamen auch blutige Raufereien vor, die die Kaufleute veranlassten Klage zu führen. Da das Jakutskische Gebiet im Anfang des Jahrhunderts noch zum Gouvernement Irkutsk gehörte, so hatte der dortige Gouverneur Treskin (1)*) Veranlassung diese Angelegenheit vor sein Forum zu ziehen, und in der That ordnete er dieselbe in höchst praktischer und vernünftiger Weise, indem er für den Jahrmarkt am Anui circa 1817 eine feste Marktregel erliess, an der unverbrüchlich festgehalten werden sollte. Später wird Gelegenheit sein, diese Regel genauer in Betracht zu ziehen, hier genügt es zu constatieren, dass dieselbe ihren Zweck vollkommen erfüllte und alle diese Zeit als sichere Richtschnur bei den Beziehungen zwischen Tschuktschen einerseits und russischen Kaufleuten andererseits gedient hat.

Indessen im Lauf der Jahre hatte sich die Sachlage östlich von der Kolyma sehr wesentlich geändert. Die Tschuktschen, deren Wohnsitze im Anfang des Jahrhunderts von der

*) Die Anmerkungen siehe weiter unten.

Tschaun-Bucht begannen und bis zum Cap Peék (Ost Cap) und zur Mündung des Anádyr reichten, lebten ein ganz gesondertes Leben für sich in ihren trostlosen Einöden, man konnte sie also ganz gut sich selbst überlassen und hatte gar nicht nöthig sich um sie zu bekümmern. Kamen sie aber jährlich einmal an den Anui zum Markt, so hatte man die Treskin'schen Regeln, die für diesen Fall ja, wie gesagt, vollkommen ausreichten. Allmählich jedoch verlor sich bei den Tschuktschen die Angst, die ihnen seit der Zeit der Anádyr'schen Festung den Russen gegenüber in allen Gliedern steckte. Ihr Verkehr mit den Kaufleuten gewöhnte sie an allerhand Bedürfnisse, der jährliche Aufenthalt in der Waldregion an die grossen Annehmlichkeiten, die das Vorhandensein von Brennholz dem Menschen im hohen Norden verursacht. Kurz und gut, sie begannen nach und nach, wenn sie vom Anui alljährlich nach dem Markte abzogen, nicht mehr so weit fortzugehen; dann blieben sie schon in der Nähe der Waldgrenze, und schliesslich gingen sie auch nicht mehr über dieselbe hinaus, sondern liessen sich im Gebiet des Grossen Anui bleibend nieder. Man liess sie ruhig gewähren, denn sie lebten als ordentliche, friedliche Leute mit ihren reichen Renthierheerden und traten auch Niemandes Rechten zu nahe, da die beiden Anui schon längst nicht mehr so bevölkert waren, wie noch zu Zeiten Wrangell's, also Platz genug für sie da war. Vom Grossen Anui gingen sie in der Folge auch auf den Kleinen Anui hinüber und hatten schliesslich ihre Wohnsitze am ganzen rechten Ufer der unteren Kolyma bis an die Küste des Eismeeres. Selbstverständlich konnte ein so nahes Nebeneinanderwohnen nicht ohne vielfache Wechselbeziehungen zwischen Tschuktschen und Kolymskern bleiben, und es entwickelte sich in der That unter ihnen ein recht lebhafter

Verkehr. Die Tschuktschen hatten ausser grossen Renthierheerden nichts: Alles was sie sonst etwa brauchten, und im Laufe der Zeit hatten sie sich doch an Mancherlei gewöhnt, mussten sie von den Kolymskern kaufen, diese hingegen hatten ein lebhaftes Verlangen nach billigem und gutem Fleisch. So war denn beiden Seiten geholfen, und im Allgemeinen ging Alles nach Wunsch. Indessen konnte es nicht ausbleiben, dass bei so lebhaftem Verkehr auch mancherlei Differenzen mit unterliefen, und da war es denn sehr schlimm, dass die Tschuktschen in den Augen der örtlichen Administration als ganz unabhängige Nation galten und somit sich nicht den Anordnungen und dem Richterspruche des Isprawniks zu fügen hatten. Tüchtige Isprawniks kamen wohl über die Sache herüber und verstanden es sehr wohl Ruhe und Ordnung zu halten auch den Tschuktschen gegenüber, aber solche Männer hat man nicht immer zur Verfügung, so dass man schon lange die Absicht hatte Klarheit in diese Wirren zu bringen und nur nicht daran ging, weil man eben in Jakutsk sowohl als auch in Irkutsk viel zu wenig mit den örtlichen Verhältnissen bekannt war, um eine praktische Entscheidung treffen zu können oder zu wollen.

Als ich nach der Revision im Jahre 1866 zurückkehrte, verlangte der Gouverneur von Jakutsk, Geheimrath Lochwitzkij einen ausführlichen Bericht über die praktische Lage der Dinge an der unteren Kolyma und begann sich ernstlich mit der Ordnung derselben zu beschäftigen. Dazu kam noch, dass gerade um die Zeit eine Ueberlandtelegraphenlinie zwischen Asien und Amerika gelegt werden sollte (2) und es vorgesehen war einen Theil derselben durch das Land der Tschuktschen zu ziehen, es also wohl angezeigt schien, genauere Kunde von dem Lande und seinen Bewohnern, als

man bisher hatte, einzuziehen. Der Gouverneur Lochwitzkij legte daher diese Frage dem Generalgouverneur von Ostsibirien, General-Lieutenant Korssakof, vor, und die Folge davon war, dass ich den Auftrag erhielt, eine Reise in's Tschukschen-Land zu unternehmen und daselbst das Nöthige anzuordnen, damit die Beziehungen zwischen diesem Volke und der örtlichen Administration geregelter würden.

Das war die Veranlassung zu der Reise, deren Verlauf in den folgenden Blättern erzählt werden soll. Ich bin indessen nicht allein gereist, da die Sibirische Abtheilung der Kaiserlichen Russischen Geographischen Gesellschaft ihrerseits den Dr. K. von Neumann zu astronomischen und magnetischen Beobachtungen und den Topographen P. Afonassjef zur Aufnahme unserer Marschroute mitschickte. Ausserdem wurden uns zur Begleitung noch fünf Kosaken zukommandirt und schliesslich der Feldscherer N. Antonowitsch zu naturhistorischen Sammlungen zugegeben. Unser Plan war, von Jakutsk aus auf dem gewöhnlichen Wege über Werchojansk nach Ssrednekolymsk zu reisen, von dort aus nach Nishnekolymsk und an den Tschuktschen-Jahrmarkt uns zu begeben und alsdann nach Beendigung desselben mit den Tschuktschen durch deren ganzes Gebiet bis an das Cap Peék (Ostcap) und von dort an die Mündung des Anádyr zu ziehen; von derselben an wollten wir diesen Fluss hinauf verfolgen, von seinem oberen Laufe auf die Quellen des Grossen und dann auf die des Kleinen Anui gelangen und dann, längs dieses letzteren Flusses hinabziehend, wieder in Nishnekolymsk ankommen. Die Rückreise von Nishnekolymsk wollten wir aber nicht auf dem gewöhnlich üblichen Wege bewerkstelligen, sondern die Kolyma hinaufziehend bis an ihre Quellen das Plateau des Oimekon durchqueren und auf den unteren Al-

dan herauskommen. In wie weit es gelungen ist diesen Plan auch wirklich auszuführen, wird aus dem Folgenden ersichtlich sein.

Vor Allem galt es nun nach Ssredrekolymsk zu gelangen. Da der Befehl zu dieser Reise mir schon officiell im März 1868 bekannt gegeben worden war, so lag kein Hinderniss vor, dieselbe schon im Sommer desselben Jahres von Jakutsk aus anzutreten. Das Reisen um diese Zeit hat jedoch sehr viel Schwieriges. Díe Pferde halten vor Allem im Sommer viel weniger aus, wie im Winter: in ersterer Jahreszeit kann man jedes Saumthier für längere Touren mit nicht mehr als 4 Pud belasten, während im Winter ein solches sechs und ein halbes Pud ohne Schwierigkeit trägt. Dann bereiten Moräste und Flüsse oft grosse und schwer zu überwindende Hindernisse, und schliesslich sind es noch die Mücken und Stechfliegen (3), die das Reisen in der warmen Jahreszeit nicht nur für den Menschen, sondern in noch viel stärkerem Grade für die Saumthiere zur schweren Plage machen, ja Letztere in dem Grade während der ihnen so nothwendigen Ruhestunden durch Stechen und Blutsaugen beunruhigen, dass sie nicht ordentlich fressen können und daher bald von Kräften kommen. Wir beschlossen daher den Winter zur Reise zu wählen, der nur durch seine Strenge unangenehm wird; gegen diese kann man sich aber schützen, während es gegen die Sommerleiden keine Hülfsmittel giebt.

Gleich wie die Jahreszeit, so war uns auch die Art unserer Reise durch die Umstände fast aufgezwungen. In Jakutsk hört die eigentliche regelmässige Postverbindung mit Stationen, Pferden und Equipagen auf; es besteht zwar noch eine sogenannte Poststrasse von Jakutsk über Werchojansk bis nach Nishnekolymsk, jedoch ist das eigent-

lich nur eine sehr euphemistische Bezeichnung für das, was in Wirklichkeit vorhanden ist. Die Krone benöthigt nämlich einer gewissen Regelmässigkeit in ihren Verbindungen mit den Kreisverwaltungen und hat daher eine Art Stationen von Jakutsk aus einerseits nach Wiluisk, andererseits nach Kolymsk und Ochotsk eingerichtet. Für Kolymsk über Werchojansk besteht diese nun darin, dass auf alle 150 Werst (4) ungefähr irgend ein Unternehmer kontraktlich verpflichtet wird gegen eine festgesetzte jährliche Zahlung sechs Pferde im Sommer und die gleiche Zahl derselben Thiere oder ebenso viel Paar Rennthiere im Winter für vorkommende Fälle bereit zu halten. Letztere bestehen darin, dass die Krone laut dieses Kontraktes berechtigt ist, drei Mal im Jahre die Post von Jakutsk nach Kolymsk und ebenso oft von Kolymsk nach Jakutsk abzusenden und ausserdem noch reitende Boten abzufertigen, so oft der Dienst solches verlangen sollte. Privatpersonen haben nicht das Recht diese Verbindung zu benutzen. Wir aber konnten diese sogenannte Post auch nicht für unsere Zwecke gebrauchen, da wir selbst schon zahlreich waren und auch noch eine grosse Menge Gepäck mitzunehmen hatten. Es blieb uns also nichts Anderes übrig, als uns in der Weise einzurichten, wie es bei den nach dem Hochnorden handelnden Kaufleuten üblich ist. Diese Kaufherren machen alljährlich dieselbe Tour, die wir jetzt vorhatten (5), und wir fanden daher praktischen Rath und Hülfe, um unsere Gesellschaft reisefertig zu machen. Der Weg geht von Jakutsk zuerst an den Aldan, gegenüber der Mündung des Tukulan in denselben. An diesem Platz, der Shössei heisst, befinden sich einige von Jakuten und Russen bewohnte Jurten und Hütten und eine Anzahl Packhäuser. Von Jakutsk bis dahin rechnet man reichlich 200 Werst, und der Weg führt in der Lena-Niede-

rung durch ein verhältnissmässig ziemlich dicht bevölkertes Land, dessen Bewohner, die Jakuten des Jakutskischen Kreises, wohlhabende Heerdenbesitzer sind und auch etwas Gemüse- und Kornbau treiben. Die nach Ssrednekolymsk handelnden Kaufleute pflegen alle ihre Waaren und sonstiges Gepäck vorerst von Jakutsk an diesen Ort zu schaffen und daselbst von ihren Leuten in ihre Packhäuser abstapeln zu lassen. Das nimmt die Zeit vom August bis gegen Ende October in Anspruch. Während dieser Zeit sind die eigentlichen Saumthiere, die die Fahrt vom Aldan an bis Kolymsk auszuhalten haben, verschiedenen Unternehmern zur Fütterung und Pflege übergeben, und von der Sorgfalt, mit der Letzteres besorgt wird, hängt zum guten Theil der Erfolg der beschwerlichen und angreifenden Reise ab.

In derselben Weise richteten wir auch unser Gepäck ein, das schon in Jakutsk vollständig reisefertig gemacht werden musste. Da jedes Saumthier sechs und ein halbes Pud, d. h. 260 Pfund zu tragen hat, so muss das Gepäck so eingerichtet werden, dass auf jeder Seite des Saumsattels 3 Pud, oben auf aber ein halbes Pud angebracht werden können. Zum Seitengepäck braucht man leichte Holzkasten, die mit Leder überzogen sind, oder Ledersäcke, und die grösste Sorgfalt muss angewandt werden, damit Kasten wie Säcke sowohl vollständig mit Gegenständen angefüllt sind, als auch genau 3 Pud wiegen. Ist erstere Bedingung nicht erfüllt, so läuft man Gefahr, dass der Inhalt der Kasten und Säcke zerschlagen oder zerrieben wird; fehlt es aber an der zweiten, so hält die Last nicht das Gleichgewicht, die Sättel rutschen zur Seite, machen viel Aufenthalt unterwegs, ja können im schlimmsten Fall die Pferde wund reiben. Zum Obenauflegen verwendet man Gegenstände, die einestheils ihrer äusseren Form wegen sich nicht

gut in Kasten oder Säcke unterbringen lassen, theils auch solche, die man unterwegs fortwährend zu gebrauchen beabsichtigt, wie z. B. Provision, Kochgeräth, Schlafmatratzen etc.

Es war nun für uns die Frage von Wichtigkeit, wie wir vom Aldan aus die Weiterreise bewerkstelligen sollten; denn bis dorthin liessen wir, wie die Kaufleute, unser Gepäck auf Miethfuhrwerken schaffen. Wir konnten Pferde miethen und hatten in solchem Falle nur 20 Rubel für jeden Gaul zu zahlen und sonst weiter für nichts zu sorgen, weil in diesem Falle der Unternehmer alle Besorgung unterwegs auf sich nimmt (6); oder aber wir konnten uns selbst Pferde und Führer anschaffen und dann natürlich selbst zusehen, wie wir in Kolymsk ankamen. Nach reiflichem Ueberlegen entschloss ich mich zum Letzteren, weil wir auf solche Weise viel unabhängiger in unseren Bewegungen waren, obwohl für den Anfang wenigstens die baaren Auslagen dadurch viel bedeutender wurden. Ein gutes, schon an den Weg und an das Lasttragen gewöhntes Pferd konnte in Jakutsk nicht billiger als für 30—50 Rubel gekauft werden, und wir brauchten fünfzig Pferde, um uns Alle sowohl beritten zu machen, als auch unser Gepäck unterzubringen. Es erscheint das auf den ersten Blick etwas viel: wir und unsere Kosaken, deren ich aus Jakutsk nur zwei mitnahm, die übrigen drei mir aber in Kolymsk aussuchen wollte, machten sechs Mann aus, es blieben somit 44 Pferde für das Gepäck. Indessen muss in Betracht gezogen werden, dass wir nicht nur Lebensmittel für die Fahrt vom Aldan bis Kolymsk mitzunehmen, sondern auch für die Reise in's Tschuktschen-Land vielerlei Vorräthe nöthig hatten, die man in Kolymsk entweder garnicht, oder nur zu sehr hohen Preisen erhalten konnte. Dann aber ging mit uns eine Menge

Tauschwaaren, wie z. B. der sogenannte Tscherkaskische Tabak oder Machorka (7), ein schreckenerregendes Rauchmaterial, aber eine, wie wir weiter unten sehen werden, ganz unumgänglich nöthige Waare, ohne welche jedenfalls an einen Verkehr mit den Tschuktschen, denen Geld unbekannt ist, nicht gedacht werden konnte. Unter solchen Bedingungen erwiesen sich fünfzig Pferde als nur eben hinreichend; es hielt aber nicht leicht lauter solche Thiere zu erwerben, die für die weite Fahrt unter den gegebenen örtlichen Verhältnissen tauglich sein konnten. Das jakutische Pferd ist ein guter Schlag von etwas unter Doppelklepper-Grösse, fast ausnahmslos grau von Farbe, nicht sehr stark, aber bei richtiger Behandlung äusserst dauerhaft und auch mit geringem Futter gut aushaltend. Da das junge Pferd in der Heerde zuerst bei den Stuten aufwächst und dann bis zum vierten Jahr, wenn die Haltung eine rationelle ist, in der Heerde bleibt, so gewöhnt es sich nicht nur ausschliesslich an Grasnahrung, so dass es Hafer gar nicht zu fressen versteht, sondern gewöhnt sich auch Sommer und Winter, das ganze Jahr hindurch, sein Futter selbst zu suchen. Der Jakut macht Heu ausschliesslich nur für sein Hornvieh, das im Winter unter Dach und Fach gehalten wird, und für diejenigen Pferde, die er gerade zur Arbeit braucht. Die Stuten, Füllen, jungen Pferde und nicht im Dienst gehaltenen vollwüchsigen Pferde befinden sich im Tabun oder der Pferdeheerde, die Sommer und Winter sich ihr Futter selbst im Freien zu suchen hat. Den Sommer über hat der Jakut seinen Aufenthalt unter den Heerden, auf den Weidenplätzen, weil er die Milch derselben, namentlich auch die für ihn höchst wichtige Pferdemilch braucht, im Winter aber wohnt er in der Nähe seiner Heuschläge, auf welchen die im Sommer von seinen Knech-

ten errichteten Heuschoher stehen, die Pferdeheerden verbleiben jedoch auf den Weideplätzen, so dass er sie den Winter hindurch gar nicht um sich hat, sondern nur dann und wann nachsieht, ob sich die Thiere nicht zu weit verlaufen haben. In dieser rauhen Jahreszeit, in welcher die Kälte oft 40 bis 45° Reaumur unter Null erreicht und das Quecksilber durchschnittlich drei Monate lang zu den festen Körpern gehört, haben sich die Pferde ihr Futter selbst unter dem Schnee hervorzuscharren, und es bekommt ihnen in gewöhnlichen Jahren, wenn der Schnee nicht tiefer als 20 Zoll fällt, ganz vortrefflich. Ich bin selbst Zeuge gewesen, wie im Wilui'schen Kreise ein wohlhabender Jakut, gerade als ich bei seiner Jurte ankam, seine Pferdeheerde herbeigetrieben hatte, um eine Stute zu schlachten; denn er hatte Besuch erhalten von wohlhabenden Nachbarn, und da musste Pferdefleisch vorgesetzt werden, das die Jakuten bei weitem dem Rindfleisch vorziehen. Wir hatten Ausgang Februar, das Thermometer zeigte circa 40 Grad Reaumur unter Null, aber die Thiere sahen vortrefflich aus und waren äusserst munter und wohlauf. Es wurde eine junge Stute geschlachtet, denn sie essen das Stutenfleisch lieber, da sie dieselben nie zur Arbeit, sondern nur als Milch- und Zuchtvieh gebrauchen, und das Thier erwies sich, als das Fell abgezogen war, mit einer Speckschicht bedeckt, fast wie ein gutes Schwein.

So gut jedoch dieser Pferdeschlag an und für sich ist, so kann ein ungeübtes Thier nicht zu einer langen und beschwerlichen Reise gebraucht werden, auf welcher es, trotz der schweren Last, die es zu tragen hat, doch mit nur wenigen Ausnahmen auf das Futter angewiesen ist, das es sich während der Nachtruhe unter dem Schnee hervorscharrt. Man muss daher suchen solche Pferde zu erwerben, die

schon einige Mal den Weg nach Kolymsk oder doch den nach Ochotsk gemacht haben, um sicher zu sein, dass sie unterwegs nicht abfallen und zurückgelassen werden müssen. Da traf es sich denn für mich sehr glücklich, dass ein junger mir befreundeter Kaufmann, Mitrofan Timofejewitsch Ssamoilowskij, sich auf das Freundlichste bereit erklärte die Pferde für mich zu kaufen und dieses Geschäft auch mit so grosser Meisterschaft ausführte, dass ich auf dem ganzen Wege vom Aldan bis Nishnekolymsk auch nicht ein Pferd verloren habe. Zu den Pferden gehören aber auch Führer, welche derselbe freundliche Mann mir besorgte. Ein solcher Führer übernimmt es, die Reise auf seinem eigenen Pferde mitzumachen und fünfzehn Lastpferde zu führen; er hat die Thiere zu beladen, abzuladen, Sättel und sonstiges Geschirr, wie Halfter, Riemen u. s. w. in vollkommener Ordnung zu halten und dafür aufzukommen, dass die Thiere stets in gutem Zustande sind und namentlich, dass sie nicht von den Sätteln durchgerieben werden. Für Kost muss er selbst sorgen, hat aber das Recht auf drei bis vier Pferde je 20 Pfund von seinem eigenen Gepäck aufzulegen. Für das Alles erhält er den geringen Lohn von 65 Rubeln, und das für einen Dienst, der von Mitte October bis gegen Ende Juni dauert. Es ist kaum glaublich, dass man Leute findet, die für so kleine Zahlung ein so sehr schweres Amt übernehmen, besonders da eine nicht geringe Erfahrung und lange Uebung erforderlich sind, um ein tauglicher Führer auf einer so langen und beschwerlichen Reise zu sein. Er muss nicht nur selbst den Weg und alle Furten der zahllosen Flüsse kennen, sondern auch genau wissen, wo sich gute Weideplätze befinden, damit er seine Ruhepunkte an solchen aussucht; denn vermag er das nicht, so bringt er in kurzer Zeit die vortrefflichsten Thiere von Kräften.

So waren uns denn, noch ehe wir uns Alle in Jakutsk versammelten, die nothwendigsten Reiseerfordernisse, d. h. Pferde und Führer von freundlicher Hand in bester Weise besorgt worden. Wir selbst waren in Irkutsk durch Vermittelung der Sibirischen Abtheilung der Geographischen Gesellschaft mit Instrumenten und Allem zur Reise Nothwendigem versehen worden und konnten von dort am 15. August 1868 unsere Reise vorerst nach Jakutsk antreten. Der Weg, d. h. die grosse Poststrasse führt zuerst durch ein mit grossen, reichen Dörfern wohlbesetztes Land an die Lena, die, aus den westlichen Baikal-Bergen entspringend, beim Dorfe Katschuga für kleinere Fahrzeuge schiffbar zu werden beginnt. Da der Fluss indessen hier noch recht wasserarm und unbedeutend ist, so hat man die Poststrasse noch einige Stationen weiter am rechten Ufer desselben bis zum Dorfe Shigalowo fortgeführt; denn von Katschuga an kann man den Fluss eigentlich nur im Frühjahr, während des Hochwassers benutzen. Trotz dieser sehr kurzen Navigationsperiode hält Katschuga doch seinen Ruf als Hauptabfahrtsort fest, weil der eigentliche Waarentransport immer im Frühjahr stattfindet. Derselbe ist in der That um diese Zeit ein sehr bedeutender, da die Lena die einzige in Betracht kommende Verbindungsader des Nordens mit dem Centrum von Ost-Sibirien und der bedeutendsten Handelstadt ganz Sibiriens bildet. Alles, was der Norden, dessen Bedürfnisse durch die ausserordentliche Entwickelung der Goldwäschen an der Lena und am Witim gewaltig gewachsen sind, an Korn sowohl als an sonstigen Waaren der verschiedensten Art braucht, muss während des Winters nach Katschuga geschafft werden, um von dort in an der Lena selbst gebauten Fahrzeugen den Fluss hinunter zu schwimmen, seinen verschiedenen Bestimmungs-

orten zu, deren weitester, Jakutsk, von Katschuga 2500 Werst entfernt ist. Zum Transport auf der Lena bedient man sich zweier Arten von Fahrzeugen, der Barken und der Powosken. Eine Lena-Barke ist wohl das denkbar unbehülflichste Wasserfahrzeug, das die menschliche Phantasie jemals erdacht und die menschliche Hand ausgeführt hat. Auf einer Diele von dreizölligen Brettern werden Baumstämme vermittelst grosser Holzpflöcke dergestalt befestigt, dass der Stamm auf der Diele aufliegt, die an denselben aber stehen gelassene, grosse Streckwurzel unter rechtem Winkel vertikal aufragt. An diese Wurzeln werden gleichfalls mit grossen Holzpflöcken die Seitenplanken von unten zweiundeinhalb, oben aber zwei Zoll Dicke angeschlagen, und somit wird ein länglich viereckiger Kasten von 6 Faden (zu 7 Fuss Englisch) Länge, 4 Faden Breite und $1\frac{1}{2}$ Faden Höhe hergestellt. Innerhalb befinden sich Bretterabtheilungen für die Waaren sowohl als auch für die Mannschaft, und oben wird das Ganze mit einen flachen Bretterdache versehen, das nur in der Längsaxe etwas gehoben ist, um dem Regenwasser einigen Abfluss zu gewähren, und die Barke ist fertig. Vorn sowohl als auch hinten, d. h. an der vorderen und hinteren Schmalseite, wird je in der Mitte derselben ein gewaltiges Ruder, aus einem langen Baumstamme gehauen, angebracht, und diese beiden Stangen bilden die einzigen Lenkmittel der unbehülflichen Maschine. Solch eine Barke kann gegen 6000—6500 Pud (zu 40 Pfund) aufnehmen und sitzt alsdann gegen eine und eine viertel Arschin (die Arschin zu 28 Zoll engl.) im Wasser. Sie kann eigentlich nur mit der Strömung schwimmen, darin besteht ihr einziges Verdienst; ihre Lenkbarkeit ist jedoch eine äusserst geringe und besteht genau genommen nur in der Möglichkeit, dieselbe beim Aufbruch vom Ufer

in die Mitte des Stromes und beim Anhalten aus der Mitte desselben unter schweren Anstrengungen zum Ufer bewegen zu können. Auf einem grossen, mächtigen Strome mit breitem, von keinerlei Untiefen gestörtem Fahrwasser kann bei ruhigem Wetter eine solche Barke ganz gut ihren Zweck erfüllen. Die Lena hat aber erst weit unterhalb der Stadt Kirensk die erforderlichen Eigenschaften eines für solche Fahrungethüme geeigneten Flusses, oberhalb dagegen ist ihr Strombett vielfach gewunden und mit Sandbänken aller Art angefüllt. Die Mannschaft hat also trotzdem, dass die Barke nur so lange fährt, als es hell ist, einen sehr schweren Dienst und kann es häufig nicht verhindern, dass ihr Kasten aufsitzt und dann nur mit grosser Mühe wieder flott gemacht werden kann. Es gelingt nämlich nur in dem Falle einer Sandbank auszuweichen, wenn dieselbe schon von sehr weit her bemerkt werden kann; dann kann vermittelst beider oben angeführten Ruder die Barke soweit seitlich geschafft werden, dass sie am Hinderniss vorbeigleitet. Aber das Unglück liegt darin, dass das Fahrwasser im obern Laufe des Flusses ein sehr veränderliches ist und die Sandbänke alljährlich bedeutend wandern, so dass oft auch der erfahrenste Barkenführer sein Fahrzeug nicht vor Ueberraschungen zu bewahren vermag. Ist aber ein Festsitzen einmal erfolgt, so hilft in den meisten Fällen nur ein rasches Entladen, um wieder flott zu werden; denn das andere noch mögliche Mittel, das Warten auf ein Steigen des Wassers, trifft wohl zuweilen ein, kann aber sehr gefährlich werden, wenn es ausbleibt, weil das Fallen mitunter mit solcher Schnelligkeit erfolgt, dass an ein Flottwerden gar nicht mehr zu denken ist. Aus dem Gesagten ersieht man leicht, dass eine solche Barkenfahrt unter keinen Umständen eine rasche sein kann; die Barken brauchen

auch in der That gegen zwei Monate und drüber um in Jakutsk anzukommen, haben sie aber Unglück und vielfache Hindernisse, so ist es auch mit dieser Zeit nicht gethan.

Viel handlicher und rascher ist der Páwosek. Er ist viel kleiner als die Barke und nicht viereckig, sondern nach vorn zugespitzt, so dass er ungefähr die Gestalt eines Vierecks von 3 Faden Seitenlänge mit einem vorn angesetzten Dreieck hat, mithin also 3 Faden am hintern Ende breit und gegen 4 bis 5 Faden lang ist. Er kann nur gegen 700—800 Pud aufnehmen, schwimmt aber rascher und ist vor allen Dingen bedeutend lenkbarer. Auf solchen Fahrzeugen fahren die Kaufleute selbst und führen solche Waaren mit sich, die sie nicht nur für die Städte, namentlich für Jakutsk bestimmt haben, sondern mit welchen sie während der ganzen Reise an allen bewohnten Ortschaften Handel treiben wollen. Es sind das eigentlich schwimmende Buden, deren Ankunft mit Sehnsucht von allen Anwohnern der Lena erwartet und von welchen aus ein schwunghafter Handel betrieben wird. Die Barken dagegen führen nur Waaren auf Lieferung an festbestimmte Plätze und befassen sich nicht mit Handel.

Ausser diesen beiden Arten von Fahrzeugen für den Waarenverkehr hat man nur noch Boote für die Passagiere. Jede Station ist verpflichtet eine Anzahl Boote für den Postverkehr fertig zu halten während des Sommers und eine bestimmte Anzahl Schlitten für den Winter. Die einzige Poststrasse von Shigalowo an bis zur Station Pokrowskaja, hundert Werst vor Jakutsk, ist die Lena selbst, im Sommer das Wasser im Winter das Eis; sollte aber Jemand zu einer Zeit zu reisen wünschen, wo der Fluss nicht befahrbar ist, so hat er auf dem schmalen Saumpfade zu reiten, der sich längs des Ufers und zwar vornehmlich längs des linken Ufers

hinzieht. Diese Zwischenzeit ist allerdings sowohl im Frühjahr als auch im Herbst nur eine sehr kurze, da ja in Folge des im höchsten Grade continentalen Klimas von Ost-Sibirien diese beiden Jahreszeiten kaum vorhanden sind, Sommer und Winter dagegen fast unvermittelt ineinander übergehen. Solch ein Stationsboot ist ein offenes Fahrzeug und hat je nach der Menge der Reisenden und ihres Gepäcks eine verschiedene Grösse, indem es aus 9 oder 7 oder 5 Brettern besteht, und man sich also, ähnlich wie man vier oder drei oder zwei Pferde verlangen kann, einen Dewäterik, oder Ssemerik oder Päterik bestellt. Fährt man den Fluss hinunter, so wird das Boot gerudert je nach der Grösse von vier oder zwei Ruderern, fährt man jedoch denselben hinauf, so wird das Boot an der Leine gezogen. Zum Schutz gegen Regen und Sonne kann man ein Schutzdach aufsetzen lassen, das aus Brettern zusammengeschlagen die Form eines der Längsaxe nach durchschnittenen Cylinders hat und einfach im mittleren Theil des Bootes auf dessen Ränder aufgesetzt wird. In einem solchen Boot reist man ungefähr mit derselben Bequemlichkeit oder Unbequemlichkeit wie in einer gewöhnlichen Postequipage, namentlich hat man auf jeder Station umzupacken, da die Boote ja zurückkehren müssen. Um das zu vermeiden, benutzen Alle, die den Fluss häufig zu befahren haben, ihre eigenen Fahrzeuge, und diese sind oft bequem genug eingerichtet. In dem mittleren Theil des Bootes ist ein vollständiges Haus errichtet, das meistentheils aus zwei Zimmern besteht, das hintere grössere für den Besitzer, das vordere kleinere für die etwaige Bedienung. Vorn am Schnabel des Bootes befindet sich ein aus Ziegelsteinen errichteter Heerd zum Kochen, und an den Längsseiten des Bootes führt in der ganzen Länge des Hauses je ein mit Geländer versehener

Steg, um, ohne durch das Haus gehen zu müssen, vom Schnabel an den Spiegel gelangen zu können. In solchen Booten fährt sich's sehr bequem, und man kann die Fahrt namentlich den Fluss hinab, wo die Reise ziemlich rasch vor sich geht, in einem solchen bequem eingerichteten Boot auf dem herrlichen Strom eine sehr angenehme nennen.

Wir selbst besassen allerdings keine solche Fahrzeuge und hätten uns nolens volens mit Postbooten begnügen müssen, wenn es nicht zum Glück im Ganzen sehr leicht hielte dieselben leihweise zu erhalten. Es geschieht nämlich sehr selten, dass Jemand, der die Lena zu Boot von Jakutsk bis Irkutsk oder umgekehrt befahren hat, Gelegenheit findet, die Rückkehr noch zu Wasser zu bewerkstelligen. Gemeiniglich halten ihn Geschäfte so lange auf, dass er dazu schon den Winterweg wählen muss. In solchem Falle hält es schwer, das Boot die ganze lange Strecke zurückbringen zu lassen, und die Bootsbesitzer sind daher sehr darauf aus, Reisende zu finden, denen sie ihr Fahrzeug anvertrauen können, um es an Ort und Stelle abzuliefern. Es gelang uns daher ohne grosse Mühe zwei schöne Boote zu erhalten. In einem derselben schlugen wir unsern Wohnsitz auf, und das andere ward mit unserem Gepäck beladen, unter welchem der Tabak damals noch die Hauptlast bildete.

In rascher Fahrt waren wir von Irkutsk nach Shigalowo gelangt und bestiegen dort die bereit liegenden Boote. Anfangs ist die Lena nur ein kleiner Fluss, der zwischen seinen hohen Uferbergen, die aus rothem Todtliegenden bestehen, in vielfachen Krümmungen sich durchwindet. Von Shigalowo bis Kirensk verräth nichts an ihm, dass man sich auf einem Riesenstrome, einem der grössten der gewaltigen sibirischen Flüsse, befindet. Hübsch ist er freilich auch hier in seinem obersten Lauf, umgeben von hohen, bewaldeten

Bergen, mit ihren steilen Uferabstiegen, die blutroth aus dem frischen Grün der Lärchen und dem dunkeln Schatten der Tannen und Fichten in hellem Sonnenglanze hervorleuchten. Der erste etwas grössere Flecken, an dem man vorbeifährt, ist ausser der Kreisstadt Wercholensk die grosse Salzsiederei der Krone Ustjkut, an der Mündung des von links in die Lena fallenden Kut, in einer von hohen Bergen kreisrund umgrenzten Niederung schon gleich von den ersten Erobern angelegt. Diese Siederei ist von der allergrössten Wichtigkeit für den gänzlich salzarmen Norden und Nordosten Sibiriens. Zwar giebt es an der Kempendei, die von rechts in den mittleren Wilui fliesst, Steinsalzlager von unermesslichem Reichthum, dieselben sind jedoch zu weit abgelegen, um zur Zeit mit Vortheil benutzt werden zu können, und so ist denn Ustjkut die alleinige Versorgerin des ganzen Jakutskischen Gebiets. Die Krone beutet das Salz selbst aus und verführt es auf ihre Rechnung und zwar in der Weise, dass für das ganze Gebiet, von der Fabrik angefangen, bis in die weiten Fernen von Ustjjansk und Nishnekolymsk das Pud Salz zu einem und demselben Preise verkauft wird. Es ist das eine höchst segensreiche Einrichtung, durch welche den Nahewohnenden das Salz nicht übermässig vertheuert, den Fernabliegenden aber ermöglicht wird, dasselbe überhaupt erschwingen zu können. Die Krone berechnet ihre sämmtlichen Auslagen für Gewinnung und Transport und bestimmt danach den Preis unter Zuschlag von sechs Procent Kapitalgewinn. Wie hoch der Preis sich in Folge dessen jetzt stellt, weiss ich nicht anzugeben, während meiner Anwesenheit in Jakutsk jedoch variirte er stets um einen Rubel herum, während der Krone selbst das gesottene Salz in Ustjkut gegen dreissig Kopeken, das gleiche Quantum in Nishnekolymsk aber gegen 7 Rubel zu stehen kam (8).

So hübsch der Flecken Ustjkut auch gelegen ist, so wenig kann die Gegend eine gesunde genannt werden. Es herrscht nämlich daselbst und noch gegen hundert Werst den Fluss hinab der Kropf, den man sonst in Sibirien kaum kennt, in wahrhaft schreckenerregender Weise. Man sieht kaum Jemand unter den Einwohnern der auf dieser Strecke befindlichen Dörfer, der nicht auf das Grässlichste durch diese Krankheit entstellt wäre. So waren sämmtliche acht Ruderer und beide Steuerleute unserer beiden Boote mit solchen Auswüchsen behaftet, die sie indessen nicht weiter zu belästigen schienen, oder die sie, falls das der Fall sein mochte, bequem unterzubringen verstanden. Das thaten nämlich zwei Ruderer unseres Bootes, die, ehe sie zu den Stangen griffen, ganz gleichmüthig die ihnen bis unter die Brust herabhängenden Kröpfe packten und über die Schulter warfen, wo sie auch ruhig hängen blieben und ihren Eigenthümern nicht weiter bei der Arbeit im Wege waren.

Bis zur Kreisstadt Kirensk (9) bleibt die Lena ein schmaler Fluss mit vielfachen Windungen; auch ist die Strömung eine sehr gemässigte, ja um Kirensk herum eine derartig schwache, dass das Herauf- und Herunterrudern gleich erfolgreich vor sich geht und man den Eindruck hat, oberhalb eines gestauten Flusses zu fahren. Im Allgemeinen gehört die Lena zu den sehr gemächlich strömenden Gewässern, was auch schon daraus hervorgeht, dass ihr Niveau bei Katschuga, 4000 Werst von ihrer Mündung in's Eismeer, nur 1530 Fuss engl. über dem Meere liegt. Bei Kirensk nimmt die Lena die Kirenga auf, die gleichfalls von den westlichen Baikalbergen herabkommt, und erscheint schon etwas breiter, aber nur noch als ein Fluss von sehr mittelmässigen Verhältnissen. Der schwachen Strömung

wegen kamen wir nur langsam vorwärts und wurden noch dazu durch fortwährende widrige Winde aufgehalten und die Leute dergestalt ermüdet, dass sie es häufig vorzogen, Pferde zu nehmen und die Boote den Fluss hinunter an der Leine zu ziehen, als sich mit dem Rudern vergeblich abzumühen. Einige Stationen unterhalb Kirensk befindet sich eine allen Anwohnern der Lena sehr bekannte Stelle. Es ist das ein sehr schön geformter mächtiger Felsen, der sich am linken Ufer des Flusses steil aus den Wellen desselben erhebt, ja sogar scharf in's Fahrwasser hineinragt. Für Boote ist dieses Cap nicht gefährlich, wohl aber für Pawosken und in hohem Grade für die unlenksamen Barken. Wenn es der Mannschaft nicht gelingt rechtzeitig zum rechten Ufer ihren Kurs zu lenken, so erfolgt unvermeidlich ein Anrennen des Felsens, das fast stets mit der Zertrümmerung der Barke verbunden zu sein pflegt. Dieser Fels trug seit uralten Zeiten den Namen Byk (Ochs), weil seine Fronte sich den den Fluss Hinabfahrenden wie die breite Stirn eines stössigen Ochsen entgegenstellt. Da passirte aber vor etwa dreissig oder vierzig Jahren, wenn es nicht noch länger her ist, an dieser Stelle ein Schiffbruch, der dem Felsen noch zu einem sehr bezeichnenden Epitheton ornans verholfen hat. Es war das zu der Zeit, als der Fiscus noch der einzige Branntweinbrenner in Sibirien war, und den Branntwein durch Pächter vertreiben liess. Damals fuhr eine mächtige Barke mit einer vollen Ladung Branntwein den Fluss hinunter und rannte an den Felsen dergestalt an, dass sie sofort aus den Fugen ging und die Fässer mit der kostbaren Ladung auf dem Wasser herumschwammen. Die Mannschaft konnte sich zur Noth retten und rief nun allenthalben das Volk auf, um das Kronseigenthum, das ja nach dem Gesetz weder durch Feuer, noch durch Wasser ver-

nichtet werden dürfe, zu retten. Die Leute sind dann auch gekommen und sollen in der That manche Fässer gerettet haben; aber viel soll es nicht gewesen sein, da, wie es heisst, ein starker Sturm ausbrach, der einerseits das Retten zu einem sehr schwierigen Geschäft machte, andrerseits aber die Fässer an einander schlug, so dass sie zerbarsten. Für sich jedoch müssen die Leute denn doch mancherlei unter Fach gebracht haben, da eine Zeit des Jubilierens und der Gelage für jene Gegend anbrach, von der man noch gegenwärtig an der Lena erzählt, und der zu Ehren jener wohlthätige Felsen seitdem Pjanyi Byk (Betrunkener Ochse) genannt wird.

Erst vom Dorfe Witimskoje an, bei welchem der mächtige Witim von rechts in die Lena mündet, wird letztere zum grossen Strom. Der Witim kommt vom transbaikalischen Hochlande, fliesst anfangs nach Osten und ändert erst später seinen Lauf nach Norden und schliesslich nach Nord-Westen. Sein weit ausgedehntes Stromgebiet gehörte bis vor nicht langer Zeit in seinem ganzen Verlaufe zu den am wenigsten bewohnten Gegenden Sibiriens (10). Vor einigen zwanzig Jahren jedoch hat der Bereich der Goldwäschen, der zuerst an den in die Lena fallenden Grossen und Kleinen Patom begann, sich bis an die rechten Zuflüsse des untersten Witim ausgedehnt, und es sind daselbst einige Wäschen gegründet worden, die nicht nur zu den weitaus reichsten Sibiriens gehören, sondern auch die ersten sind, denen schon nicht mehr der Name «Wäschen» gebührt, da sie nicht oberflächlich bearbeitet werden, sondern das Gold in regelrechten Stollen und Schachten abgebaut wird. Da nun solche Anlagen eine Menge Menschen heranziehen und auch an Material sehr viel verbrauchen, so hat sich in diesen sonst so stillen Gegenden ein reger Verkehr entwickelt

und haben die Compagnien sich veranlasst gesehen, anstatt der veralteten und gebrechlichen Flussfahrzeuge ordentliche Dampfer herzurichten, ohne jedoch dieselben in der Zeit, wo unsere Reise stattfand, auch dem sonstigen Publikum benutzbar zu machen.

Von Witim ab tritt dem Reisenden zuerst das Volk entgegen, das von dieser seiner Südgrenze bis an den höchsten Norden das vorherrschende bleibt, die Jakuten. Um die Quelle der Lena bis Kirensk etwa sitzen in dichten Haufen die Burjaten, die an der Lena und der mit ihr eine Strecke parallel fliessenden Angará schon vielfach neben Viehzucht auch mit grossem Erfolg Ackerbau treiben. Dann folgt eine fast unbewohnte Strecke, auf der man ausser den Stationsdörfern, die im ganzen Verlauf der Lena fast ausschliesslich mit russischen Ansiedlern besetzt sind, nichts menschliches findet, und dann, wie gesagt, vom Witim an der Stamm der Jakuten. Vor Alters ist die obere Lena die ursprüngliche Heimath dieser Jakuten gewesen, sie sind aber von da durch die Burjaten und die mit den Letzteren verbündeten Tungusen an die mittlere Lena gedrängt worden, wo sie sich auch zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Kosaken vorfanden. Als dann die Erpressungen und Vergewaltigungen seitens der neuen Herren alles nur irgend erträgliche Maass überschritten, wanderten die Jakuten nochmals aus, und zwar einestheils nach NW. an den Wilui, den einzigen grossen linken Nebenfluss der Lena, anderntheils über das Werchojanskische Gebirge, wo sie sich nach und nach an der Jana, der Indigirka und der Kolyma in der Weise niederliessen, wie das noch heutigen Tages der Fall ist.

Der die Lena Hinabfahrende bemerkt freilich nicht sofort, dass das eigentliche Landvolk des von ihm durchfahrenen Gebiets ein anderes geworden ist; denn die Dörfer

am Fluss bleiben, wie schon angeführt, ausnahmslos russische, auch liebt der Jakute nicht seine Jurte am Ufer des Stromes aufzuschlagen, da derselbe von Bergen besetzt ihm keine für seine Heerden passenden Weideplätze gewährt. Aber an den Fahrknechten merkt man wohl die Veränderung, der burjatische Schlafrock verschwindet, und die jakutische kurze Tracht, die auch von den Russen vielfach getragen wird, tritt an die Stelle desselben. Aber es ist nicht das allein, was die Umgebung als eine ganz andere erscheinen lässt, viel deutlicher tritt einem ein anderes Merkmal entgegen, das einen daran erinnert, dass man von Süden nach Norden fährt, und dass der grosse Strom, je mächtiger und majestätischer er sich zu beiden Seiten des Bootes ausbreitet, desto mehr dieses Boot der unwirthlichen Region der Pelzthiere entgegenführt. Die obere Lena hatte noch recht wohlbevölkerte und wohlbebaute Ufer, man traf doch nicht bloss auf die alle fünfundzwanzig oder zwanzig Werst von einander entfernten Stationsdörfer, an denen man anhalten muss, um die Ruderer zu wechseln, es fanden sich auch sonst vielfach grössere oder kleinere Ansiedelungen der Menschen längs den beiden Ufern zerstreut. Ungefähr von Kirensk an hört das auf, man trifft am Flusse nur noch Stationsdörfer, die mitunter gross und allem Anschein nach wohlhabend sind. Unterhalb der Mündung des Witim aber werden diese Stationen schon sehr klein und unbedeutend, ja von der Grenze des Jakutskischen Gebietes an beschränken sie sich auf die wenigen Häuser der den Postdienst besorgenden Leute. Die Lena fängt an einsam zu werden und alle Pracht der majestätischen Wasserfläche, die in einer Breite von nicht unter zwei Werst unterhalb des Witim beginnend allmählich bis zu der von 7—8 Werst bei Jakutsk steigt und zwischen hohen Uferbergen von oft wunderbarer

Schönheit dahin gleitet, ist nicht im Stande, das Gefühl von Langeweile auf die Dauer zu unterdrücken, das einen beim Anschauen dieser menschenleeren, unbelebten Natur beschleicht.

Nur ein Punkt muss noch vor Olekminsk erwähnt werden, wo an der Lena ein arbeitsames, geschäftiges Leben pulsirt, es ist das die gegenüber der Station Nochtuiskaja am rechten Lena-Ufer gelegene Goldwäscherresidenz Matscha.

Die Goldwäschen, die, wie schon mehrmals angeführt worden, eine grosse Menschenmenge und grosses Waarencapital in Bewegung setzen, haben ausser den Wäschen, wo die eigentliche Arbeit betrieben wird, noch meistentheils eine grosse Anzahl Vorraths- und Verwaltungsgebäude, die nicht bei den oft in den unwirthlichsten Bergthälern sich befindenden Wäschen angelegt sind, sondern gemeiniglich an den grossen Verkehrswegen. Daselbst sind die Niederlagen für all das umfangreiche Arbeitsmaterial, das eine Goldwäsche braucht, dort sind die Komptoire, die oberste Verwaltung, dort werden auch die Leute angestellt, abgelassen und abgelohnt. Kurz eine solche Verwaltungsniederlassung oder, wie der örtliche Sprachgebrauch es benennt, eine Residenz ist ein Ort eines sehr lebhaften geschäftlichen Treibens. Im höchsten Grade ist das nun in Matscha der Fall, wo nicht nur ein sehr grosser Theil der Residenzen der Goldwäschercompagnien des Olekminsk-Witim'schen Goldbezirks sich befindet, sondern auch die Goldwäschenpolizei ihren Sitz hat und eine Kirche und sonstige öffentliche Anstalten errichtet sind. Im Sommer legen hier in grossen Mengen die Barken an, die von Irkutsk Mehl, Grütze und verschiedene Waaren und Geräthschaften anführen; im Herbst erscheinen von allen Seiten Jakuten und Tungusen, um die Vorräthe aus den Vorrathshäusern der Residenzen auf Saum-

thieren den Goldwäschen in den Bergen zuzustellen; im Winter langen in endlosen Zügen die Transporte mit gefrorenem Fleisch, Fisch, Wild, Butter und Talg an; kurz das Leben hört hier eigentlich nie auf, auf das Lebhafteste zu pulsiren mitten in der öden Wildniss (11).

Von Matscha nach Jakutsk rechnet man gegen 1000 Werst. Auf dieser langen Strecke ist das rechte Ufer absolut unbebaut und menschenleer, auf dem linken befinden sich eigentlich nur die in bestimmt abgemessenen Entfernungen errichteten kleinen Stationsdörfer; nur die nächste Umgebung der Kreisstadt Olekminsk ist noch durch zwei grössere russische Dörfer und eine Ansiedelung der Sekte der Skopzen belebt, welche Letzteren hierher verbannt worden sind. Die Jakuten, die zwischen Matscha und Olekminsk vorherrschend das linke Ufer des Flusses bewohnen, kommen niemals an den Fluss heran, der somit ein ganz verödetes Ansehen hat, da auch die Felder, die fast jede Ansiedelung umgeben, hier schon zu sehr kleinen Stücken zusammenschrumpfen, weil die Strenge des Klimas, obwohl sie den Ackerbau mit Roggen, Gerste und Hafer noch gestattet, doch je näher nach Jakutsk, desto ärmere Ernten gewährt und die Leute sich daher lieber an den reichen Fischfang im grossen Strome halten, als Mühe und Arbeit an den Acker zu wenden, der ihre Erwartungen oft genug täuscht.

In den ersten Tagen des September kamen wir endlich nach einer durch fortwährend widriges Wetter sehr verlangsamten Reise in Jakutsk an und hatten alle Hände voll zu thun, um uns zur Weiterreise vorzubereiten. Die Pferde wurden empfangen und an den Aldan geschickt, um dort noch vor der Reise kräftigst mit bereitgestelltem Heu gefüttert zu werden, das Gepäck wurde in oben angegebener Weise fertig gestellt und je nachdem es bereit gemacht war,

sofort mit den Gütern der Kaufleute vorausgeschickt. Das Alles nahm viel Zeit in Anspruch, so dass wir erst am 30. October spät Abends uns in unsere Schlitten setzen und an den Aldan begeben konnten, wo wir den 1. November, auch Abends, anlangten. In Dsheli wurde allenthalben eifrig gerüstet, fast alle Kaufleute waren schon vor uns angekommen, einige hatten sich auch schon auf die weitere Fahrt begeben, andere ihre Karawanen zum Theil abgefertigt und besorgten nun den Rest, mit dem sie selbst ziehen wollten. Wir fanden unsere Pferde und Führer in bester Verfassung vor und gingen daran die Karawane zu bepacken und dann aufzubrechen. Für über vierzig Packpferde ist das gerade keine kleine Arbeit; denn obwohl das Gepäck in Jakutsk schon reisefertig gemacht worden war, so fanden die Leute noch Manches an demselben auszusetzen. Die grossen dreipudigen Kasten und Säcke waren bald sortirt; aber es fand sich eine Menge kleineres Gepäck, das nun so zusammengestellt werden musste, dass jeder Gaul seine volle Ladung und zugleich jede Pferdeseite genau dasselbe Gewicht erhielt. Auf dieses Letztere wandten sie die grösste Aufmerksamkeit, und wieder und immer wieder prüften sie die Gepäckstücke darauf hin ab.

Am 7. Nov. war schliesslich Alles so weit, dass wir uns auf die Pferde setzen konnten.

Jeder Führer hat das für die fünfzehn ihm anvertrauten Pferde bestimmte Gepäck in zwei langen Reihen so in den Schnee gelegt, dass, wenn er die Thiere, eins hinter das andere gehalftert in die Gasse hineinführt, jedes zwischen den ihm zukommenden Stücken stehen bleibt. Dann hängt er beim ersten Pferde das Gepäckstück von der einen Seite an den Packsattel und stellt unter die Last einen kleinen Knüppel als Stütze, springt dann rasch unter dem Bauch

des Pferdes durch auf die andere Seite und stellt, indem er auch dort das Gepäckstück aufhängt, das Gleichgewicht wieder her. So geht es von einem Pferde zum andern, und in kurzer Zeit haben alle seine Pferde ihre Seitenlast empfangen. Nun kommt das Zugewicht, ungefähr 20 Pfund schwer, das oben auf dem Sattel angebracht wird, und dann wird Alles mit langen Riemen um den Bauch herum fest angebunden. Es ist interessant anzusehen, wie rasch und gewandt ein Mann seine fünfzehn Pferde bedient und reisefertig macht. Sobald ein Führer fertig ist, setzt er sich mit seinen Pferden in Bewegung, selbst voranreitend und immer dabei aufmerkend, ob nicht etwa das eine oder das andere Pferd sich ziehen lässt und so sein Vorderthier ermüdet (12). Sind alle Packpferde mit ihren Führern abgegangen, so setzt man sich selbst in Bewegung. Wir hatten für den ersten Tag nur einen kurzen Ritt von 15 Werst zu machen, Thiere und namentlich die Reiter sollten sich erst an die Sache gewöhnen, was für Letztere um so nothwendiger war, als Dr. Neumann, der Topograph Afonassjef und der Feldscherer Antonowitsch noch keine Winterreisen zu Pferde gemacht hatten.

Die Sache ist nicht so schlimm, wie man sie sich vorstellt, und ich halte dafür, dass man im Sattel kaum mehr der Kälte ausgesetzt ist, als im Schlitten. Der Oberkörper ist insofern sogar besser daran, als er durch die Bewegung des Reitens mehr erwärmt wird, als beim Ruhigsitzen im Schlitten. Uebler steht es mit den Beinen, die wohl leicht frieren, trotz dem Schutze der Pelzbeinkleider aus Eisfuchs- und der Strümpfe aus Hasen- oder Renthierfell, über welche noch die sogenannten Unty, d. h. weiche Stiefel aus sämisch gegerbtem Leder kommen. Die Füsse schützt man sich wohl noch durch Holzsteigbügel, die be-

deutend weniger kälten, als eiserne, aber die Kniee sind kaum zu erwärmen. Das Beinkleid mag genäht sein, wie es will, es zieht sich doch, sobald man im Sattel sitzt, stramm über die Kniescheibe an, und da muss das Knie frieren, weil alles Pelzwerk nur dann wärmt, wenn es lose am Körper sitzt. Das Gesicht und namentlich den Athmungsapparat schützt man dadurch, dass man dasselbe mit einem dicken Tuch oder noch besser mit einer wollenen Binde so verhüllt, dass nur eine schmale Spalte zwischen dieser Binde und dem Rande der Fellmütze zum Sehen übrig bleibt. Es ist das eine unumgänglich nöthige Vorsicht, die auch die sonst so sehr abgehärteten Jakuten nicht gerne ausser Acht lassen; denn ein längeres gänzlich unvermitteltes Einathmen einer Luft von über 40 Grad Reaumur unter Null dürfte auch den besten Lungen verderblich werden. Die Binde wirkt jedoch wie ein guter Respirator und benimmt auch der strengsten Winterluft ihre Kälte, so dass man von dieser Seite weiter nichts zu befürchten hat.

Das Unangenehmste bei dieser Art Reisen ist und bleibt stets die erschreckliche Langsamkeit, mit der man von der Stelle rückt. Es kann nur Schritt geritten werden, weil die Pferde sonst von Kräften kommen würden, und das bringt nicht mehr als höchstens vier und eine halbe oder im besten Fall fünf Werst in der Stunde; man sitzt also den ganzen Tag im Sattel unter den denkbar unangenehmsten Bedingungen und hat sich schliesslich nur eine höchst mässige Strecke vorwärts bewegt — das ist sehr ermüdend und unangenehm.

Nachdem wir über den Aldan gekommen und im Ganzen fünfzehn Werst gemacht hatten, hielten wir an einer Jurte zum Nachtlager an. Der Besitzer derselben hielt selbst kein Vieh, machte aber stets eine Menge Heu fertig, das er den

vorbeiziehenden Kaufleuten für im Ganzen civile Preise verkaufte. Ich benutzte das denn auch, um meinen Pferden, voraussichtlich für längere Zeit das letzte Mal, den Genuss einer guten Abendmahlzeit zu gestatten. Darauf richteten wir selbst uns ein und bestimmten unsere Tagesordnung, die auch während der ganzen Reise unabänderlich eingehalten wurde. Jeden Morgen gegen fünf Uhr standen die Führer auf, zündeten das Feuer an und setzten das Eis oder den Schnee, je nach Umständen, zum Schmelzen an dasselbe, während Einer von ihnen dieses fortwährendes Nachfüllen erfordernde Geschäft besorgte, gingen die Anderen hinaus, um nach den Pferden zu sehen und dieselben anzutreiben. Befand sich am Lagerplatz gute Weide, so fand man die Thiere meistentheils bald auf, da sie sich unter solchen Umständen selten weit fortbewegen. War aber die Weide schlecht gewesen, so war das Aufsuchen derselben eine zeitraubende mühsame Arbeit, an der nicht nur die Führer, sondern auch die beiden Kosaken theilnehmen mussten. Unter solchen Umständen geht das Pferd beim Herausscharren des Futters immer vorwärts, so dass schliesslich die Thiere sich nach allen Weltgegenden zerstreut haben und oft erst nach langem Suchen gefunden werden. Ist das Wasser fertig, so wird das Frühstück, das zugleich das Mittagsmahl vorstellt, bereitet. Unterdessen stehen wir auf und machen Toilette, was bei 40 Grad Kälte nicht gerade zu den angenehmen Dingen gehört, dann wird gegessen und wenn die Pferde gefunden sind, dieselben beladen und sofort ausgeritten. Stets wird die ganze Station, je nach den Futterplätzen, 40 oder 60, ja mitunter auch 70 Werst in einem Zuge, ohne Ruhepause, abgeritten, und somit langt man erst am Abend am Ruhepunkt an.

Die Powarnja's oder Herbergen, von denen später noch

die Rede sein wird, sind natürlich ungeheizt; man hat also, während die Führer die Pferde abladen und auf die Weide lassen, zuerst für trocknes Holz zum Feuern zu sorgen und dann sofort ans Schmelzen des Schnees oder Eises zu gehen, um nur möglichst rasch warmen Thee zu sich nehmen zu können. Ist das geschehen, so geht, während das Abendessen zubereitet wird, Jeder an seine Arbeit, die nun freilich in dieser ersten Zeit fast nur in der Herstellung der Marschroute bestand, die vom Topographen allabendlich gleich nach den frischen Eindrücken des Tages festgestellt wurde. Dann folgt Abendessen und Schlafengehen. Bei unserem ersten Nachtlager hatten wir es insofern noch sehr bequem, und das war auch mit ein Grund, warum ich die erste Tour so sehr kurz sein liess, als wir in eine warme, von Menschen bewohnte Jurte kamen. Für später hatten wir eben nur auf Powarnja's zu hoffen, und die sind unbequem genug. Es sind das sechseckige Blockhäuser, in deren Mitte eine mächtige Feuerstelle sich unter dem oben offen gelassenen Dach befindet, und an deren Wänden hölzerne Pritschen angebracht sind. Man ist also einerseits durch dieselben nur gegen Wind, Schnee und Regen geschützt, nicht aber gegen die Kälte, andererseits hat man entsetzlich vom Rauch zu leiden, der namentlich anfangs, so lange das Feuer noch schwach ist und den Raum noch nicht durchwärmt hat, nicht zur Dachöffnung hinauseilt, sondern sich in dicker Wolke unter derselben niederlegt, so dass mitunter sogar das Athmen erschwert wird. Hat das Feuer eine Zeit lang gebrannt, so wird es etwas besser, indem der Rauch dann hinauszieht und der innere Raum sich doch etwas erwärmt. Sobald man sich aber hinlegt und das Feuer verlöscht, wird es bald wieder kalt, und des Morgens unterscheiden sich die Temperaturen in der Powarnja und in der

freien Luft wohl nur um ein oder zwei Grade. Man kann also in einer solchen Behausung nur schlafen, wenn man seine Pelzkleider anbehält und sich auch noch mit einer Decke aus Eisfuchs- oder Hasenfellen zudeckt. Dann geht es ganz leidlich, aber das Aufstehen und namentlich das Waschen gehört zu den beschwerlichen Dingen.

In der oben angeführten Ordnung ging nun die Reise Tag für Tag in eintönigster Weise vor sich, indem ein Tag dem anderen vollkommen glich und nur selten einige Abänderungen in dem eingeführten Tagewerk unserer Karawane vorkamen.

So waren wir denn auf dem Wege, für's Erste nach Werchojansk, und zwar hatte ich beschlossen, das Gebirge im Thale des Tukulán zu ersteigen und auf die Quellen der Jana hinauszukommen. Dieser Weg ist nicht der einzige, es giebt noch andere Gebirgspfade, namentlich einen, der das Werchojanskische Gebirge im Thale des gleichfalls in die Lena fliessenden Kelä erreicht und auf die Quellen des Dulgalách hinausführt, den grossen linken Nebenfluss der Jana, der in dieselbe oberhalb der Kreisstadt Werchojansk mündet. Dieser Weg hat mancherlei Vorzüge vor dem von uns gewählten, ist auch früher vielfach benutzt worden, da der Aufstieg ein allmählicher ist und besonders keine so steile Wand überwunden zu werden braucht, wie beim Wege im Thale des Tukulan. Auch sind die Weideplätze sowohl an den Ufern des Kelä, wie auch an denen des Dulgalach besser als die unseres Weges. Aber diesem Vortheil stehen Mängel entgegen, die auch sehr schwer wiegen. Es sind dort keine Powarnja's errichtet, und trotz des wenig Einladenden, das diese bieten, sind sie doch weit dem Nachtlager unter freiem Himmel vorzuziehen, wo man jedem Winde ausgesetzt ist. Dann aber leidet das Thal des Dulga-

lach, insbesondere in seinem obersten Laufe, an grossem Schneeüberfluss, so dass die gute Weide unbrauchbar wird, denn wenn der Schnee bis zu einer Arschin (28 Zoll englisch) tief liegt, so wird das Herausscharren des Futters den Pferden zu schwer, sie fressen nicht ordentlich und kommen daher rasch von Kräften. Den Ausschlag bei diesen Erwägungen gab aber der Umstand, dass die Kaufleute sämmtlich den Weg längs des Tukulan gewählt hatten, wir also gewissermaassen auf gebahnter Strasse zogen und ausserdem vor uns und hinter uns noch Karawanen hatten, so dass man im Falle unvorhergesehener Ereignisse auf Hülfe rechnen konnte.

Vom Aldan bis zum Fuss des Gebirges machten wir folgende Tagereisen. Am 7. November bis Bestumursach 15 Werst, am 8. Nov. bis Tarayräch 30 Werst, am 9. Nov. bis Melkassinskaja 40 Werst, am 10. Nov. bis Ygysskellöt 50 Werst, am 11. Nov. bis Kurung-Chaptschagai 30 Werst, am 13. Nov. bis Ssiss-ana 40 Werst.

Bis Tarayräch hatten wir ebenes Land zu durchziehen, anfangs einige Seen, dann gutbestandenen Lärchenwald, in der Ferne jedoch zeigten sich schon die Gipfel im Kamme des Gebirges; dann traten zu Seiten des Weges schon niedrige Berg- oder vielmehr Hügelketten auf, wir zogen über einen kleinen Nebenfluss des Tukulan, den Sserdynach, näherten uns aber noch nicht dem eigentlichen Lauf des ersteren. Erst von Ygüsskellöt an beginnt das eigentliche Gebirge, der Tukulan wird zum reissenden Gebirgsstrome, der in einem ungefähr vier bis fünf Werst breiten Thale zwischen hohen Gebirgsketten dahinrast und zur Zeit des Hochwassers nicht nur Erdreich und darauf stehenden Hochwald mit sich reisst, sondern auch Felsblöcke von bedeutender Grösse fortrollt.

Bald hinter dem Platze Kurung-Chaptschagai verschwinden die Tanne und die Fichte, um nun nach Norden zu nicht mehr vorzukommen. Es ist mir leider nicht möglich gewesen festzustellen, wie sich diese Bäume weiter nach Osten verhalten, ich kann nur mit Sicherheit sagen, dass sie im ganzen Bereich der nach dem Eismeer fliessenden Gewässer nicht anzutreffen sind (18). So weit das Werchojanskische Gebirge sich als Randgebirge hinzieht, ist somit der südliche Fuss desselben als nördliche Grenze für diese beiden Baumarten anzusehen; anders aber dürfte es sich mit dem Hochlande des Oimekon verhalten, von welchem uns jede genauere Kunde hierüber abgeht. Erman spricht in seiner Reise nach Ochotsk niemals von Tannen und Fichten und erwähnt nur der Lärchen; das kann jedoch auch darauf beruhen, dass ihm die letzteren Baumarten, die ja auch sonst in Ostsibirien immer nur ausnahmsweise vorkommen, gerade nicht unterwegs aufgestossen sind. Die Kiefer (*Pinus sylvestris*) tritt im Jakutskischen Gebiet wohl in ausgedehntem, geschlossenem Bestande auf, ist aber so ausschliesslich auf den reinen Sandboden beschränkt, dass sie innerhalb der auf unabsehbare Strecken sich hinziehenden Lärchenwälder doch nur ein gewissermaassen inselartiges Vorkommen aufweist. Die Tanne oder Fichte (*Pinus Abies*) dagegen habe ich auf allen meinen Reisen nur an den Flussrändern, namentlich an den Rändern kleiner Gebirgsflüsse und auf kleinen Flussinseln vorgefunden. Es ist mir nie ein geschlossener Bestand dieser Baumart zu Gesicht gekommen, so oft ich auch darnach ausgeschaut habe, wohl aber ist ihre Eigenschaft, als Ufereinfassung der Flüsse und besonders Flüsschen, so charakteristisch, dass die Führer in der Wildniss sich ausschliesslich nach ihr richten. Wenn man in der Wildniss seine Strasse fürbass zieht und es Zeit wird, ans

Anhalten zu denken, so muss doch vor Allem ein Platz gesucht werden, wo man auf Wasser rechnen kann. Da sieht sich denn der Führer den Horizont an, und wenn er, was namentlich im Herbst sehr leicht ist, zwischen dem endlosen Lärchenlaube einen dunklen, schwärzlichgrünen Faden sich hinziehen sieht, so lenkt er sein Pferd auf denselben, und man ist sicher irgend ein Wässerchen anzutreffen. Es könnte somit wohl noch zweifelhaft sein, ob die Tanne und die Kiefer auf dem Oimekon-Hochlande, wo es ja sonst an reicher Vegetation in keiner Weise fehlt, vorkommen; wohl aber scheint das für die Indigirka und namentlich für die Kolyma nicht annehmbar. Beide Flüsse kommen vom benannten Hochlande herab und haben sogar eine gemeinsame Quelle; es ist jedoch bekannt, dass die Kolymsker ihre Flussboote der Art bauen, dass der untere Theil des Fahrzeugs gemeiniglich aus einem einzigen, riesigen Pappel- oder vielmehr Espenstamme gehauen ist, an welchen dann noch eine oder je nach der Grösse auch zwei und drei Reihen Bretter aufgesetzt werden, welche aus Lärchenholz gemacht sind. Jene riesigen Espen, deren Gleichen es sonst an der Kolyma nicht giebt, werden von den Lamuten und Jukagern an den Quellen der Kolyma und ihrer südlichsten Nebenflüsse gefällt und ausgehöhlt. Gäbe es nun dort Kiefern, so würden sie es sicherlich vorziehen, die Seitenbretter aus dem Holze derselben herauszuschneiden, und sich nicht an die so schwer zu bearbeitende Lärche machen.

In Kurung-Chaptschagai mussten wir einen Tag bleiben, weil wir benachrichtigt wurden, es sei die Powarnja vor uns von Kaufleuten besetzt, die nicht vorwärts könnten, weil ein heftiger Wind wehe, der es unmöglich mache, das Gebirge zu ersteigen. Der Wind war auch in der That in Kurung-Chaptschagai sehr bemerkbar, und wir blieben nicht

nur des beschränkten Raumes der Powarnja's wegen am Ort, sondern vielmehr deshalb, weil es höchst unvortheilhaft ist, in Ssiss-ana länger zu verbleiben, als durchaus geboten ist. Es giebt dort keine Weide, daher müssen die Pferde fast ausschliesslich mit dem abgefallenen Laube der Pappeln vorlieb nehmen, — einem Futter, dem man sie nicht gerne länger als nöthig aussetzt.

Der Weg von Kurung nach Ssiss-ana führt durch ein reines Hochgebirgsthal. Die Sohle desselben engt sich immer mehr ein und bildet eigentlich nur ein kahles Steinfeld, ein wahrhaftiges «steinernes Meer», zwischen dessen grösseren und kleineren Felsblöcken der Tukulan in zahllosen Rinnsalen dahinströmt und durch massenhaft herumliegendes, oft arg zerfetztes und zerriebenes Treibholz andeutet, was er an Verwüstungsvermögen leisten kann, wenn der Bergschnee ins Schmelzen geräth. Wie wir durch sein Thal zogen, erwies er sich an vielen Stellen noch als unbedeckt von Eis und bleibt so, wie die Leute versichern, meistentheils bis in den Februar hinein, ja in manchen Jahren bildet er gar keine feste Eisdecke.

Als wir den folgenden Tag uns zur Weiterreise von Ssiss-ana anschickten, war das Thermometer, trotz der den ganzen vorigen Tag blasenden ziemlich heftigen Nordwinde, gestiegen und zeigte nur 30 Grad Reaumur unter Null. Der Wind hatte aufgehört, und wir machten uns um so ruhiger auf den Weg, als wir erfuhren, dass die Kaufleute den Tag vorher den Aufstieg ohne Unfall bewerkstelligt hatten. Da der Name Ssiss-ana (Unten am Berge) stets die am Fuss eines Gebirges belegene Powarnja zu bezeichnen pflegt, so meinten wir, das Aufsteigen begänne alsbald; es dauerte aber noch gegen fünfzehn Werst, allerdings in ziemlich stark aufsteigender Thalsohle, ehe wir an die weit und breit im Jakutskischen Gebiet

übel bekannte Wand gelangten. Am Fusse derselben liegt noch eine enge Thalschlucht nach links, aus welcher der eine Quellfluss des Tukulan herabkommt, dieselbe soll jedoch noch unwegsamer sein, als die vor uns liegende Wand, aus deren unterer Hälfte die Quelle des Flusses direkt aus einer Geröllschicht hervorsprudelt. Von unten gesehen hat der Pass gar kein so unangenehmes Ansehen, man glaubt einen nicht sehr hohen und steilen Sattel vor sich zu haben, hinter welchem allerdings sehr mächtige, scheinbar aber seitlich liegende Kämme und Gipfel sichtbar werden. Unser Topograph, ein noch sehr unerfahrenes und junges Blut, meinte daher verächtlich, einer solchen Kleinigkeit wegen hätte man nicht so viel Geschrei machen müssen und stürmte kühn den Berg hinan, trotz meines warnenden Zurufes, er solle langsamer steigen, sonst werde er Seitenstechen bekommen und umfallen. Die Sache ist nämlich die, dass die Wand nicht eine schräge Ebene, sondern in ihrer unteren Hälfte eine Kurve bildet, so dass es den Anschein hat als breche sie ab; in der That aber sind die hinter dem Sattel sichtbar werdenden Kämme die Fortsetzung des Sattels und müssen daher unweigerlich mit erstiegen werden, wenn man über das Gebirge will.

Jedenfalls ist der Aufstieg für den Menschen sowohl, wie für das unbelastete Thier bei ruhigem Wetter durchaus keine aussergewöhnliche Leistung. Müller (14) hat die Hebung auf circa 70 Grad angenommen, aber sich meines Erachtens sehr stark geirrt. Er sah sie zuerst von oben und da ist ihm der Blick in die Tiefe so grausig vorgekommen, dass er seine Kaltblütigkeit verloren hat. Eine Wand von 70 Grad Winkel kann weder Mensch noch Thier bewältigen, wenn man nicht im Zickzack einen künstlichen Pfad in den Fels haut; selbst eine Steigung von 45 Grad ist schwer genug

in gerader Linie hinauf und hinunter zu klimmen. Wir passierten die Werchojansker Wand allerdings in einer geschlängelten Richtung, aber trotzdem scheint sie mir nicht steiler zu sein als höchstens um 45 Grad herum. Für Lastthiere, die im Jakutskischen im Winter stets unbeschlagen bleiben, weil der Huf bei strenger Kälte seiner Sprödigkeit wegen kein Eisen verträgt, ist das Ueberwinden des Auf- und Abstiegs allerdings eine sehr schwere Anstrengung, und das Gepäck muss stets ganz besonders befestigt werden, um nicht über den Rücken der Thiere hinabzurutschen. Man schnallt daher einen der drei Sattelgurte, mit denen der Jakutensattel versehen ist, los und zieht ihn quer über die Brust des Pferdes (beim Hinabsteigen wird umgekehrt ein Riemen unter dem Schwanz durchgezogen), zieht die andern beiden möglichst fest an und sucht auch das Riemenwerk, das die Last an den Sattel befestigt, nach Möglichkeit stramm zu spannen. Auch lösten die Leute die Halftern, mit denen für gewöhnlich die Karawane verbunden wird, und liessen die Thiere einzeln gehen, damit ein jedes sich seinen Weg unbehelligt suchen könne und, falls eines stürzen sollte, die anderen nicht mitgerissen würden. Dann ging es an den Aufstieg, der auch ganz gut von statten ging, nur dass es eine ganze Stunde dauerte, ehe wir das Kreuz, das nach sibirischer Sitte den Scheitel jedes Passes schmückt, erreichten. Unterwegs hatten wir noch unseren jugendlichen Topographen in höchst trostloser Verfassung an dem Wege liegen sehen. Er klagte, dass er vor Brustschmerzen gar nicht athmen könne und nicht wisse, wie er weiter kommen solle. Der eine Führer war mitleidig und wollte ihn auf sein Pferd setzen, aber das hätte das Thier denn doch unnützer Weise angegriffen; ich liess daher einen Kosaken bei ihm und mit dessen Unterstützung kam er dann schliesslich wohlbehalten

an. Das am Kreuz aufgehängte Barometer gab 527,6 halbe Linien (englisch) bei —26,8 R, und aus unserer und Bunge's Beobachtungen lässt sich daher die Passhöhe auf circa 5000 Fuss (engl.) annehmen, während die umgebenden Gipfel wohl reichliche 1000 Fuss höher in die Luft ragten. Die genauere Berechnung habe ich nicht zur Hand, glaube aber, dass diese Angabe nicht weit von der Wirklichkeit entfernt sein dürfte, da sie auch sonst mit den Verhältnissen stimmt. Es ergiebt sich nämlich, dass im ganzen Stanowoi-Gebirge, das ja von der Grenze von Transbaikalien an das Jakutskische Gebiet bis zum Cap Peek durchzieht, die Kammhöhe nur in seltenen Fällen über 5000 Fuss über das Meer sich erhebt, meistentheils jedoch niedriger ist, und dass sowohl auf dem Hauptkamm, als auch auf seinen zahlreichen Verzweigungen nur wenige Gipfel eine Höhe von 7000 Fuss erreichen. Die einzige Ausnahme dürften die auf dem Oimekon-Hochlande sich erhebenden Gebirgszüge machen, diese sind aber entschieden viel höher als das Werchojanskische Gebirge an seinen höchsten Stellen; das ergiebt sich schon aus der sehr hohen Lage des Plateaus selbst.

Der Waldwuchs, der in gutstämmigen Pappeln und einzelnen Lärchen noch um die Powarnjá Ssiss-ana anzutreffen war, verlor sich während des Rittes zum eigentlichen Aufstieg nach und nach, so dass am Fusse desselben nur noch niedriges Gestrüpp am Boden krüppelartig dahinkroch, die Wand selbst aber jeglicher Vegetation ausser kurzen Graswuchses entbehrte; letzterer war aber auch noch auf dem Scheitel des Passes bemerkbar. Beim Ersteigen der Kammhöhe erblickt man rechter Hand einen in einem tiefen Kessel liegenden kleinen runden See, aus welchem die Jana ihren Ursprung nimmt. Zugleich ist aber dieses Wasserbecken auch die Quelle oder eine der Quellen des Tuku-

lan, denn derselbe entspringt einem Geröllhaufen, der sich gerade unter diesem See am Südabhange der Wasserscheide befindet.

Nachdem unsere Pferde sich etwas ausgeruht hatten und die Packsättel wieder in Ordnung gebracht worden waren, setzten wir unsern Weg weiter fort. Hierbei fiel es sofort auf, dass wir eigentlich gar keinen Abstieg zu überwinden hatten. Der Weg ging wohl eine Zeitlang bergunter, aber so mässig, dass man nicht das Bewusstsein hatte, von einem hohen Gebirgskamm herabzusteigen. Als wir aber erst den Waldwuchs, der sofort ziemlich hochstämmig begann, erreicht hatten, bekamen wir offenbar den Eindruck auf ebener Erde zu reiten. Erst spät Abends erreichten wir die Powarnja Keng-yrach, nach dem Namen des Flüsschens benannt, das an dieser Stelle von links in die Jana fällt.

Unsere ferneren Tagereisen von Ssiss-ana bis zur Kreisstadt Werchojansk sind folgende:

Am 14. Nov. Keng-yräch 40 Werst; am 15. Nov. Tiräch-yryja 35 Werst; am 16. Nov. bis Bardy-këlä 40 Werst; am 17. Nov. bis Ssuruchtach 50 Werst; am 18. Nov. bis Etäch 25 Werst; am 19. Nov. bis Elessyn-këlä 35 Werst; am 20. Nov. zuerst bis Barylass 7 Werst und von dort weiter bis Tschaidach 30 Werst; am 21. Nov. bis Kuhagán-Oloch 50 Werst; am 22. Nov. bis Ssyssi-bass 60 Werst; am 23. Nov. bis Kytälyktach 50 Werst; am 24. Nov. bis Chaienach-ylach 50 Werst; am 25. Nov. bis Werchojansk 50 Werst.

Von der Powarnja Keng-yräch geht der Weg wieder ununterbrochen im Thale der Jana, die hier aber Ssartang genannt wird, und zwar ist das der alte eigentliche Name des Flusses, wie ihn auch die Jakuten und Tungusen vorherrschend noch nennen. Den Namen Jana hat er erst von

den Russen erhalten, die über das Hochgebirge kommend, häufig das Wort «Shangy» von ihren jakutischen Führern hörend und damals die Sprache noch nicht ordentlich kennend, meinten, damit die Benennung des Flusses zu vernehmen und ihn in Folge dessen Jana nannten. «Shangy» heisst aber auf Jakutisch das Hochgebirge, wörtlich kahle, des Waldwuchses entbehrende Gipfel, die ausserdem den grössten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind. Die Gebirgszüge zu beiden Seiten des Weges werden immer niedriger, treten dann immer weiter zurück, so dass man in einem breiten ebenen, mit Wald und Heuschlägen bedeckten Thale reitet. Hinter der Station Bardy-kelä bemerkt man aber schon keine Berge mehr. Bis Werchojansk trifft man dann und wann sogar auch einige Jakutenjurten, eine angenehme Abwechselung, da bisher ausser den leeren Stationshäusern oder Powarnja's kein menschliches Wohnhaus zu erblicken war. Auf der Station Ssuruchtach, die als Standort des Posthalters bewohnt war, erfuhren wir, dass der Erzbischof von Jakutsk Dionysius in Bardy-kelä angekommen sei, und dass der Isprawnik von Werchojansk auf der Station Barylass denselben erwarte. Es war das der erste Erzbischof von Jakutsk, der sich der für einen alten kränklichen Mann wahrlich nicht leichten Aufgabe unterzog, die Kirchen der Kreise Werchojansk und Kolymsk selbst zu visitieren. Er reiste natürlich mit grossem Gefolge, so dass eine bedeutende Anzahl Rennthiere für ihn fertiggestellt werden musste. So weit das mich, als Isprawnik von Kolymsk anging, hatte ich wohl schon Anordnungen hinsichtlich seiner Weiterbeförderung abgeschickt, wollte aber doch gerne selbst sobald als möglich an Ort und Stelle sein, um jeder Verzögerung seiner Reise vorzubeugen. Es lag mir daher daran, mit dem Isprawnik von Werchojansk Rücksprache zu neh-

men, so wie auch mit einigen Kaufleuten, die ich auch in Berylass anzutreffen hoffte, ob es nicht möglich sei, meine Karawane ohne mich bis nach Kolymsk zu leiten; denn meine baldige Ankunft daselbst war in der That durchaus nothwendig, sowohl der Reise des Erzbischofs wegen, als auch um Anordnungen für unsere eigene Reise treffen zu können. Ich liess also meine ganze Gesellschaft in Ssuruchtach, nahm Rennthiere und fuhr in aller Eile durch die Nacht nach der grossen Station Barylass, wo ich auch Alle diejenigen vorfand, die ich nöthig hatte, und noch dazu eine Menge Geistlicher und sonstiger Personen, die Alle gekommen waren, um den Erzbischof zu begrüssen. Hier wurde nun abgemacht, unsere Karawane solle hierher nach Barylass kommen und von hier aus auf dem gewöhnlichen Wege der kaufmännischen Karawanen, der Werchojansk nicht berührt und somit etwas kürzer ist als die Poststrasse, in Begleitung einiger Kaufleute, die auch die nähere Strasse ziehen wollten, bis nach Tabalach reisen. Neumann und ich aber wollten auf Rennthierschlitten zuerst nach Werchojansk und von dort aus nach Tabalach gehen, da Neumann erklärte, durchaus in Werchojansk Beobachtungen machen zu müssen, mir aber sehr viel daran lag, in Werchojansk Jemand willig zu machen, im Laufe eines Jahres regelmässig das Thermometer zu beobachten. Am Abend des 19. Nov. kam der Erzbischof in Barylass an, und in der Nacht ritt ich wieder zu meiner Karawane zurück, die ich in Elessyn-kelä antraf. Nun wurden rasch die nöthigen Vorkehrungen getroffen, die eine Trennung und somit auch Theilung der Bagage nothwendig machten, und dann fuhren wir, d. h. Neumann, ich und ein Kosak, mit Rennthieren nach Werchojansk, während die Karawane sich mit den Kaufleuten vereinigte.

Es lässt sich nicht leugnen, dass es uns sehr angenehm war, von hier aus bis Werchojansk die Stationsrennthiere benutzen zu können und auf einige Zeit wenigstens vom Sattel Abschied zu nehmen. Die Rennthiernarte ist ein sehr leicht gebauter Schlitten, der vorn am aufgebogenen Ende der Sohlen ein halbbogenförmiges, horizontal angebrachtes Krummholz besitzt, vermittelst welches die Thiere, immer zu zweien, angespannt werden. Der Anspann selbst ist sehr einfach: er besteht aus einem langen flachen Lederriemen, der durch das Krummholz gezogen und sodann mit jedem seiner beiden Enden durch die Vorderbeine je eines der beiden Thiere durchgesteckt wird, dergestalt, dass man dieselben über den Widerrist zurückwendet und sie mit einem Pflock beim inneren Vorderbein jedes Thieres am Riemen wieder befestigt. Es entstehen so zwei Schlingen, die über die von einander abgewandten Schulterblätter der Thiere laufen und sie zwingen gleichmässig zu ziehen; denn so wie das eine Thier lässiger zieht, wird es, da der Riemen ja nur durch das horizontale Krummholz durchgesteckt ist, vom anderen, stärker arbeitenden Thier an den Schlitten angezogen. Gelenkt werden die Thiere nicht, sondern laufen einfach in der Richtung, in welche man sie anfänglich gestellt, weiter fort, hat man jedoch irgend eine Art von kenntlichem Wege vor sich, so folgen sie selbst dieser Spur; an dem Geweih des einen der beiden Thiere ist nur eine leichte Leine angebracht, um dieselben nöthigenfalls anhalten zu können. In der Hand hat man einen langen und dünnen Stock, mehr um den Schlitten auf schlechtem Wege vor dem Umfallen bewahren zu können, als um die Thiere anzutreiben, denn dieselben sind gutwillig und laufen, wenn sie bei Kräften sind, selbst ohne Schläge, sind sie aber ermüdet, so hilft auch kein Schlagen mehr. Auch muss

man mit dem Schlagen bei diesen Thieren sehr vorsichtig sein, da sie ein sehr schwaches Knochengerüst haben und ungemein leicht verletzt werden können. Es genügt aber auch in den meisten Fällen, wenn man ein rascheres Tempo für wünschenswerth hält, die Thiere mit der Stange zu berühren; es geht dann sofort munterer vorwärts. Bekommt aber das sonst sehr gutmüthige und willige Thier Nücken, was wohl dann und wann geschieht, so erhält es eine Extrazüchtigung, das Operationsfeld derselben ist aber in keinem Fall der Rücken, der höchst empfindlich ist, sondern stets der Kopf. Man bindet dazu das Thier fest an und bearbeitet ihm mit einem Stock die Stirn und das Nasenbein, die höchst wahrscheinlich sich einer sehr bedeutenden Festigkeit erfreuen. Ich habe gesehen, wie Tungusen ihren Thieren eine Tracht Krafthiebe zumassen, die sehr ernst gemeint waren; aber die Gezüchtigten schüttelten nur sehr unzufrieden mit dem Kopfe und hatten durchaus nicht das Ansehen, als seien sie über Gebühr gequält. Sie thaten darauf auch ihre Pflicht, und die Folge bewies, dass ihnen in keiner Weise ein Schaden zugefügt war. Ein Paar Rennthiere und zwar gute Rennthiere vor einer solchen leichten Narte mit einem Passagier darauf, der aber selbst kutschen muss, denn mehr Platz als für einen Menschen giebt es nicht, ist eine wahre Schönheit. Die Thiere laufen, obwohl sie so klein sind, einen schönen Trab, da sie die Hinterbeine breit auseinander halten und somit mit denselben weit an den Vorderbeinen vorbei ausgreifen können. Ihr Gewicht ist an und für sich nicht gross, ihre im Verhältniss zum Thier jedoch sehr ausgebildeten Spalthufe greifen sehr weit auseinander, so dass sie eine grössere Spur bilden als Pferd und Rind; sie sinken daher nicht leicht in den Schnee, wenn derselbe an seiner Oberfläche nur etwas hart ist und fliegen über die

Fläche, dass es eine wahre Freude ist. Neumann, der sonst ein guter Reisegefährte war und die vielen, ihm doch bisher unbekannten Entbehrungen und Strapazen, die eine Reise im Hochnorden immer mit sich bringt, mit der Ruhe eines Stoikers ertrug, litt an einem Gebrechen, das aber gerade auf dieser Reise schwer genug wog, — er konnte keine Kälte vertragen. Immer fror er und brachte mich damit anfangs fast zur Verzweiflung, denn mir lag es doch ob, dafür zu sorgen, dass meine mir anvertrauten Begleiter nach Möglichkeit vor Mangel und Unbilden bewahrt blieben; ich hatte auch, da ich von Allen allein den Norden kannte, die Kleidung besorgt und meinte meine Sache gut und praktisch eingerichtet zu haben. Die Anderen waren auch ganz zufrieden, ja Niemand trug seine sämmtliche Pelzkleidung, da der Winter, wie gesagt, warm war und wir bisher nur selten bis 40 Grad unter Null gehabt hatten, er uns bisher also, wie er es auch später im Ganzen that, recht freundlich behandelte. Allmählich gewöhnte ich mich etwas daran, Neumann immer in frierendem Zustande zu erblicken und nahm das als eine unabänderliche Sache hin, angenehm jedoch war es mir nicht. Wie uns die Narten mit den Rennthieren vorgeführt wurden, war er seelenfroh, legte sich sofort längelang auf seine Narte und liess sich mit seiner Felldecke bis an den Kopf fest zudecken. Ich bat ihn, er möge sich doch setzen, um sein Fahrzeug lenken zu können; davon wollte er aber nichts wissen, er erklärte fest und entschieden, er müsse, wenn er mit der Post reise, auch einen Postillon bekommen und sei nicht verpflichtet, Rennthiere und ähnliche Bestien, mit denen er gar nicht umzugehen verstehe, selbst zu lenken. Da war nun nichts zu machen, der Führer legte sich in's Mittel und meinte, er werde die Thiere des Herrn hinten an seine Narte binden und so zwei

Narten führen, ähnlich wie es mit den Gepäcknarten gemacht wird; aber der Herr müsse aufpassen, der Weg sei sehr ungleich und er könne von sich aus nicht immer verhindern, dass die hintere Narte nicht auch mal umfiele; denn die Rennthiere können, wenn sie im vollen Laufe sind, nicht momentan angehalten werden. Neumann, der sich sehr wohl unter seiner Felldecke fühlte und fand, dass die Narte breit und niedrig sei, also wohl nicht leicht kippen werde, nahm diese Bedingung an, und so fuhren wir denn ab. Mit der Decke hatte er es gut getroffen, denn die Kälte nahm jetzt gerade zu und das Thermometer sank anfangs auf unter — 41°, ja in der folgenden Nacht sogar auf unter — 46° Réaumur; aber mit dem Umfallen hatte er sich stark verrechnet, denn gleich am ersten Tage kam dieser Unfall drei mal vor, und dabei fiel er zwei mal in's Aufwasser der Jana, so dass er in höchst unzufriedener Stimmung nach dem Nachtlager verlangte. Es war indessen nur seine Oberkleidung etwas benetzt, so dass er durchaus keinen Schaden erlitten hatte. Den 25. Nov. kamen wir in Werchojansk an und blieben daselbst bis zum 4. Dec. Die kleine Stadt besteht aus nur wenigen Häusern, die an beiden Ufern der hier nur wenig breiten Jana in äusserster Unordnung, untermischt mit einer grösseren Anzahl Jurten, hingeworfen sind; auch findet man vielfach Wohngebäude, die halb Jurte, halb Haus sind.

Der Hauptunterschied zwischen Haus und Jurte besteht darin, dass ersteres aus horizontal liegenden, an den Enden in einander verschränkten Balken gebaut wird, letztere aber aus der Länge nach gespaltenen Halbbalken besteht, die an ein vorher errichtetes Gerüst aus vier senkrechten, in die Erde gerammten oder eingegrabenen und an ihrem oberen Ende in ein Faden Höhe durch horizontale Balken verbundenen Pfosten angelehnt werden, so dass die Wände

der Jurte nicht vertikal stehen, sondern eine Neigung von circa 75°—80° Grad zur Senkrechten haben. Die Fugen der Jurtenwände gehen somit von oben nach unten und halten aus diesem Grunde die Moosverstopfung nicht gut fest, daher wird das ganze Bauwerk, um es undurchdringlich gegen Wind und Kälte zu machen, mit einer Mischung von Lehm und Kuhdünger in circa vier Zoll dicker Lage verstrichen und bedeckt. Ein weiterer durchgreifender Unterschied zwischen Haus und Jurte besteht darin, dass ersteres stets wenigstens einen mächtigen Ziegelofen hat, der täglich bis zur Weissglut der Heizöffnung geheizt wird, die Jurte dagegen nur mit einem Kamin von höchst sonderbarer Construktion versehen ist. In der Mitte des Wohnraumes ungefähr, etwas näher zur Eingangsthür und zwar nur mit der Hinterseite derselben zugekehrt, wird dieser aufgestellt, indem man zuerst ein grosses Quadrat aus Balken errichtet, von mindestens 4—5 Fuss Seitenlänge, und dieses mit Lehm anfüllt und feststampft. Dann werden zweizollige Stangen an der einen Seite dieses Quadrats etwas geneigt durch die Lage gesteckt, so dass dieselben gegen das Quadrat eine concave Fläche bilden und nicht ganz vertikal nach oben gehen, wo man dieselben gegen zwei Fuss über der Lage abschneidet. Dann bringt man ungefähr vier bis fünf Fuss über dem die Sohle des Kamins bildenden Lehmquadrate, an der Hinterwand einen horizontal stehenden Reif und einen ähnlichen oben an das Ende derselben an und befestigt an dieselben noch vertikale Stangen von zwei Zoll Dicke, so dass eine Röhre gebildet wird, die als Schornstein, den Rauch hinaus leitet. Dieses ganze Holzgerüst, die Hinterwand sowohl, wie auch die die Fortsetzung derselben bildende Schornsteinröhre, wird nun höchst sorgfältig mit einer dicken Lage Lehm überzogen und der Kamin ist fertig.

Man sollte denken, eine solche Heizvorrichtung sei im hohen Grade feuergefährlich, dies ist indessen nicht der Fall, nicht nur brennen die Jurten sehr selten vom Kamin aus ab, sondern diese Einrichtung ist ihrer leichten Herstellung und ihrer in vieler Hinsicht ganz vortrefflichen Eigenschaften wegen vielfach neben den Oefen auch in den Wohnhäusern, sogar in bequem und wohnlich eingerichteten, eingeführt worden, und man hat nie von Unglück durch dieselben was vernommen, wenigstens nicht in höherem Grade, als solches ja auch durch Oefen geschehen kann. Der Kamin wird geheizt, indem man 4—5 Fuss langes Holz der Länge nach zu dünnen Stäben spaltet und dieselben aufrecht an dessen Hinterwand aufstellt. So giebt es eine gewaltige sehr energisch brennende Flamme von mächtiger Ausstrahlungskraft, denn nur diese kommt in der That in Betracht, die die innere Luft des Wohnraumes sehr bald genügend durchwärmt. Freilich muss derselbe bei strenger Winterkälte fast den ganzen Tag unter Feuer gehalten werden; aber es mangelt ja nicht an Holz, da letzteres ja annoch an und für sich werthlos ist, und man nur die Fällungs- und Anführungskosten zu bestreiten hat. Gegen Abend, wenn man sich zur Ruhe begeben will, heizt man noch einige Zeit energisch, lässt die Kohlen dann rein werden, was man am Verschwinden der blauen Flämmchen bemerkt, ganz wie bei unseren Oefen, und deckt dann den Kamin auf dem Dache mit einem Kissen zu; die Kohlen jedoch werden auf der Sohle des Kamins ausgebreitet. Dadurch erzielt man gewissermaassen noch einen Vorrath von Wärme, der vorhält bis man einschläft, worauf man unter der Felldecke, die in der Jurte allerdings nicht gut zu entbehren ist, von der im Laufe der Nacht eindringenden Kälte nichts zu besorgen hat. Des Morgens ist es allerdings sehr kalt geworden, ja mir ist es vorgekommen,

dass das Wasser im Trinkglase sich mit Eis bedeckte, aber der Kamin liefert ja in wenigen Minuten ein Flammenfeuer, das den Raum in kürzester Zeit wieder behaglich durchwärmt. Was man dem Kamin vorwerfen kann, ist, dass er keine beständige Temperatur schaffen kann, da er doch nur, oder wenigstens zum weitaus grössten Theil, durch Ausstrahlung wirkt. Diesem Uebelstande hilft er aber zum Theil schon dadurch ab, dass er so sehr rasch die kalte Luft eines Wohnraumes erwärmen kann; ferner schadet er entschieden durch die grosse blendende Feuerfläche den Augen, und man mag wohl recht haben, diesem Umstande die häufigen Augenkrankheiten, an denen die Jakuten leiden, theilweise zuzuschreiben. Den Nachtheilen des Kamins stehen aber viele und höchst wichtige Vorzüge gegenüber. Man muss aus eigener Erfahrung wissen, eine wie entsetzliche, fast irrespirable Luft Einem entgegenströmt, wenn man an einem kalten Wintertage in die warm geheizte Wohnstube eines russischen Bauerhauses eintritt, und welch' einen Unterschied dagegen die Luft der Jurte, deren Besitzer doch meistentheils mit seinem Vieh zusammen lebt (15), darbietet, d. h. wenn man des Tags in dieselbe eintritt und nicht des Nachts, wenn der Kamin zugedeckt ist. Das macht der Kamin, dem allein man es verdankt, dass man zu einer Zeit, wo man kein Fenster öffnen kann, d. h. während des ganzen langen Winters, im Stande ist, die Luft stets vollständig zu erneuern, ohne dabei den Wohnraum zu durchkälten. Dann haben wir es auch empfunden, was für einen Unterschied es macht, wenn eine Powarnja einen Kamin hat, wie es im Kolym'schen Kreise vielfach vorkommt, und man dadurch im Stande ist, ohne vom Rauch zu leiden, ein wirklich warmes Zimmer herstellen zu können, in welchem man auch etwas vornehmen kann, während man in den sonst

üblichen oben offenen Blockhäusern einer fortwährenden Qual ausgesetzt ist.

Die wenigen ordentlichen Wohnhäuser in Werchojansk unterscheiden sich dadurch sofort von denen in Jakutsk, dass sie alle von Aussen mit einer zwei und einen halben Fuss hohen und einer ebenso viel von der Wand des Hauses abstehenden Balkenwand umgeben sind, und der Zwischenraum zwischen beiden Wänden sorgfältig mit Erde gefüllt ist. Man behauptet ohne solche Vorsicht das Innere der Häuser nicht warm halten zu können. In Jakutsk ist das nicht nöthig, trotzdem dass die Winterkälte daselbst nicht eben allzusehr von der in Werchojansk zu Gunsten des ersteren abweicht. Es erschien mir aber wohl, als seien sämmtliche Häuser aus viel dünneren Balken errichtet, als diejenigen von Jakutsk; es ist eben der Waldwuchs nördlich vom Gebirge ein durchaus minder kräftiger, und er kann nicht mehr solche mächtige Balken hervorbringen, wie man sie in Jakutsk zur Verfügung hat, wohin sie aus der Gegend von Olekminsk die Lena hinab geflösst werden.

Glücklicher Weise gelang es mir auch in Werchojansk eine Persönlichkeit zu finden, die sich mit der grössten Bereitwilligkeit selbst anbot thermometrische, ja selbst barometrische Beobachtungen zu machen. Das war ein Staatsverbrecher, der in Folge des Karakosof'schen Attentats hierher verbannt worden und in Verzweiflung war, gar keine Beschäftigung finden zu können, die ihm die schrecklich langen Tage seines Exils in etwas kürzer und leichter erträglich machen könnte; er hiess Chudjakof. Ein Barometer konnte ich ihm leider nicht abgeben, da ich selbst nur ein wirklich brauchbares besass, aber ich überliess ihm zwei Thermometer, ein vortreffliches Spiritusthermometer (Minimum) und ein Quecksilberthermometer, letzteres aller-

dings nur ein gewöhnliches Dutzendthermometer, unterwies ihn, wie die Beobachtungen anzustellen seien, was leicht ging, da er ein ganz gebildeter Mann war, und bat ihn, dreimal täglich zu beobachten und ausserdem zur Nacht die Minima aufzuschreiben. Ferner hatte ich ihn gebeten, bei sehr veränderlicher Witterung und bei heftigen Stürmen stündliche Beobachtungen aufzuschreiben, falls ihm solches möglich sei, und hatte ihm dazu auch eine brauchbare Taschenuhr gegeben. Er war hoch erfreut und versprach bis zu meiner Rückkunft fleissig zu beobachten. Da nun bis zu derselben gegen zwei Jahre verlaufen konnten, so hatte ich die Aussicht zwei Jahrgänge Beobachtungen aus Werchojansk zu erhalten, was von grosser Wichtigkeit war, um die Lage des Kältepols besser feststellen zu können, als man bis dahin vermochte. Chudjakof hat nun meinen Erwartungen in höchst anerkennenswerther Weise entsprochen, ja dieselben darin weit übertroffen, dass er stündliche Beobachtungen durch alle Monate anstellte und im Sommer sogar alle Viertelstunde das Thermometer ablas; andererseits aber umfassen seine Beobachtungen nur einen Cyclus von 14 Monaten, wenn ich nicht irre, so dass sie wohl für die kälteste Jahreszeit zweimal, für die warme aber nur einmal gemacht sind. Es rührte das daher, dass Chudjakof aus Werchojansk fort und in eine andere Ansiedelung übergeführt wurde, und der Isprawnik daher leider geglaubt hatté, das Kronseigenthum schützen zu müssen und die Instrumente in seine Verwahrung nahm. Ich hatte nicht vorhersehen können, dass der damalige Isprawnik, Herr Iwaschtschenko, sobald einen anderen Dienst erhalten werde und ihm daher nur mündlich von der Sache Mittheilung gemacht, er hatte vergessen seinem Amtsnachfolger die Umstände zu erklären, und so kam ich um die Beobachtungen. Aber auch in dieser

kürzeren Zeit sind die sehr gewissenhaften Bemühungen Chudjakof's von ungemeinem Werth, denn nur aus ihnen hat der Akademiker Wild die Temperatur für Werchojansk berechnet und folgende Resultate gefunden in Graden Celsius:

Januar	Februar	März	April	Mai	Juni
—49°,0	—47°,2	—33°,8	—14°,0	— 0°,4	+13°,4

Juli	August	Septemb.	Octob.	Novemb.	Decemb.	Jahr.
+15°,4	+11°,9	+ 2°,3	—13°,9	—39°,2	—45°,7	—16°,7

Als höchste Temperatur waren abgelesen worden im August +30°,1 und als niedrigste im December —63°,2. Der ungemein continentale Charakter des Klimas im Jakutskischen Gebiet kann wohl nicht schlagender dargethan werden, als durch diese Monatsmittel, die für Herbst und Frühjahr fast gar keinen Raum lassen, sondern fast nur einen sehr strengen Winter und einen zwar sehr kurzen, aber für die hohe Breite jenseits des Polarkreises, warmen Sommer darthun. Die Aufzeichnung —63°,2 Celsius, gleich 50°,2 Réaumur, ist die grösste Kälte, die während der Zeit unserer Expedition beobachtet worden ist, denn die niedrigste Temperatur, die wir selbst verzeichnet haben, betrug nur —48°,9 Réaum. in Nishnekolymsk.

In Werchojansk traf ferner während unserer Anwesenheit die Nachricht ein, man habe zwischen der Alaseja und der Indigirka an einem kleinen Flüsschen einen wohlerhaltenen Mammuthkadaver gefunden. Was für's Erste über diese interessante Materie zu erfahren war, trug jedoch so sehr den Charakter des Unbestimmten und Sagenhaften, dass wir mit dem Herrn Isprawnik Iwaschtschenko übereinkamen, erst genauere Erkundigungen einzuziehen, ehe wir irgend welche vorläufige Anordnungen träfen. Der

Isprawnik musste in Bälde sich an die Mündung der Indigirka begeben und versprach uns durch die dortigen Bewohner, die regelmässig den Jahrmarkt am Anui zu besuchen pflegen, die Resultate seiner dortigen Nachfragen mitzutheilen; auch erbot sich der Erzbischof Dionysius, der vor seiner Ankunft in Ssrednekolymsk noch die Kirchen längs der Indigirka visitiren wollte, Erkundigungen bei allen Leuten einzuziehen, die er treffen werde. Auf dieses Anerbieten legte ich eigentlich den grössten Werth, denn allerdings von allen Seiten strömte das Volk an die Kirchen heran, um seinen Oberhirten zu sehen und zu hören, und es war mit Sicherheit anzunehmen, dass er über die Indigirka sowohl, als auch über die Alaseja mehr erfahren könnte, als irgend Jemand ausser ihm.

Schliesslich gelang es mir noch für meine Karawane und deren weitere Schicksale auf's Beste zu sorgen, selbst aber die Hand frei zu behalten zu möglichst rascher Fahrt nach Ssrednekolymsk, die mir zur Zeit am meisten am Herzen lag.

Mein langjähriger Freund, der Jakutskische Kaufmann Nikolai Alexejewitsch Ssolowjof, wurde mit mir einig, seine Karawane mit der meinigen zu vereinigen und somit meine ganze Gesellschaft wohlbehalten nach Kolymsk zu bringen. Ausserdem erklärte er sich bereit, die Herren der weiteren Unbequemlichkeit des Reitens zu entheben und Jedem eine Rennthiernarte zur Verfügung zu stellen, wodurch allerdings die Reise einen viel milderen und erträglicheren Charakter annahm. Abgesehen davon, dass es angenehmer ist auf der Narte als auf dem Pferde zu sitzen, hat man noch den Vortheil, dass man schneller fährt und somit früher am Nachtlager ankommt; man ist also nicht auf so lange Zeit jeden Tag der harten Winterkälte ausgesetzt.

Da ich aber wohl annehmen konnte, dass meine Pferde, denen ich bisher nur einmal seit dem Aldan hatte Heu verabfolgen können, und zwar in der Nähe von Barylass, wo sie drei Tage gefüttert wurden, schon stark mitgenommen sein mussten, so sah ich mich wieder nach gutem Futter um, und es gelang mir in der That durch die Bemühungen Ssolowjew's und des Isprawniks, in der Nähe der Station Tabalach, eben an dem Orte, an welchem wir uns Alle wieder vereinigen sollten, eine reichliche Quantität vortrefflichen Heus aufzukaufen, so dass meine Thiere 3—5 Tage hindurch reichlich gefüttert werden konnten. Es war das sehr wichtig; denn von Tabalach an begann wieder eine Strecke von circa 400 Werst, wo keine menschliche Niederlassung zu finden und absolút nichts zu erhalten war, man musste also den verhältnissmässig gut bevölkerten Strich zwischen der Stadt und Tabalach benutzen, um die Saumthiere wieder ordentlich zu Kräften kommen zu lassen.

So hatte ich denn Alles besorgt, was in der Stadt zu besorgen nöthig war, und am 5. Dec. machten wir uns mit Neumann auf, unseren Gefährten entgegen. Bis Tabalach hatten wir folgende Stationen:

Am 5. Dec. bis Ssinäka 40 Werst; am 6. Dec. bis Bulgunäch; am 7. Dec. bis Tybä 55 Werst; am 8. Dec. bis Ölöhon-käl 50 Werst; am 9. Dec. bis Tabalach 20 Werst.

Wir hätten mit unseren Rennthieren diese Strecke jedenfalls weit rascher zurücklegen können; aber ich wollte dieselben möglichst schonen, da wir jedenfalls früher in Tabalach ankommen mussten, als unsere Karawane den Ort erreichen konnte, ich aber speciell meine Narten noch zur weiteren Reise brauchte, nöthigenfalls bis Orinkino, vierzig Werst jenseits der Indigirka. Man kann ja niemals sicher sein, ob man auf der Station den Stationshalter mit seinen Thieren

auch wirklich antrifft, und ehe man ihn aufsuchen und namentlich auffinden kann, geht oft viel Zeit verloren. Ich hatte mir daher diese Rennthiere in Werchojansk mit der Bedingung angeschafft, dass ich dieselben nöthigenfalls bis Orinkino benutzen dürfe.

Von Werchojansk bis Tabalach fährt man fast ausschliesslich durch ebenes Land und sieht nur zu beiden Seiten des Weges am Horizont ferne Gebirgszüge. Die rechts liegenden sind die letzten Ausläufer des Randgebirges, die sich nach und nach in die Hochebene zwischen Jana und Tass Hajachtach verlieren; zur linken Hand ragten aber die beiden hohen Gipfel eines mächtigen Gebirgsklumpens hervor, der oberhalb des Zusammenflusses der Jana und Adytscha sich erhebt, der Kiheläch-Tass und der Ygnach-Chaja (17) in die Luft, Ersterer 3745, Letzterer 5684 Fuss engl. über Meer hoch. Bei der Station Tybä fuhren wir über die in einem tief eingeschnittenen, breiten Thale der Jana zufliessende Adytscha, jedenfalls den Hauptstrom des fälschlich nach der Jana benannten Systems. Jeder, der die beiden Flüsse oberhalb ihrer Vereinigung gesehen hat, giebt ohne Weiteres zu, dass die Adytscha nicht der Nebenfluss ist, sondern die Jana, und man hat es wohl nur dem Umstande zuzuschreiben, dass der Weg nach Kolymsk eine lange Strecke im Thale der Jana sich hinzieht, während er die Adytscha nur einmal durchquert, wenn man auf allen Karten die erstere angegeben und bezeichnet findet, während der anderen kaum Erwähnung gethan wird.

In Tabalach (18) fanden wir das Heu in grossen Schobern bereit stehen, unsere Karawane kam jedoch erst nach uns an. Die Thiere hatten im Ganzen gut ausgehalten und nur eines sich durch Stolpern den Fuss verletzt. Da es sich nun erwies, dass fünf Thiere schwächer waren als die übri-

gen, so hielt ich es für besser, sie einzutauschen, und es gelang mir auch unter abermaliger freundlicher Vermittelung Solowjew's einen Mann zu finden, der gerade seine Pferde nicht brauchte und daher erbötig war, mit mir zu tauschen und mir sechs gute frische Pferde für meine fünf schwachen und ein hinkendes gegen die geringe Entschädigung von 4 Rubel per Kopf zu überlassen. Er meinte, er mache kein schlechtes Geschäft, da die Thiere an und für sich gut seien und sich zu der Zeit, da er sie brauche, vollständig erholt haben würden.

Nun wurde beschlossen, den Thieren eine gründliche Ruhe zu gewähren und sie dabei fressen zu lassen so viel sie irgend wollten, die Karawane sollte daher den 14. Dec. aufbrechen, während ich selbst einen Tag früher meine Reise fortsetzen wollte. Rascher ging es nicht wohl, weil für die lange Trennung mancherlei Anordnungen zu treffen waren und noch zwei Paar frische Rennthiere ankommen sollten, weil die meines Kosaken und meines Führers nicht ganz zuverlässig erschienen.

Da wir uns jetzt trennten, so halte ich es für angezeigt unsere beiden Marschrouten anzugeben, die nicht ganz übereinstimmen, weil ich einerseits grössere Tagereisen machte, andererseits auch manchmal vom Wege abgewichen bin.

Meine Touren:	Werst	Die Touren der Karawane:	Werst.
Am 13. Dec. bis Barylach	80	Am 14. Dec. bis Tostach	40
» 14. » » Tyngyrgestäch	60	» 15. » » Tyngyrgestäch	50
» 15. » » Kyrtas	40	» 16. » » Kyrtas	40
» 16. » » Kyräch-yrija	95	» 17. » » Ölöt-Ssybit	40
» 17. » » Torach	50	» 18. » » Kyräch-yrija	60
» 18. » » Tybä	130	» 19. » » Ssurdach	60
» 19. » » Ebeläch	105	» 20. » » Kireläch	50
» 20. » » Abyi	120	» 22. » » Jelengnäch	20

Meine Touren:

					Werst.
Am	21.	Dec.	bis	Orinkino	100
»	22.	»	»	Krestäch	40
»	23.	»	»	Berdygestäch	90
»	24.	»	»	Bershestäch	120
»	26.	»	»	Jarmanga	115
»	27.	»	»	Esseläch	115
»	28.	»	»	Ssrednekolymsk	100
					1316

Die Touren der Karawane:

					Werst.
Am	23.	Dec.	bis	Tybä	50
»	24.	»	»	Nikolai-Olbytä	45
»	26.	»	»	More käl	70
»	27.	»	»	Ssengannäch	30
»	29.	»	»	Talá-käl-käletä	30
»	30.	»	»	Bere-yelläch	30
»	31.	»	»	Abyi	40
»	5.	Jan.	»	Bulgunach-Ali	15
»	6.	»	»	Orinkino	85
»	8.	»	»	Schestakowo	85
»	9.	»	»	Ssiss-ana	50
»	10.	»	»	Ssygenäch	50
»	11.	»	»	Andylach	70
»	12.	»	»	Undsha	55
»	13.	»	»	Jarmanga	80
»	14.	»	»	Malaja	50
»	15.	»	»	Jesseläch	60
»	16.	»	»	Ustschugei	40
»	17.	»	»	Ssrednekolymsk	60
					1355

Wie man sieht, stimmen die beiden Marschrouten nicht überein, da die meinige, wenn auch nicht um Vieles, kürzer ist. Das hat seinen Grund durchaus nicht darin, dass der von mir gewählte Weg der kürzere war, denn wir sind fast in einer Spur gereist, und der Umstand, dass die Benennung der Stationen eine verschiedene ist, hat, wie gesagt, seinen Grund darin, dass ich längere Tagereisen machte, da ich ganz leicht, fast ohne Gepäck fuhr, und dass mein Führer sowohl, wie die der Karawane nach Möglichkeit die höchst unangenehmen Powarnja's zu vermeiden suchten. Wo es gar keine menschliche Wohnungen giebt, sind dieselben ja oft nicht zu umgehen, fährt man aber, wie wir es jetzt thaten, durch wenn auch spärlich, so doch immer bewohnte Gegenden, so benutzt man natürlich die Jurten der Jakuten, die jeden Ankömmling gerne aufnehmen. Dabei fährt aber jeder Fahrknecht seinen Insassen zu den ihm bekannten

Hausbesitzern und die Halteplätze werden dadurch nothwendig verschiedene. Ein Beispiel der Art, wie das zu geschehen pflegt, kann man auf der Karte sehen, wo zwischen Indigirka und Sselegnäch zwei Marschrouten angegeben sind, die eine, die unsere Karawane im Winter 1868—69 in der Richtung Jakutsk-Kolymsk zurücklegte, und die andere, die ich aufnahm, als ich im Herbst 1870 in entgegengesetzter Richtung fuhr. Der Jakut kennt keine Dörfer, er wohnt allein in seiner Wildniss und hat es nicht gerne, wie ja das bei allen Nomadenvölkern seit den Zeiten des Erzvaters Abraham der Fall ist, wenn er den Rauch von seines Nachbars Kamin sehen kann. Dabei hat er die Gewohnheit seine Wildniss nach Möglichkeit mit Namen zu versehen: nicht nur jedes, auch das kleinste, Flüsschen, jeder See, jeder nur irgend besonders hervortretende Berg haben ihre Namen, auch die sogenannten Urotschistsche oder Lichtungen, die freilich vorherrschend zu Wohnsitzen gewählt werden, sind benannt, und nach ihnen nennt er auch seine Wohnung. So entstehen die zahllosen Plätze, von denen viele auch in die Karten gelangen und dem mit den örtlichen Verhältnissen unbekannten Leser als bewohnte Flecken erscheinen, während sie oft nur eine einzelne Jurte, ja nicht selten nur einen einfachen Halteplatz bezeichnen.

Die Verschiedenheit meiner Marschroute und derjenigen der Karawane beruht, was die Entfernungen anbetrifft, ausschliesslich auf nicht gleichmässiger Schätzung der täglich zurückgelegten Wegestrecken (19). Damit steht es noch sehr schlimm. Auf die Jakuten kann man sich gar nicht verlassen, da sie einen anderen Maassstab zur Grundlage nehmen, als wir es gewohnt sind. Wir rechnen ausschliesslich die Länge des zurückgelegten Wegstückes, der Jakut verbindet damit noch einen anderen Begriff, nämlich die Beschaffenheit des

Weges, d. h. die Zeit, die er nöthig hat, um von einem Orte an den anderen zu gelangen. Er rechnet nach Köss; Köss heisst aber ein Kochtopf, und es soll diese seltsame Zusammenschweissung zweier an sich nicht homogener Dinge, wie Wegemaass und Küchengeräth, darin ihren Grund haben, dass der Jakut mit einer Köss eine Entfernung bezeichnet, die er zwischen zwei Mahlzeiten oder zwei Haltepunkten zurücklegt, wenn er mit seinen Heerden, mit erwachsenen Thieren und oft eben erst geworfenen im Frühjahr seine Wanderung von der Winter- zur Sommerjurte zurücklegt. Im Allgemeinen hat man nun in Folge dessen die Köss gleich 10 Werst angenommen und hat damit meines Erachtens einen erheblichen Fehler gemacht, denn so oft ich mit guten Pferden, die im Stande waren längere Zeit hindurch gleichmässigen Schritt oder Trab einzuhalten, Wege gemessen habe, habe ich die Köss stets nur $7^1/_2$, höchstens 8 Werst lang gefunden. Es giebt aber auch Fälle, wo auch das zu viel ist, ja es kommt nicht selten vor, dass ein und derselbe Weg verschieden angegeben wird, je nach der Jahreszeit, der Güte desselben u. s. w. Da tritt es denn deutlich hervor, wie der Jakut mit der Wegstrecke den Begriff des Zeitaufwandes verbindet. So rechnen sie z. B. den Weg von der Kirche Ssuntar am Wilui zur Verwaltungsjurte gleichen Namens fünf Köss oder wie sie selbst hinzufügen 50 Werst, diesen selben Weg aber in entgegengesetzter Richtung 8 Köss d. h. 80 Werst, aus dem alleinigen Grunde, dass ersterer den Fluss hinunter führt, dieser aber hinauf, also einen sehr bedeutenden Aufwand von Zeit und Arbeit mehr verlangt. Ein anderes Mal wurde mir ein Stück Weges zu einer Jurte, die ich möglichst bald erreichen wollte, zu zwei Köss angegeben, während es sich schliesslich höchstens 8 Werst lang erwies. Auf meine erstaunte Frage, wie er das zwei Köss rechnen

könne, was doch höchstens eine Köss weit sei, meinte der Jakut: es sei ja richtig, dass nur eine Köss auf die Strecke selbst komme und im Winter würden daselbst auch nicht mehr gerechnet, im Sommer aber hielten die Uebergänge über die beiden sehr sumpfigen Flüsschen, die man zu überwinden habe, so lange auf, dass auf dieselben auch eine Köss zu rechnen sei. Diese beiden Flussübergänge hatten uns allerdings Aufenthalt gegeben. Als ich aber später in einer grossen Versammlung von Jakuten, die mit mir sehr gut bekannt waren, diese Sache erörterte, war ich erstaunt zu erfahren, dass der Mann vollkommen Recht habe und man anders nicht rechnen könne.

Ist nun eine derartige Messung schon an und für sich höchst wunderlich, so wird sie noch insofern im höchsten Grade verwirrend und ungewiss, als das eine Moment, die verbrauchte Zeit und Mühe sehr verschieden geschätzt werden kann. Daher sind die jakutischen Angaben über Entfernungen so sehr unsicher, und wenn ich auch im Durchschnitt $7^1/_2$ Werst als das angemessenste Aequivalent einer Köss ansehen muss, so hindert das nicht, dass oft bedeutende Abweichungen im speciellen Falle bald nach der einen, bald nach der anderen Seite eintreten. Dadurch kommt aber auch Unsicherheit in die Rechnung des Reisenden selbst, der, in dieser Hinsicht von seinen Führern ganz im Stiche gelassen, auf die eigene Schätzung allein angewiesen ist. Auf ebener Strasse ist das noch allenfalls eine ziemlich leidlich ausführbare Arbeit, besonders wenn man ein Thier mit sehr sicherem, gleichmässigem Gange hat. Soll man aber die Distanzen messen auf einem Saumpfade, der bald eben verläuft, bald durch Gestein u. s. w. beschwerlich wird, bald über Gebirge, bald über Glatteis führt, so verliert man jeden Ueberblick und urtheilt nicht mehr richtig. Es ist uns nicht selten passirt,

dass wir des Abends Alle verschiedener Ansicht waren und mitunter uns absolut nicht einigen konnten; daher kann es nicht Wunder nehmen, wenn unsere Marschrouten, ganz unabhängig von einander aufgestellt, nicht besser übereinstimmen.

Die grosse Hochebene, die sich zwischen Jana und Tass-Hajachtach erstreckt und beim südlichen Randgebirge, dem sogenannten Werchojanskischen Gebirge, beginnend, nach Norden zu immer flacher wird, wird von der Adytscha und deren gleichfalls stattlichen Nebenflüssen, dem Borylach, dem Nelgehe und dem Tostach durchströmt. An der Stelle, wo der Weg nach Kolymsk sie durchschneidet, und von demselben aus nach Norden haben die Jakuten ihre Wohnsitze; weiter nach Süden jedoch hören sehr bald alle Wohnungen der Menschen auf, ja das Land zwischen der oberen Jana und den Quellen des Tostach gehört mit zu den unbekanntesten Regionen des Jakutskischen Gebiets. Dieses grosse Landstück soll nämlich auffallender Weise fast gar nicht von Pelzthieren bewohnt sein und zieht daher auch den unermüdlichsten Jäger, den Tungusen, nicht an, so dass ich über die Quellen der Adytscha nebst ihren Nebenflüssen nichts Sicheres erfahren konnte. Ich war sonst in Bezug auf das Flusssystem der Jana sehr gut bedient und fand Leute, die dasselbe vollkommen genau kannten. Was aber das oben angeführte Terrain anbetrifft, so erklärten sie Alle mit der grössten Bestimmtheit, da gehe kein Mensch hin und Niemand sei im Stande über dasselbe Auskunft zu geben. Dieses Gebiet hat aber auch weiter kein besonderes Interesse, da die daselbst entspringenden Flüsse in ein uns bekanntes Land fliessen und dadurch das Relief desselben sich ziemlich klar überblicken lässt.

Für unseren Weg nach Osten kommt in erster Reihe der

Fluss Dogdó in Betracht, der ungefähr an der Stelle entspringt, wo der Tass-Hajachtach sich vom Köch-Tass abzweigt. Er fliesst zuerst fast in meridionaler Richtung, um dann scharf nach Westen umzubiegen, und erhält gerade an seinem Knie einen rechten Nebenfluss, der auch Dogdó heisst, aber ungleich unbedeutender ist als der Hauptarm; er fliesst in der Richtung Ost-West vom Tass-Hajachtach herunter und behält diese Richtung bis zu seiner Mündung in den Tostach.

Beide Dogdó können benutzt werden, um über die Wasserscheide hinweg in's Gebiet der Indigirka zu gelangen. In früheren Zeiten wählte man stets den Weg im Thale des von Süden kommenden grösseren Flusses; diesen Weg ist auch Billings gezogen auf seiner Rückreise von Kolymsk nach Jakutsk. Jetzt kennt man diese Strasse kaum noch; sie wurde aufgegeben, weil, sobald man vom Dogdó vermittelst eines kleinen Nebenflusses die Hauptwasserscheide erstiegen hatte, das sehr schwierige Felsenthal der Russkaja Rossocha, eines linken Nebenflusses der Ssordach (20), durchaus nicht zu vermeiden war. Von der Rossocha an hatte man weiter keine besondere Schwierigkeiten zu überwinden, der Weg führte durch hügeliges Land über die Quellflüsse des Böreläch, dann diese theilweise hinunter und die Bludnaja hinauf, von welcher man auf die Keländina kam, die gegen zwei Werst oberhalb Saschiwersk in die Indigirka fällt. Nach Kolymsk führte der Weg dann am rechten Ufer der Indigirka, und man konnte sich die Richtung ziemlich frei wählen, weil dort keine Gebirge hindernd in den Weg treten, hatte aber dafür vielfach, namentlich im Sommer, mit sumpfigem Terrain sich abzumühen, und besonders brachte die Leute der berüchtigte Morast Kyttá-Sselän in Verzweiflung, der gegen fünf Werst breit ist und sich in einer Länge von gegen 200 Werst zwischen den Flüssen Padericha und Bor-yräch hin-

zieht. Er ist grundlos und sein Ueberschreiten namentlich mit Lastthieren fast unausführbar oder doch nur möglich unter unsäglichen Anstrengungen und wenn ein ungewöhnlich trockenes Jahr zu Hülfe kommt. Diese Schwierigkeiten, die einerseits die Sümpfe bereiteten, andererseits das Thal der Russkaja Rossocha mit seinem, von fast senkrechten Felswänden eingezwängten Pfade, der dicht am Flussufer hinlief und im Winter durch sehr heftige Stürme ganz mit Schnee angefüllt wurde, so dass die Pferde nicht weiter konnten, im Sommer aber urplötzlichen, sehr gefährlichen Ueberschwemmungen durch Gebirgsregen ausgesetzt war, führten schliesslich zum gänzlichen Aufgeben des Weges und in Folge dessen auch zum Aufgeben der früher sogenannten Stadt Saschiwersk, deren Bewohner nach Kolymsk übergeführt wurden, so dass daselbst jetzt nur noch der bei der Kirche fungirende Geistliche lebt.

Jetzt dient als einziger Weg über das Tass-Hajachtach-Gebirge der andere Dogdo; indessen auch diese Strasse hat, namentlich im Winter, manche Schwierigkeiten, aber es ist eben kein anderer brauchbarer Pass zu finden, so dass man sich schon zufrieden geben muss. Der untere Dogdo ist ein wasserreicher Fluss, der stellenweise sich in viele Arme zertheilt, theilweise in einem Bette aber mit grosser Macht dahinströmt und an manchen Stellen, ähnlich wie der Tukulan, den Winter über offen bleibt, oder doch erst im Februar sich mit Eis überzieht. Er kommt aus einem, auf der Passhöhe sich befindenden, morastigen See, dem nach Osten die Kyra entspringt, die in den grossen linken Nebenfluss der Indigirka, dem Sselegnäch, fällt. Für den Winter sind es nun diese Kyra und mit ihr der Njecharan, der nicht weit unterhalb der ersteren gleichfalls von rechts in den Sselegnäch fällt, die dafür sorgen, dass das Reisen auf dem Kolymskischen Wege

nicht allzu bequem wird. Beide Flüsse bilden nämlich gewaltige Taryn's oder Aufeisfelder, deren Ueberschreiten höchst schwierig ist. Von den ja auch im nördlichen Europa vorkommenden Aufeisbildungen unterscheiden sich diese sibirischen äusserlich sofort durch ihre gewaltige Ausdehnung und sodann durch ihre nicht ebene, sondern hügelige Oberfläche. Man erblickt, wenn man an den Taryn gelangt, vor sich ein weit ausgedehntes spiegelglattes und gewöhnlich mit einer einen halben Zoll hohen Wasserschicht bedecktes Eisfeld. Durch dasselbe ziehen sich jedoch in den verschiedensten Formen, oft kreisrund, oft länglich und schlangenartig gewundene, zwei bis zwei und einen halben Fuss hohe Erhöhungen, die stets mit Schnee bedeckt sind. Nun hat man die Aufgabe über ein solches Feld seinen Weg zu nehmen, und zwar erreicht dieser Weg bei den Taryn's der Kyra und des Njecharan, die sich schliesslich zu einem Taryn vereinigen, die Länge von über fünfzehn Werst. Wir fuhren mit Rennthiernarten, also konnten wir uns in etwas behelfen, indem wir zu Fuss gingen, nachdem wir uns zuerst Fusseisen angelegt hatten, die das Gehen sehr erleichtern. Sie sind steigbügelartig geformt, unten mit Spitzen versehen und werden angelegt, indem man den Fuss durchsteckt und dann das Eisen noch mit einem Riemen festbindet. Auf diese Weise hatten die Rennthiere nur die ganz leichten Narten zu ziehen und kamen, wenn auch unter fortwährendem Glitschen und Fallen, doch leidlich vorwärts. Grausig aber ist diese Passage mit Lastpferden oder beladenen Rennthierschlitten. Die unbeschlagenen Hufe finden keinen Halt, die Thiere wagen es kaum Fuss vor Fuss, gleichsam tastend zu setzen, zittern am ganzen Leibe, — kurz es ist ein wahres Elend. Ein Fallen der Thiere unter ihrer Belastung ist aber eine sehr gefährliche Sache und hat häufig genug eine der-

artige Verletzung derselben zur Folge, dass man genöthigt ist, dieselben zu tödten. Für den Neuling, der mit der Eigenschaft der Taryn's noch nicht bekannt ist, liegt nun die Versuchung sehr nahe, das entsetzliche Glatteis zu meiden und es mit den schneebedeckten Hügelrücken zu versuchen, wenn man jene niedrigen Erhöhungen mit einem solchen Ausdruck bezeichnen darf. Die Führer warnen freilich sehr eifrig vor einem solchen Versuch, immer mit der Bemerkung, daselbst sei Wasser. Dieses Mal wusste ich das längst aus eigener Erfahrung; aber früher einmal, im Wilui'schen Kreise — ich hatte damals keine Fusseisen — wurde mir das ewige Ausglitschen des Spasses zu viel, und ich begab mich zu einer Erhöhung, indem ich von der Ansicht ausging, es müsse auf derselben doch mindestens weniger Wasser anzutreffen sein, als auf dem damals gerade stets nassem Glatteise. Trotz all' dem eifrigen Winken der etwas entfernten Jakuten setzte ich meinen Fuss kühn auf den Schnee, zog ihn jedoch gleich erschrocken zurück, denn ich sank über einen Fuss tief in eine breiige, aus Schnee und Wasser gemischte Masse. Bei genauerem Besichtigen jener Schneerücken bemerkt man denn auch, dass das die Eisfläche stets schlüpfrig erhaltende Wasser gerade aus diesen Rücken kommt, indem es unter der schützenden Schneedecke hervorsickert und auf's Eis hinabfliesst.

Nach Ueberschreiten des Taryn's kommt man auf den Sselegnäch selbst, dessen Flussbett bis gegen zwanzig Werst, etwa vor der Jurte Tybä, den weiteren Weg bildet. Dieser Fluss bildet auch vielfach Aufeis und Aufwasser, man kann denselben aber doch meistentheils seitlich ausweichen, wenn man nicht des Nachts fährt; nur kurz vor dem Orte, wo der Weg den Fluss verlässt, findet eine Aufwasserbildung statt, die mitunter gefährlich werden kann. Der Fluss ist an die-

ser Stelle verhältnissmässig flach, friert aber den grössten Theil des Winters nicht zu. Man kann daher gewöhnlich diese Stelle mit Schlitten und Pferden ganz wohl passiren; zuweilen aber staut das Grundeis, das bei der starken Strömung sehr energisch gebildet wird, sich quer über das Flussbett auf und bildet schliesslich einen natürlichen Damm, der das Wasser hinter sich mehrere Fuss hoch zu heben vermag. Ich fuhr an dieser Stelle vorbei, als es noch leidlich hell war, und da der Führer ordentlich ausschaute, so fuhr er auf das Ufer hinauf und vermied somit das kalte Bad. Ein Jakut aber, der auch dieses Weges zog und längere Zeit hindurch mein Begleiter war, hatte im Dunkeln die Strömung nicht bemerkt und gerieth in dieselbe; da sie aber dieses Mal nicht gerade sehr tief war, so konnte er sich und seine Thiere noch rechtzeitig herausziehen, kam aber halb erfroren in Tybä an.

Der Weg längs des Sselegnäch ist eine sehr ersehnte Strecke, auf welcher man, namentlich im Sommer, nur in ganz kurzen Tagemärschen vorwärts zieht, ja mitunter auch einige Rasttage hält, um die Pferde an der vortrefflichen Weide sich recht erholen zu lassen. Es wächst daselbst nämlich eine *Equisetum*-Art, von den Jakuten Tschiboga oder Ssibächtä genannt, welche die Pferde sehr gerne fressen und welche auf dieselben eine fast wunderbare Wirkung ausübt: in verhältnissmässig sehr kurzer Zeit erholen sich selbst die abgemattetsten Thiere und werden wieder frisch und munter. Dieses Kraut erscheint im Anfange des Sommers, zu einer Zeit, wo das Gras sich noch wenig entwickelt hat und die Weide daher den Thieren noch keine genügende Nahrung darzubieten im Stande ist. Als ich im Sommer 1866 diesen Weg von Kolymsk nach Jakutsk zog, konnte man beobachten, wie stark das Gedächtniss dieser Thiere ist,

wenn ihnen der hungrige Magen zu Hülfe kommt. Es war Anfang Sommers, die Thiere also in einem sehr traurigen Zustande, da sie vom Winter her natürlich sehr an Kräften heruntergekommen waren und noch nicht Zeit gehabt hatten sich zu erholen. Die Kaufleute beladen sie daher im Ganzen gar nicht, sondern treiben sie in kurzen Tagemärschen den Weg nach Jakutsk zurück. Die Waaren sind ja fast alle auf dem Wege von Jakutsk nach Kolymsk während des Winters verkauft worden; die nicht verkauften hat man in seinen Packhäusern in Ssredne- und Nishne-Kolymsk gelassen; das Pelzwerk aber, das man dafür eingetauscht, wiegt verhältnissmässig sehr wenig und wird daher, zu höchstens vier Pud auf den Gaul, den stärkeren Thieren, die man noch dazu möglichst häufig wechselt, aufgeladen, die anderen aber gehen ledig. So zogen wir — ich reiste damals mit meinem Freunde, dem Kaufmann Nikolai Alexejewitsch Ssolowjew — langsam vorwärts, mit uns zusammen die wenigen Lastthiere, weit hinter uns die ledige Heerde, die ganz gemächlich nachschlenderte und, was sie ja auch thun sollte, unterwegs sich möglichst viel vom eben aus der Erde sprossenden Grase anzueignen suchte. Als wir jedoch in die Nähe des Sselegnäch kamen, bemerkte ich zu meiner Verwunderung, dass die sonst mühsam hinter uns trottelnde Heerde in sehr lebhaftem Tempo, zuerst einzeln, dann in grösseren Partieen, an uns vorbeizuziehen begann, so dass wir schliesslich ganz zurückblieben, was bisher nie der Fall gewesen war. Es erklärte sich das einfach dadurch, dass die Thiere vom letzten Winter her die Tschiboga, die sie damals unter der Erde hervorgescharrt, noch nicht vergessen hatten und jetzt vorauseilten um möglichst rasch auf die leckere Weide zu gelangen.

Mit dem Verlassen des Sselegnäch kommt man in eine

mit zahllosen, bald sehr grossen, bald kleineren Seen bedeckte Niederung, die sich zwischen den beiden grossen linken Nebenflüssen der Indigirka, dem Sselegnäch und der Ujandina, ausbreitet und bis zur Indigirka selbst reicht, ja dieselbe eigentlich überschreitet und erst am Alaseja-Gebirge eine Unterbrechung findet. Dieser Landstrich ist auch wieder bewohnt, während vom Tostach bis Tybä wohl kaum menschliche Ansiedelungen anzutreffen sind. Die Seen, die alle untereinander durch Kanäle, sogenannte Wiski, und durch dieselben auch mit den Flüssen in Verbindung stehen, sind sämmtlich fischreich, die sie umgebenden Moräste geben Heu und Gras in Fülle; es ist also eine Gegend so sehr für die Jakuten geschaffen, wie es ein Land nur sein kann. Dieselben haben sich denn auch hier wieder in etwas grösserer Menge niedergelassen und befinden sich sehr wohl. Ich fand Alles, wie ausgestorben: was sich nur rühren konnte und durfte, hatte sich zu den Kirchen hinbegeben, die der Erzbischof visitiren wollte. Von meinen Begleitern erfuhr ich später, dass sie hier gut aufgenommen wurden und in der Jurte des reichen Jakuten-Golowa Wassilij Jefimof, am grossen See Abyi, wo sich zu der Zeit auch die meisten Kaufleute einfanden, ein sehr fröhliches Neujahr gefeiert hatten. Ich musste mich dagegen noch glücklich schätzen, dass es mir, trotz der Abwesenheit fast sämmtlicher männlicher Bevölkerung, doch gelang für meine Karawane Heu zu kaufen, damit sie, nach dem beschwerlichen Marsch von Tabalach bis Abyi, sich am letzteren Ort wieder ordentlich erholen könne. Dann konnte ich auch noch einige Rennthiere auftreiben, was sehr nöthig war, da die meinigen schon starke Spuren von Ermüdung aufwiesen und ausserdem nur bis Orinkino, wohin ich von Abyi ausfuhr, mitgenommen werden durften. Später wurden mir noch

einige Thiere nachgeschickt, so dass ich über das Alaseja-Gebirge, einen sehr niedrigen bewaldeten Höhenzug, hinüber bis zur Powarnja Berdygestäch auf Rennthieren fuhr. Dieselben waren aber schon in Krestäch sehr schlecht, so dass ich Pferde auf dieser Station nahm, sie aber noch leer vorausschickte, um es nochmals mit den Schlitten zu versuchen. Es ging jedoch so langsam vorwärts, dass ich Rennthiere und Schlitten als untauglich zurückliess, um von da an den Rest des Weges nach Kolymsk auf Pferden zu machen. Ich befand mich jetzt in meinem eigenen Kreise, die Leute wussten, dass meine Ankunft bevorstand, es mussten daher für mich überall Pferde in genügender Anzahl vorhanden sein. Ich glaubte daher die Thiere nicht gerade schonen zu müssen und ritt noch denselben Abend von Berdygestäch nach Bershestäch, wo ich frische Pferde finden musste. Unterwegs fand sich eine Jurte, wo ich den Thieren Heu geben liess, und dann weiter ritt. Es wurde aber dunkel, was im Walde, wo man den Weg leicht merken konnte, nicht viel zu bedeuten hatte; jedoch bald kamen wir auf grosse Seen heraus und verloren die Richtung. Es hatte vor Kurzem gestümt, die Spur war also nicht sichtbar, die Wegzeichen aber, deren Aufsteckung eine der wichtigsten Obliegenheiten der Leute bildet, waren so weit von einander aufgestellt, dass man das eine vom anderen höchstens am Tage, nicht aber in der Nacht sehen konnte. Es war also wieder einmal nicht Alles in Ordnung, obgleich die Leute von meiner Ankunft wussten. Auf dem letzten grossen See, an dessen Ende die Station Bershestäch liegt, irrten wir so lange herum, bis ich endlich beschloss, in der Nähe des Ufers, trotz des Umwegs, zu reiten, um doch endlich eine sichere Richtung zu haben. Das hatte aber auch seine Uebelstände; denn da das nicht der übliche Weg war, so hatten die Leute daselbst

ihre grossen Eislöcher angelegt, aus welchen sie beim Fischen unter dem Eise (21) die Netze herausziehen, und in eines derselben wäre mein Kosak beinahe hineingefallen. Nun blieb nichts weiter übrig, als am Ufer selbst fürbass zu ziehen, das ist aber im Lärchenwalde, der ganz in der Art der Tannenwälder Dickichte bildet, ohne Pfad eine sehr unangenehme Sache, besonders in dunkler Nacht. Ich war daher sehr erfreut, als wir nach kurzem, sehr mühsamem Vorwärtskommen plötzlich eine Lichtung und auf derselben das Stationsgebäude vor uns sahen. Die Freude war aber von kurzer Dauer, unsere Hoffnung nach langem, angestrengtem Ritt in einer warmen Jurte ausruhen zu können, erwies sich als eine vergebliche: dieselbe war unbewohnt und eiskalt. Jedenfalls musste ich aber frische Pferde haben, denn die meinigen hatten heute 115 Werst zurückgelegt und konnten morgen nicht wieder angestrengt werden; ich liess also, so gut es ging, trockenes Holz zusammenlesen und den Kamin anzünden und schickte sofort den Führer zu dem Golowa des Ulusses, der nicht weiter als 10 Werst von der Station wohnen sollte. Derselbe kam denn auch im Laufe der Nacht an und betheuerte unter vielen Entschuldigungen, die Leute hätten mich vier Tage auf der Station erwartet, seien aber alsdann fortgegangen in ihre Jurten, wo ihr Heu stände, morgen würden sie sofort zum Weiterreisen bereit sein. Dann bat er es sich als Ehre aus, ich möchte sofort zu ihm herüberkommen, dort sei Alles zu meiner Aufnahme bereit, und möchte den morgenden Tag, als grossen Feiertag, bei ihm zubringen. Das war nun nicht Alles so, wie es sein sollte, die Leute hatten überhaupt ihr Heu und ihre Pferde bei der Station zu halten, selbst wenn sie, wie es diesmal der Fall war, nicht weit von der Station wohnten. Da aber doch im Ganzen nur selten von den Postpferden Gebrauch gemacht

wird, so ist diese Unsitte so allgemein eingerissen, dass dieselbe in der That fast schon Sitte geworden ist. Auch würde die Krone, falls sie mit aller Strenge darauf sehen wollte, dass die Pferde, wenn sie nicht gerade sich auf einer Fahrt befinden, stets auf den Stationen anwesend sein müssten, einen viel grösseren Preis für dieselben zu zahlen haben, während sie jetzt mit einer sehr geringen Summe die Stationen halten kann und doch stets Liebhaber zum Geschäft findet. Der Golowa war mir aber als tüchtiger Mensch und guter Beamter bekannt, so that ich ihm denn gerne den Gefallen, besonders als sich mir hier die Gelegenheit bot, mich über die Lage seines Ulusses genauer zu unterrichten. Ich blieb somit den 25. Dec. dort und fand in der That von nun an Alles in der besten Ordnung, so dass ich schon am 28. Abends in Kolymsk ankommen konnte. Pferde und Führer standen überall bereit, und die Wege waren ordentlich abgesteckt, was gerade für diesen letzten Theil des Weges, der hier über eine Kette grosser Seen führt, von sehr grosser Wichtigkeit ist.

---

2. Capitel.

Zustände des Kolymskischen Kreises.

Ehe ich in der Erzählung unserer weiteren Schicksale fortfahre, erscheint es nothwendig, zuerst auf die Lage der Dinge und die gegenseitigen Beziehungen der verschiedenartigen Stämme zu einander hinzuweisen, wie ich dieselben bei meiner Ankunft vorfand.

Das sehr ausgedehnte Land, das man unter der Benennung Kolymskischer Kreis versteht, ist ungemein dünn bevöl-

kert: man zählt officiell ungefähr 7000 Seelen beiderlei Geschlechts, ohne die Tschuktschen, und die Wirklichkeit wird wohl die Schätzung nicht bedeutend überschreiten, dürfte aber doch einige hundert Personen beiderlei Geschlechts betragen, so dass man ungefähr 7500 Seelen annehmen kann. Unter diesen befinden sich etwas über Tausend Russen, gegen 3500 Jakuten, gegen 1500 Lamuten, 800 Jukagern, 400 Tungusen, 400 Tschuwanzen. Dazu kommen nun die Tschuktschen, über deren Anzahl wir noch weniger irgend wie sichere Kenntniss haben, es dürfte aber als höchst wahrscheinlich angenommen werden, dass die Gesammtstärke dieses Volkes nicht über 3500 Seelen beträgt.

Es ist also eine sehr unbedeutende Volkszahl, mit der wir es zu thun hatten, indessen ihre Interessen verlangten doch auch Berücksichtigung und zwar eine um so grössere, als das Land, in welchem sie lebten, nur wenige natürliche Hülfsquellen darbot und sie diese wenigen noch häufig in höchst launenhafter Weise alterirten und verkümmerten.

Die ursprünglichen Bewohner des Landes sind offenbar die Jukagern und die Tschuwanzen, von denen jetzt nur noch traurige Ueberreste nachgeblieben sind. Von den Jukagern waren noch zu Wrangell's Zeit, also gegen 1820, die beiden Anui ziemlich dicht bewohnt, obgleich die alte Zahl derselben schon damals stark zusammengeschrumpft war. Wrangell nennt sie Omoken; diese Benennung kommt jetzt im officiellen Gebrauch nicht mehr vor, wohl aber bezeichnen sie sich selbst als Jukagern omokischen Geschlechts. Von den beiden Anui haben sie sich seit Wrangell's Zeit allmählich ganz zurückgezogen, man findet daselbst nur noch einige Familien, die jedoch ihre eigene Sprache gänzlich aufgegeben und russische Sprache und Lebensweise angenommen haben. Gegenwärtig bewohnen sie den oberen Lauf des

Omolon, wo sie in acht Geschlechter getheilt unter ihren Stammeshäuptlingen leben und sich vorherrschend von Jagd und Fischfang nähren. Sie leben nach Art der Tungusen und Lamuten in leichten, kegelformigen Zelten aus Birkenrinde, Urossa bei den Russen genannt, und halten nur so viel Rennthiere, als sie zu ihren fortwährenden Wanderungen gebrauchen. Ausserdem finden sich, verstreut unter den Bewohnern der unteren Kolyma, hier und da Jukagern-Familien, die man aber von den Russen schon gar nicht mehr ihrem Aussehen und Gebahren nach unterscheiden kann. Eine grössere Kolonie solcher ganz zu Russen gewordenen Jukagern befindet sich, ungefähr 60 Seelen stark, nicht weit von der Mündung des Omolon in die Kolyma. Was das starke Zusammenschrumpfen dieses einst sehr zahlreichen Stammes verursachte, lässt sich nicht feststellen. Sie selbst behaupten, dass sie von den Tschuktschen viel gelitten hätten, und in der That haben sie und die Tschuwanzen das Hauptcontingent der Hülfsvölker in den Kriegen der Kosaken gegen die Tschuktschen geliefert, dann sind sie in alten Zeiten die Schutzmauer der Kolymskischen Ansiedler nach Osten gewesen, da sie an den beiden Anui sassen und somit den Tschuktschen den Weg zur Kolyma verwehrten. Wenn man jedoch die von Polonskij gesammelten Nachrichten aus den alten Archiven, die er noch in Petropawlowsk vorfand, aufmerksam durchliest, so kommt man zu dem Ergebniss, dass die Tschuktschen unmöglich so viel Menschenleben vernichtet haben können, als man ihnen gewöhnlich und namentlich im Volksmunde zuschreibt. Es sind vielmehr einerseits die Korjaken, allerdings ein den Tschuktschen sehr nahe verwandter Volksstamm, so nahe, dass sie sich gegenseitig ohne Uebersetzer sehr gut verständigen können, die stets den Streit anfangen, andererseits die Jukagern, die die Angreifer spielen.

Die Tschuktschen treten vielmehr als Abwehrende auf und können ihrer ganzen Natur und Anlage nach auch nicht als kriegerisches Volk oder gar als Raubgesindel angesehen werden, da sie das hatten, was Jukagern und Korjaken immer sehr gern gehabt hätten, nämlich reiche Rennthierheerden. Der Reiche wird vom Aermeren angegriffen, aber nicht umgekehrt. Es sind nun wohl unleugbar häufige Streitigkeiten und Beraubungen in jenen blutigen alten Zeiten an der Tagesordnung gewesen, aber es lässt sich schwer annehmen, dass die Jukagern dadurch von einem Volk zu einem unbedeutenden Menschenhaufen herabgesunken seien, als welcher sie jetzt am Omolon und dann noch in der Zahl von gegen 200 Seelen an der Indigirka leben. Höchst wahrscheinlich haben die Pocken, die ja zu einigen Malen das Jakutskische Gebiet entvölkert haben, auch unter ihnen aufgeräumt; da aber im Beginn unseres Jahrhunderts ihre alten Wohnsitze, die früher sich durch ausnehmend ergiebige Rennthierjagd auszeichneten und daher eine grosse Menge Menschen ernähren konnten, in dieser Hinsicht bedeutend zurückzugehen begannen, so haben sich die Jukagern nicht wieder in der Weise erholen können, wie es die Jakuten z. B. gethan haben, die auch häufig genug von den Pocken decimirt worden sind, aber in befriedigenderen Verhältnissen lebend, bald wieder die frühere Volkszahl erreichten. Das Verschwinden des wilden Rennthiers ist ja schliesslich auch der Grund gewesen, der die Jukagern veranlasst hat, die beiden Anui mit dem Omolon zu vertauschen.

Die Tschuwanzen haben als Volk eigentlich aufgehört zu existieren. Trotz aller Bemühungen ist es mir in den Jahren 1866, 1869 und 1870 nicht gelungen, eine Person dieses Volkes zu finden, die noch Kenntniss ihrer Sprache besessen hätte. Sie sind, so weit sie im Kolymskischen Kreise wohnen,

vollständig Russen geworden und haben nur noch die historische Erinnerung, dass sie zu einem untergegangenen Volke gehören. Sie waren in alten Zeiten allerdings den Anfällen der Tschuktschen am meisten ausgesetzt, da sie am linken Ufer des Anadyr und an den Quellen dieses Stromes ihre Wohnsitze hatten, auch selbst mit Rennthierheerden wohl versehen waren. Ausserdem haben sie in unversöhnlichem Hasse gegen die Tschuktschen die Korjaken womöglich übertroffen; es ist daher wohl die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass ihre nördlichen Nachbarn ihnen vielfachen und empfindlichen Schaden zugefügt haben, — jedenfalls finden wir die Tschuktschen bald nach der Aufhebung der Anadyr'schen Festung in den alten Wohnsitzen der Tschuwanzen. Sie selbst schreiben ihren Untergang entschieden nur den Tschuktschen zu, namentlich behaupten sie, sie hätten, da sie die Hauptverbündeten des berühmten Major Pawluzky, dessen Thaten in den historischen Notizen mitgetheilt sind, gegen die Tschuktschen gewesen seien, nach dem Tode desselben auch die ganze Rache derselben zu fühlen bekommen. Der Mann, den die Tschuktschen so fürchteten, dass sie seinen Namen nicht ohne Entsetzen aussprechen konnten, sei gefallen, in der Festung habe man nach seinem Tode längere Zeit hindurch nichts Ernsteres zu unternehmen gewagt, und da sei über sie der ganze Grimm der Tschuktschen gekommen, ganze Niederlassungen wären überfallen und niedergemetzelt worden, und der Rest habe sich, da er sich zu schwach gefühlt, an das rechte Ufer des Anadyr geflüchtet.

Dort sitzen sie allerdings noch heute. Sie bewohnen einerseits den kleinen Flecken Markowo am Anadyr, sowie die grosse bei der Mündung des Main in den Anadyr sich befindende Insel, andererseits aber leben auch noch ein-

zelne Familien am Grossen Anui. Sie leben ganz wie die Russen jener Gegenden und nähren sich von Fischfang und vom Fang des wilden Rennthiers während dessen Uebergänge über den Anadyr, die alljährlich in grossen Heerden im Frühjahr und Herbst stattzufinden pflegen (28).

Zahlreicher als die eben genannten Völker, sind die Lamuten, ein Tungusenstamm, der ausser im Kolymskischen Kreise noch 1000 Köpfe stark im Werchojanskischen Kreise sich vorfindet. Es ist eigentlich nicht recht einzusehen, warum die Lamuten sich als eigenes Volk betrachten, da sie doch vollkommene Tungusen sind; die Sprachproben, die ich von ihnen mitbrachte, hat Herr Akademiker Schiefner als tungusische herausgegeben, und in ihrem Aeusseren und ihrer Lebensart unterscheiden sie sich in Nichts von diesem Volk. Es wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach wohl so verhalten, dass sie ursprünglich ein tungusisches Geschlecht bildeten, wie ja die asiatischen Völkerschaften sich stets in einzelne Geschlechter eintheilen, in der Folge aber durch die Ereignisse von ihren Stammesgenossen räumlich getrennt wurden und sich so, unter ganz fremden Völkerschaften lebend, als eigenes Volk zu betrachten gewöhnten. Sie haben von Alters her ihre Wohnsitze an der obersten Kolyma und Indigirka im nordöstlichsten Winkel des Oimekon'schen Hochlandes gehabt und erscheinen auf der Bühne der Kämpfe am Anadyr verhältnissmässig spät. Auch haben sie an den Kriegen, die von der Festung Anadyrsk aus geführt wurden, keinen ausgesprochenen oder irgend wie entscheidenden Antheil genommen. Wohl aber sind sie in späterer Zeit von einem gewissen Einfluss auf die Beziehungen der Stämme unter einander gewesen. Der Lamut ist noch heute derselbe ungebrochene Sohn der Wildniss, wie er vor Alters war, ganz ebenso wie der Tunguse. Die Jukagern sind auch

Jäger, aber in noch höherem Grade Fischer, was schon eine mehr sesshafte Lebensweise bedingt. Auch baut sich selbst der Jukager, der noch nach der Weise seiner Vorfahren in der Wildniss lebt, gerne eine Jurte oder gar eine kleine Hütte gegen die Strenge des Winters: der Lamut jedoch kennt das Alles nicht. Er bewohnt gegenwärtig oder vielmehr durchzieht stets noch die Gebiete der oberen Kolyma und Indigirka, soweit dieselben nicht von Jakuten in Besitz genommen sind. Er ist aber überall zu Hause, wo der Jakut keine Weideplätze mehr findet, sich also auch nicht mehr niederlassen kann; ihn bindet nichts an die Scholle, er zieht überall hin, wo das Pelzthier hinzieht, und ist fast ebenso leicht beweglich wie dieses. Gleich wie der Zobel, der Fuchs und das Eichhörnchen ihr Nest überall sich einrichten können, wo es noch Wald giebt, so ladet der Lamut seine leichte Urossa (24) aus Birkenrinde und seinen einfachen Hausrath auf sein Rennthier und wandert von Ort zu Ort immer dem Pelzthiere nach. Ja selbst letztere Mühe übernimmt er selbst nicht. Er hängt nur Flinte und Pulverhorn um, wozu er im Winter noch seine Schneeschuhe hinzufügt, und ist reisefertig. Seinem Weibe theilt er nur mit, sie habe nach so und so viel Tagen oder so und so viel Wochen ihn an irgend einem bestimmten Ort zu finden, und geht dann fort in dem ruhigen Bewusstsein, sein Haus wohl bestellt zu haben. Das Weib hat dann dafür zu sorgen, dass es mit Kindern und Eigenthum an der bezeichneten Stelle erscheint und ihre Urossa wieder einrichtet, damit Alles fertig ist, wenn er wieder nach Hause kommt. Leicht und zierlich gebaut, hart und sehnig dabei, im Stande Hunger und Durst, Kälte und Hitze gleichmüthig zu ertragen, dabei ein vortrefflicher Schütze sowohl mit der Büchse, als auch mit dem Pfeil und Bogen, ist er der ächte und unverfälschte Jäger,

den die stärksten Entbehrungen nie auch nur auf den Gedanken bringen, bei den Behausungen der Menschen sich länger aufzuhalten, als es zum Austausch seiner Jagdbeute durchaus nothwendig ist.

Mit einem solchen Volke sollte man denken, könnte Jeder bequem leben, da es sich gerade dort am wohlsten fühlt, wohin andere Menschen nicht gerne gehen; aber es ist anders gekommen und gerade über die Lamuten habe ich die meisten Klagen in der Wildniss vernommen. Ausser ihren Jagdzügen nach Pelzthieren nämlich, verfolgen sie auch lebhaft das wilde Rennthier und steigen daher von ihrem Hochlande in die Ebene des Anadyr hinab. Am unteren Laufe dieses Stromes finden noch alljährlich die Flussübergänge des wilden Rennthiers statt. Ausser diesem Ort ist mir nur noch ein Punkt bekannt, wo im weitem Bereich des Jakutskischen Gebiets diese Jagd noch im Grossen betrieben wird und einen sehr wesentlichen Faktor der Ernährung des Volkes bildet. Es ist das in dem äussersten Westen des Gebiets bei den Flüssen Anábara und Olenek, — sonst hat diese Jagd fast ganz aufgehört. Das Thier geht in grossen Heerden im Frühjahr nach Norden und kehrt im Herbst in den Süden zurück; es muss also zwei mal im Jahre den Anadyr durchschwimmen. Im Frühjahr wird es nicht gejagt, weil es dann ausgehungert und ungeniessbar ist. Um so wichtiger ist aber die Herbstjagd, von deren Gelingen oder Missrathen das Wohl und Wehe der dortigen Bewohner wesentlich bedingt wird. Es werden daher diese Jagden unter gemeinschaftlicher Betheiligung Aller nach feststehenden Regeln betrieben, und die Ausbeute unterliegt einer Theilung, die mit grosser Gewissenhaftigkeit vorgenommen wird. Niemand würde die Lamuten hindern, sich auch an diesen Jagden zu betheiligen, aber sie thun das nicht, sie thun über-

haupt nie etwas Gemeinschaftliches, sondern jeder Einzelne schlägt sich durch die Welt, so gut er kann. Hingegen treiben sich die Lamuten den Sommer über gerne im Gebiet des Anadyr, so wie auch der beiden Anui herum; es giebt in dieser Jahreszeit keine Jagd auf Pelzthiere, dagegen gewährt das Land nördlich vom Anadyr seines Reichthums wegen an wilden Rennthieren, so wie an Bergschafen dem geschickten Schützen einen recht auskömmlichen Erwerb und Unterhalt. Es ist aber das Rennthier, das zahme sowohl, als auch das wilde, an welchem der gute Ruf des Lamuten zu Fall kommt.

Wenn man den Kaufmann fragt, so erhält man von einem Jeden unter ihnen die Antwort, der Lamut sei der ehrlichste von allen Eingebornen Sibiriens, er betrüge nicht und bezahle seine Schulden stets mit unverbrüchlicher Treue. Er geniesst daher eines viel besseren Kredits als alle Uebrigen: selbst in solchen Fällen, wo er nichts mitbringt zur Deckung der vorigjährigen Schuld und doch neuen Kredit verlangt, wird ihm stets getraut, und die Gründe, die er in solchem Falle angiebt, er habe Unglück bei der Jagd gehabt oder er sei krank gewesen, werden ihm stets geglaubt, während das bei den anderen Völkerschaften nicht, oder doch in viel geringerem Grade der Fall ist. Auch wird ihm nachgerühmt, er sei treu und anhänglich, verlasse nie einen Kaufmann, mit dem er in Verbindung getreten, um zu einem anderen überzugehen, was sonst wohl vorkommt und stets als höchst verwerflich von den Händlern und Kaufleuten verabscheut wird. Anders aber lautet das, was man von den Tschuktschen und von den Leuten erfährt, die am Anadyr Rennthierjagd treiben: sie betrachten ihn einfach als Räuber und Ruhestörer. Namentlich dem Tschuktschen, dem reichen Heerdenbesitzer, ist der Lamut in hohem Grade

verhasst. Er wirft ihm vor, dass er nicht immer auf seiner Rennthierjagd die wilden Thiere von denen zu unterscheiden vermöge, die dem Tschuktschen gehören, oder mit anderen Worten, dass er Alles schiesse, was ihm vorkomme, auch wenn er sehr gut wisse, dass er eine zahme Heerde vor sich habe, und wenn man ihn bei der That ertappe und das erlegte Thier abnehmen wolle, so greife er nach seiner Flinte. Es ist natürlich schwer in dieser Sache deutlich zu sehen: die Lamuten stellen dies Alles sehr entschieden in Abrede, und Zeugen hat man ja bei derartigen Vorkommnissen nur in Ausnahmefällen. Mir ist aber auch von anderer Seite mitgetheilt worden, dass die Tschuktschen diesmal Recht hätten, dass man dem Lamuten derartige Jagdvergnügungen wohl zur Last legen könne, und dass die Ausrede, er habe geglaubt, eine wilde Heerde vor sich zu haben, durchaus hinfällig sei. Die Rennthiere der sehr grossen Tschuktschenheerden seien allerdings halbwild, aber doch so wenig scheu, dass der Mensch ihnen ohne alle Vorsicht ganz nahe kommen könne, während das wilde Thier ausserordentlich vorsichtig und scheu sei; auch befände sich in der Nähe der Heerde ja stets das Zelt der Wächter, so dass ein Irrthum gänzlich ausgeschlossen sei. Ist das aber wahr, so kann man den sonst unerklärlichen Widerwillen des Tschuktschen gegen den Lamuten wohl begreiflich finden; denn Mann gegen Mann ist Letzterer dem Ersteren weit im Kampfe überlegen, der Tschuktsche kann sich daher nicht seines Raubes erwehren, und das namentlich macht ihn so ärgerlich. Der Tschuktsche ist ein reicher und bequemer Heerdenbesitzer. Gross und stark, dabei schwerfällig und wohlgenährt, wie ein wohlhabender Viehhändler bei uns, ist er fast wehrlos dem raschen und gewandten Lamuten gegenüber; auch kann er mit seiner Lanze, so gut er auch mit

ihr umzugehen versteht, dem mit der Büchse versehenen Lamuten nicht an den Leib rücken, kurz er ist allerdings sehr übel dran. Natürlich sucht er ihm daher heimzuzahlen, wenn die Umstände es nur irgend gestatten, und so hört man denn dann und wann, wenn irgend ein Lamut oder irgend ein Tschuktsche, die man sonst als häufige Besucher des Jahrmarkts wohl kannte, auf einmal verschwindet, es habe in der Wildniss ein wüthender Zweikampf stattgefunden, und der Fehlende sei eben auf dem Platze geblieben. Allzuhäufig kommen derartige Kämpfe jetzt nicht mehr vor, sie fallen aber stärker auf, weil sonst Alles auf dem früher blutgetränkten Boden des Anadyrlandes ruhig geworden ist und man sich im Allgemeinen sehr gut verträgt. Diejenigen Stämme jedoch, die sich an der Jagd auf Rennthiere am Anadyr betheiligen, mögen den Lamuten nicht leiden, weil er den Sommer über bis in den Herbst hinein mit der Büchse jagt. Das ist aber dort sehr verpönt, und zwar besonders zu der Zeit, wo das wilde Rennthier anfängt sich in Heerden zu formen, um in grossen Zügen über den Fluss zu schwimmen. In dieser Zeit, gewöhnlich Ende August, wird dort keine Flinte abgeschossen, ja es wird nicht einmal ein Feuer angezündet, um das höchst scheue und vorsichtige Thier nicht zu beunruhigen. An solche Regeln (25) kehrt sich der Lamut nicht und ist daher jenen Leuten als ungebetener Gast und Jagdverderber höchst widerlich. Es kamen gerade über derartige Fälle häufig Klagen an mich, es war jedoch nichts dagegen zu beginnen, da die Leute mir nicht die Schuldigen namhaft machen konnten, weil sie dieselben nie zu Gesicht bekommen und sie daher auch ihrer That nicht überweisen konnten. Die innere Verfassung der Lamuten ist dieselbe wie die der Jukagern: sie bilden sechs Geschlechter unter sechs Häuptlin-

gen oder Starosten. Die ihnen nahe verwandten Tungusen haben nur ein Geschlecht mit einem Starosta. Sie bewohnen gleichfalls die südlichsten Nebenflüsse der Kolyma und leben genau so wie die Lamuten, mit dem Unterschiede nur, dass sie fast nie an den Anadyr ziehen und auch den Jahrmarkt am Anui nicht besuchen, wohin die Lamuten regelmässig jedes Jahr ziehen.

Später als alle diese Völker und nur kurze Zeit vor den Russen haben sich die Jakuten an der Kolyma niedergelassen. Sie hatten sich aller Wahrscheinlichkeit nach vor den Unterdrückungen Jener zuerst in das Hochland des Oimekon geflüchtet, wo noch jetzt ein versprengter Theil derselben wohnt, und sind von dort die Kolyma hinabgezogen. Die Jakuten haben die entwickeltste Verfassung unter allen einzelnen Stämmen des Jakutskischen Gebietes und sind die einzigen, die einen schriftlichen Geschäftsgang haben. Die niedrigste Stufe bilden die Geschlechter unter den Starschina's. Ein solcher wird von den Geschlechtsgenossen auf Lebenszeit gewählt und hat sowohl eine polizeiliche, als auch eine richterliche Gewalt. Je zwei oder drei Geschlechter bilden einen Nassleg unter Leitung des Starosta. Es scheint mir, als sei die ursprüngliche Einrichtung die des Geschlechtes, des Rod, gewesen, gleich wie das noch jetzt ausschliesslich bei den übrigen Stämmen der Fall ist, aber sicher ist das nicht, im Gegentheil spricht auch viel dafür, dass das Volk zur Zeit der Eroberung schon unter Starosta's gestanden habe, also der Nassleg die ursprüngliche Einheit sei. Jedenfalls ist sie dadurch die bei weitem wichtigere geworden, dass der Regierung gegenüber der Starosta als Vertreter seiner Stammesgenossen auftritt. Er wird gewissermaassen als der Hausvater, der Nassleg als seine Familie betrachtet. Er erhält das dem Stamm jährlich ab-

zulassende Pulver und Blei und leistet im folgenden Jahre die Zahlung für dasselbe. Er verantwortet für die richtige Einzahlung des Jassak's (26) und hat die Polizei und Gerichtsbarkeit in unwichtigen Fällen, kann jedoch auch Körperstrafen verhängen; an ihn gelangen alle Verordnungen und Befehle der Regierung, und es ist seine Sache dafür zu sorgen, dass dieselben erfüllt werden, wie ja ihn auch die alleinige Verantwortung trifft, falls dieselben nicht ausgeführt werden; schliesslich hat er die höchst wichtige Vertheilung der Heuschläge zu besorgen, die alle Frühjahr vorgenommen wird, übrigens werden ihm zu diesem Geschäft auch Geschworene zuertheilt: gegen diese Theilung können nirgends Klagen eingereicht werden. Ueber diesen beiden Gewalten steht nur noch die Ulussverwaltung mit dem Golowa und seinen Beisitzern an der Spitze und einem Schreiber als Geschäftsführer. Der Uluss setzt sich aus mehreren Nasslegs zusammen, und die Zahl solcher Ulusse ist in den verschiedenen Kreisen eine verschiedene. So hat der Werchojanskische Kreis vier Ulusse, der Kolymskische hingegen nur einen. Die Ulussverwaltung, Inorodnaja Uprawa, dient als Vermittelungsorgan zwischen den Starosta's und der Kreisregierung und als Entlastung derselben. Sie empfängt die Anordnungen des Isprawnik's, übermittelt dieselben den Starosta's und besorgt alle Geschäfte der einzelnen Nasslegs und der Kreisregierung, hat aber selbst eigentlich keine Gewalt; denn zu allen wichtigen Dingen versammelt sie stets die Starosta's und stellt dann Bitten, Vorschläge u. s. w. der Kreisregierung zur weiteren Entscheidung vor; kurz sie ist sehr nothwendig für die leichtere Führung der Geschäfte mit dem Isprawnik, wie sie ja auch allein einen Schreiber hat, der Schwerpunkt aber liegt stets bei den Starosta's. Der Golowa und die Beisitzer werden immer nur auf drei

Jahre von den Starosta's gewählt und haben vollständig den Charakter von Regierungsbeamten.

Wie der Tunguse und Lamute Jäger, so ist der Jakut Nomade, und zwar ist er im Kolymskischen Kreise noch ganz reiner Nomade, da daselbst der Ackerbau nicht möglich ist. Er treibt dabei auch Jagd auf Pelzthiere, aber das ist nur Nebensache; für ihn ist die Heerde das, was für den Tungusen und Lamuten das Schiessgewehr ist, das Fundament seines Daseins. Die Jakuten haben ihre Wohnsitze an beiden Ufern der Kolyma, vorherrschend jedoch am linken Ufer zwischen Werchne- und Ssredne-Kolymsk und in dieser Breite bis zur westlichen Grenze des Kreises. Einer der sieben Nasslegs dieses Ulusses hat sich jedoch an der unteren Kolyma niedergelassen und wohnt in vereinzelten Häusern am linken Ufer der Kolyma bis zur Station Kresty, gegen 80 Werst oberhalb der Mündung des Omolon. Dieser hat das Nomadenleben verlassen, lebt in festen Häusern wie die Russen und nährt sich hauptsächlich vom Fischfang. Er hat aber dafür auch seine Sprache verloren und spricht nur russisch.

Die Jakuten allein haben sich in keiner Weise an den Kämpfen gegen die Tschuktschen betheiligt. Sie waren aus ihren Wohnsitzen an der Lena zuerst an den Oimekon und von dieser Hochebene ins Thal der Kolyma gezogen, um dem Streit und Unfrieden zu entgehen, hatten daher auch keine Lust, sich hier in neue Abenteuer einzulassen. Aus ihrer ganzen Geschichte, so viel wir davon aus den alten Archivrollen noch ersehen können, geht deutlich hervor, ein wie eminent friedliches Volk sie stets waren, und nur die alles Maass überschreitenden Bedrückungen der Kosaken haben sie an der Lena zu jenen dann und wann versuchten kriegerischen Unternehmungen gegen Jakutsk gezwungen, die in den historischen Notizen mitgetheilt werden

sollen. An der Kolyma hingegen wurden sie nicht weiter von den Russen, die hier andere Feinde fanden, behelligt, und von den Tschuktschen trennten sie weite Landstrecken einerseits, sowie die Stämme der Jukagern und Tschuwanzen andererseits. Zu ihrem grossen Glücke unterstanden sie ferner nicht dem Befehlshaber von Anadyrsk, sondern zählten zu Saschiwersk, so dass sie nicht als Hülfsvölker in Anspruch genommen werden konnten. Jakuten und Tschuktschen sind daher in alter Zeit durchaus nicht in Berührung gerathen, weder in freundliche, noch in feindliche, und die einzige Mitleidenschaft, die den Jakuten aus jenen so lange andauernden Scharmützeln erwuchs, war ihre Heranziehung zum Transportwesen jener Zeit. Der Weg, der fast ausschliesslich zur Versorgung des Kommando's am Anadyr mit dem absolut nothwendigen Proviant und sonstigem Material diente, führte vom Aldan die Chandyga hinauf, über die Quellflüsse der Indigirka zu denen der in die Kolyma fallenden Syrjanka, dann die Kolyma hinunter zur Mündung der beiden Anui und schliesslich vermittelst des Grossen Anui an den Anadyr. Dieser höchst sonderbare Weg, der nur begreiflich wird, wenn man in Betracht zieht, dass sich die alten Eroberer Sibiriens vorherrschend an die Flusssysteme hielten und nur sehr selten dieselben verliessen, um kürzere Verbindungen zu benutzen, ging zum bedeutenden Theil durch die Wohnsitze der Jakuten, und sie haben daher den Löwenantheil an den allerdings sehr schwer wiegenden Lasten zu tragen gehabt, den dies umständliche Versorgungswesen der äusserst dünn gesäeten Bevölkerung auferlegte.

Diese Lasten waren ja wohl schwer, aber im Ganzen nicht zu Grunde richtend, es hat sich daher das Leben der Jakuten an der Kolyma zu einem weit befriedigenderen,

jedenfalls zu einem viel ruhigeren gestaltet, als das der anderen Stämme des Hochnordens. Sie hatten fischreiche Seen und Ströme, und die Viehzucht, die sie aus dem Thale der Lena einführten, gedieh im Ganzen doch so gut, dass sie Mangel nicht zu leiden hatten. Es ist freilich das Halten von Rindvieh und Pferden, der einzigen Thiere, mit deren Zucht sich die Jakuten befassen, nördlich vom Gebirge nicht mehr so ergiebig, wie es südlich von demselben der Fall ist. Es ist daran wohl kaum die Strenge des Winters schuld, denn dieselbe übersteigt nicht das Maass, das in dieser Hinsicht der Wilui und die Lena bis zur Mündung des Aldan leisten. Wohl aber könnte von schwerwiegendem Einfluss sein, dass der kürzere und weniger heisse Sommer geringerwerthige Weiden und Heuschläge erzeugt und daher das Futter weit minder kräftig wirkt. Es ist nämlich noch an der Lena und am Wilui Regel, dass die Kuh und die Stute alljährlich tragen, wenn auch Ausnahmen vorkommen mögen, wie das ja in allen Ländern geschieht. An der Kolyma fallen Kälber und Füllen in der Regel nur alle drei Jahre, sehr gute und kräftige Mutterthiere tragen um's Jahr, aber jährlich tragende gehören zu den entschiedensten Ausnahmen. Es ist also das Wachsthum der Heerden ein sehr verlangsamtes; auf der anderen Seite tritt aber die sibirische Pest, die fürchterliche Geissel des Jakuten, hier häufiger auf als südlicher vom Gebirge, woran wohl der fast ausschliesslich sumpfige Charakter der Weiden die Hauptschuld tragen dürfte, und lebten die Jakuten an der Kolyma nicht so sehr zerstreut, so dass ein Uebertragen der verderblichen Seuche leichter vermieden werden kann, so würden die Verheerungen unter Vieh und Pferden noch viel furchtbarer sein. Trotz dieser verhältnissmässig schwierigen Lage, in der der Nomade an der Kolyma sich befindet, geht

es denn doch leidlich. Die fischreichen Gewässer schützen ihn vor dem Verhungern und geben ihm immer wieder die Möglichkeit, seine Verluste zu ersetzen, da er, wenn Noth am Mann ist, auch ohne das Fleisch seiner Heerden existiren kann. Sie leben daher auch heutigen Tages in ganz befriedigenden Verhältnissen.

Die Russen müssen kurz vor 1644 an der Kolyma erschienen sein, denn um die Zeit, meldet eine alte Nachricht, habe der Kosak Iwan Erastof mit einigen Leuten diesen Fluss entdeckt. Im genannten Jahre jedoch hatte man schon drei sogenannte Simowjo's, d. h. Blockhäuser, die so fest gebaut waren, dass sie zur Noth vertheidigt werden konnten, in Werchne-, Ssredne- und Nishne-Kolymsk. Von Nishne-Kolymsk vollführte dann im Jahre 1648 der Kosak Deshnef jene denkwürdige erste Umschiffung des Cap Peek, die erst nach einem Jahrhundert in entgegengesetzter Richtung von Bering wiederholt worden ist. Diese kühne Fahrt, obgleich mit Schiffbruch endigend, führte dann zur Entdeckung des Anadyr und zur Gründung der hölzernen Festung Anadyrsk, gegen zehn Werst oberhalb des Fleckens Markowo, durch Deshnef, höchst wahrscheinlich im Jahre 1650. Somit ist die Gründung der Herrschaft am Anadyr von Kolymsk aus erfolgt; damit enden aber auch die Beziehungen der Kolyma zu ersterem Flusse, da die Kosaken der Festung nicht Kolymsk unterstellt wurden, sondern zuerst von Jakutsk und schliesslich von Ochotsk aus ihre Direction erhielten, bis die Festung im Jahre 1766 aufgehoben wurde.

Die Kolymsker Russen haben also in den alten Zeiten zu den Tschuktschen keine näheren Beziehungen gehabt. Sie waren von ihnen durch die damals im Gebiet der beiden

Anui zahlreich angesessenen Jukagern getrennt. Wohl aber haben die Tschuktschen einen gewissen und zwar sehr wohlthätigen Einfluss auf die ersten russischen Ansiedler gehabt, indem sie ihrerseits die Jukagern und Tschuwanzen stets in Anspruch nahmen und dadurch die Besitznahme der Kolyma seitens der Russen sich als eine ungewöhnlich friedliche gestaltete, ganz im Gegensatz zu der sonst üblichen Praktik jener Jahre. Im Thale der Kolyma herrschten Frieden und Ruhe, während nebenan am Anadyr Bogen und Flinte fast ohne Unterbrechung in Thätigkeit waren; es wurde daher daselbst auch für's Erste keine Festung erbaut, sondern es blieb bei den drei Simowjo's. Gleichfalls hat man daselbst nie viel Kosaken gehalten. Wohl kam aber sonst mancher Russe dahin, um Pelzhandel zu treiben; denn damals war das Land noch reich an allerhand kostbarem Pelzwerk, und besonders kam der Zobel, der jetzt nur ausnahmsweise an der Kolyma erlegt wird, damals noch in grossen Mengen vor, so dass das Geschäft ein blühendes wurde. So lebte man nun an der Kolyma in grosser Ruhe und Behaglichkeit, man hatte Fisch und Fleisch in Hülle und Fülle, nur an Mehl fehlte es; denn das von den Kaufleuten angeführte konnte nur sehr theuer sein, da es den ganzen über zweitausend Werst langen Weg auf Saumthieren angeführt werden musste. Indessen haben sich die Bewohner der Kolyma in ihre exceptionelle Lage zu schicken verstanden, — sie haben sich den Genuss von Brod ganz abgewöhnt, kommen sehr gut ohne dasselbe aus und betrachten es bis auf den heutigen Tag als einen Leckerbissen, den man sich nur bei aussergewöhnlichen Gelegenheiten gestattet. Die Kosaken, die Mehl als Proviant beziehen, benutzen diesen Umstand, indem sie es fast ausnahmslos nicht selbst essen, sondern an die reichen Kaufleute oder an Jakutsker Ankömmlinge, welche

an dieses Nahrungsmittel gewöhnt sind, mit gutem Vortheil verkaufen (27).

Es haben aber in den alten Zeiten, obwohl Russen und Tschuktschen sonst gar keine Beziehungen zu einander hatten, oder vielleicht gerade aus diesem Grunde, dann und wann vereinzelte Versuche zum Tauschhandel von Seiten der Russen stattgefunden. Sogar jene Fahrt Deshnef's war durchaus ursprünglich kein Raub- oder Entdeckungszug, sondern eine Handelsfahrt, unternommen von einem kolymskischen Händler, welcher seinerseits Deshnef aufforderte, ihn gleichsam als militärischer Schutz zu begleiten. In der Folge haben sich in Zwischenräumen solche Unternehmungen wiederholt, indem die Kolymsker auf Kotschen, d. h. grossen Ruderfahrzeugen, die aber auch zur Noth vor dem Winde segeln konnten und einen grossen Stein als Anker führten, nach Osten fuhren, hie und da, wo sie Menschen vermutheten, landeten, Waaren am Ufer auslegten, sich dann zurückzogen und der Dinge warteten, die da kommen sollten. Sobald sie sich entfernt hatten, kamen die Tschuktschen, die den ganzen Vorgang natürlich beobachtet hatten, bewaffnet herbei, besahen sich die ausgelegten Gegenstände, nahmen, was ihnen brauchbar erschien, und legten an die Stelle allerhand Fellwerk, so wie auch Wallrosszähne und gingen dann fort. Fanden die Händler, dass die ihnen bezahlten Gegenstände ihren Erwartungen entsprachen, so kehrten sie in Zukunft wieder, wenn nicht — nicht. Bei diesen Zügen scheinen sie bis an die Tschaunbucht gekommen zu sein, das Cap Erri (Schelagsky) jedoch nicht umschifft zu haben. Jedenfalls ist ihnen das Land bis zu jener Bucht von Alters her sehr wohl bekannt gewesen, was aber darüber hinausgeht, davon haben sie nie Kunde gehabt. Eine Aenderung dieser idyllischen Zustände ist erst mit

Aufhebung der Festung Anadyrsk erfolgt, wenigstens in der Einbildung; denn zu wirklichen kriegerischen Handlungen ist es auch dann nicht gekommen. Die Aufhebung der Festung und Wegführung des dortigen Kommando's brachte auch an der Kolyma Alles in die höchste Aufregung, so sehr hatten die Erzählungen von den bösen Tschuktschen daselbst Glauben gefunden. Die grösste Zahl der Kosaken wurde nach Nishnekolymsk verlegt, um diesen Ort oder wenigstens um einen Theil desselben ein Balkenzaun errichtet, wodurch er zu einem Ostrog oder Festung wurde, und der Angriff der Tschuktschen erwartet, den man nun für unvermeidlich hielt. Derselbe kam aber bekanntlich nicht, worauf man sich beruhigte und die früheren Verbindungen mit den Tschuktschen immer wieder erneuerte. Das war nicht nur vortheilhaft für beide Theile, es wurde bald für die Tschuktschen zur höchst wichtigen Lebensfrage, denn nur von Nishnekolymsk aus konnten sie jetzt, da der Anadyr ganz verödete, noch die ihnen schon unumgänglich nothwendig gewordenen Gegenstände erhalten, wie wir weiter unten ausführlicher auseinandersetzen werden.

Wie sich also gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Sitze der Russen gestalteten, so finden wir sie noch heutigen Tages. Es dürften im Kreise Alles in Allem aber über tausend Russen sich befinden, wie schon oben angeführt ist. Von diesen wohnen in den beiden Hauptniederlassungen, d. h. in Ssredne- und Nishne-Kolymsk, gegen siebenhundert, die übrigen leben in den grösseren Ansiedelungen der untersten Kolyma unterhalb Nishnekolymsk: Karetowo, Tscherno-ussowo und Pochodskoje, und auch sonst noch zerstreut am Ufer des Flusses oder am Eismeere, während in Werchnekolymsk nur noch die Kirche mit der zu derselben gehörigen Geistlichkeit sich befindet. Ausser den nicht

zahlreichen Familien der Beamten und der Geistlichkeit besteht die russische Bevölkerung aus gegen 500 Personen beiderlei Geschlechts, die dem Kosakenstande angehören, aus über 300 sogenannten Kleinbürgern (meschtschane), aus 127 Bauern und dann noch aus einigen wenigen Kaufleuten. Glücklicher Weise ist die Zahl der Verschickten eine sehr geringe und beträgt wohl kaum über dreissig Personen beiderlei Geschlechtes.

Die verhältnissmässig grosse Anzahl Kosaken erklärt sich aus der früheren Lage des Landes an der Grenze der russischen Besitzungen. Es besteht nämlich in Nishnekolymsk und in den kleinen Dörfern an der untersten Kolyma noch eine Kosakenstaniza, ein Ueberbleibsel längst vergangener Zeiten, das man einfach vergessen hat wegzuräumen. Die Angehörigen dieser Staniza sind 250 Seelen stark, die Hälfte der ganzen Kosakenbevölkerung, sie heissen eben nur noch Kosaken, unterscheiden sich aber sehr wenig von den Kleinbürgern und Bauern. Selbst aber wenn man diese Staniza in Abrechnung bringt, ist die Zahl der Kosaken immer noch sehr gross, weit grösser als der Polizeidienst, zu dem sie jetzt ausschliesslich gebraucht werden, es nur irgend verlangt. Ihr Dienst ist daher ein unglaublich leichter, da die Zahl der Leute, die sie zu stellen haben, sehr gering ist und sie also zum weitaus grössten Theil ihren Geschäften nachgehen können, wie es die Kleinbürger und Bauern auch thun (28).

Ihren Lebensunterhalt gewinnen nun diese Leute zum grössten Theil aus dem Fischfang, namentlich was die Bewohner der untersten Kolyma, angefangen von der Station Kresty, anbetrifft, weiter hinauf treiben sie neben dem Fischfang auch Viehzucht. Hand in Hand mit diesen beiden Hauptbeschäftigungen geht der Handel mit den Tschuktschen,

Jukagern und sonstigen Eingeborenen, wobei sie häufig eine Art Vermittlerrolle zwischen jenen und den nur einmal im Jahre ankommenden Kaufleuten aus Jakutsk übernehmen.

Der Umstand aber, dass die Bewohner der unteren Kolyma (29), zu denen man auch die der beiden Anui, d. h. auch nur am unteren Laufe dieser Flüsse, rechnet, ihren Hauptunterhalt auf den Fischfang gestellt haben, hat Unbequemlichkeiten zur Folge, die sich nicht selten in einem Maasse zu steigern vermögen, dass die Existenz selbst der Leute in Frage gestellt werden kann. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge ist die Kolyma ein sehr fischreicher Strom, der ohne Frage im Stande ist eine zehn- ja hundertmal grössere Menschenmenge zu ernähren, als die ist, die jetzt auf ihn ihre Hoffnung baut. Der Fischfang wird aber in sehr primitiver Weise nur im Fluss selbst oder ganz nahe am Ufer des Meeres und ausschliesslich mit Ruderböten betrieben; denn vom Gebrauch der Segel hat kein Kolymsker auch nur eine Ahnung. Ist nun das Wetter gut zur Zeit des Zuges der Fische, die für jede Fischart eine andere zu sein pflegt, so haben die Leute bei verhältnissmässig sehr geringer Arbeit ein reiches Auskommen und leben nach ihren Begriffen herrlich und in Freuden. Es kommen aber Jahre vor, in denen der Fischfang ganz missräth. Ich habe die Gründe dieser traurigen Erscheinung nach den Aussagen der Leute nicht näher feststellen können; sie behaupten, der Fisch gehe zuweilen an der Kolyma vorbei und steige zum Laichen in die Indigirka, zuweilen mache er es umgekehrt, er meide letzteren Fluss und steige in die Kolyma. Es ist aber durchaus kein Grund einzusehen, was ihn in seinen Wanderungen, die doch sonst überall nach festen Gesetzen unabänderlich erfolgen, hier im Norden so wetterwendisch und wählerisch machen sollte. Es scheint mir viel-

mehr der Grund des Misslingens nicht am Fisch, sondern an den Leuten selbst zu liegen. Die Kolyma ist ein mächtiger Fluss, der sehr leicht bei Sturmwetter starke Wellen wirft, viel stärker, als ich es bei der sonst doch viel grösseren und wasserreicheren Indigirka bemerkt habe. Sie hat aber ausserdem einen gewaltig breiten unteren Lauf; schon bei Nishnekolymsk misst sie von Ufer zu Ufer über vier Werst, wird dann breiter und breiter, bis sie bei der Mündung über 15 Werst erreicht; sie ist also bei stürmischem Wetter mit den elenden Kähnen, die man daselbst besitzt, absolut unbefahrbar. Trifft also der Zug der Fische mit stürmischem Wetter zusammen, so misslingt der Fang. Die Aussagen der Leute sind immer so widersprechend und verworren, dass man aus denselben schwer richtige Schlüsse ziehen kann, aber ich habe den Eindruck gewonnen aus ihren Erzählungen, dass die schlechten Jahre fast stets mit sehr stürmischen Sommern und Herbsten zusammenfallen, und glaube daher, dass die Leute kaum je über schlechten Fang klagen würden, wenn sie Segelböte besässen und ausser dem Flussfischfang auch Seefang betrieben; denn der Fischreichthum des Eismeeres muss ein ganz enormer sein, nach den Massen zu urtheilen, die in guten Fangjahren die Flüsse hinaufsteigen.

An der unteren Kolyma wohnen gegenwärtig nicht viel unter dreitausend Seelen, deren Existenz auf den Fischfang gestellt ist. Dazu kommen noch über tausend Fahrhunde, die auch nur mit Fisch gefüttert werden, und zwar braucht ein Hund mehr zu seinem Unterhalt als ein erwachsener Mann. Wenn die Noth gross wird, so kann ein Mann von zwei Häringen täglich (30) leben; er wird dabei nicht das Gefühl der Sättigung haben, aber er kann ohne Gefahr für Leben und Gesundheit den Winter über durchkommen,

bis das Frühjahr Erlösung bringt. Ein Hund kann nun auch mit zwei Häringen lebend erhalten werden, aber nichts mehr. Ein so genährter Hund hält sich kaum auf den Beinen und ist zu jeder, auch der leichtesten Arbeit unfähig. Ist nun der Fischfang gänzlich misslungen, so stehen viertausend Menschen und Hunde dem langen, kalten Winter ohne Nahrungsmittel gegenüber und die Noth ist eine fürchterliche. Es sind in jeder Ansiedelung wohl Magazine mit Fisch errichtet, dieselben helfen auch aus, können jedoch den Unterhalt von 4000 Menschen und Hunden nicht vollkommen sicher stellen. Hülfe kann aber von keiner Seite gebracht werden. Die Indigirka ist ungefähr 800 Werst entfernt; auf so grosse Strecken kann man keine Fische in nennenswerther Menge herbeischaffen. Von der oberen Kolyma ist auch nichts zu erwarten, selbst wenn der Fang dort ein guter gewesen sein sollte, was wohl mit einem unergiebigen Fange an dem unteren Laufe zusammentreffen kann und auch wirklich zusammentrifft. Es wird aber daselbst überhaupt nicht so viel Fisch gefangen, dass man davon ausser dem eigenen Bedarf eine grosse Quantität ablassen könnte, dass damit dem Unheil gesteuert wäre.

Es ist die eine wahrhaft verzweifelte Lage, ein Elend, von dem sich der keine rechte Vorstellung machen kann, der den traurigen Hochnorden nicht kennt und nicht weiss, wie viel mehr Mensch und Thier bei der so lange andauernden strengen Kälte Nahrungsmittel zu sich nehmen müssen, um sich lebend und gesund zu erhalten, als sie es in milderen Breiten nöthig haben.

Hier konnte Niemand Hülfe bringen, als allein die Tschuktschen mit ihren grossen Rennthierheerden, und das haben sie in so reichem Maasse zu wiederholten Malen ge-

than, dass man, wenn man ehrlich sein will, nicht aufhören kann, die oft geschmähten Barbaren zu loben und zu preisen.

Es ist schon anfangs erwähnt worden, wie dieses Volk seit Ende des vorigen Jahrhunderts in nähere Beziehungen zu den Bewohnern der Kolyma zu treten begann. Die näheren Umstände, wie dieses geschah, sind jedoch so massgebend für das sich in der Folge entwickelnde Verhältniss der Tschuktschen zu den Lamuten sowohl, als auch zur örtlichen Verwaltung des Kolymskischen Kreises, dass es nicht überflüssig sein dürfte, derselben hier Erwähnung zu thun.

Erst im Sommer des Jahres 1772 erfuhren die Tschuktschen ganz zufällig von der im Jahre vorher in Folge des Allerhöchsten Befehls vom Jahre 1766 definitiv erfolgten Schleifung und Verbrennung der so gefürchteten Festung Anadyrsk, von welcher aus seit mehr als einem Jahrhundert das Land östlich von der Kolyma im Bann gehalten worden war. Diese Nachricht rief unter ihnen begreiflicher Weise eine ungeheure Aufregung hervor; was aber sehr auffällt, ist, dass der Eindruck derselben ein weit mehr niederschlagender als erfreuender war; sie erhoben Klage, dass man sie verlassen und den räuberischen Händen der Jukagern, Lamuten und Korjaken überantwortet habe, die nun ungeahndet ihre Heerden wegführen könnten, auch jammerten sie, dass sie sich nun von keiner Seite her mit den ihnen unumgänglich nöthigen Waaren, namentlich eisernen Kesseln und Tabak versorgen könnten. Es erwies sich, dass die Tauschgeschäfte, die alljährlich an den Orten Tschekajewo und Krassnoje am unteren Anadyr zur Zeit des Rennthier- und Fischfangs stattgefunden, schon eine nicht mehr rückgängig zu machende Bedeutung erlangt hatten

und auf irgend eine Weise an irgend einem dazu geeigneten Punkte wiederhergestellt werden mussten.

Da die Festung Anadyrsk zerstört worden war, so lag es wohl am nächsten zu einem solchen Punkt die Festung Gishiginsk, drei Werst von der Mündung der Gishiga in's Ochotskische Meer erbaut, zu erwählen. Dorthin war auch der grösste Theil des in Anadyrsk gewesenen Kommando's und sämmtliches Material übergeführt worden, während nach Nishnekolymsk nur 180 Mann Kosaken und die Geistlichkeit der Anadyrskischen Kirche gingen. Dieser Punkt lag jedoch den Tschuktschen zu weit und taugte daher nicht zu einem jährlich abzuhaltenden Markt. Viel näher lag der Grosse Anui, der für Rennthierhirten auch sehr grosse Vortheile bot, der ausgezeichnet schönen Rennthierweiden wegen, die sich auf den Bergen daselbst in grosser Menge finden. Es begannen daher die Tschuktschen bald nach Schleifung der Festung Versuche zu machen zum Anui zu ziehen, nur hinderte sie in dieser Hinsicht in hohem Grade die Anwesenheit der Jukagern, sowie auch der Lamuten, deren Jagdzüge sich bis in diese Berge erstreckten. Indessen erfuhr der Kommissär von Saschiwersk, zu dessen Amtsbezirk die Kolyma damals gehörte, von diesen Wünschen der Tschuktschen und trat mit ihnen in nähere Beziehungen. Zu der Zeit hatte ein gewisser Baner diesen Posten inne, ein thätiger und umsichtiger Beamter, der jedes Jahr sich an der Kolyma und den beiden Anui einfand, um den Jassak in Empfang zu nehmen. Leider scheint Baner durchaus unbekannt mit den Details der Beziehungen der früheren Besatzung von Anadyrsk zu den Tschuktschen gewesen zu sein und namentlich nicht gewusst zu haben, dass nicht nur dieselben in den letzten Zeiten mehr friedliche gewesen waren, sondern die Tschuktschen auch mehrfach ange-

boten hatten regelmässig Jassak zu zahlen, wenn man sie nur von der Stellung von Geiseln befreien wollte, wozu sie sich absolut nicht entschliessen könnten. Durch diese Unbekanntschaft mit der thatsächlichen Sachlage ist Baner zu einer Handlungsweise gedrängt worden oder hat sich vielmehr drängen lassen, die den späteren Isprawniks von Kolymsk sehr viele Schwierigkeiten gemacht hat. Er ging nämlich von der Ansicht aus, die Regierung habe die Festung schleifen lassen, weil sie mit den Tschuktschen nicht fertig werden konnte. Er glaubte daher eine sehr segensreiche That zu vollführen, wenn es ihm gelänge, dieselben auf irgend eine friedliche Weise an den Anui zu fesseln, und, vollständig die seitens der Tschuktschen bestehende Nothwendigkeit eines Handelsplatzes unterschätzend, nahm er den Vorschlag der letzteren jährlich einen geringen Jassak zu zahlen, da sie arm an Pelzwerk seien, nicht einfach an, sondern versprach ihnen ein jährliches Geschenk von der Krone auszuwirken, falls sie diesen Jassak wirklich zahlen würden. Natürlich gingen die Tschuktschen auf diesen Vorschlag gern ein, und so bezeichnete er ihnen den Platz Angarsk an der Mündung der Angarka in den Grossen Anui, wo er regelmässig im Frühjahr jedes Jahres eintreffen und von seiner Ankunft die Tschuktschen, die sich unterdessen in der Gegend der Quellen des Anadyr einzufinden hätten, benachrichtigen werde. Dann sollten sie kommen und unter seinem Schutze nach Zahlung des Jassak's Handel treiben, unbehelligt von Jukagern und Lamuten. Sein Versprechen, ihnen ein Geschenk von der Krone zu erwirken, machte Baner wahr, und es erfolgte auch im Jahre 1788 eine jährliche Anweisung von 143 Rubel, für welche dann bis zum Jahre 1869 stets in Jakutsk allerhand Waaren, wie z. B. Tabak, eiserne Kessel u. s. w., gekauft und dem

Isprawnik von Kolymsk für die Tschuktschen übersandt wurden.

Damit waren die Beziehungen zur Kolyma eingeleitet, aber auch der folgenschwere Fehler begangen worden, dass von nun an die Tschuktschen, nicht in ihren eigenen Augen, denn davon verstanden sie nichts, wohl aber in den Augen sämmtlicher Bewohner der Kolyma eine Sonderstellung einnahmen: nannte man doch den Jassak der Tschuktschen nicht Jassak, sondern Geschenke (подарки), für welche sie seitens der Regierung Gegengeschenke (отдарки) bekommen mussten. Am schlimmsten war es aber, dass der Durchschnittsisprawnik die Sachlage so auffasste, als stände ihm in den Tschuktschen ein fremdes, selbstständiges Volk gegenüber, mit dem er wohl diplomatisch verhandeln, dem er aber keine Befehle oder Anordnungen zukommen zu lassen habe. In der Folge sind denn die Tschuktschen auch stets ganz falsch behandelt worden, und es ist nur der grossen Indolenz und dem im Ganzen sehr ruhigen und friedlichen Charakter dieses Volkes zuzuschreiben, dass sie nicht mitunter noch viel übermüthiger aufgetreten sind, als sie es wirklich thaten.

Wie lange der Handel an dem Grossen Anui dauerte, ist mir nicht gelungen mit Genauigkeit feststellen zu können, es hat aber viel Wahrscheinlichkeit für sich, dass mit Aufhören des Kommissariats in Saschiwersk im Jahre 1805 und Verlegung des Schwerpunkts der örtlichen Verwaltung des Kolyma-Landes nach Ssrednekolymsk man vorgezogen hat, den alljährlichen Markt an den Kleinen Anui zu verlegen, der für die Tschuktschen gleich gut, für die Kolymsker aber bequemer zu erreichen ist als Angarsk am Grossen Anui. Wie dem nun auch sei, feststeht, dass der Tauschhandel schon seit 1810 entschieden am Kleinen Anui

stattfindet, soviel konnte man sich noch in Nishekolymsk erinnern, und kurze Zeit darauf seien auch die sogenannten Treskin'schen Gesetze erlassen worden, von denen sogleich die Rede sein wird.

Zuerst führte man das Tauschgeschäft auf einer kleinen Insel des Anui, ungefähr 10 Werst oberhalb der Stelle, wo dasselbe jetzt stattfindet. Dorthin strömten nun im Frühjahr jedes Jahres die Bewohner der Kolyma einerseits und die Tschuktschen andererseits, um unter Aufsicht der örtlichen Polizei ihre Geschäfte zu betreiben. Im Ganzen ging Alles recht friedlich und freundlich her. Die Kolymsker waren froh, dass sie handeln konnten, ohne mit Booten die beschwerliche Fahrt an der Eismeerküste unternehmen zu müssen, und die Tschuktschen konnten sich auch nichts Besseres wünschen, als diese Gelegenheit, ihre von den amerikanischen Küstenvölkern ertauschten Waaren hier mit sehr grossem Vortheil den Russen zu verhandeln. Das so günstige Allgemeinbefinden wurde aber nicht selten durch ärgerliche Raufereien in Einzelfällen getrübt, und nach landesüblicher Sitte versäumte man natürlich nicht die Tschuktschen und deren Wildheit und Kampfbegierde für alle diese Streitigkeiten verantwortlich zu machen. Der Isprawnik oder Kommissär, wie er damals noch hiess, hatte Machtfülle genug hier richtend und schlichtend einzutreten, wie er ja auch ohne höhere Hülfe mit Lamuten und Jukagern fertig wurde. Die unselige Ansicht jedoch, die Tschuktschen seien eine fremde, unabhängige Nation, deren Glieder man nicht dingfest machen dürfe, wenn sie sich ungebührlich betrügen, liess die Kommissäre überall da, wo sie energisch hätten nach dem Recht sehen sollen, zu Bitten und Vorstellungen greifen; mit solchen Mitteln kann man aber streitende und erhitzte Wilde oder Halb-

wilde nicht in Ordnung halten. Es kamen daher durch die Schwäche und Ungeschicklichkeit der Kommissäre häufig Schlägereien vor, die mitunter blutig endeten und nicht ohne Gefahr waren bei einem Conflux von vielen Hunderten bewaffneter Menschen, von denen einzelne, wie z. B. Tschuktschen und Lamuten, sowie Jukagern, alte Erbfeinde waren. Man wandte sich also an höhere Entscheidung, und da Jakutsk damals von Irkutsk aus verwaltet wurde, so gelangte die Angelegenheit vor das Forum des Gouverneurs von Irkutsk Treskin, der sich der Sache sehr eifrig annahm und ausführliche Erkundigungen einzuziehen befahl. Aus dem ihm zugestellten Material erkannte nun Treskin drei Hauptpunkte, auf welche sämmtliche Streitigkeiten und Reibungen zurückzuführen seien. Erstens fand er ,dass die Tschuktschen ein scheues, leicht aufzuregendes Volk seien, das noch garnicht gewöhnt sei mit anderen Menschen derart zu verkehren, dass es etwaige Händel durch Richter oder sonstige Autoritäten entscheiden lasse, sondern sich stets selbst Recht suche, sei es mit der Faust, oder auch mit der Waffe. Zweitens erkannte er es als höchst schädlich, dass die Kaufleute beim Handel mit den Tschuktschen auch das Schuldsystem eingeführt hätten: einmal verleiteten sie dadurch die Halbwilden mehr auf Schuld zu nehmen, als sie später bezahlen könnten, und dann schiene es bei den folgenden Abrechnungen nicht immer ganz tadellos zugegangen zu sein; in beiden Fällen aber würden die Leute unnützer Weise gereizt, und somit Grund zu Misshelligkeiten gegeben, was jedenfalls vermieden werden müsse. Drittens hatte es sich aus den, dem Gouverneur zugestellten Erhebungen ergeben, dass beim Tauschhandel an der Kolyma der Branntwein eine ziemlich bedeutende Rolle spiele, während es doch auf das Strengste ver-

boten sei, geistige Getränke den einzelnen sibirischen Stämmen zu verkaufen. Auf Grundlage der erwähnten Erhebungen und der aus denselben sich ergebenden Wahrnehmungen schuf dann Treskin eine Marktregel für den Markt am Anui, an welche jeder der dort Handeltreibenden, wer er auch sei und welchem Stamme er auch angehören möge, unweigerlich gebunden sein sollte, bei Strafe sofort vom Markt entfernt zu werden mit dem Verbot, denselben jemals wieder besuchen zu dürfen. Die maassgebenden Paragraphen dieser Ordnung waren folgende.

1) Die Tschuktschen sollen ihr Standlager abseits von den anderen Stämmen haben, dürfen den Marktplatz nur am Tage betreten und ihr Standlager zur Nachtzeit überhaupt nicht verlassen.

2) Das Standlager der Tschuktschen darf von den anderen Stämmen sowohl als auch von den Russen nur des Tages betreten werden.

3) Findet ein Diebstahl im Standlager der Tschuktschen statt und erweist es sich, dass ein Nichttschuktsche, gleichgültig wer, zur Nachtzeit im Lager gewesen ist, so muss dem Tschuktschen sein Verlust in jedem Falle ersetzt werden. Daher haben die Kaufleute, wenn sie den Dieb nicht ausfindig machen können, den Schaden zu ersetzen, und ehe das geschehen, wird die Erlaubniss zur Eröffnung des Handels nicht gegeben.

4) Es darf mit den Tschuktschen nur gegen Barzahlung gehandelt werden. Keine Schuldforderung an einen Tschuktschen oder eines Tschuktschen an einen Russen ist einklagbar; ausserdem wird der Schuldige vom Besuch des Jahrmarkts ausgeschlossen.

5) Beim Handel mit den Tschuktschen sind folgende Waaren vom freien Verkauf ausgenommen: Biber, Füchse

jeder Art, Marder, Walrosszähne. Mit diesen Gegenständen darf nur gehandelt werden nach vorher festgesetzter Taxe, von welcher Niemand abweichen darf.

6) Das Mitnehmen von Branntwein, auch zu eigenem Gebrauch, ist strengstens untersagt, und sollen daher alle zum Markt Reisenden auf Branntwein untersucht werden; findet sich aber trotzdem in der Folge bei Jemandem Branntwein, so ist er für immer von der Theilnahme am Marktbesuch ausgeschlossen.

Es finden sich in der Vorschrift noch vielerlei Details, das Angeführte bildet aber das Wichtigste und die Grundlage, auf welcher sich in der Folge der ganze Verkehr bewegte. Ostrownoje, d. h. die Niederlassung auf der Anui-Insel, wurde bald darauf durch eine Ueberschwemmung zerstört, und daher baute man einen neuen Ort ungefähr 10 Werst unterhalb am linken Ufer des Flusses in einer vor den Fluthen desselben gesicherten Lage. Man umgab einen sehr geräumigen Platz mit einem hohen Holzzaun, der nur ein Thor hatte, vor welchem am Tage stets eine Wache stand und das zur Nacht geschlossen wurde. Innerhalb des Zaunes befinden sich eine kleine Kapelle, die Amtswohnung des Isprawnik's, einige Budenlokale und eine Menge kleiner Holzhäuser, die sich die Kolymsker daselbst erbaut haben. Da nun diese Niederlassung das ganze Jahr hindurch vollkommen verlassen dasteht, so muss vor dem Beginn des Markts sowohl der Platz vom Schnee gereinigt, als auch Brennholz u. s. w. angeschafft werden. Zu diesem Zweck werden stets zur rechten Zeit einige Kosaken hingeschickt, die dieses Geschäft zu besorgen haben und die auch so lange da zu bleiben pflegen, bis sie Nachricht vom Herannahen der Tschuktschen erhalten. Dann begeben sie sich nach Nishnekolymsk und melden es., worauf die Er-

laubniss ertheilt wird, dass ein Jeder sich an den Anui begeben könne. Je nach der Ankunft daselbst beginnt nun ein Jeder seine Geschäfte, d. h. Lamuten, Russen, Jukagern u. s. w. können Handel treiben, wie sie wollen, auch die Tschuktschen, diese aber nur mit Rennthierfellen und sonstigen Erzeugnissen der Rennthierzucht, der Handel mit werthvollem Pelzwerk ist ihnen für's Erste untersagt, bis der Isprawnik dazu den Tag bestimmt. Vor diesem Tage finden Berathungen zwischen Vertretern der Kaufmannschaft einerseits und der Tschuktschen andererseits statt. Diese stellen fest, wie viel von jeder Fellart die Tschuktschen zu liefern haben für ein Pud guten und trocknen Tabak, der stets Machorka, d. h. Tscherkasskischer Tabak sein muss. Auf diesen Tabak beruht der ganze Handel an der Kolyma. Die Amerikaner, die demselben schon vielfach Abbruch gethan haben dadurch, dass sie den aus Amerika zurückkehrenden Tschuktschen aufpassen und ihnen für Branntwein ihre besten Felle abnehmen, haben sie doch nicht ganz vom Anui fernhalten können, weil sie keinen Tabak haben, der an Schärfe des Geschmacks dem Tscherkasskischen gleichkäme.

In der letzten Zeit wurde gemeiniglich folgende Taxe festgehalten:

Ein Pud (gleich 40 russ. Pfund) Tscherkasskischer Tabak
ist gleich: 10 rothen Füchsen,
oder 5 Schwarzbauch-Füchsen (Ssiwoduschka) (31),
» 5 Bibern,
» 10 Mardern,
» 4 Walrosszähnen zu 10 Pfund jeder.
Zwei Pud Tabak sind gleich 1 schwarzen Fuchs.

Sind die Werthe der Waaren festgestellt, so wird

der Tabak in Gegenwart der Polizei und der Vertreter der Kaufmannschaft in ein- und zweipudige Säcke gefüllt und, nachdem er gewogen und das Gewicht richtig befunden worden, versiegelt. Während dieser Arbeit erscheinen die Tschuktschen täglich bei den Kaufleuten und besprechen ihre Geschäfte. Dieselben werden auf oben angegebener Grundlage abgeschlossen, der wirkliche Austausch jedoch darf nur öffentlich zur angesetzten Zeit stattfinden. Das geschieht sobald die Vertreter der Tschuktschen und der Kaufleute beim Isprawnik mit der Meldung erschienen sind, Alles sei fertig und der Handel könne beginnen. Dieser findet auf dem Eise des Anui in Gegenwart des Isprawnik's statt und dauert einen Tag. An diesem Tage darf auf Grundlage obiger Taxe nur Pelzwerk gegen Tabak eingetauscht werden, jedes andere Geschäft ist untersagt. Tags darauf und, wenn nöthig, noch am dritten Tage findet gleichfalls Tauschhandel statt zwischen Kaufleuten, die Eisenwaaren, z. B. Beile, Kessel, Messer, Flinten und dergl. mehr, und Tschuktschen, die Walfisch- oder Seehundriemen, Walrosszähne, Rennthierhäute und sonstige Erzeugnisse der Rennthierzucht verhandeln und unter welchen sämisch gegerbte Rennthierfelle eine sehr grosse Rolle spielen. Nach Schluss der Geschäfte, die Alles in Allem doch 10—12 Tage dauern, verlassen Alle den Ort, der nun auf ein Jahr ganz verlassen liegen bleibt. In der oben erzählten Weise hat sich der Tauschmarkt von der Zeit des Erlasses jener Treskin'schen Regel an alljährlich abgespielt; die Regeln haben sich als sehr gut und sehr praktisch erwiesen, indem in Folge strengen Einhaltens derselben von beiden Seiten jede Art von Reibung aufhörte und man sich gewöhnte friedlich Geschäfte zu treiben und sich in Folge dessen auch an einander gewöhnte.

Der Waarenaustausch, so vortheilhaft er in der That für beide Theile wurde, — denn nicht nur die Russen, sondern auch die Tschuktschen, die den Tabak ausserordentlich günstig den Bewohnern Amerika's, die sie Kergaulen nennen, verhandelten, machten sehr gute Geschäfte, — war aber immer das weniger Wichtige, viel wichtiger wurde dieser Markt dadurch, dass er die Tschuktschen in immer nähere Beziehungen zur Kolyma brachte und in der Folge den reichsten Theil derselben, die grossen Heerdenbesitzer bewog, sich ganz im Gebiet dieses Flusses niederzulassen. Gleich nach Schleifung von Anadyrsk hatten die Tschuktschen in ihrer Angst vor den Lamuten und Jukagern sich ganz nach Nordosten an die Berings-Strasse zurückgezogen, so dass ihr äusserstes westliches Standlager nicht über die Tschaun-Bucht reichte. Namentlich wohnten sie ziemlich zahlreich auf der Insel Aioka, die vor dieser Bucht liegt, und von Cap Erri bis Ir-Kuipia und dann wieder um das Cap Peek herum. Das war aber eine sehr erzwungene Zurückgezogenheit, die ihnen besonders durch das fast gänzliche Fehlen des Brennholzes sehr lästig war. Ihre inneren kleinen Fellzelte konnten sie sich allenfalls mit Seehundsthran erwärmen, zum Kochen jedoch hatten sie nur das vom Meer ausgeworfene Treibholz, das an unbewohnten Küsten sich wohl in ziemlicher Menge ansammelt, an bewohnten aber bald zu schwinden beginnt, da die Quantität, die jährlich angeschwemmt und ausgeworfen wird, doch eine sehr unbedeutende ist und in keiner Weise den Bedarf einer auch nur sehr dünnen Bevölkerung zu decken vermag. Der Tschuktsche ist ein abgehärteter Mensch und kann allerdings auch ganz ohne Brennmaterial auskommen, wie es der Hirte, der stets bei seiner Heerde sein muss, ja auch noch heute leistet; aber gern thut er das doch nicht,

er weiss sehr wohl die Wärme zu schätzen und isst auch lieber gekochtes Fleisch als rohes, obwohl ihm letzteres so wohl schmeckt, dass er es, selbst wenn er nicht an Holzmangel leidet, doch immer noch zur Abwechselung geniesst.

Sobald die Tschuktschen daher fanden, dass man ihnen freundlich entgegenkam und dass sie insbesondere von Seiten der Russen durchaus keinerlei Angriffe auf ihre Heerden zu befürchten hatten, kamen sie immer näher an die Kolyma heran und standen schliesslich so, dass ihre Heerden fast das ganze Gebiet der beiden Anui, mit Ausnahme des untersten Theils der Hauptläufe dieser Flüsse, einnahmen. Zu den Bewohnern der Kolyma traten sie in die besten Beziehungen, und es wäre Alles in Ordnung gewesen, wenn man Mittel gehabt hätte, in einzelnen Fällen von Misshelligkeiten, die nirgends in der Welt und somit auch hier nicht fehlten, Ordnung und gerechtes Gericht herzustellen. Im Verkehr zwischen Russen und den übrigen eingeborenen Stämmen Sibiriens hatte sich schon längst die Ordnung festgestellt, dass der Isprawnik sich an den Starosta, die Obrigkeit des betreffenden Stammesglieds, wandte, durch ihn den Mann heranschaffen liess und dann Gericht hielt, das Verdikt aber entweder selbst vollzog, oder die Vollziehung durch den Starosta anordnete. Dieser einfache und höchst praktische Modus vivendi liess sich aber den Tschuktschen gegenüber nicht anwenden, weil dieselben gar keine indigene Obrigkeit kannten. Diese sonderbare Anarchie war schon zur Zeit der früheren Tschuktschen-Kriege zu bemerken gewesen. Man hatte es nie mit einem anerkannten Oberhaupte des ganzen Volkes, ja selbst nie auch nur mit Stammeshäuptlingen zu thun, es schien vielmehr, dass jedes Mal gewisse, besonders reiche und daher angesehene Tschuktschen zeitweilig an die Spitze kleiner Haufen ihnen

zur Zeit Gehorchenden traten, dass das aber immer nur sowohl zeitlich sehr eng bemessene Vollmachten waren, als auch die Vollmachten selbst nur sehr beschränkte sein konnten. Es war niemals möglich, mit den bei den Russen erscheinenden Gesandtschaften irgend welche bindende Abmachungen zu treffen, dieselben erklärten stets, sie seien nur gekommen, um sich zu erkundigen und ihren Genossen daheim mitzutheilen, was von ihnen verlangt werde, und dass das Abgemachte stets nur für den verbindlich erachtet werden könne, der es persönlich annehme. Man hatte nie ein Volk, auch nur einzelne Stämme vor sich, sondern immer nur eine gewisse Anzahl von einzelnen Individuen, von denen jeder Einzelne thun und nicht thun konnte, was er wollte. Es ist unzweifelhaft, dass man bei dem an sich friedlichen Charakter der Tschuktschen schon lange, auch am Anadyr schon, zu einem beide Theile befriedigenden Abschluss gekommen wäre, wenn man seitens der Tschuktschen auf irgend eine Obrigkeit gestossen wäre, mit der man hätte verhandeln können, und wie sie alle übrigen Völker Sibiriens von jeher besessen haben.

Es ist gewiss bemerkenswerth, dass ein Volk so ganz ohne jegliche Obrigkeit existiren kann. Es lässt sich das nur erklären durch die Art und Weise, wie die Rennthierbesitzer leben, d. h. Jeder für sich und weit entfernt von seinem nächsten Nachbar. Dadurch mögen ja unzählige Ursachen zu Streit und Missverständniss, wie sie bei sesshaften Völkern so häufig sind und bei Nomaden auch vorkommen, vermieden worden sein. Aber wir finden doch, dass auch Nomadenvölker sich Obrigkeiten gegeben haben, Völker, die zu einem gleich isolirten Lebenswandel gezwungen sind, wie die Tschuktschen ihn führen. Es kann also darin die Erklärung dieser seltsamen Er-

scheinung nicht liegen. Wohl aber ist meines Erachtens darauf hinzuweisen, dass die Tschuktschen von Anbeginn an nicht in die Nothwendigkeit versetzt worden sind, ihr Land gegen feindliche Nachbarn vertheidigen zu müssen und auch ihrerseits niemals Eroberungszüge gemacht haben. Für gewöhnliche Fälle kommt der vereinzelt lebende Nomade sehr wohl mit der Gerichtsbarkeit des Familienoberhaupts allein aus, und diese fehlt ja auch dem Tschuktschen nicht, der sehr oft seine Knechte und Mägde in Gehorsam zu erhalten weiss. Der Nomade braucht aber ein Oberhaupt, sowie der Feind an ihn herantritt, und aus dieser Nothwendigkeit hat sich allenthalben wohl die Ansicht von der Unumgänglichkeit eines Oberhaupts herausgebildet. Mit Ausnahme des Tschuktschen-Landes dürfte es aber wohl kaum ein von Menschen bewohntes Gebiet geben, das nicht den Angriffen räuberischer Nachbarn offen gelegen hätte; nur die Tschuktschen sind in ihrer Naturfestung eigentlich ganz unerreichbar. Aus der Geschichte wissen wir freilich, dass die Tschuktschen mit den Korjaken in fortwährender Fehde lagen, ja die Festung Anadyrsk ist in die Kriege mit den Tschuktschen nur durch die Korjaken verwickelt worden. Das waren jedoch immer nur Grenzräubereien, die fast ausnahmslos von den Korjaken ausgingen, seitens der Tschuktschen aber nur Abwehr- oder Rachezüge waren. Zu diesen, die stets in der Form eines plötzlichen, unerwarteten Ueberfalls mit Wegführen der Heerden ausgeübt wurden, bedurfte es keines Oberhaupts, das wurde von einigen Familienhäuptern und ihren Knechten, die sich ad hoc vereinigten, ausgeführt. In's Land der Tschuktschen dagegen ist weder vor, noch nach dem Major Pawluzkij irgend Jemand gedrungen, woher sich auch die heillose Furcht der Tschuktschen vor diesem Mann erklärt, und hätte diese Art Feldzüge

sich eine längere Zeit hindurch fortgesetzt, so ist es sehr wahrscheinlich, dass auch bei den Tcshuktscheu Häuptlinge entstanden wären, wenn sie nicht ihr Vorhaben, das sie schon halb in's Werk gesetzt hatten, nämlich nach Amerika zu gehen, dann auch wirklich zur That gemacht haben würden.

In jenen alten Tagen waren auch die Verhältnisse unter den Tschuktschen selbst sehr einfache: Heerdenbesitzer oder Fischer, zerstreut wohnend, es gab da nichts zu richten oder zu schlichten. Aber im Laufe der Zeiten haben sich diese so einfachen Verhältnisse in mancherlei Weise geändert, indem das frühere, wie es den Anschein hat, mehr gleichmässig vertheilte Vermögen sich zu Gunsten des Einen und Ungunsten des Anderen verschoben hat. Die Meeresküste ist merklich fischärmer geworden, die Heerden sind vielfach durch Seuchen ganz vernichtet und dadurch viele wohlhabende Männer zu Bettlern geworden. Andererseits sind, namentlich im Gebiet der beiden Anui, Heerdenbesitzer zu ganz kolossalem Reichthum nach dortigen Verhältnissen gelangt. Was aber die Sache noch komplizierter macht ist der Umstand, dass sich durch den Handel am Anui unter den Tschuktschen ein Stand von Kaufleuten herangebildet hat, der früher gar nicht bestand. Die ältesten Handelsbeziehungen der Tschuktschen sind diejenigen mit den von ihnen Kergaulen genannten Bewohnern Amerika's. Das Land der Tschuktschen hat nur eine sehr unbedeutende Fauna, sowohl was die Zahl der Arten, als auch die der Individuen beträgt, besonders hat das Land fast gar keine Pelzthiere aufzuweisen, mit Ausnahme des Wolfes. Dieser ist ziemlich häufig; der Fuchs, der Zobel, der Marder und andere Pelzthiere kommen entweder höchst selten, oder auch, wie Zobel und Marder, gar

nicht vor. Die Kergaulen dagegen, die keine Rennthiere halten, sondern mit Hunden fahren, sind im Stande sehr kostbares Pelzwerk, namentlich hochfeine Rothfüchse, sogenannte Ognëwka's, Schwarzfüchse, Eisfüchse, besonders blaue, die in Sibirien sehr selten sind, und Marder von ausgezeichneter Güte heranzuführen, um nur dagegen Rennthierfelle einhandeln zu können, deren sie in ihrem kalten Klima so sehr benöthigt sind. Es hatte sich daher zwischen Tschuktschen und Amerikanern schon seit uralten Zeiten ein gewisser Verkehr gebildet, der beiden Völkerschaften zum Vortheil gereichte. Das war aber ein sehr einfacher Austausch, den der Heerdenbesitzer von seinem Ueberfluss betrieb, und er bedurfte keiner Vermittelung; auch der spätere Verkehr am Anadyr hielt sich immer noch in sehr bescheidenen Grenzen. Erst seit Eröffnung des Marktes am Anui strömten grössere Mengen russischer Waaren herbei, und es bildete sich seit der Zeit ein eigentlicher Handelsstand aus Leuten, deren einzige Beschäftigung darin bestand, den am Anui erhandelten Tabak und die ebenso wichtigen Kessel den Kergaulen gegen kostbares Pelzwerk einzutauschen, das dann wieder an den Anui in die Hände der russischen Kaufleute ging. Es ist ein langer und beschwerlicher Weg, den diese Händler alljährlich zweimal zurückzulegen haben, und sie verbrauchen, wie sie mir mittheilten, eigentlich das ganze Jahr zu ihren Fahrten und Geschäften, von denen namentlich das mit den Kergaulen (32) ein schwieriges und gefahrvolles ist.

Jedenfalls waren die socialen Verhältnisse unter den Tschuktschen viel verwickelter geworden und brauchten häufig obrigkeitliche Auseinandersetzung, die aber fehlte. Es ist daher wohl möglich, dass, wie man sich an der Kolyma erzählte, es nicht immer so herging, wie es hergehen

sollte, und dass unter den Tschuktschen Mord und Todschlag nicht zu den unerhörten Dingen gehörte. So machte das Verschwinden eines sehr bekannten reichen Tschuktschen, Léut, den auch Wrangell vielfach nennt, Aufsehen. Er erschien plötzlich nicht auf dem Markte, und man konnte nicht recht erfahren, ob er krank geworden sei, oder ob ihm sonst etwas passirt war. Wohl aber erschien einer seiner früheren Gehülfen und handelte angeblich im Auftrage seines abwesenden Herrn Léut. Im nächsten Jahre erschien dieser selbe Diener wieder und handelte mit sehr ansehnlichen Waaren im eigenen Namen, aber von Léut konnte man niemals mehr etwas erfahren. Darüber waren, als ich den Anui besuchte, über dreissig Jahre vergangen; die Sache, von der ich damals in Kolymsk zufällig gehört hatte, interessirte mich aber, und ich fragte daher die Tschuktschen, und zwar solche, mit denen ich sehr gut bekannt war, ob sie etwas über das Ende Léut's wüssten. Sie schienen nicht gern von dieser Sache zu sprechen, gaben ausweichende Antworten und behaupteten schliesslich nichts zu wissen. Es ist aber in der That höchst wahrscheinlich, dass Léut von seinem Diener erschlagen wurde und dass dieser mit dem Gut des Erschlagenen das Geschäft weiter führte. Es heisst, dass solche Dinge auch sonst noch vorgekommen sind; man muss jedoch bei der bekannten Neigung der Kolymsker, den Tschuktschen alle möglichen Schandthaten zuzutrauen, sehr vorsichtig in Bezug auf ihre Erzählungen sein.

Jedenfalls war es ein sehr glückliches Ereigniss für die Tschuktschen, dass ungefähr in den dreissiger Jahren ein reicher Tschuktsche, Játyrgin, sich eine Art Oberhoheit über seine Stammesgenossen anmaasste und auch in der That ausüben konnte. Schon sein Vater war ein reicher

Mann gewesen, der mit seinen grossen Heerden an der Tschaunbucht lebte. Von Kapitain Billings hatte er zwei Medaillen, eine silberne und eine bronzene, erhalten mit dem Namenszuge der Kaiserin Katharina und machte nicht wenig Staat mit denselben. Sein Sohn, Jatyrgin, jedoch begann damit, dass er sich dieselben als ein von der Regierung ihm verliehenes Amtszeichen an den Hals hing und sich ein Richteramt kraft derselben beilegte. Die Medaillen allein hätten jedoch nicht vermocht seine Ansprüche auf ein Richteramt den Tschuktschen gegenüber zu beweisen, er brauchte dazu ganz andere Mittel; diese aber standen zu seiner Verfügung, und er verstand es, sie in Anwendung zu bringen. Unter Nomaden bildet sich an und für sich viel leichter ein Adel als unter Ackerbau treibenden Völkern. Der Besitz grosser Heerden ist im Glücksfalle leicht zu ermöglichen, weit leichter als die Gründung grosser Ackerwirthschaften, die im Urzustande nirgends vorkommen. Grosse Heerden bedingen aber eine grosse Anzahl Untergebener, die vom Brotherrn vollständig abhängig sind und deren Unterhalt die Heerden auf die leichteste Weise ermöglichen. Es bildet sich also ein Adelsverhältniss, d. h. ein Gebieter und unbedingt Gehorchende, das sich durch Vererbung fortsetzt und durch dieselbe immer fester und natürlicher wird. Ferner bildet ein reicher Heerdenbesitz sehr leicht, bei nur irgend geschickter Behandlung, eine Oberhoheit, insofern der Reiche stets im Stande ist einer grossen Menge von Armen Lebensunterhalt zu gewähren, der die Letzteren an ihn kettet, ohne dass es ihm grosse Opfer auferlegt; denn das Wohlthun vermindert nicht den Bestand der Heerden, sobald dieselben eine gewisse Kopfzahl schon überschritten haben (33). Genau diesen Weg ist Játyrgin gegangen und hat seine Herrschaft auch auf seinen

Sohn zu erstrecken vermocht. Er forderte Jeden vor seinen Richterstuhl, that seinen Spruch und führte denselben, der in den meisten Fällen in einer sehr energisch ertheilten Zahl von Schlägen bestand, sofort selbst aus. Es kam gar nicht vor, dass man sich ihm nicht fügte oder gar gewagt hätte, nicht vor ihm zu erscheinen, wenn sein Bote mit der Forderung erschien. Ja in seinen alten Tagen, als er schon nicht mehr recht gehen konnte, liess er den Schuldigen vor sich niederknien, richtete sich von seinem Lager auf und bewies, dass sein Arm denn doch noch Kraft genug besass, seinem Spruch Achtung zu verschaffen. Er starb hochbetagt, und noch jetzt rühmen die Tschuktschen von ihm, er sei sehr strenge gewesen, habe aber stets recht gerichtet und nie sei ein Hungriger in sein Zelt gekommen, ohne befriedigt worden zu sein. Sein Sohn Amwráorgin trat ganz in die Fussstapfen des Vaters; er hatte die Tschaun-Bucht verlassen und seinen Standort in's Quellgebiet des Grossen Anui verlegt, wo seine riesigen Heerden sich sehr wohl befanden. Selbst sehr reich, hatte er seinen Sohn und seine Töchter auch an sehr reiche Tschuktschen verheirathet, so dass er um sein Haus eine Macht vereinigte, gegen die nichts aufkommen konnte. Von grosser stattlicher Gestalt, als vortrefflicher Lanzenfechter bekannt, machte er schon an und für sich auf seine Landsleute einen imponirenden Eindruck. Aber auch geistig war er oder ist er vielmehr, denn meines Wissens lebt er noch, eine entschieden hervorragende Persönlichkeit. Ohne gerade rauh und grob zu sein, wie sein Vater Jatyrgin, hat er ein Verständniss für die Mittel, durch welche er sein Volk regieren muss, das erstaunlich ist. Jeder seiner Befehle wird ohne die mindeste Widerrede erfüllt, und selbst reiche und mächtige Tschuktschen sprechen mit ihm oder erscheinen vor ihm stets mit den Zeichen

des grössten Respekts und der tiefsten Unterwürfigkeit. Es hatte, wie wir sahen, die Macht der Thatsachen das geschaffen, was noch fehlte, um ein Zusammenleben der Tschuktschen und der Kolymsker zu einem ganz normalen zu machen, denn wenn auch Amwraorgin's Einfluss eigentlich nur ein usurpirter war, so war er doch ein anerkannter, und mehr war vor der Hand auch gar nicht nöthig. Der Isprawnik hätte nur alle seine Maassregeln, die Tschuktschen betreffend, durch Amwraorgin allein zur Kenntniss und Ausführung bringen sollen, und aus einem Gewohnheitsverhältniss hätte sich in verhältnissmässig kurzer Zeit ein Rechtsverhältniss entwickelt. Leider kam es anders. Unter den Tschuktschen, die jährlich zum Markt an den Anui kamen, hatte sich im Laufe der Jahre eine Scheidung vollzogen, die je länger je schärfer hervortrat. Es kamen einerseits dahin die reichen Rennthier-Tschuktschen, die die Erzeugnisse ihrer Heerden: Felle, Leder u. dgl. mehr zum Verkauf ausboten, und die Tschuktschen-Händler vom Cap Peek, die sogenannten Nossowyje Tschuktschi (34). Erstere erkannten wohl zum grössten Theil die Obergewalt Amwraorgin's an und die, welche das nicht thaten, widersprachen ihm wenigstens nicht offen. Die Letzteren jedoch wollten davon eigentlich nichts wissen, hätten sich aber wohl fügen müssen, da der Isprawnik sie ja mit den Treskin'schen Marktregeln vollständig in seiner Gewalt hatte. Unter ihnen war es besonders ein gewisser Chotto, ein wüster Gesell, von dem allerhand blutige Erzählungen im Munde der Leute gingen, der sich häufig sehr vorlaut auf dem Markte betragen hatte. Er wollte nichts von Amwraorgin's Obergewalt wissen, sondern behauptete, er sei der Häuptling der Ost-Cap-Tschuktschen. Da nun seine Landsleute vom Cap Peék in der That gegen ihn ganz unterwürfig sich betrugen, so liess

sich ein Isprawnik, Schewelew, verleiten, ihn als das anzuerkennen, was er beanspruchte, ja er erwirkte ihm eine goldene Medaille von der Regierung, während Amwraorgin gar keine besass, sondern nur die beiden von Billings herrührenden trug, ohne irgend ein Recht dazu zu haben, als das der Erbschaft (85). Das hatte Amwraorgin's Ansehen in den Augen der Tschuktschen schwer geschädigt, und es bedurfte aller seiner Klugheit und eines grossen Aufwandes seiner reicher Mittel, um nur die Rennthier-Tschuktschen der beiden Anui in seinem Gehorsam zu erhalten. Letzteres gelang ihm ganz vollkommen, aber viel weiter als das Gebiet dieser beiden Flüsse ging seine Macht nicht, zu seinem grossen Kummer und Aerger.

Immerhin aber war Amwraorgin's Macht eine sehr grosse und ihr Schwergewicht befand sich eben da, wo es am nöthigsten war, d. h. es erstreckte sich über diejenigen Tschuktschen, die am meisten mit den Kolymskern in Berührung treten konnten. Man konnte daher in streitigen Fällen sich stets an ihn wenden, d. h. wenn man seiner habhaft werden konnte; denn das Gebiet des Grossen Anui, wo er sich aufhielt, ist immer ein sehr grosses und er ändert jedes Jahr seinen Standort mehrere Mal, wie alle Tschuktschen ihrer Heerden wegen es zu thun gewohnt sind. Jedenfalls war seine Anwesenheit am Anui eine sehr grosse Garantie und leistete gute Dienste. Die beste aber leistete der grosse Reichthum der Tschuktschen einerseits und andererseits ihre fast ebenso grosse Unbehülflichkeit. Sie sind vortreffliche Rennthierhirten und in dieser Kunst allen übrigen Stämmen Sibiriens weit überlegen. Heerden von 2—3000 Thieren machen den situirten Mann, solche von 5—8000 Stück sind keine grosse Seltenheit, aber es geht bis zu 40,000 Stück mit den Heerden des Hauses Amwraorgin,

und einige seiner reichsten und treuesten Anhänger zählten in ihrem Besitz 20 und 25,000 Köpfe. Weiter aber gehen ihre Leistungen nicht: was sie an Hausgeräth brauchen und sonstigen nöthigen Dingen, als Eisenarbeiten, Holzartikel u. s. w., kaufen sie alles; auch mit Fischfang geben sich die Rennthier-Tschuktschen nicht gern ab, obwohl sie Fisch sehr gern essen. Es findet sich also ein weites Feld der Dienste, die die ärmeren Bewohner der Kolyma den Tschuktschen leisten können und die sie denselben zur Zeit der schrecklichen Hungersnöthe auch in Uebermaass anbieten gegen Nahrung und warme Kleidung, die stets mit unerschöpflicher Gutmüthigkeit gewährt werden. Es ist in der That ein grosses Glück für das ganze Gebiet, dass die Tschuktschen sich in so guter Weise den übrigen Bewohnern genähert haben; denn nicht nur ist es nur durch Eintreten derselben möglich, den obengenannten Ausfällen im Fischfang erfolgreich entgegenwirken zu können, auch der Handel mit Pelzwerk, der jedes Jahr zurückgeht und in Bälde wohl ganz zur Unbedeutendheit herabsinken dürfte, kann durch sie einen Ersatz finden, der dessen Bedeutung weit zu überbieten vermag. Es beruht das darauf, dass die Tungusen, Lamuten und Jukagern, die einzigen Völker, die ausser den Tschuktschen in irgend nennenswerther Weise Rennthierzucht treiben, durchaus nicht im Stande sind, den immer grösser werdenden Bedarf an Rennthierfellen zur Winterkleidung zu liefern, der für das Jakutskische Gebiet erforderlich ist. Dieses Geschäft hatte schon in den letzten Jahren sehr zugenommen, wo ich den Markt besuchte, und es ist augenscheinlich, dass es noch viel lebhafter werden wird, sobald nur die Hindernisse, die demselben noch im Wege stehen, weggeräumt sein werden. Dazu war es vor allen Dingen nöthig, die Tschuktschen soweit westwärts

zu führen, als es nur irgend möglich ist, und sie nach und nach ganz mit den übrigen Bewohnern des Gebiets gleichzustellen und zu verschmelzen. Das wünschten die Tschuktschen selbst auch; denn schon im Jahre 1866 hatte Amwraorgin mir gesagt, dass ihnen die Anui zu eng würden. Ihre Heerden seien sehr gross, eine einmal abgeweidete Moosweide ersetze sich erst im Laufe von vier Jahren, es sei daher oft schon Mangel eingetreten. Ferner sei es absolut nothwendig, die Heerden zu theilen und stets grosse Zwischenräume zwischen denselben zu lassen. Sie hätten Heerden von 6—8000 Stück, das sei sehr schlecht; denn wenn die Klauenseuche unter einer Heerde ausbreche, so falle die ganze Heerde, — es sei nichts dagegen zu machen; daher sollte man nie Heerden von mehr als höchstens 2000 Köpfen halten und dieselben durch grosse Zwischenräume trennen. Dazu fehle es aber an Raum. Nun ist wohl im eigentlichen Tschuktschen-Lande Raum genügend vorhanden, dahin wollen sie aber nicht zurück, sondern haben ihre Augen auf die grosse Tundra zwischen Alaseja und Kolyma gerichtet, wo, wie sie sich überzeugt, gutes Rennthierfutter in reicher Menge zu finden sei.

Andererseits erwies es sich schon an der Zeit, die Treskin'schen Regeln, die sich doch im Grunde gegen die Tschuktschen richteten, in einzelnen ihrer Hauptbestimmungen abzuändern, da dieselben für die gegenwärtige Zeit nicht mehr nothwendig erschienen. Die Tschuktschen selbst fühlten sich nämlich durch dieselben ungebührlich eingeengt und hatten seit einigen Jahren angefangen von Peek an den Anadyr zu ziehen, wohin die Kaufleute aus Gishiginsk mit ihren Waaren zogen und wo sie ohne jede Marktregel nach freier Uebereinkunft handelten. Ausserdem hatte ich aber auch zur Zeit des Marktes im Jahre 1866 fest-

stellen können, dass die Kaufleute selbst, die fortwährend unter einander haderten und Einer den Anderen von dem immer spärlicher werdenden Waarenquantum der Tschuktschen zurückzudrängen suchten, schon längst eine Fundamentalregel der Marktordnung: nur gegen Barzahlung zu handeln, durchbrochen hatten. Es geschah das auf Grund der höchst jesuitischen Fiktion, dass die Regel sich ja nur auf den Handel mit Pelzwerk und nur auf den Tausch während des Marktes bezöge. Formell wurde daher die Taxe festgestellt und der Tabak abgewogen und versiegelt; es hatte also Niemand einen Vortheil vor dem Anderen. Während der Verhandlungen aber empfingen sämmtliche Kaufleute die Besuche der Tschuktschen-Händler, und es wurden dann allerhand dunkle Abmachungen getroffen, die strengstes Geheimniss bleiben sollten. Es wurde z. B. dem Tschuktschen, der da klagte, seine Fahrthiere seien schlecht und er besorge, sie könnten die Rückreise nach Cap Peék nicht aushalten, Tabak oder Kessel auf Schuld gegeben mit der Bedingung, dass er dafür im nächsten Jahre Eisfüchse oder Wallrosszähne oder sonst welches Pelzwerk, das nicht zu den verbotenen gehöre, liefere. Es wurde auch, da im Laufe der Zeit sich der Kaufmannsstand bei den Tschuktschen als ganz selbstständiger ausgebildet hatte, entgegen der Regel angenommen, dass dieselbe sich nur auf die Tschuktschen-Kaufleute bezöge, nicht aber auf die an den Anui wohnenden Rennthier-Tschuktschen, und daher das Gesetz dergestalt umgangen, dass man mit dem Kaufmann vermittelst des Heerdenbesitzers handelte, dem Letzteren Tabak auf Schuld gab und dafür von ihm das eigentlich dem Kaufmann gehörige Pelzwerk empfing. Kurz es gab der Wege viele, die Marktregel zu umgehen, und die Kaufleute hatten schon seit einer Reihe von Jahren dieselbe nur gebraucht, um den ihnen

höchst unbequemen Kleinhandel ganz zurückzudrängen, indem sie bis zum Schluss des Marktes keinen Tabak verkauften und es dabei als einen Angelpunkt der Regel verkündigten, es dürfe kein Tabakssack unter ein Pud Gewicht zugelassen werden. Wurde aber ihnen gegenüber die Regel in Anwendung gebracht, wie ich es im Jahre 1866 that, so war ihnen das nicht angenehm. Es hatte sich nämlich im Laufe der Zeit eine sehr laxe Handhabung der Verfügungen über die strenge Absonderung der Tschuktschen von den übrigen Marktbesuchern eingeschlichen. Es war seit undenklichen Zeiten kein Spektakel mehr vorgekommen, man fürchtete die Tschuktschen, selbst die Händler, die sogenannten Nossowyje, nicht mehr, besonders weil man fest auf die Macht des alten Amwraorgin baute, und so hatte man den hohen Zaun, der den Handelsplatz umgab, ganz verfallen lassen. Um jedoch dem Gesetze formell Genüge zu thun, bestand das mächtige Thor noch in alter Festigkeit, wurde jede Nacht verschlossen und jeden Tag mit einer Wache besetzt. Es machte einen höchst ergötzlichen Eindruck auf mich, wie ich am Morgen nach meiner ersten Ankunft am Anui im Jahre 1866, als mir dort noch Alles neu war, von einem Anwesenden, den ich bat, mir einen Tschuktschen zeigen zu wollen, an's Fenster geführt wurde, und man mir zwei Tschuktschen zeigte, die neben dem noch fest verschlossenen Thor über den an dieser Stelle nur zwei Riegel hohen Zaun stiegen. Am Abend vorher aber hatte, wie ich einfuhr, die Wache am Thor salutirt und der wachthabende Unteroffizier gemeldet: Alles sei in Ordnung und die Festung, der Marktplatz heisst nämlich auch Festung, wohl im Stande. Selbstverständlich wurden auch die mit dieser in Verbindung stehenden übrigen Verordnungen nicht befolgt, und es kam nicht selten vor, dass des Nachts die Tschuktschen in ihrem

Lager Besuch erhielten von allerhand Leuten, die daselbst nicht sein durften. Da wurde mir am Tage vor dem Tauschhandel mit den Tschuktschen gemeldet, es habe im Lager der letzteren ein Diebstahl stattgefunden, wobei einem jungen Tschuktschen sein ganzer, allerdings nicht sehr bedeutender Waarenvorrath gestohlen worden sei. Chotto, der mir eigentlich zuerst diese Meldung hätte machen müssen, war nicht gekommen, weil ich ihn schon gleich bei meiner Ankunft, wo er sich auch als Häuptling meldete, hart angelassen und ihm klar gemacht hatte, er könne sich immer nur als eine Art Gehülfe Amwraorgin's ansehen und habe Alles, was er mir zu melden habe, durch jenen mir vorzustellen. Diese Unterredung war nun nicht nach seinem Sinn, er war daher nicht zu Amwraorgin gegangen, um ihn zu bitten, mit ihm zu mir zu kommen, ich schickte also nach diesem und erfuhr den ganzen Vorgang: das Zelt war von Aussen durchschnitten und auf diese Weise der Sack mit Pelzwerk herausgezogen worden. Darauf wurde Chotto vorgefordert und durch ihn constatirt, dass allerdings Nichttschuktschen im Lager des Nachts gewesen seien; wobei jedoch Beide, Amwraorgin sowohl als auch Chotto, der Sache keinen weiteren Verlauf geben zu wollen baten, da es nicht wahrscheinlich sei, dass die wenigen Russen, die im Lager gewesen wären, den Diebstahl begangen hätten, sondern dass sie selbst auf einen ihrer Landsleute Verdacht hätten und bäten, denselben zu verhaften.

Das passte mir aber nicht, es gefiel mir nicht, dass die Regeln, so lange sie noch zu Recht bestanden, überhaupt so lax behandelt wurden. Es war ja allerdings, und das wusste Jedermann, der Zweck meiner Ankunft, festzustellen, ob der bisherige Zwang noch nöthig sei oder nicht; jedenfalls aber bestanden die Regeln noch und lauteten einfach dahin,

dass im Falle eines Diebstahls die Kaufleute verpflichtet seien, denselben zu ersetzen, wenn zu der Zeit ein Nichttschuktsche und namentlich ein Russe im Lager gewesen sei, und dass vor voller Einzahlung des Verlustes der Tauschhandel nicht eröffnet werden dürfe. Ich liess daher den Aeltesten der Kaufleute kommen, er machte zwar ein sehr langes Gesicht, versprach aber ohne irgend welche Gegenrede das Erforderliche anzuordnen. Gestohlen waren 11 Biber und ein rother Fuchs, es war also etwas über zwei Pud Tabak einzusammeln, wozu die Herren einen ganzen Tag nöthig hatten, weil Einige dieses Quantum auf alle Händler zu gleichen Theilen, Andere je nach dem Vermögen der Einzelnen vertheilt haben wollten. Am Abend des folgenden Tages brachte man mir endlich den Tabak, jedoch ohne Sack, da ein solcher in der Marktregel nicht vorgesehen sei, und es erregte hohe Unzufriedenheit, dass ich erklärte auch einen Sack haben zu wollen, widrigenfalls der Markt nicht stattfinden werde. Das gab viel böses Blut; denn den Sack konnte man doch nicht theilweise einsammeln und Keiner wollte für die Anderen einen hergeben; ich erhielt ihn auch freilich erst am anderen Tage zur Mittagszeit, als die Tschuktschen schon längst auf dem Eise warteten. Man hatte immer noch gehofft, ich werde doch nicht zulassen, dass sich Alle umsonst zum Handel eingefunden hätten, und doch kommen; da das nun nicht geschah, so entschloss sich Einer, sich für die Gesammtheit aufzuopfern, und so war denn Alles in Ordnung.

Nun kam die Untersuchung. Der Tschuktsche, den Amwraorgin in Verdacht hatte, war ein ganz junger Bursche, der mir von Anfang an wenig verdächtig vorkam; aber es fiel auf, dass er die betreffende Nacht nicht in seinem Zelte gewesen war und auch nicht sagen wollte, wo er

sich befunden und was er getrieben. Er läugnete jedoch entschieden am Diebstahl betheiligt gewesen zu sein und musste daher vorerst noch im Gewahrsam gehalten werden. Als man ihn abgeführt hatte, gab mir noch Amwraorgin den guten Rath, falls der Bursche im Läugnen fortfahren werde, ein Untersuchungsmittel in Anwendung zu bringen, das stets von Erfolg begleitet sei. Ich sollte nämlich eine starke Stange bringen lassen von der Länge des Mannes, sie demselben an den Rücken stellen und ihn dann mit Seehundsriemen, die er mir in genügender Menge zur Verfügung stellte, so fest an das Holz binden lassen, dass er kein Glied und namentlich nicht den Kopf bewegen könne. Dann sollte ich ihn auf die Diele legen und ohne Speise, namentlich ohne Trank einen Tag über lassen, er werde dann gewiss sein Läugnen aufgeben. Es bedurfte aber solcher eingreifender Maassregel durchaus nicht, schon ehe Amwraorgin am anderen Tage wieder zur Untersuchung erschien, hatte sich der dringendste Verdacht auf zwei übelberüchtigte Individuen aus Nishnekolymsk gelenkt, denen es überhaupt untersagt war, den Markt zu besuchen, die sich aber doch in der Nachbarschaft aufgehalten hatten und zur Zeit des Diebstahls erweislich im Lager gewesen waren. Ueberwiesen konnten sie allerdings auch nicht werden; der junge Tschuktsche aber wurde vollständig entlastet, da es sich erwies, dass er sich mit einigen anderen Burschen auf irgend welchen Abenteuern befunden hatte. Amwraorgin war mit diesem Ergebniss zufrieden, bat mich aber um Erlaubniss, dem jungen Menschen noch eine väterliche Ermahnung in Gegenwart Aller, namentlich Chotto's ertheilen zu dürfen. Dagegen konnte ich nun nichts haben, und so erhob er sich denn und hielt dem höchst zerknirschst und gebeugt vor ihm Stehenden eine lange und eindringliche Rede, deren

Wirkung er dadurch noch zu verstärken suchte, dass er dem Deliquenten in Zwischenpausen, offenbar an Stellen, wo man gewöhnlich die Interpunktionen zu setzen pflegt, sehr ernsthaft gemeinte und auch ausgeführte Kopfnüsse an die Stirn versetzte; dann liess er ihn noch vor mir einen Fussfall ausführen und schickte ihn fort. Mir sagte er, er habe ihm auseinandergesetzt, was dabei herauskomme, wenn man des Nachts sich herumtreibe, anstatt ordentlich in seinem Zelte zu schlafen. Schliesslich wurde der Bestohlene hereingeführt und erhielt seinen Tabak, worüber er in wahre Exstase gerieth und die Ermahnungsrede seines Chefs, ein anderes Mal sein Hab und Gut besser zu bewachen, mit vor Glück strahlendem Gesicht anhörte. So war denn diese Angelegenheit zu allseitiger Zufriedenheit erledigt, und nur der Kaufmann, der den Sack geliefert, murrte, er sei zu Gunsten seiner Genossen geschädigt.

Aus allem von mir an Ort und Stelle Gesehenen und Gehörten hatte sich mir auch die Ansicht festgestellt, dass die Tschuktschen, namentlich die Händler von Peek, durchaus nicht mehr in der Lage waren, durch besondere Verordnungen geschützt werden zu müssen. Sie waren längst in alle üblichen Handelspraktiken und Handelskniffe eingeweiht, bewegten sich auf diesem Gebiete vollkommen sicher und konnten daher auf die gleiche Stufe mit den übrigen eingeborenen Stämmen den Russen gegenüber gestellt werden. Es war angesichts des Konfluxes so vieler verschiedenartiger Menschen wohl geboten eine Marktregel aufzustellen, aber es war nicht mehr angezeigt, die Tschuktschen als grosse Kinder zu betrachten, wie das zur Zeit des Erlasses Treskin's mit Recht geschehen war, — sie hatten die Kinderschuhe vollständig abgelegt.

Wir sind mit dieser Erläuterung etwas weit vom Faden

unserer Erzählung abgekommen; es war aber nicht möglich das Weitere unserer Erlebnisse wohl zu verstehen, wenn nicht ein klares Bild der Sachlage gegeben war, wie wir sie bei unserer Ankunft vorfanden und wie sich dieselbe historisch entwickelt hatte. Es folgen jetzt unsere weiteren Schicksale.

Vor Allem hatte ich bis zur Ankunft meiner Karawane wenigstens reichliche zwei Wochen Zeit, die ordentlich ausgenutzt werden mussten. Die Uebernahme der Verwaltung des Kreises, die mir auch oblag, war rasch beendet, da die Verhältnisse im hohen Norden bei der geringen Bevölkerung sehr einfache sind und demgemäss der ganze Regierungsapparat auch nicht komplicirt sein konnte. Das Unangenehmste war der Umstand, dass in den Magazinen der Krone nur ein sehr unbedeutender Vorrath von Roggenmehl vorhanden war, die sich schon unterwegs befindenden Transporte jedoch noch nicht bald eintreffen konnten. Ich hatte mich aber mit einem Vorrath von Zwieback für acht Mann einzurichten und musste, da ich in ein mir unbekanntes Land zog, mich auf ein Jahr versorgen. Rechnete ich auch nur dreiviertel Pfund trockenen Zwieback täglich auf den Mann, so hatte ich über 50 Pud nöthig, unter diese Ziffer wagte ich aber nicht zu gehen, weil ich besorgte, meine Reisegefährten würden, falls wir gezwungen würden, den Winter im kalten, baumlosen Norden zu verbringen, es mit der Fleischnahrung allein nicht aushalten können. Es gelang mir allerdings, das nöthige Mehl aufzutreiben, aber ich traf auf die neue, mir ganz unerwartet kommende Schwierigkeit, dass es in Kolymsk überhaupt nur zwei Backöfen von sehr bescheidenen Dimensionen gab, und es daher kaum möglich schien, eine so grosse Quantität Zwieback anzufertigen. Wie weiter ersichtlich sein wird, waren

meine Befürchtungen in dieser Hinsicht nur zu begründet, so dass wir in der Folge in eine sehr unangenehme Lage geriethen. Sodann hatte ich für Pferde zur Reise in's Tschuktschen-Land zu sorgen, und das gelang mir in sofern, als ich 25 starke, gesunde Thiere für 15 Rubel das Stück ankaufen konnte. Das waren aber Alles Thiere, die noch gar nicht an die lange Fahrt gewöhnt waren, und es stand zu befürchten, dass sie die Strapazen für die Dauer nicht aushalten würden. Die Pferderace im Norden ist, wenn sie ordentlich trainirt worden ist, allerdings ungemein ausdauernd, die Trainage will aber sehr allmählich im Laufe zweier oder wo möglich dreier Jahre, in welcher Zeit man die jährlichen Touren immer verlängert, durchgeführt sein. Geschieht das nicht, so kann man sehr unangenehme Erfahrungen machen. Geübte Thiere aber konnte ich gar nicht erhalten oder doch nur einige wenige zu sehr hohem Preise, ich beschloss daher es mit diesen zu versuchen in der Hoffnung, sie würden im Sommer bei frischem Grasfutter und leichter Belastung doch den Weg aushalten. Diesen selbst hatte ich mir damals noch folgendermaassen vorgestellt. Mein Plan war vom Kleinen Anui aus mit dem Schwinden des Schnees und dem Erscheinen des ersten frischen Grases, also im Juni, nach Osten aufzubrechen und im Ganzen die Strasse einzuhalten, die Billings im Jahre 1791 gezogen war. In der Luftlinie kann man von dem Marktplatz am Anui bis zum Cap Peek 1030 Werst rechnen und von Peek bis zur Mündung des Main in den Anadyr gleichfalls in der Luftlinie 925 Werst, es wären also im Ganzen, wenn Markowo am Anadyr als der Punkt gedacht wurde, wo wir wieder feste menschliche Ansiedelungen erreichen sollten, gegen 2000 Werst oder 2134 Kilometer in der Luftlinie zurückzulegen. Wir konnten im Ganzen auf gegen hundert

Tage mit gutem Weidefutter rechnen, da solches auf dem Hinwege wohl kaum vor dem 15. Juni erwartet werden konnte, aber in der zweiten Hälfte des September im Thal des Anadyr schon tiefer Schnee liegen musste, wobei es zweifelhaft war, ob es den Pferden gelingen werde, das Futter unter demselben hervorzuscharren. So hatten wir denn durchschnittlich den Tag 20 Werst oder circa 21 Kilometer Luftlinie zu bewältigen, allerdings eine sehr starke Aufgabe, aber keine unmögliche. Auf dieser Grundlage hatte ich nun die Absicht, von Cap Peek mich südwestlich zu wenden und den Anadyr entweder an seiner Mündung oder irgendwo oberhalb derselben zu erreichen und hoffte, an ihm hinaufziehend, vor dem Eintritt der grossen Kälte, Markowo zu erreichen. Das war aber Alles nur möglich, wenn die Tschuktschen mir halfen und, worauf Alles ankam, sich verpflichteten einen Theil meines Gepäcks, d. h. den Proviant für den Rückweg, zum Cap Peek zu schaffen. Uebernahmen sie dieses, so konnte ich hoffen meine Pläne durchzuführen; denn selbst, wenn es mir nicht gelang den Anadyr hinaufzuziehen, verhindert durch die Erschöpfung meiner Pferde, so konnte ich immer auch von der Mündung dieses Flusses, den ich in jedem Fall zu erreichen hoffte, nach Markowo Nachricht von meiner Lage gelangen lassen, da ich doch Tschuktschen als Führer bei mir haben musste, und von dort Hunde- oder Rennthiernarten auftreiben. Auch mussten, im Falle des Eintreffens aller oben angeführten Voraussetzungen, unsere Pferde nicht gar zu rasch abfallen, da die Lasten ja verhältnissmässig dadurch sehr leicht wurden, dass wir nur Proviant bis Peek mit uns führten und von dort wieder nur den mitnahmen, den wir bis zur Mündung des Main brauchten; was aber nöthig war, um schliesslich Kolymsk wieder erreichen zu können, sollte vom Jahr-

markt direkt nach Markowo gebracht werden, durch die dortigen Leute, die den Anui alljährlich besuchen und natürlich mit leeren Narten heimkehren.

Ob aber die Tschuktschen helfen wollten, das war es, was ich damals noch gar nicht auch nur annähernd in Rechnung ziehen konnte, und daher standen alle meine Pläne zu der Zeit noch in der Luft. Ich wusste damals durchaus noch nicht, wie die Lage der Dinge eigentlich war, und Alles, was oben über dieselbe mitgetheilt worden ist, giebt sie ja wohl richtig wieder, nur konnte ich das erst übersehen, als wir uns schon auf unserer Reise in's Tschuktschenland befanden. Damals, d. h. als ich in Ssrednekolymsk angekommen war und meine Anstalten zu treffen hatte, war mir nur das Eine klar, dass Amwraorgin ein ganz williger Mensch war und dass sämmtliche Erzählungen von der Wildheit und Rauflust der Tschuktschen ins Gebiet der Fabeln und Kindergeschichten zu verweisen seien. Andererseits lag jedoch der Reisebericht Billings vor mit all seiner schlechten Behandlung und widerwärtigen Rohheit, und ich hatte gar keinen Anhaltspunkt, um zu beurtheilen, ob die Tschuktschen mit Menschen, die sich vollständig in ihrer Gewalt befänden, jetzt besser umgehen oder sich eine ähnliche Behandlung gestatten würden. Zweifellos war ja, dass ich ganz andere Mittel, sie kirre zu machen, in Händen hatte, als sie Billings zu Gebote standen, es war aber auf der anderen Seite nicht ausser Acht zu lassen, dass ich die Lage der örtlichen Administration den Tschuktschen gegenüber im höchsten Grade compromittirte, wenn ich ihr Gebiet nicht als Herr, sondern als von ihnen in jeder Hinsicht abhängiger Reisender durchzog. Es war daher meine Absicht, sofort Amwraorgin aufzusuchen um mit ihm das Nöthige zu besprechen und aus dieser quälenden Ungewiss-

heit einen Ausweg zu finden. Ich hatte daher schon Alles zur schleunigen Reise nach Nishnekolymsk fertig gemacht, ja sogar den Tag der Abreise bestimmt, als ich plötzlich eine Nachricht erhielt, die meine Lage bedeutend zu verbessern versprach, aber auch meine Abreise stark verzögerte.

Am 7. Januar nämlich erschien in Ssrednekolymsk ein Tschuktsche und theilte mit, er sei in aller Eile hergekommen um mich noch hier anzutreffen, und habe mir im Auftrage des reichen Heerdenbesitzers Waálergin mitzutheilen, dass derselbe und noch einige seiner Stammesgenossen auf dem Wege hierher seien und mich bäten ihre Ankunft hier zu erwarten, sie hätten sehr nöthig mich zu sprechen und fürchteten mich zu verfehlen, wenn ich nach Nishnekolymsk führe. Der Grund ihrer Reise bestand aber, wie ich auch erfuhr, darin, dass sie mit ihren Familien und sonstigem Hab und Gut über die Kolyma gegangen waren und nun nachträglich die Genehmigung zu diesem Schritt einholen wollten. Das war ein sehr erfreuliches und unerwartetes Ereigniss. Ich hatte allerdings mit Amwraorgin im Jahre 1866 allerlei Verhandlungen über die Möglichkeit einer Uebersiedelung der Tschuktschen in die Tundra zwischen Alaseja und Kolyma gehabt; ich selbst wünschte eine solche sehr, aus den oben schon angeführten Gründen, wollte aber nicht von mir aus mit einem Anerbieten kommen, um den Werth desselben nicht herabzudrücken. Amwraorgin hatte aber damals die Sache in einer Weise erwähnt, als sei dieselbe nicht dringend und mehr ein Zukunftsbild. Wenn nun die Tschuktschen schon auf ein gelegentliches Gespräch hin, das ihnen wahrscheinlich von Amwraorgin mitgetheilt worden war, den Uebergang bewerkstelligt hatten und zwar in grösserer Anzahl — wie man mir sagte über hundert Personen — so liess das auf ein wirkliches Bedürfniss ihrer-

seits schliessen, und das war es gerade, was ich so dringend nöthig hatte; denn sonst hatte ich ihnen nichts zu bieten, sondern befand mich ihnen gegenüber in der höchst unvortheilhaften Lage eines nur Fordernden, aber nichts Gewährenden. Ich schickte also den Boten zurück und liess Waalergin sagen, ich werde ihn erwarten, aber er möge sich so weit als möglich beeilen. Es war jedoch von vorn herein zu berechnen, dass ich sobald nicht Ssrednekolymsk werde verlassen können, denn da, wie verlautete, die Leute mit ihren Heerden zogen, so war ihnen ein langsames Vorwärtskommen durch die Umstände vorgeschrieben.

Ich blieb also fürs Erste in Ssrednekolymsk und empfing in Folge dessen daselbst alle diejenigen wieder, denen ich vorausgeeilt war. Am 14. Jan. kam der Erzbischof an, er hatte eine gute Reise gehabt, war frisch und wohlauf und mit dem bisher Erlebten sehr zufrieden. Mir brachte er die sehr erfreuliche Nachricht, dass er den Tungusen, der das Mammuth, von dem schon die Rede war, gefunden haben wollte, gesprochen und ihm entschieden gerathen habe nach Ssrednekolymsk zu ziehen, wo eine gute Belohnung seiner warte; derselbe habe auch kommen wollen, aber so rasch könne das nicht geschehen, da er keine Rennthiere besässe. Vor unserer allendlichen Abreise musste ich ja doch noch einmal nach Kolymsk zurückkehren, also hatte ich alle Aussicht den Mann persönlich ausfragen zu können. Am 16. Jan. kam Neumann und den Tag darauf der Topograph Afonassjef mit einem Theil der Karawane an. Sie hatten eine gute Reise gehabt, die nur durch einen allerdings sehr betrübenden Vorfall gestört worden war. Einer der Kosaken, Nikolai Nowgorodof, hatte in einer Powarnja Selbstmord verübt; man hatte ihn erst gefunden, als schon kein Lebenszeichen in ihm war. Dieser Unglücksfall ging

mir sehr nahe, denn ich kannte den Kosaken schon seit Jahren, da er fast ausschliesslich mich auf meinen vielfachen Amtsfahrten begleitet hatte, als einen treuen und redlichen Menschen, dabei war er unterwegs sehr anstellig und hatte sich nach und nach eine vortreffliche Reiseerfahrung erworben. Was ihn zu einem so traurigen Schritt genöthigt hatte, liess sich nur vermuthungsweise feststellen. Trübsinn und Melancholie sollen in seiner Familie gelegen und namentlich sein Vater ein ähnliches Ende genommen haben. Ferner schien es aus einzelnen abgerissenen Zetteln, die man unter seinen Sachen fand und die Versuche eines Briefes an seine Frau zu sein schienen, hervorzugehen, dass er mit ihr in Unfrieden lebe und Grund zu haben glaubte, ihr sehr ernste Vorwürfe machen zu müssen. Ich selbst hatte vor meiner Abreise an ihm nichts Besonderes bemerkt: gegen seinen Willen war er nicht mitgenommen worden; denn da er verheirathet war und Kinder hatte, so konnte er auf eine so lange Abwesenheit nicht ohne eigene Einwilligung abkommandirt werden; wohl aber schien es mir, als sei er zerstreuter, wie sonst wohl, und wisse nicht so gut Bescheid mit dem Gepäck, wie ich es früher an ihm gewohnt war. So hatte ich, einige Tage vor dem ich die Karawane verliess, eine Sache von ihm verlangt, die er nicht finden konnte. Es wurde lange gesucht, endlich aber gab ich das auf und meinte ihm gegenüber, es sei nicht so dringend damit, später beim Auspacken in Ssredne- oder Nishnekolymsk werde sich schon Alles wieder finden. Damit hatte die Sache in meinen Augen ihr Bewenden und ich dachte garnicht weiter daran. Als ich voraus fuhr, nahm ich nicht ihn, sondern den anderen Kosaken mit mir und liess ihn bei der Karawane. Es schien ihn das zu kränken, da er doch sonst von mir unzertrennlich gewesen war; daher setzte ich

ihm weitläufig auseinander, dass, wenn es ihm auch nicht angenehm sei, zurück zu bleiben, das doch absolut nothwendig sei, da ich zur Noth auch ohne Kosaken reisen könne, die übrigen Herren aber einen erfahrenen Menschen um sich haben müssten, da sie zum ersten Mal eine so beschwerliche Reise machten, auch dürfe ich alle meine Pferde und mein werthvolles Gepäck nicht einem Kosaken anvertrauen, dessen Redlichkeit und Tüchtigkeit ich noch nicht erprobt habe. Das schien ihm auch einzuleuchten, wir schieden im besten Einvernehmen, und er versprach mir Alles wohlbehalten in Kolymsk wieder abzuliefern. Bald jedoch nach meiner Abreise soll er sehr unruhig geworden sein, immer und immer wieder die Kasten nach jener vermissten Sache durchsucht und geäussert haben, er sei ein unglücklicher Mensch, er dürfe mir nicht mehr unter die Augen treten, da er die Sache nicht finden könne. Neumann hatte ihn mehrmals beruhigt und ihm gesagt, es sei doch nicht zum Verwundern, wenn unter so viel Gepäckstücken das Register einmal nicht stimme und eine Sache in einen Packen gekommen sei, wo sie nicht hingehöre, das könne sich ja nur beim Umpacken alles Gepäcks herausstellen u. s. w. So war man denn an den Dogdo zur Powarnja Ubiennaja gekommen, — eine Benennung, die im Norden des Jakutskischen Gebiets nicht selten ist und nur einen Ort bezeichnet, wo in alten Tagen eine blutige Metzelei stattgefunden hat. So sollte bei jener Powarnja, wenn ich nicht irre, eine kleine Tungusen-Horde mit Weibern und Kindern von den Kosaken niedergehauen worden sein, und man hatte am Abend sich von den Führern die alten blutigen Gräuel, wie sie im Volksmunde fortlebten, erzählen lassen. Möglich, dass auf Nowgorodof's damals schon umnachteten Geist diese Erinnerungen aus alter Zeit verwirrend einwirkten

und dass der Name Ubiennaja (Mordstätte) ihm wie Schicksalsbestimmung vorkam; denn abergläubisch war er, wie alle Jakutsker, kurz er scheint schon am Abend entschlossen gewesen zu sein, seinem Leben ein Ende zu machen. Alle seine eigenen Sachen hatte er in bester Ordnung verpackt und zwar auch seine eigene Reisekleidung, als habe er sie nicht mehr nöthig. Seine Rechnungen, die er für mich führte, waren bis zum Abend abgeschlossen und die Bilanz gezogen, kurz es war Alles in so vollkommener Ordnung, als sollte er den Tag darauf Rechenschaft über sein Thun und Lassen ablegen. Am Morgen war er früh aufgestanden, wie gewöhnlich, hatte den Theekessel aufgesetzt, das Frühstück bereitet und dem Feldscher Antonowitsch auf dessen Frage noch ganz ruhig gesagt, es sei noch früh, er könne noch etwas schlafen, und war dann hinaus gegangen. An jenem Orte stehen zwei kleine Powarnja's dicht neben einander; als er um neun nicht zurückkam, waren Neumann und die Anderen aufgestanden, hatten sich gegenseitig Wasser zum Waschen zugegossen und gemeint, Nowgorodof sei zu dem Führer gegangen, um mit ihm Thee zu trinken, so lange die Herren noch schliefen. Endlich kam einer der Leute herein, der beauftragt war, Nowgorodof zu rufen. Der machte grosse Augen und sagte, er sei ja aber gekommen, um Nowgorodof zu sagen, dass es Zeit sei Thee zu trinken, sie müssten die schon herbeigebrachten Pferde bald satteln und beladen. Nun wurde man erst unruhig, — man begann zu suchen und fand den Unglücklichen etwa 50 Faden von der Jurte im Schnee, schon kalt mit durchschnittener Kehle. Es war ein treuer Mann, der hier in einsamer Wildniss ein frühes Ende fand, und ich habe ihn lange betrauert.

Der Erzbischof fuhr, nachdem er in Ssrednekolymsk

Gottesdienst gehalten, am 20. Jan. nach Werchnekolymsk, um die dortige Kirche zu visitiren, und den Tag darauf kamen endlich Waalergin und seine Tschuktschen. Wir hatten sehr ernsthafte Auseinandersetzungen über das unerlaubte Wandern in ihnen nicht angewiesene Wohnsitze, da sie doch nur aus Gnaden in dem Gebiet der Beiden Anui geduldet würden, ihre eigentliche Heimath dagegen die Aioka-Insel sei. Die Nennung dieses wenig anziehenden Eilands berührte sie sehr unangenehm, sie bemerkten in sehr niedergeschlagenem Tone, man könne sie doch nicht wieder nach Aioka zurück schicken wollen, nachdem sie sich schon an den Wald gewöhnt hätten. Es sei ja wohl richtig, dass sie oder vielmehr ihre Väter ohne Erlaubniss an den Anui gezogen wären, wenn man sie aber dort nicht dulden wolle, hätte man es ihnen gleich sagen müssen, dann wäre das Fortziehen nicht so schwer gewesen. Waalergin versäumte auch nicht auf seine den Nishnekolymskern erwiesene Wohlthaten hinzuweisen, die allerdings unbestreitbar waren, denn nicht nur hatte er in schweren Zeiten den Leuten Rennthiere zu sehr billigen Preisen verkauft, sondern auch zwei oder dreihundert Thiere ohne irgend welche Zahlung den Aermsten zu ihrem Unterhalt geschenkt und dadurch viel Unglück gemildert. Er behauptete auch Amwraorgin habe ihm gesagt, ich würde nichts dagegen einwenden, wenn die Tschuktschen über die Kolyma in die westliche Tundra zögen. Das war nun freilich eine von ihm selbst erdachte Nothlüge, da eine derartige Aeusserung von mir nicht gethan worden war, also auch nicht von dem alten höchst vorsichtigen Amwraorgin ihm mitgetheilt sein konnte, indessen musste er doch irgend eine Entschuldigung seines voreiligen Schrittes vorbringen, denn wenn ich ihn zwang zurückzukehren, so hatte er es mit seinen Lands-

leuten zu thun, die in der Zahl von 20 Zelten mit 143 Seelen mit ihm gezogen waren. Ich gestattete ihm denn schliesslich fürs Erste dort zu bleiben, bis ich mir Alles reiflich überlegt und nach Jakutsk Bericht erstattet haben würde, als unumgängliche Vorbedingung verlangte ich jedoch Zahlung von Jassak und Wahl einer ordentlichen Obrigkeit, sonst könne von der ganzen Sache gar nicht die Rede sein. Damit waren sie auch vollkommen einverstanden, sie hatten von Hause aus gemeint, mit den übrigen eingeborenen Stämmen ganz gleich gestellt zu werden, nur wollten sie wissen, in welch einem Fellwerk sie ihren Jassak entrichten sollten. Sie seien, sagten sie, selbst keine Jäger, auch dulde das Geschäft eines Rennthierhirten durchaus nicht eine solche Nebenbeschäftigung; andererseits aber war es von grosser Wichtigkeit für sie, dass sie das Pelzwerk, das sie abzuliefern haben würden, auch leicht allenthalben eintauschen könnten. Ich hatte aber überhaupt nicht die Absicht sie mit Fellwerk zu belegen, da dasselbe im gegebenen Fall eigentlich der Bestimmung des Jassaks nicht entspricht. Allerdings ist der Jassak oder die Abgaben, die die eingeborenen Stämme dem Kaiserlichen Kabinet jährlich einzuliefern haben, von jeher in Pelzwerk geleistet worden; aber in dem alten Ukase der Kaiserin Katharina der Zweiten, der das Alles zum ersten Mal regelt, ist diese Art Abgaben dahin erklärt, dass die Stämme Sibiriens das Geld nicht kennen, auch keine anderen Bodenerzeugnisse besitzen, als ihr Pelzwerk, daher solle dasselbe an zahlungsstatt angenommen werden, und zwar solle jeder Stamm nur solches Pelzwerk einzahlen, das in seinem Jagdgebiet erlegt werde. Die Tschuktschen aber sind keine Jäger und die von ihnen bewohnten öden, waldlosen Flächen locken auch keinerlei Pelzthiere an, sie wären also gezwungen, sich die

Felle erst zu kaufen, das aber widerspricht entschieden dem eigentlichen Gedanken des Kaiserlichen Ukases. Ausserdem lag der Jassakkommission nichts am Fellwerk selbst; sie hatte schon vielfach die Fellabgabe in eine Geldabgabe verwandelt, wenn die Zahlungspflichtigen darum eingekommen waren, ja that das sehr gerne, weil ihr dadurch eine viel einfachere Arbeit erwuchs, die Plackereien mit der Annahme des Fellwerks aufhörten und sie der Mühe überhoben wurde, dasselbe zu verkaufen, um das Geld in's Kaiserliche Kabinet abführen zu können. Es kam überhaupt nur darauf an, dass man, falls die Zahlungspflichtigen nicht in Geld zahlen konnten, wie das ja auch bei den Tschuktschen zutraf, die keine Kenntniss des Geldes besitzen, einen allgemein gangbaren Artikel ausfindig machte, der sich ohne Schwierigkeit zu jeder Zeit in Geld umwandeln liess. Ein solches allgemein gültiges Zahlmittel besassen aber die Tschuktschen in der sogenannten Rowduga, oder sämisch gegerbtem Rennthierleder. Dieser Artikel ist weit und breit im ganzen Gebiet Jakutsk sehr gesucht und dient zur Anfertigung von Ueberröcken für den gemeinen Mann. Eine gute Rowduga hat in Jakutsk als festen Preis 80 Kop.; es wurde daher festgesetzt, es solle jede männliche Seele bis zu ihrem 16. Jahr jährlich 40 Kop. oder eine halbe Rowduga, vom 16.—55. Jahr 80 Kop. oder eine ganze Rowduga leisten, vom 55. Jahr aber an sollte Abgabenfreiheit eintreten. Dem Kabinet gegenüber kam es für's Erste auf den Geldwerth des Jassaks noch gar nicht an, das Prinzip aber war gewahrt, denn die anderen Jägervölker zahlten auch nicht mehr und die Tschuktschen konnten diese Auflage mit der grössten Leichtigkeit entrichten. Sie waren über diese Eröffnung höchst erfreut, sie hatten sich die Sache offenbar viel schlimmer vorgestellt und schienen sehr

befriedigt, so leichten Kaufs davon gekommen zu sein. Dann wurde ein Golowa oder Haupt und ein Starosta erwählt und von mir im Amte bestätigt, worauf die Leute sich auf den Heimweg machten, nachdem sie noch sehr vortheilhaft mit Rennthieren gehandelt hatten. Meine Geschäfte in Ssrednekolymsk waren damit auch erledigt, und ich konnte mich endlich auf die Suche nach Amwraorgin's Standlager begeben. Am 23. Januar brach ich auf nach Nishnekolymsk und langte am 26. Abends daselbst an. Der Weg dahin hat gegen 500 Werst und führt fast ausnahmslos auf dem Eise der Kolyma. Man hat auf dieser Strecke für den Dienst der Krone Stationen mit Hundenarten (36) und kommt daher leidlich rasch vorwärts. Unterwegs überzeugte ich mich, dass allenthalben Narten für den Erzbischof fertig gestellt waren, seine Reise nach Nishnoje also aufenthaltslos vor sich gehen könne, hatte auch noch einige Geschäfte mit Leuten, die mich an den verschiedenen Haltepunkten in ihren Angelegenheiten erwarteten, und kam, wie gesagt, schliesslich den 26. Januar Abends in Nishnekolymsk an.

Ssrednekolymsk ist schon ein recht elender Flecken, repräsentirt sich aber doch immer weit besser als Nishnekolymsk. Dort hat man doch einige ganz stattliche Häuser, die wenigstens im Sommer ordentliche Glasfenster führen. In Nishnij dagegen sind die Gebäude höchst fragwürdigen Aussehens, entbehren fast sämmtlich der Dächer, da die Lagen einfach mit einer Erdschicht bedeckt werden, auf die dann Rasen gelegt wird, was ein sehr wenig schönes Ansehen giebt. Die Fenster sind klein und, wie auch die Häuser selbst, oft windschief, auch entbehren sie durchgängig des Glases, das man durch Marienglas sehr schlechter Qualität oder durch Fischhaut ersetzt. Im Winter wird,

wie das auch in Ssrednekolymsk Sitte ist, eine Eisplatte in die Fensteröffnung gesetzt. Man schneidct zu diesem Zweck im Herbst, wenn das Eis eine Dicke von ungefähr 7 Zoll erlangt hat, Tafeln von der Grösse seiner Fenster zurecht, nimmt die Sommerrahmen heraus und stellt das Eisstück von aussen an die Fensteröffnung. Dann macht man eine Mischung von Schnee und Wasser und verschmiert mit derselben sämmtliche Fugen und Spalten auf das Sorgfältigste, worauf das Winterfenster fertig ist und in dieser Form den ganzen Winter bis zum Frühjahr gut aushält. Helligkeit gelangt durch diese Eisscheibe ungefähr soviel ins Zimmer, wie durch ein stark beschlagenes Glasfenster, und man kann durch dasselbe ebenso wenig die Dinge die draussen vor sich gehen sehen, wie durch ersteres; aber es ist wohlfeil hergestellt und hält gut warm, da jeder Zugwind absolut abgesperrt ist. Was aber Nishnekolymsk seine ganz besondere, nur ihm angehörende Signatur giebt, das sind die Fahrhunde mit ihrem fortwährenden Geheul. Solche Fahrhunde kann man wohl auch dann und wann in Ssrednekolymsk sehen, aber sie werden daselbst im Ganzen wenig gebraucht, da man dort noch vorherrschend Pferde und im Winter auch einige Rennthiere hält, sie fallen daher nicht sonderlich auf. In Nishnekolymsk dagegen hält man schon nicht mehr Pferde; das Futter für dieselben würde sich wohl schon besorgen lassen, aber die Leute haben sich nun einmal an ihre Hunde gewöhnt und wollen von nichts Anderem wissen. Fast vor jedem Hause liegen diese Fahrhunde, mit ihrem Halsbande an einen langen, an zwei Pfosten horizontal befestigten Riemen oder an eine Stange angebunden, und schlafen. Es ist unglaublich was diese Thiere Thiere schlafen können, wenn sie nicht zur Arbeit gebraucht werden; Tag und Nacht liegen sie unbeweglich zusammen-

gerollt im Schnee und schlafen fest, sie wachen nur auf, wenn ihnen das Futter gebracht wird, was dreimal täglich geschieht. Dann wird mit unglaublicher Gier der gefrorene Fisch verschlungen und Alles legt sich wieder schlafen. Da plötzlich erhebt sich ein Hund, schüttelt sich, reckt sich, hebt dann seinen Kopf steil empor und beginnt zu heulen,— ein entsetzliches, durch verschiedene Tonarten gezogenes Jammergeheul. Hat er das beendet, so legt er sich wieder hin und schläft ruhig weiter, als ob nichts vorgefallen wäre, dann aber erhebt sich ein anderer und setzt dieselbe Musik fort, und so geht es von Hund zu Hund, von Haus zu Haus, bis endlich alle fünf- oder sechshundert Hunde, die gemeiniglich in Nishnij anwesend sind, ihre Partie in diesem entsetzlichen Concert abgesungen haben, worauf eine Ruhepause eintritt, bis nach einiger Zeit die Musik wieder von Neuem beginnt und ganz in derselben Weise durchgeführt wird. Am Tage ist es noch erträglich, sie heulen dann seltener, oder man merkt es vielleicht im Treiben des Tages weniger, in der Nacht aber ist es trostlos, dieses durch alle Strassen des Fleckens sich fortsetzende Heulen, und es dauert geraume Zeit, ehe man sich, wie an Alles, so auch hieran gewöhnt.

Da mir die fortwährenden Beziehungen zwischen Tschuktschen und Nishnekolymskern bekannt waren, so hatte ich mit Sicherheit darauf gerechnet, von ihnen zu erfahren, wo sich Amwraorgin gegenwärtig aufhalte. Zu meiner Verwunderung konnte ich darüber keine Auskunft erlangen, man wusste nur, was allbekannt war, dass er sich im Gebiet entweder des Grossen oder des Kleinen Anui aufhalte. Es war Niemand in jener Gegend gewesen, ja schon der Gedanke dorthin unter die grimmen Tschuktschen sich zu begeben, erschien den Meisten ein grausiger zu sein; und doch

lebten sie und nährten sie sich vorherrschend durch die Güte eben dieser Tschuktschen. Diese Tschuktschenphobie neben einer bis ins Unglaubliche getriebenen Tschuktschenbettelei war mir höchst auffallend. Auf meine häufigen Fragen, weshalb sie denn die Leute fürchteten, da sie doch von ihnen so viele Wohlthaten empfangen hätten und noch ununterbrochen empfingen, erhielt ich im Grunde genommen immer eine Antwort: ja, der und der, namentlich Genannte sei allerdings ein guter Mensch, überhaupt seien die näher an der Kolyma wohnenden gutmüthig; aber die weiter Entfernten müsse man als gefährlich betrachten, geschweige die Nossowyje, denen man unbedingt jede Uebelthat, die ein Mensch nur begehen könne, zutrauen dürfe. Meine Absicht, allein, ohne weitere Begleitung, Amwraorgin aufsuchen zu wollen, erfüllte sie mit aufrichtigem Entsetzen, und mit vielen guten Rathschlägen hat man mich damals abzuhalten gesucht. Ja ein besonders Besorgter liess sich eigens bei mir melden, um mir mitzutheilen, die Tschuktschen, namentlich ein gewisser Pangao (37), hätten es ganz besonders auf mich abgesehen und sich immer wieder erkundigt, ob ich nicht bald wieder käme und wann wohl meine Ankunft stattfinden würde. Das könne doch nur in böser Absicht geschehen sein und ich solle mich daher in Acht nehmen. Das Alles erklärte sich freilich aus ganz anderen Gründen und zwar aus dem Wunsche die Kolyma nach Westen überschreiten zu dürfen, aber was half mir das, ich konnte keinerlei Nachrichten erhalten und musste mich entschliessen auf eigene Hand mein Glück zu versuchen. Sehr unbequem war es dabei, dass ich keinen ordentlichen Uebersetzer bekommen konnte. Der ständige Uebersetzer, ein Jukager Fëdor Lyktschin, wohnte für gewöhnlich nicht in Nishnij, sondern kam nur zur Jahr-

marktszeit hin; man behalf sich daher im gewöhnlichen Verkehr mit den Tschuktschen, so gut es ging, durch Zeichensprache und einer Art lingua franca, und das ging ja auch. Mir war jedoch mit einem solchen Uebersetzer bei meinen Verhandlungen mit Amwraorgin wenig gedient, da leicht Missverständnisse entstehen konnten, was jedenfalls möglichst vermieden werden musste. Jedoch es ging nicht anders, man musste vorlieb nehmen mit dem, was man haben konnte, und so brach ich denn am 28. Januar zum Kleinen Anui auf. An und für sich war es ja gar nicht so schwer den alten Amwraorgin aufzufinden, er wohnte jedenfalls im Gebiet der genannten Flüsse und konnte, selbst wenn er gewollt hätte, mit seinen riesigen Heerden und somit grossem Hausstande durchaus keine Wanderungen unternehmen, ohne dass die Nachbarschaft das bemerkt hätte. Ich musste ihn also finden, wenn ich die linken Nebenflüsse des Kleinen Anui hinauf und die rechten des Grossen Anui hinunterzog, denn dabei konnte es nicht fehlen, dass ich auf Tschuktschenzelte stiess, die mich dann weiter weisen konnten. Es kam daher nur darauf an den rechten Flusslauf zu wählen, um nicht unnütze Kreuz- und Querzüge zu machen. Ich beabsichtigte daher bis zum Elombal den Kleinen Anui zu verfolgen und daselbst am Platze Charchabirka, wo die letzten von Russen oder russischen Jakugern bewohnten Häuser stehen, genaue Erkundigungen einzuziehen, — jene Leute mussten Kenntniss vom Standort des obersten Tschuktschenhäuptlings haben, da sie ja mitten unter den Tschuktschen selbst lebten. Ich hatte bis dahin im Ganzen gegen 340 Werst zurückzulegen und nahm nur drei Narten mit, eine für mich, eine für den Uebersetzer und eine mit Hundefutter beladene. Die Thiere hatten lange Ruhe gehabt und konnten daher schon angestrengt werden. Dafür aber war

der Weg, der zur Jahrmarktszeit vortrefflich eingefahren zu sein pflegt, jetzt schlecht genug und musste zum grössten Theil frisch angebrochen werden. Am 31. Januar erreichte ich die Anui-Festung, wo der Jahrmarktsplatz ganz verlassen dalag, und am 1. Februar Labugen, wo ich Leute vorfand, die den Weg für den Erzbischof fertig machten. Es befindet sich nämlich an der Mündung der Grossen Baranicha eine Interimskirche, in welcher der Tschuktschen-Missionär, der seinen ständigen Wohnsitz in Nishnij hat, dann und wann Gottesdienst hält. Diese Kirche lag auch im Reiseprogramm des Erzbischofs, es musste also Fahrgelegenheit dahin besorgt werden. Anfangs hatten die Leute den Weg über das Meer führen wollen, derselbe ist allerdings weiter, bietet aber als Ersatz die gute Eisbahn, was an und für sich schon einen sehr grossen Umweg reichlich aufwiegt. Die Untersuchungen hatten aber erwiesen, dass um die beiden Caps der Grosse und der Kleine Baranij Kamenj (Schafsberg) das Meer in diesem Jahre gewaltiges, weit ins Meer hinausreichendes Scholleneis gebildet hatte, das nur mit übermenschlichen Anstrengungen hätte weggeräumt werden können. Da dieser Weg versagte, lag es am nächsten, den über die rechten Nebenflüsse des Kleinen Anui, den Poginden oder den Labugen zu versuchen, und man war soeben beschäftigt, das letztere Flussthal gangbar zu machen. Vom Labugen hatte ich noch gegen 50 Werst bis Charchabirka und langte daselbst am Abend des 1. Februar an. Dort fand ich wieder eine nette Illustration zur Fabel von den bösen Tschuktschen. In diese Gegend, d. h. an den Labugen und Charchabirka, hatten sich für den Winter 8 bis 10 Familien mit gegen 100 Hunden begeben mit der klar ausgesprochenen Absicht, sich von den Tschuktschen ernähren zu lassen. Sie hatten ja wohl etwas Tabak

und sonstige Tauschgegenstände mit sich, aber in höchst unbedeutenden Quantitäten, auch leisteten sie denselben mancherlei Dienste, wie denn z. B. einer von ihnen das Schmieden kannte; Hauptnahrungsquelle war und blieb aber immer die Gutmüthigkeit der Tschuktschen. Auch war der Bedarf dieser Leute durchaus kein geringer; die Hunde allein beanspruchten zu ihrem Unterhalt vier Rennthiere täglich, und die Menschen wollten doch auch essen.

Für mich aber hatten sie keine Nachrichten, sondern erklärten, sie hätten keine Ahnung, wo Amwraorgin sich aufhielte, auch sei der Weg für Hundenarten schwer befahrbar, die Berge steil u. s. w. Das war böser Wille. In Nishnij konnte man sich mit Unkenntniss entschuldigen, hier war diese Ausrede nicht mehr zulässig. Ich theilte ihnen also mit, dass ich den andern Tag weiter reisen werde, und zwar hätten sie die Narten zu stellen, da die meinigen sich ausruhen sollten. Es müssten daher ohne Zeitverlust vier Narten fertig gemacht werden: eine für mich, eine für den Dolmetscher und zwei Narten für die Leute selbst, die mich zu begleiten hätten mit Riemen und sonstigen Hülfsmitteln, da die Wege steil wären, wie sie sagten, und es somit nothwendig werden dürfte, die Narten und Hunde mit Stricken herabzulassen. Das gab lange Gesichter, aber daran liess sich nichts ändern, man begann die Narten in Ordnung zu bringen und die Hunde marschbereit zu machen. Da geschah ein Wunder: es war schon gegen Abend und stark dunkel, als mein Hauswirth mir meldete, es seien unerwarteter Weise zwei Tschuktschen angekommen, die zu wissen behaupteten, wo sich der Standort des Häuptlings befände. Das Wunder erklärte sich freilich sehr einfach durch die Abneigung der Leute eine beschwerliche Fahrt machen zu müssen. Sie hatten gehofft, ich werde auf ihre einfache

Lüge hin zurückkehren, da das aber nicht geschah und sie selbst noch die Führer sein sollten, so fanden sich auch alsbald die Rettungsengel in Gestalt jener beiden Tschuktschen ein.

Ich liess sie kommen und erfuhr von ihnen, dass Amwraorgin im Quellengebiet der Orlowka, eines rechten Nebenflusses des Grossen Anui, sein Zelt aufgeschlagen habe, man könne in drei, höchstens vier Tagen ihn erreichen, wenn man den Elombal hinauffahre, dessen Quellen mit denen der Orlowka von ein und demselben Bergzuge herabkämen. Der Weg sei gut, überall befänden sich Tschuktschenzelte, so dass ich bequem reisen könnte. Da nun einer der beiden Leute behauptete ein Paar gute Rennthiere zu haben, so trug ich ihm auf, er solle sofort zu Amwraorgin eilen und ihm sagen, ich hätte ihn nothwendiger Weise zu sprechen, er solle daher seine Staatskleidung (38) mitnehmen, und in Begleitung seines ältesten Sohnes mir entgegenfahren, damit ich nicht mehr als nöthig zu fahren hätte. Auch sollte er, falls er einen Menschen hätte, der russisch verstände, denselben mitnehmen, weil mein Dolmetscher viel zu wünschen übrig liesse. Dem Boten wurde ferner aufgetragen dafür zu sorgen, dass an den Stellen, wo ich nächtigen musste, für mich ein besonderes Zelt errichtet werde und Rennthiere für die Hunde bereit sein müssten. Nachdem das Alles geordnet war, sagte ich dem Boten, ich gäbe ihm zwei Tage Vorsprung, er solle eilen, damit Amwraorgin Zeit habe mir entgegenzufahren.

Der Mann ging sogleich ab und hat seine Aufträge alle mit Pünktlichkeit ausgerichtet, wie gleich folgen wird. Zur angesetzten Zeit brach ich mit drei Narten auf; denn ausser für den Uebersetzer musste ich auch eine für Amwraorgin haben, den ich jedenfalls nebst seinem Sohne mitnehmen

wollte, um sie dem Erzbischof vorstellen zu können. Nach drei Werst Fahrt auf dem Anui kamen wir an den Elombal, den wir aufwärts verfolgten, aber auch häufig verliessen, um seine zahllosen Krümmungen abzuschneiden. Anfangs war die Gegend noch recht menschenleer, dann aber begannen sich die hohen, spitzen Lederzelte der Tschuktschen zu zeigen, die hier recht zahlreich sich aufzuhalten schienen. Der Weg wurde dadurch auch besser, denn wir konnten vielfach die Spuren der Tschuktschen-Schlitten benutzen und brauchten nicht immer den Schnee anzubrechen. Den ersten Tag machten wir nur eine kurze Fahrt, da wir spät aufgebrochen waren und an ein Zelt kamen, dessen Besitzer mir sagte, es sei bei ihm Nachtquartier bestellt. In der That stand ein neues, ganz reines Zelt fertig, so gut als möglich eingerichtet und mit Knochenfett (89), anstatt mit Seehundsthran, erleuchtet und erwärmt.

Der Wirth selbst war sehr liebenswürdig, auch kam er, nachdem er mir genügend Zeit gelassen, Thee zu trinken und mich auszuruhen, zu mir und fragte, ob ich einige Tschuktschen empfangen wolle, die gekommen wären mich zu sehen. Natürlich geschah das, und ich erkannte unter dem Haufen, den die Neugierde herbeigeführt hatte, auch einige Bekannte vom Jahre 1866, die ihre Freude des Wiedersehens ausdrückten und dann nach Allem und Jedem zu fragen begannen. Am anderen Morgen hatten sie zwei Schlitten fertig gemacht und erklärten mir vorfahren zu wollen, da sie mich einen besser eingefahrenen Weg führen wollten, den meine Leute nicht kannten. Wir versuchten das auch; aber auf die Dauer ist solch ein Zusammenfahren von Rennthier- und Hundenarten doch nur schwer auszuführen, da die Hunde sich in einer fortwährenden Aufregung befinden und man Noth hat sie zu zügeln, dass sie sich nicht

über die Rennthiere herstürzen. Die Hunde zerreissen ohne Gnade jedes Rennthier, dessen sie habhaft werden können, so dass es nicht möglich ist, wie man einige Mal in Nishnij versucht hat, auch Rennthiere einzuführen, um in schweren Jahren, in denen der Fisch knapp ist, die Zahl der Hunde verringern zu können. Es geht das nicht, man kann entweder Hunde, oder Rennthiere halten und müsste daher zuvor die ersteren gänzlich abschaffen, ehe man an ein Einführen der letzteren denken kann. Sobald wir daher unsere weitere Richtung klar vor uns sahen, verabschiedeten wir unsere freundlichen Führer und fuhren allein weiter. Am zweiten Nachtlager war wieder Alles zum Empfange eingerichtet und fand sich auch der Haufe Neugieriger ein, offenbar höchst befriedigt ordentlich schwatzen zu können und eine Abwechselung im langweiligen Einerlei der Tage zu erleben. Am Abend des dritten Tages hoffte ich am Nachtlager ganz bestimmt Amwraorgin schon vorzufinden, und mein Wirth war gleicher Ansicht gewesen; denn er hatte für seinen Häuptling auch ein Zelt vollkommen bereit gestellt. Derselbe war aber nicht angekommen und kam auch im Laufe der Nacht nicht. Mein Wirth meinte, er könne sich das nur dadurch erklären, dass der Alte irgendwohin ausgefahren sein müsse; denn der Bote war hier zur rechten Zeit durchgekommen, so dass nach aller Berechnung der Häuptling schon im Laufe des gestrigen Tages hätte hier sein müssen. Er rieth mir lieber zu warten als unnütz weiter zu fahren, da es mir ja nichts hülfe, wenn ich Amwraorgin's Zelt erreichte, ihn aber nicht fände, sobald er aber die Nachricht erhielte, könne er mit seinen Rennschlitten viel rascher hier sein, als ich mit meinen müden Hunden sein Zelt erreichen. Das war vollkommen richtig; ich blieb daher ruhig am Platz, und es war gut, dass ich das that,

denn bald nach Mittag verkündete das fürchterliche Geheul der Hunde das Herannahen mehrerer Rennthierschlitten; Amwraorgin war mit seinem Sohn angekommen. Er ging erst in sein Zelt, machte Staatstoilette und erschien dann mit seinem Sohn, wie mir schien, in etwas gepresster Stimmung, die sich indessen bald hob, als ich ihn auf das Freundlichste empfing und mit einem Frühstück bewirthete, wobei natürlich der so hoch geschätzte, aber leider schwer zu erlangende Branntwein nicht fehlte. Die Verzögerung erklärte sich dadurch, dass sein Sohn abwesend war, als er die Botschaft erhielt mit ihm mir entgegen zu fahren, er aber nicht wagte ohne ihn zu kommen. Auch habe er, wie er mir gestand, sich sehr erschreckt und zwar besonders darüber, dass ihm befohlen worden sei seine Medaillen und Staatskleider, sowie seinen Sohn mitzunehmen: er habe gedacht, ich wolle ihn seiner Würde aus irgend welchem Grunde entkleiden und dieselbe seinem Nachfolger übergeben. Ueber diese Angelegenheit konnte ich ihm gleich die aller unverfänglichste Aufklärung geben, indem ich ihm sagte, der Erzbischof sei da und daher gezieme es sich für ihn, den Oberhirten im Namen seines Volkes und begleitet von seinem Nachfolger zu empfangen. Das behagte ihm ganz ungemein; denn es gehört zu seinen Eigenthümlichkeiten, dass er gerne sich in seinen Staatskleidern zeigt, namentlich wenn das vor möglichst viel Tschuktschen geschehen kann. Er war ferner sehr dabei, es so einzurichten, dass sich möglichst viel Tschuktschen, sowohl bei der kleinen Kapelle am Marktplatz, als auch bei der Interimskirche versammelten, bedauerte aber, dass sich dabei nicht viel machen liesse. Es war noch lange hin bis zum Jahrmarkt, also in der Nähe nicht viel Menschen; die Tschuktschen aber bewegen sich ja sehr langsam mit ihren Heerden vorwärts und dabei,

meinte er, könne nichts beschleunigt werden, denn die Mutterthiere seien jetzt alle hochtragend und dürften unter keiner Bedingung über Gebühr angestrengt werden. Indessen wollte er doch versuchen so viel Männer, als nur irgend möglich, anzuführen, die könnten sich auf ihren Rennschlitten leicht bewegen, die Weiber und Kinder jedoch könnten nicht herbeigeschafft werden. Dann versprach er, dass, sobald man ihm angebe, an welchen Stationen der Erzbischof anhalten wolle, daselbst Zelte und Schlachtthiere in reichlicher Menge vorhanden sein würden, das verspreche er ganz bestimmt; denn das müssten die Tschuktschen selbstverständlich für den Oberhirten thun.

Das war also besorgt, jetzt kam die brennende Hauptangelegenheit, die Reise in's Tschuktschenland. Ich erzählte ihm zuerst von dem mir gegebenen Auftrage, der unter allen Umständen ausgeführt werden müsse, und setzte ihm dann meinen Plan auseinander, seine Meinung verlangend, ob derselbe wohl ausführbar sei. Das war ihm etwas ganz Ueberraschendes, und er brauchte einige Zeit, ehe ihm vollständig klar wurde, was ich eigentlich wollte. Es war höchst ärgerlich, dass wir keinen brauchbaren Dolmetscher hatten, denn der, den er selbst mitgenommen hatte, verstand auch herzlich wenig russisch, so dass ich beinahe besser mit dem Alten selbst auskam, der nach und nach doch auch etwas russisch gelernt hat. Schliesslich war er denn orientirt und meinte, was befohlen wäre, müsse ausgeführt werden, aber mit Pferden könne ich die Reise nicht ausführen, sie würden mir aus Mangel an Futter sämmtlich stürzen. Vergeblich wies ich darauf hin, dass nach meinen Erkundigungen im Thale des Anadyr Pferde Futter vorfinden müssten, dass an der Tschaun-Bucht Pferde sogar ein Paar Jahre hindurch über Winter gehalten worden

seien, ohne dass dieselben gelitten hätten, und noch jetzt alljährlich die Tour vom Anui zur Tschaun-Bucht mit Pferden zur Sommerzeit ausgeführt werde. Das gab er Alles zu, blieb aber bei seiner Meinung, da, wie ihm aus eigener Anschauung bekannt sei, von Jakan nach Osten der Boden felsig würde und man kein Gras mehr fände. Ich befand mich in der aller unangenehmsten Lage, meiner Ansicht nach musste gute Weide bis zum Cap Peék anzutreffen sein, das ging für mich aus Billings Reisebericht hervor, der allenthalben der Weiden- und Ellerngebüsche erwähnt, wo aber diese noch vorkommen, kann eine *Carex*-Vegetation wenigstens nicht fehlen. Ihm gegenüber machte ich geltend, dass Rennthiere bis zum Cap Peek gehalten würden, auch im Innern des Landes allenthalben Tschuktschen mit ihren Heerden zerstreut lebten, also doch Weide da sein müsse, weil die Thiere ja im Sommer kein Moos frässen. Das Vorhandensein von Rennthieren gab er zu, meinte aber die Heerden daselbst seien wenig zahlreich, weshalb die Leute daselbst sich vorherrschend von Seehunds- und Fischfang ernähren müssten. Die grossen Heerden befänden sich sämmtlich diesseits der Tschaun-Bucht, was jenseits derselben anzutreffen sei, wäre nicht von Belang, auch frässe das Rennthier im Sommer vorherrschend das Laub und die dünnen Schösslinge der Ellern und Weiden, welche aber auch in so geringer Menge anzutreffen wären, dass die Heerdenbesitzer fortwährend herumziehen müssten, um in Flussthälern und an Seerändern nothdürftigen Unterhalt für ihre Thiere zu suchen. Jedenfalls könne ich auf eine durchgängige Weide, wie das doch nöthig sei in einem ganz unbekannten Lande, nicht rechnen, wenn aber meine Pferde abfielen und von Kräften kämen, so sei meine Karawane verloren.

Das waren schlechte Nachrichten. Ich konnte mich von dem Gedanken nicht lossagen, dass ich auf der ganzen Tschuktschen-Halbinsel Graswuchs vorfinden musste, wusste aber allerdings auch, dass das Gras der ganz vom Baumwuchs entblössten Tundra oft fast gar keinen Nährwerth hat; diese Erfahrung war auch sonst schon häufig gemacht worden. Es war eine trostlose Sache sich mit einem Manne berathen zu müssen, der bei allem guten Willen und bei seiner unläugbaren Erfahrung und Vernunft von Umgang und Pflege der Pferde nur das Eine wusste, dass diese Thiere Gras fressen, der also in dieser Frage aus seiner Kenntniss des Landes für mich nichts verwerthen konnte. Damals habe ich es zum ersten Mal bedauert, dass ich nicht allein reiste; allein hätte ich mich ohne Frage durchschlagen können, aber mit soviel Begleitern, von denen drei noch dazu den Norden früher nie gesehen hatten, war das eine andere Sache.

Ich änderte das Gespräch und fragte ihn, ob er mich mit guten, sicheren Führern versorgen könne. Er dachte ziemlich lange darüber nach und sagte schliesslich, er kenne nur einen zuverlässigen Führer, das sei er selbst, er sei auch ohne Weiteres erbötig mit mir zu reisen, nur könne er nicht ohne seine Rennthiere reisen, Rennthiere aber und Pferde zögen verschiedene Wege und auf verschiedene Weise, ja sogar zu verschiedenen Jahreszeiten. Das Pferd könne am besten im Sommer gebraucht werden, denn auf Winterweide sei daselbst nicht zu rechnen, schon einfach aus dem Grunde, weil man sie nicht sehen könne; es sei aber nur nöthig ein oder zweimal an Stellen anzuhalten, wo die Pferde nichts herausscharren könnten, und die Kraft der Thiere sei gebrochen. Das Rennthier dagegen kann im Sommer fast gar nicht gebraucht werden, weil es den Schlit-

ten über das Moos nur mit grosser Anstrengung und sehr geringer Belastung schleppen könne.

So beriethen wir uns hin und her, sein Sohn betheiligte sich auch am Gespräch, war aber in Allem einer Meinung mit seinem Vater. Der Dolmetscher, ein Kosak aus Nishnij, der den Missionär häufig im Sommer bis zur Tschaun-Bucht zu Pferde begleitet hatte, stellte sich auch gewissermaassen auf Seite der Tschuktschen, indem er auf den Umstand hinwies, dass es um Nishnij herum mit der Viehzucht trotz vielfacher Versuche nie ordentlich habe gehen wollen. Weiden seien vorhanden, Heu könne gemacht werden und sei auch gemacht worden, aber die Thiere wollten nie ordentlich zu Kräften kommen und sahen stets elend und heruntergekommen aus, Milch aber erhielte man von den Kühen ausserordentlich wenig. Nun war mir selbst nicht unbekannt, dass alle früheren Versuche der Isprawniks, in und um Nishnij Viehzucht einzuführen, zu keinen befriedigenden Resultaten geführt hatten; aber eben so bekannt war mir, dass die Isprawniks dieses Misslingen der unüberwindlichen Faulheit und Indolenz der dortigen Bewohner zuschrieben, obwohl es auch in Ssrednekolymsk nicht an Männern fehlte, die mit dieser Ansicht nicht übereinstimmten. Ja jemehr ich mich in die Sachlage hineindachte und das Risiko erwog, dem ich die mir anvertraute Karawane aussetzte, konnte ich mir nicht verhehlen, dass ich sehr wohl auf Weiden stossen könne, die trotz allen guten Aussehens meine Pferde in kurzer Zeit unbrauchbar (40) zu machen im Stande wären, und das war allerdings in einem unwirthlichen Lande mit Begleitern, die wohl schwerlich eine langanhaltende Fussreise bei möglicher Weise sehr spärlicher Nahrung würden aushalten können, eine aussichtslose Lage. Da ich selbst das Land gar nicht kannte, da daselbst faktisch kein Haus-

thier lebte, ausser dem Rennthiere, so glaubte ich nicht berechtigt zu sein, gegen den Rath von Leuten, die Land und Leute viel besser kannten, einen Reisemodus zu erzwingen — ich hätte, falls das misslang, keinerlei Entschuldigung finden können, denn eindringlich genug war ich gewarnt worden.

Aber es war ein schwerer Entschluss, mit einem Male Alles über den Haufen werfen zu müssen, was bisher geplant worden war, und neue Combinationen zu ersinnen, die eine ganz andere Vertheilung von Zeit und Arbeit nothwendig machten.

Nachdem meine Pläne als unausführbar bei Seite geworfen waren, hatte Amwraorgin jetzt die seinigen aufzustellen. Er begann damit, dass er erklärte der vorliegende Winter sei leider zu der Reise schlecht gewählt, er wisse aus zuverlässiger Quelle, dass der Weg ein sehr schlechter sei, weil grosser Mangel an Rennthierfutter herrsche. Im vorigen Herbst habe nach schon gefallenem Schnee heftiger Nordostwind viel Regen gebracht, worauf dann rasch Kälte eingetreten sei und sich Glatteis gebildet habe. Dadurch aber sei die Winterweide den Rennthieren vielfach ganz unzugänglich geworden und man müsse daher vorerst die Ankunft der Nossowyje abwarten, um von ihnen das Genauere zu erfahren, wo man durchkommen könne. Seien die Nachrichten nicht so schlecht, wie man jetzt allerdings Grund habe zu glauben, dass sie sein würden, so wolle er mit gegen 200 bis 250 Fahrthieren und einer Heerde vom 1000 Schlachtthieren seiner Zeit sich am Jahrmarktsplatz einfinden, ich solle zu der Zeit auch mit der gesammten Karawane dort eintreffen, so dass wir nach beendetem Markt direkt nach Osten aufbrechen könnten und zwar womöglich auf der Nordseite des Gebirges, wo unter gewöhnlichen Ver-

hältnissen auf gute Rennthierweide zu rechnen sei und der Schnee weit länger zu liegen pflege, so dass wir den grössten Theil des Weges noch bei leidlicher Bahn zurückzulegen hoffen könnten. Die warmen Monate, Juni und Juli, sollten wir dann am Cap Peek zubringen und dann allmählich uns zur Mündung des Anadyr hin bewegen, die wir gegen Ende August erreichen könnten. In der ersten Hälfte des September könne man schon wieder auf Schnee rechnen und dann, mit dem Erscheinen desselben den Anadyr hinauf ziehend, ohne Hinderniss Markowo erreichen. Sollte es sich aber erweisen, dass es mit dem Rennthierfutter schlecht stehe, so müsse man am Südabhange des Gebirges gehen; dann aber sei es sehr fraglich, ob es gelingen werde das Cap Peek zu erreichen, indessen könne auch in solch einem Falle der Versuch gemacht werden, was aber als ganz von den Umständen abhängig für's Erste ausser aller Diskussion liege.

Mit diesem Vorschlage erklärte ich mich einverstanden, schon aus dem Grunde, weil ich demselben nichts Besseres entgegensetzen konnte, nachdem einmal der Gedanke zu Pferde zu reisen hatte aufgegeben werden müssen. Es hatten sich mir aber während unseres Gesprächs noch andere Gesichtspunkte eröffnet, die es klar machten, dass ich nur unter den von Amwraorgin selbst aufgestellten Bedingungen auf seine ganze Theilnahme an meiner Reise rechnen konnte, und die war immerhin von grosser Wichtigkeit. Er hatte sich viel zu rasch zur Theilnahme an meiner Reise angeboten, als dass man annehmen könnte, er thäte das nur mir zu Gefallen. Ob ich durch das Tschuktschen-Land reiste oder nicht, konnte ihm höchst gleichgültig sein, wenn er sich also so bereitwillig erklärte mein Begleiter und Führer zu sein, so hatte er sicherlich andere Gründe, die er freilich

nicht nannte, die sich aber im Laufe unseres langen Gespräches deutlich genug erkennen liessen. Sein Ansehn stand bei den Rennthier-Tschuktschen im Allgemeinen ziemlich fest, absolut sicher und anerkannt galt es aber nur bei den Anui'schen Tschuktschen, die freilich der, wenn auch nicht zahlreichste, so doch durch ihren grossen Reichthum einflussreichste Theil des ganzen Volkes waren. Sehr wenig dagegen wollten die Nossowyje-Tschuktschi von ihm wissen zu seinem nicht geringen Aerger, und er hatte nur sehr geringe Mittel dieselben unter seinen Einfluss zu bringen. Mit dem weitaus grössten Theil derselben kam er auch in keine weitere Berührung, dieselben wohnten von der Koljutschin-Bai an bis an das Cap Peek in ihren Strandwohnungen, die sie kaum verlassen konnten, da sie keine Rennthiere besassen und nur so viel Hunde hielten, als sie unumgänglich zu ihrer Wirthschaft und Lebensführung nöthig halten. Nur ein geringer Theil derselben, die Kaufleute, waren ihm und seinen Tschuktschen näher bekannt, da sie alljährlich zum Anui zogen und auch gewissermaassen von denselben abhängig waren, weil Rennthiere doch immer nur im Westen zu billigen Preisen anzukaufen waren, ohne dieselben die weiten Handelsreisen aber nicht bewerkstelligt werden konnten. Er hatte, wie ich später von seiner Familie und auch von ihm selbst erfuhr, schon mehrere Mal den Plan gehabt das Cap zu besuchen, angeblich um dort einmal persönlich Handel zu treiben, in der That aber wohl, um daselbst durch sein Gefolge und seinen Reichthum zu imponiren und dadurch seinen Einfluss zu befestigen. Es war jedoch immer nichts daraus geworden, aus allerhand, wie es schien, zufälligen Hindernissen, hauptsächlich aber wohl deshalb, weil er nicht seines Empfanges daselbst ganz sicher sein konnte und daher befürchtete, er könne sich eine Blösse geben. Als jun-

ger Mensch, noch zu Lebzeiten seines Vaters, war er wohl zwei Mal dort gewesen und hatte sich dort als vortrefflicher Lanzenkämpfer ein grosses Ansehn erworben, später jedoch hatte er die Reise nicht mehr gemacht.

Wenn er aber mit mir zusammen die Reise wiederholte, als von der Regierung einzig anerkanntes Haupt aller Tschuktschen, wenn, wie das bisher immer eingehalten worden war, Tschuktschen, die sich bei mir melden wollten, sich zuerst an ihn zu wenden hatten und nur vorgelassen wurden, wenn er sie einführte, so konnte ihm das von sehr grossem Vortheil sein, daher hatte er beschlossen diese günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Daher auch führte er nicht nur selbst 1000 Schlachtthiere mit sich, sondern nahm ausserdem vier ihm ganz ergebene Tschuktschen mit, die ihn mit Weib und Kind begleiteten und sein Gefolge ausmachten.

Nach gehöriger Besprechung der Reiseangelegenheit, erkundigte er sich, ob ich ihm Nichts mittheilen könnte über unsere früheren Verhandlungen bezüglich der grossen westlichen Tundra. Ich erwiederte ihm, dass darüber sich wohl reden liesse, dass er aber die Sache dadurch etwas schwierig gemacht habe, dass er dem Waalergin und Genossen von sich aus gestattet habe die Kolyma zu überschreiten, wozu er nicht berechtigt gewesen wäre. Das schien ihn sehr unangenehm zu berühren; er erklärte sehr kategorisch, dass er dieser Sache ganz fern stände, jedenfalls den Waalergin, der ein ganz unnützer Mensch sei, in keiner Weise zu diesem Schritt autorisirt habe, einfach schon aus dem Grunde, weil er nicht Land vergeben könne, das ihm nicht gehöre. Er war überhaupt schlecht auf Waalergin zu sprechen und meinte, derselbe sei ein Betrüger, der durch den Isprawnik zum Kortik vorgestellt

worden sei, den er auch wirklich erhalten habe, für eine angebliche Wohlthat, die er den hungernden Einwohnern von Nishnekolymsk erwiesen haben sollte. Nach Amwraorgin's Erzählung hatte Waalergin in der Nähe von Nishnij eine kleine Rennthierheerde, unter welcher die Klauenseuche ausgebrochen war. In solch einem Falle ist die ganze Heerde ausnahmslos verloren, und man macht gemeiniglich auch gar nicht einmal den Versuch, die noch gesunden Thiere fortzubringen, weil dieselben erfahrungsmässig gewöhnlich auch von der Seuche befallen werden. Daher tödtet man so rasch als möglich die verseuchte Heerde und verlässt den Ort selbst mit Zurücklassung seines Hausraths, um nur nicht die schreckliche Krankheit zu verschleppen. Waalergin hatte, als er sah, dass die Sache schlecht stand, auch Alles niedergestochen, die gesunden Thiere aber nicht liegen lassen, wie es ein alter geheiligter Brauch der Tschuktschen verlangt, sondern sie zu den Nishnekolymskern gebracht und sich als Retter in der Noth aufgespielt. Dass er dann den vom Alten so sehr ersehnten Kortik erhielt, hatte diesen noch mehr gekränkt, und er hielt ihn hinfort für ein verworfenes Individuum.

Nach dieser kleinen Episode setzten wir unsere Erörterungen freundschaftlich weiter fort und kamen ohne Schwierigkeiten zu dem Resultat, dass Amwraorgin die meinerseits den Genossen des Waalergin gestellten Bedingungen als sehr annehmbar bezeichnete und dasselbe bei seinen Tschuktschen einzuführen versprach und natürlicher Weise bei Allen, gleichgültig ob sie die Kolyma überschritten oder im Gebiete der Beiden Anui blieben. Es sollten vier Starosta unter seiner Aufsicht erwählt werden; er wolle sie selbst wählen lassen und mir dann zur Bestätigung vorstellen. Ferner bat er sich noch die Gruppe der

Bäreninseln aus, die sich vortrefflich als Sommeraufenthalt für Rennthiere eigneten. Da dieselben auch entschieden zu nichts Anderem zu verwenden sind, so wurde ihm diese Bitte ohne Weiteres zugestanden.

Damit war denn Alles erschöpft, worüber ich mit ihm zu reden hatte. Es war mittlerweile auch schon Nacht geworden, daher an eine Weiterreise heute nicht mehr zu denken. Wir beschlossen also den folgenden Tag, den 8. Febr., aufzubrechen, um möglichst rasch Charchabirka zu erreichen, wo er seine beiden Freunde Tineímit und Kewitégin zu finden hoffte, die es übernehmen würden Sorge zu tragen, dass Alles für den Erzbischof ordentlich bereit gemacht werde; da er selbst ja mit mir bis nach Nishnij fahren müsse. Seinen Sohn jedoch müsse er unbedingt zurückschicken, es sei noch viel zu thun und wenig Zeit übrig, um Alles bei ihm zu Hause auf seine fast ein Jahr dauernde Abwesenheit einzurichten. So trennte er sich denn von seinem Nachfolger, der nach Hause ging, während wir den 8. Febr. früh Morgens die Rückreise antraten. Unterwegs hätten wir beinahe ein kleines Unglück gehabt. Die Hunde waren fortwährend in Aufregung, weil viele Tschuktschenzelte in der Gegend standen und die Luft höchst wahrscheinlich voll Rennthierwitterung war. Von einer Anhöhe hatte der Führer der ersten Narte, auf der ich sass, in der Ferne ein Zelt stehen sehen, an welchem unser Weg vorbei führte. Es erschien ihm aber, als treibe der Besitzer gerade seine Heerde zum Zelt, so dass, da wir vier Narten, somit 48 Hunde, im Anspann hatten, leicht Unglück geschehen konnte. Es wurde daher angehalten und die Hälfte der Thiere gebremst. Es geschieht das, indem man dem betreffenden Hunde die eine Vorderpfote durch den Halsring steckt, an welchem er die Narte zieht, er muss also auf drei Beinen

laufen und kann daher wohl den Anderen folgen, aber keine Ziehkraft anwenden. Auf diese Weise ist es viel leichter die Narte mit dem Bremsstock zu bremsen, während bei voller Kraft von 12 Hunden, namentlich wenn dieselben aufgeregt sind, wenig zu machen ist. Also gebremst fuhren wir weiter; je mehr wir uns dem Zelte näherten, desto aufgeregter wurden die Hunde, obwohl die Heerde selbst, die sich ganz in der Nähe befinden musste, nicht gesehen werden konnte. Es ging sehr rasch vorwärts, was ja ganz angenehm war, hatte aber sonst nichts auf sich, da man annehmen konnte, die Aufregung werde sich legen, sobald das Zelt und somit die Nähe der Heerde passirt sein würden. Schliesslich tauchte auch das Zelt, das durch einen kleinen Hügel bisher vor unseren Augen verdeckt gewesen war, vor uns in gegen dreihundert Faden Entfernung auf, am Zelte aber stand ein Rennthier. Kaum hatten die Hunde dasselbe erblickt, als sie ohne auf das Sträuben des Leithundes und das Rufen des Führers zu achten, scharf vom Wege abbogen und auf das Zelt zustürzten. Wie eine Heerde höllischer Teufel, die blutrothen Zungen weit heraushängend, mit heiserem Geheul stürzten sie vorwärts, ohne dass das Bremsen mit dem Bremsstock und der Umstand, dass die Hälfte der Thiere auf drei Beinen lief, sie irgend wie behinderten. Das Schlimme war, dass das Rennthier, welches offenbar ein ganz zahmes war, ruhig dastand und uns anglotzte, wie wir in fliegender Eile angerast kamen. Die Sache war in sofern höchst kritisch, als es ja sehr leicht möglich war, dass irgend ein Tschuktsche auf den Lärm hin das Zelt öffnete und heraustrat, um zu sehen, was der Lärm zu bedeuten habe; traf das aber mit dem Moment unserer Ankunft zusammen, so konnte es ihm sehr schlecht gehen; denn in solchem Augenblick sind die Hunde rasend

und verschonen Niemand. Das trat nun zum Glück nicht ein. Wir waren dem Zelte vielleicht schon auf 20—30 Faden nahe gekommen, als das Rennthier, dem die Sache wohl schliesslich nicht ganz geheuer vorkommen mochte, plötzlich sich wandte, in weiten Sätzen davon eilte und hinter einer Erhöhung des Bodens verschwand. Das beruhigte die Thiere und man konnte sie endlich anhalten; Alles das war viel rascher vor sich gegangen, als es hier erzählt werden konnte und hatte uns Allen einen gründlichen Schreck verursacht, namentlich waren die Leute ausser sich und meinten ganz entschieden, sie hätten den Tschuktschen schwerlich retten können, wenn er das Unglück gehabt hätte, plötzlich herauszutreten.

Am 9. Februar Abends kamen wir in Charchabirka an, aber allerdings mit äusserst erschöpften Hunden, sie hatten doch 200 Werst gemacht, was eine gute Leistung ist für ungebahnte Wege und für Hunde, die nur mit Rennthierfleisch (41) gefüttert werden. Gegen Abend schon, als wir noch über 20 Werst zu machen hatten, mischte sich wieder ein Rennthier in unsere Angelegenheiten, aber dieses Mal ohne Aufregung zu verursachen, sondern nur uns zu Dank verpflichtend. Die Hunde trotteten schon recht matt ihre Strasse vorwärts und wollten sich nur schwer ermuntern lassen, als sie nicht weit vor uns auf dem Wege ein Rennthier stehen und ruhig fressen sahen. Natürlich ging es wieder mit rasender Eile vorwärts. Das Rennthier sah uns an und lief dann voraus, aber zum Glück immer auf unserem Wege, da es wahrscheinlich zu einer Heerde in der Gegend von Charchabirka gehörte. Nachdem es einen guten Vorsprung gewonnen hatte, blieb es stehen und begann wieder zu fressen, bis wir ihm schon zu nahe kamen; dann wiederholte es dasselbe Manöver, und so fort bis ungefähr vier

oder fünf Werst vor Charchabirka, wo es sich seitwärts in die Büsche schlug. Unsere Hunde, so müde sie waren, hatten sich das Vergnügen aber nicht versagen können, das Thier mit allem Eifer zu verfolgen, und so kamen wir viel rascher an Ort und Stelle an, als es sonst mit so ermatteten Hunden möglich gewesen wäre.

In Charchabirka meldeten sich bald nach unserer Ankunft Tineímit und Keutégin, zwei reiche Tschuktschen und treue Anhänger, besonders der Erstere, des Amwraorgin, der ihn sehr hoch schätzte und ihn sogar für reicher hielt, als er selbst war. Noch in meiner Gegenwart wurden hier alle Maassregeln, die zum Empfange und zur ungehinderten Weiterbeförderung des Erzbischofs unumgänglich nöthig waren, angeordnet und sofort ein Bote nach Nishnij abgefertigt mit genauer Angabe der Punkte, an welchen Schlachtrennthiere für die Narten bereit stehen würden, damit man sich darnach bei Berechnung der Tagesfahrten einrichten könne. Es war doch keine ganz unbedeutende Zahl von Thieren, die geschlachtet werden sollten; denn sie berechneten zu zwei Thieren auf die Narte, macht auf 10 Narten 20 Thiere für jedes Nachtlager und ebenso viel auf den Rückweg, es wurde das Alles jedoch ohne irgend welche Widerrede bewilligt und fiel keine Aeusserung, dass man darin eine schwere Last empfinde.

Bei Besprechung dieser Dinge kam es denn auch zur Sprache, dass hier, d. h. in Charchabirka, am Elombal und in Labugen, ausser den Hunden, deren ich schon Erwähnung that, die Tschuktschen den Winter durch 76 Menschen unterhielten, und dass dieses Jahr wohl mehr Leute hergezogen seien als in den beiden früheren, dass aber das Unterhalten ihnen ganz fremder und gleichgültiger Personen von den Tschuktschen bereits drei Jahr hindurch besorgt werde.

Ich dankte natürlich den Beiden, auf die ja aller Wahrscheinlichkeit nach der Löwenantheil des Unterhalts fiel, für ihre Wohlthätigkeit und sprach längere Zeit mit Tineímit, der einen sehr sympathischen Eindruck machte und sich auch in der Folge als ein höchst gutmüthiger und umgänglicher Mensch erwies, über derartige Fleischlieferungen und ob der Wohlthätigkeitssinn der Tschuktschen nicht am Ende seitens der Nischnekolymsker ungebührlich ausgebeutet würde und daher nur der Faulheit Vorschub leiste. Er meinte aber im Ganzen sei das nicht der Fall, die Leute, die zu ihnen kämen, seien wohl meistens in grosser Verlegenheit, namentlich ihrer Hunde wegen, die in schlechten Jahren sehr schwer durchzubringen seien. Andererseits erwiesen sie ihnen ja auch wieder Dienste, die auch nicht zu verachten wären, arbeiteten für sie, besorgten Fuhren und dergleichen mehr, so dass sie sehr gut mit einander auskämen und sie, die Tschuktschen, es sehr gerne sähen, wenn in ihrer Nähe russische Familien sich niederliessen. Es wäscht eben eine Hand die andere, was immer das beste Bindemittel ist unter Menschen so verschiedener Nationalität, wie sie an der unteren Kolyma unter einander leben.

Den 10. Februar brachen wir wieder auf, Amwraorgin aber, dem das rasche unaufhaltsame Fahren, wobei nur auf die Leistungsfähigkeit des Fahrmaterials Rücksicht genommen wurde, nach ächter Asiatenart, die Eile wie den Tod fürchtet, zu viel war, bat sich aus, mit seiner Narte zurückbleiben zu dürfen, er werde mich immer noch zu rechter Zeit in Nishnij einholen können. Das wurde natürlich zugestanden, denn noch war über die Ankunft des Erzbischofs daselbst nichts bekannt, ich fuhr daher, so rasch als nur irgend möglich, allein und kam auf diese Weise schon am

11. Abends spät in Nishnij an. Unterwegs hatte mich aber ein Bote aus Nishnij getroffen mit einem Brief vom Erzbischof, worin derselbe meldete, er habe unerwarteter Umstände halber seine Pläne ändern müssen, könne daher nicht mehr die Kirche an der Baranicha besuchen und müsse also bitten, dass die Tschuktschen ihn am Jahrmarktsplatz aufsuchten, wo er in der dortigen Kapelle Gottesdienst halten wolle, den 24. Februar aber müsse er jedenfalls zur Indigirka aufbrechen. Das änderte natürlich Alles; die Tschuktschen hatten ihn erst gegen Ende des Monats erwartet und konnten so rasch nicht am Anui sein. Indessen dabei liess sich nichts ändern, ich sandte den Boten schleunigst weiter, damit die Arbeiten am Wege zur Baranicha sofort unterbrochen würden, und bat Amwraorgin die Bewegung seiner Landsleute zum Anui zu beschleunigen, obwohl ich wusste, dass das nur sehr theilweise wirklich ausführbar war, weil sie eben ihrer Heerden und ihrer ganzen Lebensart wegen so sehr an langsames Wandern gewohnt sind, dass ihnen der Begriff Eile überhaupt gar nicht bekannt ist.

Am 12. Februar traf der Erzbischof in Nishnij ein und beschloss, nachdem ich ihm den Tag darauf Amwraorgin vorgestellt und er sich mit demselben besprochen hatte, zuerst die drei Ansiedelungen unterhalb Kolymsk: Karetowo, Tschernoussowo und Pochodsk zu besuchen, dann am 21. Februar Gottesdienst in der Kapelle des Jahrmarktsplatzes zu halten und schliesslich den 25. Febr. seine Reise zur Indigirka anzutreten. Das wurde denn auch so ausgeführt; es waren freilich nur sehr wenige Tschuktschen gekommen, aber die Zahl der Getauften unter ihnen ist ja auch eine sehr geringe (42), und wenn auch die Ankunft des Oberhirten gewiss eine bedeutende Menge Menschen angelockt hätte,

so war eben durch die beschleunigte Fahrt desselben den Leuten die Möglichkeit genommen, noch rechtzeitig einzutreffen. Vordem wir noch den Ort verliessen, theilte Amwraorgin dem Erzbischof mit, dass er die Absicht habe an der Mündung des Elombal eine kleine Kirche und eine Wohnung für den Geistlichen auf seine Kosten zu errichten. Das wurde natürlich mit Dank angenommen und mir aufgetragen für Erfüllung dieses Planes zu sorgen. Am 25. Febr. fuhr der Erzbischof ab aus Nishnij, und ich konnte somit auch aufbrechen, um meine Geschäfte besorgen zu können, und traf am 1. März wieder in Ssrednekolymsk ein.

Hier war unterdessen mein sämmtliches Gepäck in guter Verfassung eingetroffen, und ich konnte dran gehen, dasselbe für den weiten Weg zum Jahrmarkt fertig zu machen. Eine Sache aber war in meiner Abwesenheit nur sehr lässig betrieben worden, nämlich die Bereitung von Zwieback für unsere Karawane. Brod war allerdings in ziemlicher Menge gebacken worden, mit dem Trocknen jedoch hatte man kaum begonnen. Das war eine in hohem Grade unangenehme Sache; denn es war nicht annehmbar, dass in dem feuchten, nebligen Klima, das jedenfalls im Tschuktschenlande herrschen musste, Brod sich lange unverdorben halten werde, ganz abgesehen von dem viel grösseren Gewicht, das man zu schleppen hatte. Diese Befürchtungen sind auch in vollem Maasse eingetroffen und haben uns viel Noth gemacht; so viel ich konnte, beschleunigte ich noch jetzt das Trocknen, aber mit den zwei kleinen Backöfen, die uns zu Gebote standen, liess sich nicht mehr viel machen, so dass ich eine ungemein grosse Masse Brodes mitnehmen musste, die mir zum grössten Theil später verloren gegangen ist.

Unter denen, die meine Ankunft mit Sehnsucht erwartet hatten, befand sich auch der Tunguse Foka, der das schon

erwähnte Mammuth gefunden hatte. Ich fragte ihn auf das Genaueste aus und erfuhr, dass an einem Flüsschen zwischen der unteren Alaseja und Indigirka aus der Erde ein grosses Stück Fell sichtbar werde und man vermuthen könne, es stecke daselbst ein noch wohlerhaltenes Thier. Der Mann erhielt eine reiche Gabe Tabak, ungefähr zwei Pud, und zog höchst befriedigt ab, die Nachricht wurde aber von mir sofort der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gemeldet, ausserdem aber ein sehr erfahrener Führer, Jakob Ssiwzof, beordert, mit zwei Pferden im Frühjahr sich in Begleitung des Foka an Ort und Stelle zu begeben, sich vom Befunde zu überzeugen und mir dann zu berichten, ob man mit Lastpferden an den Ort gelangen und wie man, falls sich dort was Nennenswerthes fände, grössere Lasten von dort weiter schaffen könne.

Unter allerhand Besorgungen rückte die Zeit zur Abfahrt immer näher; am 18. März fertigte ich meine Begleiter nach Nishnij ab, zugleich mit den letzten, Kolymsk verlassenden Kaufleuten, selbst blieb ich aber noch in der Stadt, weil noch vieles Geschäftliche abgewickelt werden musste, ehe ich den Kreis auf so lange Zeit verlassen und meinem Gehülfen übergeben konnte. Mein Gepäck war schon bald nach meiner Ankunft abgefertigt worden, ausser dem Zwieback, der viel später abging, und zwar hatte ich vorherrschend dazu meine 25 in Kolymsk gekauften Pferde benutzt, um den anderen, die den langen Weg von Jakutsk an gemacht hatten, Erholung zu gönnen und zugleich die Probe zu machen, wie weit es die noch ungebrauchten, aber auch dafür ungeübten Thiere aushalten würden. Der Versuch fiel schlecht genug aus: von 25 Pferden, die Sredne-Kolymsk im besten Zustande verlassen hatten, konnten fünf Nishnij nicht erreichen, zehn andere mussten am letzteren

Ort als unbrauchbar zurückgelassen werden, und nur zehn Thiere brachten ihre Lasten bis an den Jahrmarktsplatz, hatten also die 750 Werst leidlich ausgehalten. Freilich hatten sie die ganze Strecke nur auf Winterweide angewiesen zurücklegen müssen, und, ungeübt wie sie waren, hatten sie das nicht vertragen können. Es liess sich also hieraus noch kein direkter Schluss auf ihre möglichen Leistungen bei einer Sommerreise durch das Tschuktschen-Land ziehen, denn die Untauglichkeit der Winterweide braucht noch kein Beweis für den Werth des frischen Grases im Sommer zu sein; aber es war immer bedenklich genug, dass so viele Pferde hatten zurück gelassen werden müssen. Schliesslich kam ich dann auch am 24. März in Nishnij an, fertigte meine Karawane den Tag darauf ab und konnte mich selbst den 25. Abends auf den Weg zum Jahrmarkt aufmachen, wo ich am 26. Abends eintraf.

Diesmal ging die Reise rascher als früher, da der Weg, der die ersten 30 Werst über Morast und Seen, später aber fast ausschliesslich über das Eis des Kleinen Anui führt, durch die vielen Fuhren vortrefflich eingefahren war. Auch fand man warme Häuser bei den Anhaltspunkten vor und Holz zum Heizen, während damals Alles leer und verlassen dalag, ja einzelne Häuser noch mit Schnee angefüllt waren. Gleich bei meiner Ankunft meldete man mir von einem Unfall, der sehr leicht schlimme Folgen hätte haben können, glücklicher Weise jedoch ohne grossen Schaden abgelaufen war. Es ist eine alte Regel, dass die Tschuktschen, Jukagern, überhaupt Alle, welche mit Rennthieren zum Markt kommen, ihre Lagerplätze nicht zu nahe der Festung und stets im Osten derselben nehmen sollen, auch ist ihnen verboten, sobald von dort der Bote nach Nishnij geschickt worden ist mit der Nachricht, dass die Tschuktschen da

seien, sich mit ihren Rennthierschlitten auf dem Eise des Anui westlich von der Festung sehen zu lassen. Da gewöhnlich um tausend Hunde in die Festung zu kommen pflegen, so ist diese Vorsicht eine ganz unumgängliche und wird auch pünktlich eingehalten, da die Leute selbst sehr gut wissen, dass die Hunde jedes Rennthier als ihnen zukommende Beute betrachten. Andererseits darf aber auch Niemand, der mit Hunden fährt, eher zur Festung aufbrechen, als jener oben angeführte Bote in Kolymsk vom Isprawnik oder seinem Stellvertreter empfangen und die Erlaubniss zur Abfahrt ertheilt worden ist. Die Erlaubniss war dieses Mal schon erfolgt und zwei Narten hatten sich sofort auf den Weg gemacht, allerdings früher, als es sonst zu geschehen pflegte, aber vollkommen berechtigter Weise. Nun muss man sich die Situation in der nächsten Nähe der Festung aber klar machen: der Weg führt hier am rechten Ufer des Flusses, man hat also, wenn man zur Festung fährt, hart neben sich linker Hand einen hohen Abhang, eine Art Wall mit Gras und Gestrüpp bewachsen, der sich ungefähr vier Werst in gerader Linie hinzieht, dann biegt der Fluss nach links und verbirgt jede Fernsicht, bis man das Cap selbst erreicht und dann plötzlich die Festung ungefähr 400 Faden vor sich am linken Ufer des Flusses liegen sieht. Beide Narten fuhren dicht hinter einander, schon ziemlich matt und müde am erwähnten Uferwalle hin, als die Thiere plötzlich munter wurden und unter Gekläff ihre Gangart beschleunigten. Das ist eine bekannte Erscheinung und rührt davon her, dass die Thiere die Nähe der hinter der Festung in zahlreicher Menge sich befindenden, Rennthiere spüren, sie wurde also gar nicht weiter beachtet. Kurz vor dem Cap aber begannen beide Narten in rasender Eile vorwärts zu stürmen, und ehe noch die Leute sich besinnen

konnten, prallten sie gerade an der Biegung mit einem mit ein Paar Rennthieren bespannten Schlitten zusammen, in welchem zwei Tschuktschen sassen. Was nun geschah, spottet jeder Beschreibung: die Nartenführer sahen plötzlich vor sich zwei zu Boden gerissene Rennthiere und vierundzwanzig Hunde, die heulend und bellend sich in die Beute theilten. Aufspringen und mit den schweren, eisenbeschlagenen Bremsstöcken in die Meute hinein hauen, einerlei wohin und wen es traf, war das Werk eines Augenblicks, half aber nicht gleich; denn die wüthenden Thiere achten auf keine Schläge, allenfalls das einer hier los lässt, um nebenbei gleich wieder anzupacken. Endlich gelang es die Bestien fortzuschaffen und anzubinden: die Rennthiere waren nur mehr ein Haufen Knochen und Fleisch, auf dem Schnee lag unter oder zwischen ihnen der eine Tschuktsche, der in der Angst sich sofort platt hingeworfen und regungslos gelegen hatte. Es war das auch das Praktischste, denn so hatte ihn seine zweifache Bekleidung aus Rennthierfellen gerettet, die obere war stark zerfetzt, aber die untere und besonders er selbst, erwiesen sich als noch unversehrt. Aber wo war der Andere, es kam den Leuten doch so vor, als wären zwei auf dem Schlitten gewesen und Einer konnte doch unmöglich so rasch aufgefressen worden sein. Das war er auch nicht, man fand ihn, in vor Schreck halb bewusstlosem Zustande, am hohen Ufer hängend, wohin er im ersten Schreck gesprungen und sich am Gestrüpp u. drgl. fest gehalten hatte. Als ich die Angelegenheit untersuchte, wobei sich das Obenangeführte ergab, waren doch schon mehrere Tage verflossen, der Schreck schien aber den Tschuktschen noch in den Gliedern zu stecken, besonders konnten sie sich kein deutliches Bild von der Art und Weise machen, wie der Eine auf den Weg unter die Rennthiere, der Andere aber

auf das hohe Ufer gelangt waren. Sie hatten gar nicht geglaubt, dass so rasch Narten aus Nishnij eintreffen könnten und daher gedacht, man dürfe noch ganz gefahrlos auf dem Anui fahren; so seien sie in ziemlich raschem Trabe dahingefahren, als sie sich plötzlich von einer Meute wüthender Hunde angegriffen sahen, — das Weitere könnten sie nicht genau angeben, aber es verhalte sich offenbar so, wie die Nartenführer ausgesagt hatten.

Am Morgen nach meiner Ankunft hatte ich meine Unterredung mit Amwraorgin: die Nachrichten lauteten schlecht, es waren vom Cap Peek nur gegen 15 Händler angekommen, weil allerdings, wie er schon früher vernommen, die Winterweide durch Glatteis vielfach unbrauchbar geworden sei. Es sei daher unmöglich vom Jahrmarktsplatz gerade nach Osten aufzubrechen, das würde die Heerde nicht aushalten. Nach seinen Informationen hatte er sich den Plan gemacht, vom Anui aus zuerst an seinen Standplatz in's Quellgebiet des Grossen Anui zu gehen, dort eine möglichst strenge Auswahl von vorzüglich kräftigen Thieren zu treffen und zuerst an die Quellen des Anadyr zu ziehen. Dort angekommen, hoffte er Nachricht zu erhalten, ob man daselbst das Gebirge überschreiten und auf brauchbares Futter am Nordabhange desselben rechnen könne. Ein Rennthier-Tschuktsche hatte in eigenen Geschäften diesen Weg mit seiner Heerde einschlagen wollen, und man konnte hoffen, bis zu unserer Ankunft am Anadyr von dem Schicksale desselben Nachricht zu erhalten. Er fragte mich, ob ich mit diesem Plane einverstanden sei, selbstverständlich war ich das, wie denn überhaupt von nun an meine Theilnahme an derartigen Berathungen nur eine formelle sein konnte, da ich weder das Land, wohin wir reisten, noch die Behandlungsweise der Thiere, mit welchen wir reisten,

kannte, folglich ein selbstständiges Urtheil nicht haben konnte.

Was nun den Jahrmarkt anbetrifft, so schien es auf den ersten Blick nicht, als sei derselbe schlecht besucht. Nicht nur waren aus Kolymsk Menschen genug erschienen, denn alle Häuser schienen bewohnt, wie die munter rauchenden Schornsteine bewiesen, auch sonstige Reisende waren genug angekommen, und überall sah man Russen, Jukagern, Lamuten, Tschuktschen in buntem Gewimmel sich in die Buden drängen und lebhaft feilschen. Es war ein buntes Bild und die Commis in den Buden waren auch ganz zufrieden. Nicht so gut stand es freilich in den Häusern, in welchen die Kaufleute sassen und mit Thee und allerhand Süssigkeiten auf die Tschuktschen-Kaufleute warteten. Es waren allerdings nur Wenige erschienen, und was das Schlimme war, sie hatten nur wenig und werthlose Waare mitgebracht. Der Grund hierfür lag allerdings auch am schlechten Wege, aber nur zum Theil, zum grösseren Theil lag er in Umständen, die den Kolymskern schon seit lange viele Unruhe verursachten. Unter dem Fellwerk, welches die Tschuktschen zu vertreiben pflegen, galten und gelten die verschiedenen, sehr schönen Fuchssorten und die Marder als die werthvollen, die Biber dagegen als die geringeren. In früheren Jahren war die Zahl der Füchse und Marder, die jährlich an den Anui kamen, eine recht ansehnliche, und da konnte man denn auch die Biber (*Castor fiber*) zur Noth mitnehmen, obwohl sie in der Handelswelt schon seit Jahren nicht gerne genommen werden. Das hat sich aber seit der Uebergabe der früheren, der russisch-amerikanischen Compagnie gehörenden, auf der äussersten Nordwestspitze Amerika's gelegenen Besitzungen an die Vereinigten Staaten sehr geändert. Seit der Zeit haben die

Amerikaner angefangen alle Jahr das Beringsmeer zu besuchen und sowohl an der Küste Amerika's, als auch an denen Asien's Robbenfang zu treiben. Zugleich aber handeln sie auch mit den Tschuktschen und Kergaulen und kaufen ihnen alle werthvolle Felle ab, so dass nach Asien fast nur noch Biber gelangen, die jene nicht haben wollen. Der Schaden, den sie dadurch den Kolymskern zufügen, würde ein noch grösserer sein und wohl gar kein Tschuktschen-Händler mehr an den Anui kommen, wenn nicht der Tabak der Amerikaner den Tschuktschen sowohl, als den Kergaulen weniger gut erschiene als der russische Machorka-Tabak. Dafür aber besitzen die Amerikaner ein Lockmittel, dem ein Asiate selten widersteht, das aber am Anui gar nicht zu haben ist, — den Branntwein. Dies Gift führen sie in grosser Menge mit sich und wenden es leider mit nur zu gutem Erfolg an, so dass schon manche Tschuktschen an demselben zu Grunde gegangen oder doch verarmt sind, da sie, weil betrunken, all ihr Hab und Gut für Spottpreise verkaufen, um nur noch und immer noch Branntwein eintauschen zu können.

Letztere Klagen sind allerdings berechtigt, sowohl was das Wegfangen der Robben, als auch das Vergiften der Tschuktschen durch Branntwein anbetrifft. Es waren schon früher, zur Zeit des General-Gouverneurs Grafen Murawjof Klagen in dieser Hinsicht geführt worden, woraufhin dann Schiffe an jene Küsten geschickt wurden, die auch Abhülfe schafften, später aber hatte dieses verderbliche Treiben wieder stark überhand genommen.

War nun der Waarenvorrath, der überhaupt in russische Hände kam, durch die Amerikaner stark verringert und entwerthet worden, so trat für die Kolymsker noch eine zweite Kalamität dadurch hinzu, dass ein Theil der

Tschuktschen es aus mancherlei Gründen für vortheilhafter hielt, nicht nach Kolymsk, sondern nach Markowo am Anadyr zu ziehen und dort zu handeln. Den Tschuktschen konnte man allerdings nicht verbieten zu handeln, wo sie es für sich am vortheilhaftesten hielten, aber den Kolymskern gefiel das garnicht und sie waren daher auch dieses Mal sehr schlechter Laune.

Auf diesem Jahrmarkte sollte von den Treskin'schen Marktregeln abgesehen und nur der Gebrauch beobachtet werden, dass die Tabakssäcke nach wie vor gewogen, versiegelt und jeder Sack mit der Zahl der Pfunde, die in demselben enthalten seien, bezeichnet werde. Indessen wirkte doch die altgewohnte Ordnung noch so weit fort, dass wenigstens das äussere Ansehen des Marktes keine Aenderung erfuhr. Nach wie vor versammelten sich die Tschuktschen am Markttage auf dem Eise, auf welchem sie ihre Schlitten in einer weiten Kreislinie aufstellen, die Rennthiere abspannen und ruhig der Dinge warten, die da kommen sollen. Sind alle Tschuktschen versammelt, so kommen die Kaufleute heran mit ihren Tabaksbeuteln und stellen sich im Centrum des Kreises auf: dann folgt ein kurzes sich Bekreuzigen und jeder Kaufmann stürzt, gefolgt von seinen Tabak tragenden Leuten, auf diejenigen Tschuktschen-Schlitten zu, mit deren Besitzern er Vorbesprechungen gehabt hat. Das ist ein tolles Treiben, Alles rennt und drängt sich durcheinander, stösst sich, fällt, steht wieder auf und rennt weiter, als wenn sie von der Tarantel gestochen wären. Dem gegenüber nimmt sich die vornehme, stoische Ruhe, mit welcher die Tschuktschen an ihren Schlitten das Geschäft betreiben, sehr vortheilhaft aus, was schon Matjuschkin in seinem Reisebericht erwähnt (43); aber es darf dabei nicht ausser Acht gelassen werden, dass am Markttage die Lage der

beiden Parteien durchaus keine gleiche ist. Die Tschuktschen bekommen Tabak, derselbe ist fest verpackt, wohl abgewogen und versiegelt, so dass der eine Sack sich von dem anderen gleich schweren in keiner Weise unterscheidet. Der Kaufmann dagegen erhält Fellwerk, und das ist eine ganz andere Sache. Wie überall beim Handel, gilt jedes Exemplar einer Fellgattung genau so viel wie das andere. Habe ich für ein Pud Tabak 10 Rothfüchse oder 10 Marder zu bekommen, so habe ich nicht weiter auf die Güte jedes einzelnen Felles Rücksicht zu nehmen, sondern nur zu sehen, dass die Stückzahl richtig ist, weiter verantwortet kein Pelzjäger, auch nicht der Tschuktsche. Nun besteht aber in der That zwischen den einzelnen Fellen ein sehr grosser Unterschied, und es kann daher der früher Ankommende sich aus dem ganzen Vorrath die besten Bündel aussuchen; denn Alles ist schon fertig so hingelegt, wie es für 1 Pud Tabak zu zahlen ist: die Biber immer zu fünf, die Füchse und Marder immer zu 10 Fellen. Der andere Grund ist aber der, dass nach der Marktregel sowohl, als nach dem Usus 10 Füchse gleich 10 Mardern gelten, die letzteren auf dem Handelsmarkte aber höher im Preise stehen, dass ferner die obigen Fellsorten 5 Bibern gleichgerechnet werden, dieselben aber auf dem Handelsmarkte sehr gefallen sind (44). Jeder Kaufmann wünscht also vorherrschend Marder zu erhalten, schon weniger gern nimmt er Füchse, sehr ungern aber und nur wenn er nichts Anderes erhalten kann, nimmt er Biber. Er kann sich aber nicht beklagen, wenn er nur eine der drei genannten Fellarten in richtiger Anzahl für je ein Pud erhält. Daher ist wohl die fieberhafte Eile zu begreifen, mit der sich die Kaufleute auf die Tschuktschen-Schlitten stürzen: Jeder will der Erste sein, Jeder will die Auswahl für sich haben. Der Tschuktsche dagegen sieht dem Allem vollkom-

men seelenruhig zu, er hat nur für je eins der Bündel, die auf seinem Schlitten liegen, ein Pud Tabak zu empfangen, das steht unzweifelhaft fest, wer dagegen seine Marder und wer seine Biber bekommt, lässt ihn durchaus kühl. Dass er bei den Vorbesprechungen allen Kaufleuten, mit denen er verhandelte, womöglich Marder versprochen hat, ist ja richtig; aber er hat ja nicht verhehlt, dass er auch andere Felle habe und dass Jeder sich beeilen solle, wenn er die besseren Felle zu haben wünsche. Im Jahre 1866 wurde ich von einem Kaufmann in sehr erregter Weise an einen Tschuktschen-Schlitten gerufen, auf demselben lagen zwei oder drei Bund Biber und sonst nichts. Der Kaufmann klagte, der Tschuktsche habe ihm Füchse versprochen, und er ihm den Tabak so eben abgeben wollen, als in aller Eile ein anderer Kaufmann hinzutrat, die auf dem Schlitten liegenden Bündel durchwühlte, rasch die Füchse wegnahm, seinen Tabak hinwarf und fortging. Der Tschuktsche sagte, er habe sechs oder acht Bund Felle gehabt, der klagende Kaufmann sei zuerst an seinen Schlitten gekommen und habe angefangen die Felle zu besehen, da er das aber sehr langsam und bedächtig gethan, so sei ein anderer dazu gekommen, habe rasch die Fuchsbündel genommen und sei fortgegangen, er habe weder den Einen, noch den Anderen gehindert zu thun oder zu lassen, was sie wollten. Das war allerdings nach der Marktregel unumstösslich, und der Kläger, d. h. in diesem interessanten Fall der leibliche Vater des Beklagten, hatte das Nachsehen, der rasche Sohn hatte die Bedächtigkeit seines Vaters zu benutzen verstanden und letzterer musste nolens volens sich mit den Bibern begnügen.

Während die Kaufleute, Russen sowohl, als Tschuktschen, ihren Tabak und ihre Felle eintauschten, hatte

sich unabhängig von ihnen ein sehr lebhafter Kleinhandel zwischen Rennthier-Tschuktschen einerseits und allerhand anderem Volk andererseits entwickelt. Im Gegensatz zu den Tschuktschen vom Cap Peek, hatten sich die Anui-Tschuktschen in grosser Anzahl eingefunden, und es war hier leicht zu bemerken, dass dieser Kleinhandel für den Kreis Kolymsk wenigstens viel wichtiger war als jener sogenannte, auf den Aussterbeetat gesetzte Grosshandel. Grosse Mengen Rennthierfelle, Rowduga's, Zwirn aus Rennthiersehnen, Rennthierzungen, auch Fleisch und ganze geschlachtete Thiere wurden ausgeboten und verkauft gegen einzelne Tabaksblätter, Messer, Beile, Lanzeneisen und -schafte, Tücher u. s. w., und hierbei erwiesen sich die Tschuktschen durchaus nicht so ruhig und zurückhaltend wie beim Grosshandel, sondern lärmten und feilschten genau so wie die Uebrigen.

Gegen vier Uhr Nachmittags wird an diesem Tage der Handel geschlossen, einestheils weil die Kaufleute ihre Geschäfte beendet haben, andererseits weil nach altem Herkommen die Wettspiele gefeiert werden sollten, die die Tschuktschen abzuhalten pflegten; dieselben bestehen in Wettrennen mit Rennthieren, in Wettlaufen und Ringen. An Preisen hatte ich ausgesetzt für den besten Rennthierschlitten 10 Pfund Tabak, für Laufen und Ringen ein Pfund dieses Krautes. Von Interesse ist eigentlich nur das Wettrennen, das Laufen und Ringen bietet vielleicht nur das Interessante, dass die Ringer bei einer Kälte von 25—30 Grad Reaumur unter Null halb nackt, nur mit ihren Beinkleidern und Pelzstiefeln versehen, kämpfen (45).

Zum Rennen hatten sich gegen 20 Schlitten eingefunden, jeder mit zwei Rennthieren bespannt und einem Insassen, dem Kutscher, besetzt. So ein Tschuktschen-Rennschlit-

ten ist ein ungemein zierliches Machwerk, und sie setzen etwas darin, ihn möglichst nett und elegant zu halten. Er ist aus Birkenholz hergestellt, dessen einzelne glatt geschabte Stücke und Stäbe durch künstlich geheftetes Riemenwerk aus blendend weiss gegerbtem Leder zusammengehalten werden. Auf zwei dünnen langen Sohlen, die vorn umgebogen und mit den Enden wieder am Vordertheil des Schlittens angeheftet werden, erheben sich zu beiden Seiten die Kufen, die entweder aus Rennthierknochen, oder auch aus Holz gemacht sind. Man sucht sie möglichst fein und elegant zu schnitzen und verbindet sie untereinander durch ein Flechtwerk aus dünnen Riemen, das sehr hübsch aussieht; dann folgt der Sitz mit wieder kunstvoll hergerichteter Rückenlehne. Der ganze Schlitten ist höchstens zehn Zoll hoch, ungefähr ebenso breit und im Sitz gegen 18 Zoll, mit den vorn weit vorragenden Sohlen aber gegen vier Fuss lang und wiegt nicht mehr, wie etwa 8 bis 10 Pfund. Um glatt über den harten Schnee gleiten zu können, sind die etwas über zwei Finger breiten Sohlen unten mit Walfischbarten bezogen. Die Thiere sind nicht wie bei den Rennthiernarten der Jakuten an einen gemeinsamen Riemen gespannt, sondern jedes Thier zieht an seinem besonderen Anspann, der aber auch durch die Vorderbeine durch, über die eine Schulter gezogen ist. Ferner können die Thiere gelenkt werden, was bei den Jakuten nicht möglich ist, indem man am Kopfe des Thieres in sehr sinnreicher Weise unter den Ohren und an den Kinnbacken Schienen angebracht hat, die aus dem Horn des Steinbocks dergestalt geschnitzt sind, dass die Seite, die dem Körper anliegt, spitzige Höcker hat. Zieht der Kutscher die Zugleine an, so drückt sich die Schiene mit ihren Höckern in die Haut des Thieres und incommodirt dasselbe, ohne ihm Schaden zuzufügen, was durch ein System

sehr geschickt angebrachter Schlingen und Hebel geschieht. Die Thiere gehorchen diesen Stacheln sehr gut, und man kann sie daher eben so sicher lenken, wie ein Pferd vermittelst der Trense. Schliesslich brauchen die Tschuktschen auch noch eine lange biegsame Gerte zum Antreiben, machen aber auch von derselben nur selten Gebrauch. Nach den Regeln des Wettrennens brechen alle Schlitten zugleich auf und fahren den Fluss hinauf bis zu einem Felsencap, das gegen 7—8 Werst von der Festung entfernt ist, und kehren dann zurück; wem es gelingt zuerst anzukommen und das an eine Stange mitten auf dem Eise befestigte Tabaksbündel an sich zu nehmen, der hat gewonnen. Der Fluss selbst ist breit genug für hundert Schlitten, aber nicht die ganze Breite desselben kann als gute Rennbahn angesehen werden. Gewöhnlich ist in der Mitte des Eises ein alter eingefahrener Weg, der jedoch oft verstümt ist; an den Biegungen und Krümmungen aber liegt gewöhnlich eine grosse Menge ausgerissener Stämme, dann auch Felsblöcke und sonstiges Gerümpel, wie es das Bett eines zuweilen sehr wasserreichen, zuweilen stark wasserarmen Gebirgsflusses mit reissendem Gefälle zu verunreinigen pflegt. Jeder hat die freie Wahl zu fahren, wo und wie er will, nur darf er nicht eher umkehren, als er das bezeichnete Felsencap erreicht hat.

So wie die Schlitten alle auf ein gegebenes Zeichen fortstürmen, hört für einige Zeit das Interesse für dieselben auf, der Auslauf ist nicht von Wichtigkeit, weil man aus demselben nichts schliessen kann, und nach circa 2 oder 3 Werst Alles hinter einer Biegung des Flusses verschwindet. Man unterhält sich, geht herum, kurz, sucht sich die Zeit so gut wie möglich zu vertreiben bis zur Wiederkehr der Renner, die doch über zehn Werst zurückzulegen haben, ehe sie wieder sichtbar werden können. Endlich heisst es,

sie kommen, aber wie viele kommen, das ist jetzt die erste Frage. In der That ein, zwei, drei schwarze Punkte sind auf dem weissen Felde sichtbar, später erscheinen noch zwei oder drei, — alle Anderen sind also zurückgeblieben. Das kommt alle Jahr so vor; denn das Rennen mit diesen Schlitten sieht viel unschuldiger aus, als es in der That ist. Das Rennthier hat im Verhältniss zu seiner Grösse sehr ausgebildete Spalthufe, die beim Auftreten sehr weit aus einander zu gehen vermögen; geräth nun das Thier immer mehr in Aufregung, bis es schliesslich den Kopf hoch hebt, so dass das Geweih fast den Nacken berührt und die Zunge lang aus dem geöffnetem Maule heraushängt, so schleudert es mit den weitausgreifenden Hufen dem auf einem nur 8—10 Zoll hohen Schlitten Sitzenden mit gewaltigem Schwunge Schneeball auf Schneeball auf Kopf und Brust, dass ihm Hören und Sehen vergehen und Viele das Rennen aufgeben, ja auch betäubt herunter fallen, wenn einmal ein hartes Schneestück gerade in die Stirne oder Schläfe trifft.

Von den sichtbar gewordenen Punkten bleiben noch einige zurück, zuletzt sieht man nur noch zwei oder drei, die, sich rasch nahend, nun deutlicher die Leute erkennen lassen, und jetzt beginnt das Wetten auf den Gewinner. Zuletzt kann nur noch von Zweien die Rede sein, aber die scheinen an Kräften sehr gleich zu sein. Das letzte Stück der Bahn machte einen weit geschweiften Bogen, plötzlich lenkte der eine Schlitten, der auf halbe Länge hinter dem ersten zurück geblieben war, mit raschem Entschlusse auf die gerade Linie zur Tabaksstange. Alle Tschuktschen schrieen auf, es war der alte Amwraorgin selbst, der dies verwegene Stück gewagt hatte, denn, wenn diese Strecke auch als Gerade etwas kürzer sein mochte, so liess sich kaum absehen, wie er über dieselbe seinen Schlitten lenken werde,

da sie voller Gerümpel und Steine war, nur oben von einer dünnen Schneeschicht halb verdeckt. Aber es gelang, ein paar Mal freilich flog der Schlitten mit seinem Insassen hoch in die Höhe, aber er kam immer wieder richtig auf die Erde an und des Jubels war kein Ende, als er das Tabaksbündel an sich riss. Aber wie sah er aus: sein Pelzrock war mit einer mehr als fingerdicken ganz hart gepeitschten Schneeschicht bedeckt, von der ihn seine Leute erst mit vieler Mühe befreien konnten, das Gesicht roth, über dem einen Auge eine grosse Beule, kurz er war schlimm zugerichtet (43). Nach und nach kamen die anderen Schlitten angefahren. Viele waren ausgeschieden, sobald sie sahen, dass an ein Gewinnen nicht mehr zu denken war, einige jedoch, die sich auf ihre Thiere wohl verlassen konnten, nur deshalb, weil sie durch den Schleuderschnee so verletzt wurden, dass sie nicht weiter fahren konnten, und einer war umgeworfen und gegen einen Stamm geschleudert worden, so dass er für eine Zeit lang die Besinnung verloren hatte, sich aber bald wieder erholte. Vom Anfang bis zum Abreissen des Tabaks hatte das Rennen gegen 20 Minuten gedauert und es ist schade, dass man die Strecke nicht genau ausgemessen hat, man könnte dann richtiger über die Lauffähigkeit des Rennthieres urtheilen, als das jetzt möglich ist.

Am folgenden Tage wurde nochmals auf dem Eise gehandelt, wobei die Kaufleute mit eisernen Kesseln, die Tschuktschen aber mit Wallrosszähnen anrückten, deren es in diesem Jahre jedoch sehr wenig gab, so dass das Geschäft recht flau ging. Für den Kleinhandel waren in ziemlicher Menge Riemen aus Seehundsfell, die für sehr stark gelten, angeführt und Walfischknochen, ohne welche eine Hundenarte im Frühjahr nicht gut zu brauchen ist. Die Tschuktschen schneiden nämlich theils aus Walfischrippen, theils aber,

und das ist die bei Weitem bessere Sorte, aus den Kinnbacken der Walfische ungefähr drei Finger breite, einen Finger dicke und gegen zwei Fuss lange flache Knochenstücke aus. Dieselben werden im Frühjahr, wenn der Schnee schon weich zu werden beginnt, unter die Sohlen der Narten befestigt und geben denselben einen sehr leichten Gang, während die nasse Holzsohle nur schwer über den Schnee gleitet.

Das war der letzte Markttag und der erste Markt, an welchem die Tschuktschen ihren Jassak noch in Fellen gezahlt hatten, ohne jedoch ein Gegengeschenk von der Regierung erhalten zu haben. Vom nächsten Jahr an sollten sie einen vollständig geregelten Jassak in Rowduga's entrichten, wozu sich Alle gern bereit erklärt hatten und mir noch durch Amwraorgin danken liessen für die Erlaubniss, die Kolyma nach Westen überschreiten zu dürfen.

Alles rüstete sich zum Aufbruch, die Jahrmarktsbesucher, etwas über 1000 Menschen, nach ihren Heimstätten, wir aber um uns zuerst an den Grossen Anui zum Standquartier Amwraorgin's zu begeben. Den Theil meines Gepäckes, den ich auf dieser Reise entbehren zu können glaubte, hatte ich mit zurückkehrenden Leuten nach Markowo an den Anadyr geschickt, so dass wir wenigstens nichts Ueberflüssiges zu schleppen hatten, wenn auch das, was wir nothwendig mitnehmen mussten, immer noch recht gewichtig war. Am 3. April hatten die letzten Kaufleute den Platz verlassen, den 4. aber brachen wir mit Amwraorgin in südöstlicher Richtung auf.

---

3. Capitel.

Vom kleinen Anui bis zur Mündung des Anadyr.

Das Land, das wir für's Erste zu durchziehen hatten, war das Alpenland des Flusssystems der Beiden Anui. Diese beiden Flüsse, deren Quellen nicht allzu weit von einander liegen, nehmen bald eine ganz verschiedene Richtung, indem der Kleine Anui ziemlich gerade ostwestlich fliesst, der Grosse Anui dagegen einen weiten Bogen nach Süden macht; zuletzt nähern sich ihre Läufe wieder, um schliesslich in einer Mündung gerade gegenüber der grossen Insel, an derem östlichsten Ende Nishne-Kolymsk sich befindet, in die Kolyma zu fallen. Das von ihnen durchflossene und umflossene Land ist durchgängig gebirgig und die Höhenzüge nähern sich einander so sehr, dass für die Flüsse meist nur eine ganz schmale Thalsohle übrig bleibt, nur hinreichend für das Flussbett selbst. Breitere Thäler finden sich fast nirgends, nur der Grosse Anui hat hier und da an seinen Ufern Niederungen von geringer Ausdehnung. Die Rücken und Gipfel sind nicht hoch und nicht steil, die höchsten dürften 3000 Fuss nicht übersteigen, gemeiniglich werden die Kämme des Gebirges wohl nur eine Höhe von 2000 Fuss über dem Meer haben. Alles ist mit Lärchenwald in den Thälern bedeckt, der bis gegen 1500 Fuss über dem Meer reicht und somit die Kämme und Gipfel frei lässt. Mit Ausnahme der beiden Anui selbst, die mit Booten befahren werden können, sind sämmtliche Flüsse und Flüsschen dieser Systeme viel zu reissend und viel zu sehr mit Untiefen, Sandbänken und dergl. mehr versehen, als dass sie irgendwie benutzt werden könnten; auch fehlt es ihnen fast gänzlich an Fischen, die nur in den beiden Hauptflüssen in nennens-

werther Menge gefangen werden. Es ist ein unwirthliches Land und nur der Umstand, dass das wilde Rennthier in früheren Jahren durch dieses Land zog, hat es den Jukagern möglich gemacht, daselbst in grösserer Volkszahl sich niederlassen zu können. Und da ist auch anzunehmen, dass nicht die beiden Anui allein so viel Volkes ernährt haben, sondern, dass die untere Kolyma wohl in Mitleidenschaft gezogen worden ist. Gegenwärtig haben sich, wie schon erwähnt, die Tschuktschen dort niedergelassen, und da dieselben ihren Lebensunterhalt, d. h. ihre Heerden mit sich führen, so versteht es sich wohl von selbst, dass es ihnen dort gefällt. Nicht nur die baumlosen Kämme und Gipfel der Gebirge sind mit Rennthiermoos der besten Qualität bedeckt, auch in den Thälern findet sich dasselbe in grosser Menge; es ist als ob dieses Land gerade für ein Volk von Rennthierhirten geschaffen worden sei.

Wir zogen nun diesmal nicht den Elombal hinauf, sondern schritten, nachdem wir eine Zeit lang den Kleinen Anui hinaufgezogen waren, in ziemlich gerader Richtung zu der Quelle des Grossen Anui, durch die obersten Quellen mehrerer Flüsse, zuerst solcher, die in den Kleinen, dann solcher, die in den Grossen Anui fallen. Auf diesem Wege gelang es uns, fast immer auf dem flachen Rücken der Gebirgskämme dahin zu ziehen, wo wir freie Bahn hatten und weder durch Baum und Strauch, noch durch tiefen Schnee aufgehalten wurden, denn auf den waldfreien Kämmen pflegt der Schnee stets ganz hart zu sein, während man im Walde tief in denselben einsinkt.

Den 14. April kamen wir bei Amwraorgin an, nachdem wir also 11 Tage unterwegs gewesen waren und gegen 360—380 Werst gemacht hatten. Es wurde nicht geeilt, weil wir erst nach Ostern weiter reisen konnten und die

Thiere, von denen manche auf die grosse Fahrt mitgenommen werden sollten, geschont wurden.

Es war ein hübscher Platz, den der Alte sich ausgesucht hatte: auf einem kleinen Plateau, das noch innerhalb des Waldwuchses sich befindet, aber doch nicht weit von dessen Höhengrenze, da es nur noch mit einzelnen, ziemlich krüppelhaft dreinschauenden Lärchen bestanden war, erhob sich sein riesiges Lederzelt, umgeben von vielen kleinen Zelten, in welchen sein zahlreiches Gesinde sein Unterkommen hatte. Von allen Seiten umgeben das kleine Plateau sanft ansteigende, über die Baumgrenze hinausragende Höhen, auf welchen der Theil seiner zahlreichen Heerden weidete, den er stets um sich hatte. Sein übriger Viehstand befand sich unter Aufsicht eigener Hirten an verschiedenen Weideplätzen vertheilt. Das Tschuktschen-Zelt besteht aus zwei, wesentlich von einander zu unterscheidenden Theilen, dem grossen äusseren, kalten Zelt und der warmen Wohn- und Schlafkammer oder dem Polog. Ersterer ruht auf einem je nach der Zahl der Familie grösseren oder kleineren Holzgerüst, dessen Grundlage drei, oben durch Riemen an einander befestigte lange Stangen bilden, die als Dreifuss aufgestellt einerseits den Kochkessel tragen, andererseits auch dem künstlichen Stangengestell, aus dem das Holzgerüst zusammengesetzt wird, zur Hauptstütze dienen. Auf dieses Gerüst werden zwei gewaltige aus einer Menge weich gegerbter und dann geräucherter Rowduga's zusammengesetzter Leder gelegt, dergestalt, dass dieselben mit ihren Rändern reichlich über einander greifen und nur oben eine Oeffnung für den Rauch freilassen. Als Eingang dient die Stelle, wo die Leder übereinander geschlagen sind; am Tage und bei gutem Wetter schlägt man die Lappen zurück, zur Nacht und bei schlechtem Wetter schliesst man sie. So auf-

gestellt, schützt das Zelt vollkommen gegen Wind und Regen, da die Leder kein Wasser durchlassen, die elastischen Stangen des Gerüstes aber dem Druck der Luft vollkommen widerstehen. Nur bei sehr heftigen Stürmen muss noch eine weitere Vorsichtsmaassregel ergriffen werden, indem man das Gerüst zur Seite des Winddruckes noch besonders abstützt. Dazu hat man eine lange Stange mit einem Querholz oben, etwa in der Form eines gedruckten lateinischen T, nur dass das Querholz nicht gerade, sondern bogenartig abgerundet ist. Wird solch' ein Stützholz gegen die vom Sturm getroffene Seite richtig gestemmt, so hält das Stangenwerk auch dem wüthendsten Orkan gegenüber aus, es ächzt und knarrt ohne Aufhören, bricht aber nicht zusammen, wie wir es selbst bei einem tollen Schneesturm am 14. Mai erlebt haben. Im Innern des grossen Zeltes werden die Pologs aufgehängt, gewöhnlich einer, da die meisten Tschuktschen doch wohl nur eine Frau haben, sind aber mehr Frauen da, so bekommt jede für sich und ihre Kinder einen besonderen Polog. Bei reichen Wirthen, wie Amwraorgin, ist aber das äussere Zelt so gross, dass in demselben auch für Gäste noch Schlafkammern aufgehängt werden können, wie denn für mich einer und für die anderen Herren zusammen auch ein Polog hergerichtet waren. Diese Schlafkammern sind aus den Winterfellen der Rennthiere hergestellt, so dass die Haarseite nach innen, die Lederseite nach aussen gesetzt wird. Sie haben die Form eines länglichen Kastens, wenn man sich einen solchen ohne Deckel so auf die Erde gesetzt denkt, dass der Boden nach oben gerichtet ist, die Oeffnung aber auf der Erde ruht. Höhe und Breite betragen gemeiniglich je 6 Fuss, die Länge ist verschieden, je nach Bedürfniss 7—10 Fuss. An einem Stangengerüst ist der Polog so aufgehängt, dass seine Oberfläche, d. h. die

Lage, stramm ausgezogen wird, die Seitenwände aber ungefähr zwölf Zoll auf dem Boden aufliegen. Der Fussboden wird mit Rennthier-Winterfellen belegt und die Seitenwände des Pologs von drei Seiten unter diese Felle geschlagen, so dass sie ganz fest angedrückt werden und kein Lüftchen durchdringen kann. Will man hinein- und herausgehen, so hebt man die vordere Wand auf und lässt sie hinter sich wieder herabfallen; ist es aber draussen nicht kalt, so kann man auch die vordere Wand zur Hälfte aufschlagen, so dass es dann hell ist. Zur Beleuchtung und Erwärmung dient die Lampe, die, mit Knochenfett gespeist, ein helles geruchloses Feuer giebt und den an und für sich kleinen Raum genügend durchwärmt, so dass man im Inneren sehr bequem jede Arbeit verrichten kann — nur muss man lernen, ohne Stuhl oder Schemel, allein auf dem Boden sitzend, sich beschäftigen zu können.

Gemeiniglich hält sich der Tschuktsche am Tage garnicht im Polog auf, sondern überlässt denselben den Weibern und Kindern. Wie die meisten eingeborenen Stämme Sibiriens kennt er kein Mittagsessen, sondern hat zwei Mahlzeiten, des Morgens gleich beim Aufstehen und des Abends vor dem Schlafengehen. Die Zeit zwischen den beiden Mahlzeiten bringt er im Freien oder im äusseren Zelt zu. In die täglichen Arbeiten des Haushaltes theilen sich Mann und Frau in der Weise, dass die letztere Alles zu besorgen hat, was Aufstellen, Abnehmen der Wohnung, Aufladen und Abladen der Schlitten, Bereitung des Essens, kurz alle häuslichen Geschäfte, einschliesslich des Gerbens der Häute, Bereiten des Zwirns und Besorgen der Kleidung anbetrifft, der Mann aber die Heerde besorgt und behütet, die Rennthiere an- und ausspannt und das zum Schlachten bestimmte Thier zur Wohnung bringt und mit einem Stich in's Herz

tödtet, worauf er es dem Weibe zur weiteren Besorgung überlässt.

Das Besorgen der Heerde ist allerdings so ziemlich das einzige Geschäft des Mannes, aber es nimmt seine Zeit auch vollkommen in Anspruch, und ich glaube, dass die Tschuktschen nur der grossen Aufmerksamkeit, die sie auf ihre Heerden verwenden, es zu verdanken haben, dass dieselben so gross und schön sind, alles Derartige, wenigstens in den Grenzen des Jakutskischen Gebietes, der anderen Völkerschaften weit überbietend. Mir wurde früher stets von einem sehr reichen Tungusen erzählt, der sein Revier auf dem Hochlande des Oimekon hatte, und als kolossaler Reichthum seine dreitausend Kopf starke Heerde angeführt, eine Angabe die von vielen Seiten als Uebertreibung angezweifelt wurde und allerdings weit und breit ihres gleichen nicht hatte. Die Tschuktschen halten aber dreitausend erst für einen auskömmlichen Besitz und beginnen den Wohlstand erst mit 8000 Kopf. Dafür sorgen und mühen sich aber die sonst recht faulen Kerle unablässig um ihre Thiere, und schreckt sie dabei kein Unwetter und kein Hinderniss ab. Als uns auf unserer Reise der Schneesturm überfiel, blieben nur wir mit den Weibern in den Zelten, alle Männer, den alten Amwraorgin selbst nicht ausgeschlossen, gingen hinaus und blieben bei den Thieren, und es war doch ein so dickes Wetter, dass man auf sechs Schritt Entfernung einen Menschen nicht mehr sehen konnte. Den ganzen Tag und die halbe Nacht hielten die Männer aus und kamen erst zurück, als das Wüthen des Windes nachgelassen hatte. Sie sagten, es sei sehr bedenklich die Heerde bei so heftigem Wetter allein zu lassen, da dieselbe, wenn sie nicht den Hirten sähe oder sein Rufen nicht höre, leicht anfange vor dem Sturm herzulaufen immer rascher und rascher bis

sie zuletzt im wilden Rennen ganz sinnlos dahin stürme und schliesslich in irgend einen Abgrund hinein stürze und zu Grunde gehe.

Vor allen Dingen hat der Hirt dafür zu sorgen, dass die Thiere gute und reichliche Weide haben; denn durchaus nicht alles Moos ist von gleichem Nährwerth. Sie unterschieden und zeigten gegen vier bis fünf Arten, von denen einige als höchst vortrefflich bezeichnet wurden, andere besonders im Herbst und Winter, andere wieder zur Zeit des Kalbens den Kühen sehr zuträglich sein sollten, kurz sie hatten dem Futter eine grosse Aufmerksamkeit zugewandt. Hat man gute Weide gefunden, so ist für Herbst und Winter nicht sonderlich viel zu thun, man hat nur dem Wolf etwas aufzupassen und sich den Thieren zu zeigen, dass sie sich nicht verlassen fühlen, sondern immer wissen, dass sie unter dem Schutz des Menschen stehen (47). Mit dem März jedoch, wo das Kalben schon beginnt, tritt eine, wenn auch nicht lang andauernde, aber angreifende Zeit ein. Das Rennthier ist ja gegen Wind und Wetter äusserst abgehärtet und die Kuh theilt ihrem Kalbe diese gute Eigenschaft mit, nur den ersten Tag seines Lebens ist das Thier zart und muss besonders vor kalten Winden sorgfältig geschont werden. Der März und Anfang April sind aber noch sehr rauh, auch wehen in dieser Zeit leicht scharfe Winde, der Hirt hat also unablässig aufzumerken und die Kühe womöglich in vor dem Winde geschützte Thäler und Schluchten zu treiben, damit die Kälber nicht gleich bei der Geburt vom Wind getroffen werden und zu Grunde gehen. Das Fell eines solchen bei der Geburt oder gleich nach derselben gefallenen Kalbes, die sogenannte Wyporotka, ist gewöhnlich von schöner, dunkelbrauner Farbe, sehr weich und lässt sich gut gerben, weshalb es auch als leichtes Pelzwerk gern ge-

kauft wird und nach demselben viel Nachfrage ist. Der Tschuktsche ist aber immer schlechter Laune, wenn er viel Wyporotka's zu verkaufen hat; denn dann sind ihm viele Kälber verloren gegangen. Die Sorge um den Nachwuchs ihrer Heerden hat auch die Tschuktschen bewogen nach und nach sich mehr nach Westen zu ziehen, in die Waldregion selbst, oder doch in die Nähe derselben; denn der Schneesturm rast auf der kahlen Fläche mit weit grösserer Wucht als innerhalb der Baumregion. In der warmen Jahreszeit ist das Thier weit empfindlicher als in der kalten: es braucht gute Weide untermischt mit Weidengebüsch, dessen Blätter und Schösslinge es mit grosser Gier frisst. Dann aber leidet es sehr unter dem Mückenstich und in noch höherem Maasse unter den Verfolgungen der Rennthierbremse. Letztere ist im Stande eine Heerde in gleich wilde Flucht zu jagen, wie der Schneesturm. Häufig ist ein Rennthier innerlich von Maden gewissermaassen angefüllt, beim Niesen schleudert es zuweilen fünf bis zehn solcher Würmer aus Nase und Rachen hervor. Dieselben sind einen Zoll lang, von weissgrauer Farbe und gegen 3 Linien dick. Sieht man ein Thier mit ruppigem Fell, so kann man sicher sein, dass unter der Haut Maden stecken, man braucht nur nach den Erhöhungen der Haut zu fühlen und dieselben an solchen Stellen zu drücken, so dringt eine Made heraus. Es kam unterwegs vor, dass geschlachtete Thiere verworfen wurden, weil sie innerlich in allen Organen voll Maden waren, namentlich wurde mir einmal eine Leber gezeigt, die vollständig gespickt aussah, so dicht steckten die Würmer in derselben. Das Fell des Thieres ist nicht selten unbrauchbar, weil es so voller Löcher ist, dass ein Flicken desselben nicht mehr lohnt, ja die Gewänder der Tschuktschen sind fast immer mit runden, sehr fein aufgenähten Flicken

bedeckt, Alles Madenlöcher. Die Tschuktschen behaupten nun, dass diese Maden von der Rennthierbremse herrühren, die ihre Eier in's Fell der Thiere setze, und dass aus diesem Grunde dieselben eine so grosse Angst äusserten, sobald die Bremse sich zeige. Ob diese Erklärung richtig ist, kann ich nicht beurtheilen, die Made scheint mir etwas zu gross zu sein im Verhältniss zur Bremse, die die Grösse unserer gewöhnlichen Hummel hat und ihr auch sehr ähnlich sieht, nur dass die Streifen auf dem Hinterkörper eine etwas andere Färbung haben; die Made hat aber die Grösse des Engerlings. Vom tollen Schreck jedoch, den das Erscheinen der Bremse unter einer Rennthierheerde verursacht, sind wir selbst Zeugen gewesen. Der Hirt hat nun aufzumerken, wenn die Bremse auftritt, ob dieselbe in der Gegend vorhanden ist, wo er gerade seine Heerde weidet, um letztere zu rechter Zeit fortzutreiben, jedenfalls aber den tollen Schreck nicht aufkommen zu lassen, der ihm unter Umständen seine ganze Heerde kosten kann. Es ist daher das Amt eines guten Rennthierhirten durchaus kein leichtes, es verlangt unablässige Aufmerksamkeit und Pflege, wenn nicht der Ruin des Besitzers herbeigeführt werden soll, der eben auf dieses Thier ausschliesslich sein ganzes Vermögen gründet. Von Krankheiten, unter welchen das Rennthier leidet, ist mir seitens der Tschuktschen nur die Klauenseuche genannt worden, diese tritt aber stets mit so furchtbarer Intensivität auf, dass, falls ihr Erscheinen nicht sofort gemerkt wird, ausnahmslos die ganze Heerde auf den Lauf geht. Nach den Erzählungen der Tschuktschen und Tungusen — denn kranke Thiere sind uns nicht zu Gesicht gekommen — beginnt die Seuche mit kleinen Geschwüren zwischen den Spalthufen, die nicht gleich zu bemerken sind; ein krankwerdendes Thier ist unrettbar verloren, und

wussten sie keinen Fall von Gesundung anzuführen, aber die Ansteckung ist dabei eine so rapide, dass, wie gesagt, die Heerde verloren geht, wo die Seuche sich zeigt. Deshalb sind die Tschuktschen jetzt so sehr darauf aus, ihre Heerden möglichst zu theilen, und dadurch in Etwas die verheerenden Wirkungen der Pest einzuschränken.

In Anbetracht nun der vielen Mühen, die eine Heerde, wenn sie gut gehalten sein soll, ihrem Besitzer verursacht, bedarf derselbe, sobald sich die Zahl seiner Thier mehrt, der Beihülfe und zwar in ziemlich beträchtlicher Zahl. In erster Reihe verlangt er natürlich die Hülfe seiner Söhne, wenn er welche hat, schon vom frühen Alter, so dass schon zehn- und zwölfjährige Knaben dem Vater in vieler Beziehung behülflich sein können und dadurch das Geschäft gründlich erlernen. Ausserdem aber hat er die Söhne reicher Freunde, falls er Töchter besitzt, die zu verheirathen sind, und die vielen besitzlosen jungen Burschen seines Volkes, denen das Amt des Rennthierhirten der einzige Weg ist, selbst zu eigenem Hausstand und Besitzthum zu gelangen. Die Beziehungen, die sich hier zwischen Brodherrn und Arbeitspersonal ausgebildet haben, sind höchst interessant und geben Zeugniss vom wohlwollenden und gesunden Rechtsgefühl des Volkes. Der Hirt tritt in den Dienst, indem ihm zuerst eine Nebenstelle bei einer grösseren Heerde übergeben wird, wo er unter Aufsicht des Besitzers selbst oder eines seiner Heerdenführer sich befindet und zu beweisen hat, dass er zu brauchen sei. Lohn erhält er nicht, wohl aber hat er das Recht sich von der Heerde zu nähren und zu kleiden; damit hat es für's Erste sein Bewenden. Erweist er sich als anstellig und sorgsam, so vertraut man ihm einen Theil der Heerde zu selbstständiger Verwaltung an. Nun hat er zu zeigen, ob er wirklich als Hirt

brauchbar ist. Er hat allein für Alles zu sorgen, was die Heerde anbetrifft, zieht mit ihr herum, sucht Weiden auf u. s. w. nach eigenem Ermessen, ganz als ob er der Besitzer derselben wäre. Lohn erhält er auch hier nicht, ist aber durch alten Usus berechtigt so viele Thiere zu schlachten, als er für sich zur Nahrung und Kleidung zu brauchen meint. Der Brodherr kümmert sich von nun an um die abgegebene Heerde nur insoweit, als er dieselbe von Zeit zu Zeit besucht und sich überzeugt, ob dieselbe sich in gutem Zustande befinde und sich angemessen vermehre. Das ist der einzige Maassstab, den er anlegt: findet er, so oft ihm die Heerde wieder vorgeführt wird, dass sie an Kopfzahl gehörig gewachsen, so ist er zufrieden und lobt seinen Hirten, denn im Wachsthum ist eigentlich Alles beschlossen, da schlecht gehaltene Heerden sich auch schwach vergrössern. Wie viel der Hirt für sich selbst verbraucht hat, kommt dabei gar nicht zur Sprache, er soll ja von der Heerde leben, die er hütet und besorgt, dass er das aber in befriedigender Weise gethan, beweisen eben der Zustand und die Kopfzahl derselben. Nun ist ein Fundamentalsatz unter den Tschuktschen, dass unter der Aufsicht eines guten Hirten nicht nur die Heerde des Besitzers sich ordentlich vermehren müsse, sondern auch der Hirt sich nach und nach eine kleine Heerde heranziehen könne, mit welcher er dann, nachdem er seinen Dienst quittirt, seine eigene selbstständige Wirthschaft beginnt. Ueber diesen ebenso ungewöhnlichen, wie an sich vernünftigen Wirthschaftsgrundsatz habe ich mit Amwraorgin sehr viel gesprochen, weil mir unter keinem der anderen Stämme Sibiriens, so weit ich Gelegenheit gehabt habe, persönlich mit ihnen zusammenzukommen, etwas Aehnliches (49) aufgestossen ist. Unter den reichen Grenzkosaken im Gebiet Transbaikalien, sowie unter den

gleichfalls reichen burjatischen Heerdenbesitzern daselbst, ist es wohl häufig, dass die Hirten mit Vieh und Pferden für ihre Dienste belohnt werden, nicht aber kommt es vor, dass der Knecht sich gleichsam selbst, nach durchaus eigenem Ermessen, den Lohn für seine Mühe aus dem Besitzstand des Brodherrn entnimmt. Und doch muss man zugeben, dass die Tschuktschen gut gefahren sind mit ihrer Praxis; denn der Beweis liegt in ihrem Heerdenreichthum offen zu Tage. Der alte Amwraorgin urtheilte, wie folgt: was habe ich davon, wenn ich meinem Hirten einen festen Gehalt zahle und er mir meine Heerde vernachlässigt, er wird sagen, er habe Alles gethan, was er konnte, aber das Wetter, das Futter sei schlecht gewesen u. s. w. Ich habe nur ein Interesse, nämlich den guten Stand und Wachsthum meiner Heerde, ich weiss ja sehr gut, um wie viel meine Heerde, die ich selbst hüte, etwa zu- oder abgenommen hat und weiss auch, was für Ursachen das Eine oder das Andere herbeigeführt haben. Sehe ich nun, dass die Heerden, die in Händen meines Hirten sind, gleichfalls sich im erfreulichen Zunehmen befinden, so bin ich zufrieden — alles Uebrige geht mich nichts an. Eins aber ist ganz unzweifelhaft und oft genug erfahren worden, dass bei einem Hirten, der selbst nichts erwirbt, auch die anvertraute Heerde nicht gedeiht, solch einen Mann muss man entlassen, der taugt zum Hirten nicht. So lautete denn stets der Refrain unserer Unterhaltungen über die tschuktschische Lebensfrage: ich will, dass meine Heerde wächst, finde ich, dass dieselbe entsprechend den Witterungs- und sonstigen Verhältnissen des Jahres zugenommen hat, so behalte ich meinen Hirten, bis er selbst kommt und sagt, er wolle nicht länger bei mir dienen, sondern selbstständig werden. Dieser Grundsatz hat sich vollständig in der Rechtsanschauung

des Volkes festgesetzt und ist offenbar die Quelle seines grossen Wohlstandes geworden, denn durch denselben ist es dem ganz Besitzlosen möglich gemacht durch Fleiss und Geschick, wenn auch nicht immer zu Wohlstand, so doch zu auskömmlichem Besitze zu gelangen, so dass man wohl sagen kann, wer unter den Tschuktschen arm ist, hat es sich selbst zuzuschreiben. Aber nicht humane Ansichten haben die Tschuktschen zu dieser Handlungsweise vermocht, jedenfalls nicht ausschliesslich, sondern vorherrschend ein richtiges Verständniss ihres eigenen Vortheils. Der Mensch hat verschiedene Thiergattungen zu Hausthieren gemacht, je nach der Lage des von ihm bewohnten Landes, er hat aber keins unter Allen, dessen Wartung und Pflege so sehr von der individuellen Tüchtigkeit des Hirten abhängig ist, wie die des Rennthieres. Die Futterversorgung kann nicht durch menschlichen Fleiss und Intelligenz geregelt werden, man ist allein darauf angewiesen, was die Natur selbst bietet, die Heerden müssen möglichst isolirt gehalten werden, so dass der Besitzer nicht im Stande ist seine Hirten zu beaufsichtigen oder nach einem allgemeinen Plane zu leiten; sie haben ohne irgend welche Direction seitens ihrer Brodherrn selbstständig zu handeln und das ihnen anvertraute Gut vor den verschiedenartigen Unfällen zu bewahren, denen es so vielfach ausgesetzt ist. Unter solchen Umständen lässt sich gar kein besserer Ausweg finden, als den Hirten selbst in's Interesse des Herrn hineinzuziehen, wie die Tschuktschen das gethan haben. Unter günstigen Umständen kann sich das Rennthier ja sehr stark vermehren. Als ich einmal in Nishnij den Alten fragte, wie stark die jährliche Vermehrungsziffer einer Heerde sein müsse, antwortete er, das sei schwer zu sagen, wobei er ein Stück Blätterteig aus dem auf dem Tische stehenden Brodkorb nahm und zerkrümelte

und dabei sagte, «versuch mal zu zählen, wie viel Stück hier sind, sowie ich sie unter einander mische, bricht jedes Stück in zwei auseinander und die wieder, wie soll man da sagen, wie viel Stücke da sind. So ist es aber auch mit dem Rennthier, aus jeder Kuh, werden in jedem Jahre zwei Thiere, aus deren jedem wieder zwei, da kann man gar nicht zählen». Sie zählen auch in der That ihre Heerden nicht, schon aus dem Grunde, weil ihr Zahlensystem (50) sehr beschränkt ist und schon in den Hunderten ihnen viel Kopfzerbrechen macht. Sie haben wohl noch einen Begriff von Tausend als Zusammensetzung von Hunderten, aber weiter geht es nur schwer und nur durch mühsame Addition. Es ist ersichtlich, dass ihr Zahlensystem längst abgeschlossen war, ehe sich ihr Reichthum zu entwickeln begann, so dass sie jetzt anfangen sich russischer Zahlworte für die höheren Einheiten zu bedienen, wie das ja auch andere Stämme thun. Wohl aber wissen sie sehr genau, was und wie viel sie haben, bemerken jeden Abgang sehr leicht, und finden verlaufene Thiere mit Sicherheit wieder, obwohl sie durch die Färbung des Felles wenig unterstützt werden, da dieselbe eine sehr einförmige ist: im Sommer dunkelbraun, im Winter weiss oder schmutzig gelbgrau. Das Ermitteln der Grösse einer Heerde wird bei ihnen in der Weise bewerkstelligt, in welcher der König Xerxes sich Gewissheit verschaffte über die Grösse seines nach Griechenland geführten Heeres. Sie begrenzen durch Schlitten und Stangen einen Raum von gewisser Grösse und treiben einen Theil ihrer Thiere hinein; da sich auf diese Weise kaum mehr als etwa zwei bis dreihundert Thiere einpferchen lassen, so übersteigt das Zählen derselben im Allgemeinen nicht ihre arithmetischen Kenntnisse und gelingt zur Zufriedenheit. Alsdann werden die Thiere herausgelassen der

Raum wieder gefüllt und dabei nur angemerkt, wie viel Mal diese Operation ausgeführt worden ist. Damit ist die Sache abgethan, der Besitzer weiss, wie gross seine Heerde ist und bestimmt dann nach Augenmaass, um wie viel sie gewachsen oder sich gemindert habe, wenn er dieselbe wieder besucht. Sie behaupten, sich im Schätzen nie zu irren, es sei denn um einige zehn oder zwanzig Thiere, oder bei grossen Heerden von mehreren Tausenden, auch um hundert, was aber nicht von Belang sei. So wird es sich wohl auch verhalten; denn so viel ich habe bemerken können, ist der Tschuktsche ein sehr guter und genauer Hausherr, der sein Hab und Gut sorgsam verwaltet und stets weiss, was er kann und was nicht.

Wie Alles im Leben der Tschuktschen, so ist auch das höchst wichtige Heirathsgeschäft eng mit der Rennthierzucht verbunden. Die Braut muss vom Vater gekauft werden, lautet das Gesetz bei allen eingeborenen Stämmen Sibiriens, also auch bei den Tschuktschen; der Kaufpreis wird aber hier nicht in Geld oder Geldeswerth geleistet, sondern in Arbeit: der zukünftige Bräutigam tritt als Knecht in's Haus des zukünftigen Schwiegervaters ein und dient ihm in derselben Weise, wie alle übrigen Knechte. Ist das so eine Zeit fortgegangen, so hat, falls der Zukünftige dem Mädchen oder ihrem Vater nicht conveniren sollte, der letztere unter irgend welchem Vorwande dem jungen Menschen mitzutheilen, er sei seiner Dienste nun nicht mehr bedürftig, in welchem Falle Alles ein Ende hat. Thut er das nicht, so kann das Verhältniss ehrenhafter Weise nur mit der Hochzeit schliessen, wobei aber freilich dem Vater zukommt, den Termin selbstständig festzusetzen, wo Solches geschehen soll. Vorherrschend massgebend sind bei der Schliessung der Ehen Reichthum und Gesinnung,

d. h. politische, wie denn auch Amwraorgin seinen Sohn und seine älteste Tochter unter diesem Gesichtspunkte sehr vortheilhaft verheirathet hat, und zur Zeit unserer Reise ein sehr reicher junger Tschuktsche bei ihm als Arbeiter diente, um die zweite Tochter zu erhalten. Bei ihnen herrscht Vielweiberei, jedoch scheint eine Frau, meistentheils die erste, eine Art bevorzugte Rolle zu spielen. Amwraorgin reiste mit zwei Frauen, hatte aber noch eine dritte, ganz junge und sehr nette Frau sich angeschafft, die er, wie ich erfuhr, auch mitnehmen wollte, was er aber in Folge des sehr energischen Widerspruchs der beiden anderen unterliess. Diese beiden vertrugen sich während unserer Reise, die doch lange genug dauerte, vollkommen gut, aber es war unverkennbar, dass die erste Frau, Anna, die auch, wie er selbst und seine Kinder, getauft war, als eigentliche Hausfrau galt. Die Vielweiberei ist aber, wohl aus praktischen Gründen, der Ausnahmezustand und die Monogamie die Regel. So erzählte es auch einer der Begleiter Amwraorgin's auf der Reise, Aiginwat, ein wahrer Riese an Gestalt und Kräften, dem Dr. Neumann, an den er sich sehr angeschlossen hatte. Sie verkehrten vielfach mit einander und müssen unter Anderem sehr intime Gespräche geführt haben, denn Neumann theilte mir eines Tages mit, er habe sich mit Aiginwat über Vortheil und Nachtheil der Vielweiberei unterhalten und letzterer habe ihm bei der Gelegenheit sehr entschieden angerathen, es bei einer Frau bewenden zu lassen, wenn er einmal selbst seinen Hausstand gründe. Es sei ja wohl in mancher Hinsicht recht angenehm, zwei Frauen zu besitzen, dabei sei aber der Uebelstand zu berücksichtigen, dass sie sich fast nie ordentlich unter einander vertrügen, sondern sich meistentheils auf das Heftigste befehdeten. «Sieh mal meine Frau

an», hatte er Neumann gesagt, «sie ist ordentlich und arbeitsam, aber alt und hässlich» (das war in der That der Fall, ihr Aeusseres war wenigstens durchaus nicht empfehlenswerth, über ihre inneren Tugenden konnte aber auch Neumann nichts aussagen), «ich wollte mir daher noch eine andere Frau anschaffen und that es auch, als ich eine sehr hübsche junge Person fand. Aber von dem Tage an, wo ich sie in mein Zelt brachte, habe ich keinen Frieden mehr gehabt, die beiden Weiber lagen sich tagtäglich in den Haaren, schlugen sich, schimpften sich, so dass es nicht zum Aushalten war und ich froh war, wenn ich nicht zu Hause zu sein brauchte. Ich fing an mich herumzutreiben, weil ich nicht den ewigen Streit anhören wollte, kurz Alles ging schlecht. Als ich einmal wieder nach längerer Abwesenheit nach Hause kam, wunderte ich mich, dass Alles so ruhig und still war, ich fand aber auch nur meine erste Frau vor, die mit einer Näharbeit beschäftigt war. Als ich sie fragte, wo die Andere sei, schrie sie mir zu, geh doch in ihren Polog (51), da kannst du deine Schöne finden. Ich fand sie auch, aber mit zerschlagenem Schädel. Die Weiber hatten sich wieder geprügelt und die Alte der Jungen mit der Schneeschaufel den Schädel gespalten. Seit der Zeit habe ich es aufgegeben, mir eine zweite Frau anzuschaffen und habe wenigstens Frieden im Hause».

Möglich, dass ähnliche drastische Erfahrungen auch von Anderen gemacht worden sind, jedenfalls scheint die Vielweiberei eben nicht stark unter den Tschuktschen vertreten zu sein. Hier ist aber noch anzuführen, dass das Werben um die Frau durch Arbeit und Dienstbarkeit wohl nur bei der ersten Frau stattfindet und wohl nur in dem Falle, wenn eine bedeutende Mitgift dazu kommt. Die späteren Frauen werden, so weit ich habe erfahren können,

einfach gekauft, worin wohl auch der Unterschied ihrer Stellung im Hause begründet sein dürfte. Es ist mir aber nicht gelungen hierin vollständige Klarheit zu erlangen, ich schliesse das mehr aus dem, was ich gesehen und gehört habe. Jedenfalls hatte Amwraorgin seine junge dritte Frau, wie er sagte, sehr theuer von ihren Eltern gekauft, für eine sehr grosse Zahl von Rennthieren. Im Hause schien sie noch keine rechte Stellung erworben zu haben; sie ging wohl mehr geputzt umher, als die beiden älteren Frauen, schien aber sonst dem Gesinde und den übrigen Tschuktschen gegenüber durchaus keine Bedeutung zu haben (52).

Am Standort Amwraorgin's blieben wir 10 Tage, wohl unnützer Weise die kostbare Zeit verschwendend; aber hierin war nichts zu ändern; hatten wir einmal beschlossen mit den Tschuktschen zu ziehen, so mussten wir auch in der Weise der Nomadenvölker reisen und uns daran gewöhnen, dass Zeit kein Gegenstand ist. Sie hatten ihre Vorbereitungen zu machen, und das verlangte Alles viel, viel Zeit. Es war ja wohl wahr, was Amwraorgin mir einmal zu seiner Entschuldigung sagte, dass ihn der Empfang des Erzbischofs sehr aufgehalten habe, denn wenn er sein Volk und seinen grossen Hausstand auf ein Jahr, wie es doch auch kommen konnte, verliess, so hatte er allerhand Anordnungen zu treffen, und die hatte er nicht machen können, weil er sich in Nishnij und am Kleinen Anui befand, dann kam der Jahrmarkt dazwischen; kurz er hatte ja Verhinderungen aller Art erfahren. Nun lag der Plan vor, gleich nach Ostern aufzubrechen und an die Quelle des Anadyr und Tschaun zu ziehen. Auf dem Wege dahin sollten uns die beiden Tschuktschen Tineimit und Aiginwat treffen, die von ihren respectiven Standquartieren sich auch an jenen Ort zu begeben hatten. An dem Passe ungefähr, von

wo aus man aus dem System des Anadyr in das des Tschaun gelangen konnte, sollten uns die Boten treffen, die Amwraorgin auf leichten Rennschlitten bis hinter Jakan gesandt hatte, um zu erfahren, ob es möglich sei in diesem Jahre mit Rennthieren an's Cap Peek zu gelangen. War das auf irgend einem Wege möglich, so hatte unser Unternehmen auch auf guten Erfolg zu rechnen, wenn nicht, nicht. Wir mussten alsdann auf dem Südabhange des Gebirges weiter ziehen und unser Unternehmen war als vollkommen gescheitert zu betrachten.

Am 24. April konnte die Reise insoweit beginnen, als wir uns vom Platze fortbewegten und nach 6 Werst Fahrt unser erstes Reisenachtlager bezogen. Da von nun an die Reise in ermüdendem Einerlei, Tag für Tag, mit Aufbruch, Wandern und Niederlassung vor sich ging, bis wir im November in Markowo am Anadyr ankamen, so will ich hier als Beispiel einen solchen Tag schildern. Uns war für die kalte Zeit ein schöner geräumiger Polog überlassen worden, den wir noch durch eine Verbesserung zum täglichen Aufenthalt an Rasttagen geeigneter gemacht hatten. Ist der Polog ganz herabgelassen, so herrscht in demselben ägyptische Finsterniss, zieht man dagegen die Vorderwand auf, so wird es zu kalt, als dass man ordentlich arbeiten und sich beschäftigen könnte. Wir liessen daher aus der Lage ein Stück von ungefähr zweieinhalb Fuss von drei Seiten losschneiden, so dass man es wie eine Klappe zurückschlagen konnte, in das viereckige Loch wurde dann ein Stück weissen Zeuges hineingenäht und somit eine Art Fenster geschaffen, das Licht genug hereinliess, um bequem arbeiten zu können. Diesen so verbesserten Polog bewohnten wir bis zum 29. Mai, an welchem Tage wir unser eigenes Leinwandzelt bezogen und etwas unabhängiger von der Aufbruch- und

Niederlassungsarbeit der Tschuktschen wurden, welche stets unglaublich viel Zeit in Anspruch nahm.

Jeden Morgen gegen 5 Uhr weckte ich die Kosaken und diese die Tschuktschen. Letztere begaben sich sofort zur Heerde oder, wie es dort hiess, zum Tabún, um die Rennthiere heranzutreiben. Unterdessen begannen die Weiber die Zelte abzubrechen, wobei sie die Rücksicht beobachteten unseren Polog stets ganz zuletzt in Angriff zu nehmen. Das hinderte aber nicht, dass wir unseren Thee und unser Frühstück im Freien einnehmen mussten, denn die Schlitten mussten stets schon fertig bepackt sein, ehe die Rennthiere angetrieben wurden. Die fertig bepackten Schlitten, gegen hundert an der Zahl, wurden sodann in einem weiten Kreise mit nur einer schmalen Oeffnung aufgestellt und nun konnte man das Herannahen der Heerde erwarten. War die Weide gut gewesen, so fand man die Thiere am Morgen auf dem Platze, wo man sie am Abend gelassen, bei schlechter, spärlicher Weide jedoch liefen sie ebenso auseinander, wie es mit den Pferden früher der Fall gewesen war, und es dauerte dann oft lange, ehe man sie Alle beisammen hatte. Die Hirten und Fuhrleute bemühten sich wohl beim Herantreiben nach Möglichkeit nur die Fahrthiere, deren wir gegen 200 Stück mit uns führten, von der übrigen Heerde auszusondern, es gelang das aber nur zum Theil, da immer eine grössere oder kleinere Anzahl von Schlachtthieren mit in den Kreis hinein kam. Waren sie Alle drin, so wurden Weiber oder Kinder an die Oeffnung gestellt und nun begannen die Männer diejenigen Fahrthiere auszusuchen, die für den gegebenen Tag angespannt werden sollten. Jedes Thier wurde sofort an seinen Schlitten gebracht und eingehakt, dann aber wurden, sobald der letzte Schlitten bespannt war, die übrigen Thiere losgelassen, die darauf selbst zur Heerde

zurückliefen. Unter günstigen Umständen dauerten alle diese Vorbereitungen nicht unter drei Stunden, hatten die Thiere sich aber verlaufen, noch viel länger. Dann wurden die Schlitten in eine Reihe gestellt, immer 15 oder 16 in einen Zug zusammengebunden, deren jeder von einem Weibe geführt wurde, das letzte Glied im Zuge bildete immer das Rennthier, das die langen Zeltstangen zu ziehen hatte; jetzt erst war Alles fertig und die Karawane oder der Kawralj konnte sich in langsamem Schritt in Bewegung setzen. Die Tschuktschen fuhren auf ihren kleinen, leichten Rennschlitten, von uns hatte jeder auch einen mit einem Thier bespannten Schlitten, den er selbst zu kutschen hatte, nur Neumann machte insofern eine Ausnahme, als er erklärte, er werde nicht selbst kutschen, weshalb ihm ein Tschuktsche beigesellt wurde, der Neumann's Rennthier hinten an sein Schlittengepäck anband. Ich hatte mir selbst einen Rennschlitten von den Tschuktschen gekauft mit einem Paar vortrefflicher Renner, erhielt dieselben aber nur unter der Bedingung, dass die Thiere, falls sie den Weg aushielten, nach unserer Rückkehr wieder ihrem früheren Besitzer zufallen sollten.

Der Kawralj zog nun in langer, sich oft weit über eine Werst ausdehnender Linie langsam seine Strasse, die Tschuktschen auf ihren Rennthieren jagten gewöhnlich voraus, sich im Lande umsehend, wo der bequemste Weg sei, wie man am besten Flüsse oder sonstiges Hinderniss überwinden und schliesslich, wo man die beste Weide zum Nachtlager finden könne. In den ersten Tagen haben wir noch 30, ja sogar 50 Werst den Tag machen können, später aber, als der Schnee zu schwinden begann, wurden die Tagesmärsche immer kürzer und schliesslich, als es nur über Gras und Moos ging, ermatteten die Thiere in solchem Grade, dass

wir trotz häufiger Rasttage uns nur drei bis sechs Werst täglich fortbewegen konnten.

War die Tagereise vollendet, so hielt man an und wurden vor allen Dingen die Schlitten ausgespannt und die Thiere in den Tabun gelassen, womit die Arbeit der Männer beendet war, alles Uebrige lag den Weibern ob. Zuerst mussten die Plätze für die Zelte von Schnee gereinigt werden; dazu brauchte man Schneeschaufeln, die aus dem Stirnstück des Rennthiergeweihes gemacht werden. Das Thier hat an der Wurzel der Geweihe zwei Schaufeln, die horizontal nach vorn wachsen, von denen die eine stets verkümmert, zuweilen auch ganz fehlt. Im letzteren Falle ist die andere Schaufel sehr entwickelt und giebt, wenn man ein Loch hinein bohrt und in dasselbe einen kurzen Holzstiel steckt, eine Art Hacke, sehr geeignet, den Schnee fortzuschaffen. Der Platz wird sehr sorgfältig gereinigt, so dass das Moos oder der Rasen voll herauskommt und von Schnee auch keine Spur nachbleibt, dann stellt man das Stangengerüst auf, befestigt über demselben die grossen Zeltleder und schliesslich, wenn auch die Polog's eingehängt sind, wird das Feuer unter dem Kessel angezündet. Auch in diesem Falle erwiesen uns die Weiber die Höflichkeit in Etwas von der seit jeher gewohnten Regel abzuweichen, indem sie sobald das Stangengerüst nur fertig war, sofort unseren Polog herrichteten und sogar noch, gleich nach Reinigung des Platzes vom Schnee, ein Interimsfeuer anzündeten, damit wir nur so rasch als möglich unseren warmen Thee bekommen konnten. Der Wahrheit gemäss muss jedoch gleich hinzugefügt werden, dass wir uns dieser allerdings recht angenehmen Rücksicht nur Neumann's wegen zu erfreuen hatten, der bei unseren Begleitern sich einer überaus grossen Popularität erfreute, wohl weil er ihnen eine absolut räthselhafte

Erscheinung war. Sie konnten's sich offenbar gar nicht vorstellen, dass ein Mensch ununterbrochen fröre und noch dazu zu einer Jahreszeit, die ihnen schon viel zu warm zu werden begann. Sie freuten sich sehr über jeden kälteren Tag, der die Schneebahn, auf die ihnen Alles ankam, zu verlängern versprach, und hier sahen sie einen Menschen vor sich, der unter dieser schönen Witterung sich höchst ungemüthlich und unglücklich fühlte. Er war aber auch in einem auch uns höchst auffallend erscheinendem Grade empfindlich für Kälte. Der Topograph Afonassjef, der doch auch zum ersten Mal eine solche Reise machte, hielt sehr gut aus, obwohl er am meisten mit der Kälte zu thun hatte, da er doch während des ganzen Marsches seinen Peilcompass beobachtete und fortwährend Notizen in sein Taschenbuch zu schreiben hatte; auch der Feldscher Antonowitsch fühlte sich ganz wohl, was ja auch nicht gut anders sein konnte, da das Thermometer sich meistentheils unter zwanzig Grad unter Null hielt, also doch gegen das, was die Herren bisher durchgemacht, eine ganz milde Temperatur herrschte. Neumann aber fühlte sich erst wohl, wenn er im warmen Polog sass und einige Glas heissen Thee sich einverleibt hatte; er war in dieser Hinsicht ein entschiedener Gegensatz zu Amwraorgin, der stets mit uns speiste (53), denn dem war es immer im Polog viel zu heiss, so dass ihm, wenn er anfing Thee zu trinken, gleich der Schweiss von der Stirne rann. Neumann sah ihn dann gewissermaassen vorwurfsvoll an, wenn der sein Gesicht fortwährend wischte, und konnte dann und wann im Gefühl der tiefsten Entrüstung sagen: «sieh mal, der Mensch hat schon wieder zu heiss». Der riesige Aiginwat, der Neumann ganz besonders in sein Herz geschlossen hatte, beschäftigte sich vielfach mit diesem ihm höchst sonderbaren Zustande seines

Freundes, liess ihm von seinem Weibe eine lange Pelzwurst nähen, in die er seine Arme bis an die Ellenbogen stecken konnte, eine Art höchst sonderbaren Muff's, und als selbst dieser Apparat bei Neumann noch nicht die gewünschte Wirkung hervorzubringen schien, kam er einmal mit dem Dolmetscher zu mir, um mir einen höchst praktischen Vorschlag zu machen. Er beabsichtigte Neumann ganz in Rennthierfelle einzunähen mit nur einer Oeffnung zum Athemholen und Speiseeinnehmen; aber dieser war über das Ansinnen höchst entrüstet, und das Projekt konnte daher nicht praktisch erprobt werden.

Da das Aufstellen des Zeltes auch gegen drei Stunden in Anspruch nahm, so verloren wir jeden Tag allein sechs Stunden zum wenigsten auf ganz unproduktive Weise, was besonders für die erste Zeit, wo wir noch gute Bahn hatten, als schwerer Verlust zu bezeichnen ist. Aber, wie gesagt, es ging nicht anders, die Tschuktschen wollten ja auch so rasch als irgend möglich vorwärts, konnten aber nicht ihre ganze Lebensart ändern. In drei Tagen erreichten wir, hier genau nach Osten ziehend, die Wasserscheide zwischen dem Grossem Anui und Anadyr, also zwischen Eismeer und Stillem Ocean. An dieser Stelle ist dieselbe sehr wenig bemerkbar und besteht in einem flachen Erdrücken, der aber nicht unter 3000 Fuss Höhe über dem Meer haben dürfte, da wir das Lager Amwraorgin's, das noch in der Baumgrenze, wenn auch in der Nähe derselben, errichtet war, auf gegen 2000 Fuss gefunden hatten, hier aber aller Baumwuchs schon verschwunden war. Letzterer hatte uns noch den Anui hinauf zwei Tagereisen lang begleitet, dann aber sahen wir, dass die Tschuktschen ihre Schlitten, so weit das nur möglich war, mit Holzscheiten beluden, was sie auf unsere Nachfrage dahin erklärten, dass das nächste Nachtlager

schon ohne Wald sein werde und solcher auch hinfort nicht mehr zu erwarten sei. Wir zogen jetzt das Thal des Tennéke, eines Nebenflusses der Ennwa oder Menkerówa, wie er bei den Russen heisst, hinunter und waren somit im System des Anadyr, den die Tschuktschen Jái nennen. Die Menkerówa, längs welcher man von Markowo zum Kleinen Anui geht, ist der westliche Quellfluss des Anadyr, der ebenso grosse östliche trägt bei den Russen ausschliesslich den Namen des Hauptflusses, die Tschuktschen bezeichnen jedoch auch beide mit den Namen Jai. Es war überhaupt sehr schwer von diesen Leuten sich geographische Auskunft zu verschaffen, nach oft stundenlangen Unterredungen war man schliesslich so weit, wie zu Anfang derselben, und selbst der Dolmetscher erklärte schliesslich, er könne nicht weiter übersetzen, er werde nicht klug aus dem, was ihm die Leute vortrügen. Sie unterscheiden sich hierin sehr zu ihrem Nachtheil von den Jakuten und noch mehr von den Lamuten und Tungusen, die ganz vortreffliche Geographen sind. Was dabei sehr auffiel, war der Umstand, dass sie uns sogar im Gebiet des Grossen Anui, wo sie doch jeden Stein und jeden Strauch genau kannten, gar keinen Flussnamen nennen konnten und uns daher ausser Stand setzten, unsere Karte mit ihrer Hülfe zu revidiren, was dieselbe sehr nöthig hatte. Sie kannten immer nur Quellen der Orlowka, Nebenfluss der Orlowka, und dabei blieb es. Erst viel später, in Nishnij, ist es uns gelungen unter Beihülfe der Lamuten unsere Marschroute und überhaupt die Karte des von uns durchzogenen Landes festzustellen, unterwegs gelang uns das nicht. So konnten sie uns auch über den Anadyr vollends nichts berichten, als nur das, was wir auch ohne sie wussten, dass wir uns nämlich im Gebiete des Anadyr befänden und alle Flüsse, die uns aufstiessen Quellen desselben seien; die

Karte ist für diesen Theil der Reise erst nach vielfachen Berathungen in Markowo mit Tschuktschen, Jukagern und Russen festgestellt worden.

Am 29. April trafen wir mit Tineimit und Aiginwat zusammen, so dass unsere Reisegesellschaft jetzt vollständig war. Es zogen also mit uns ausser Amwraorgin zwei reiche Heerdenbesitzer, und unser Nachtlager bestand aus fünf Zelten, in denen ausser uns und unseren vier Kosaken gegen 40 Tschuktschen, Weiber und Kinder mit eingeschlossen, sich befanden. Unsere Heerde war an Schlachtthieren gegen 1500 Stück gross, dazu kamen gegen 300 Fahrthiere, so dass wir im Ganzen einen, nach Begriff der Tschuktschen, recht stattlichen Eindruck machten, und Amwraorgin also in dieser Hinsicht ganz befriedigt sein konnte und es auch wirklich war: er hatte das Bewusstsein, dass er sich sehen lassen konnte.

Den ersten Mai trafen wir auf unserem Wege ganz unerwarteter Weise auf eine kleine Oase von einigen hundert recht stattlicher hochstämmiger Pappeln, in deren Zweigen viele Raben ihre Nester hatten, sie schienen schon Eier zu haben, Junge jedoch trafen wir erst gegen acht Tage später an. Bald darauf entschied sich das Schicksal unserer Reise: am 3. Mai trafen uns die von Amwraorgin vorausgesandten Boten, die uns die traurige Kunde brachten, es sei ganz unmöglich das Gebirge, das vor uns lag und uns von den Quellen des Tschaunflusses trennte, zu überschreiten, am Nordrande desselben gäbe es für dieses Jahr kein Rennthierfutter. Die Boten waren nicht selbst bis Jakan gezogen, wohl aber war ihnen ein Rennthiertschuktsche mit dem traurigen Reste einer schönen Heerde begegnet und hatte sie umkehren geheissen. Es ist mir entfallen, weshalb dieser Mann gerade jetzt nach Cap Peek gehen musste, da

es ja schon früher bekannt war, dass die Weide nicht benutzbar sei; aber soviel ist mir noch erinnerlich, dass in Ostrownoje davon gesprochen wurde und dass er geäussert hatte, er kenne die Gegend so gut, dass er schon durchdringen werde, und eben darauf baute Amwraorgin seinen Plan. Nun kam der Mann zurück, nachdem ihm der grösste Theil seiner Heerde zu Grunde gegangen war und auch die Thiere, die er noch zurückführte, nach der Aussage der Boten, in einem Zustande gewesen waren, der es zweifelhaft erscheinen liess, ob er sie noch durchbringen könne. Sofort wurden alle Männer versammelt, und es begann ein sehr lebhaftes Gespräch, das mir von dem Dolmetscher nicht wörtlich übersetzt werden konnte, aber aus welchem hervorging, dass die Leute nur schwer daran glauben wollten, dass die Nordpassage vollkommen geschlossen sei. Aiginwat schien von den Heerdenbesitzern der einzige zu sein, der noch allenfalls den Weg erzwingen zu können meinte, Tineimit jedoch stellte sich sofort auf die Seite Amwraorgin's, dass man gegen die Natur nichts ausrichten könne und falls man doch vorginge, nur erreichen werde, was jener Tschuktsche erreicht hatte, — den Verlust der Heerde. Darin stimmten sie denn auch Alle nach langem Sprechen überein, und es blieb uns nur noch der Weg am Südrande des Gebirges, der aber führte an die Mündung des Anadyr.

Damit war denn Alles entschieden und unsere Reise als eine vollkommen verfehlte und von nun an ziemlich unnütze anzusehen. Wir hatten zwei Aufgaben zu erfüllen gehabt: die Tschuktschen in administrativer Hinsicht mit den übrigen Bewohnern der Kolyma gleichzustellen und das Land näher zu erforschen, durch welches die Telegraphenlinie gehen sollte. Das erste Ziel war zum grossen Theil erreicht, und das andere konnte eigentlich auch besorgt werden, wenn wir

gleich nach Markowo gingen, dort den Eisgang abwarteten und dann in Booten den Anadyr hinunter fuhren. Ich hatte anfangs auch diesen Gedanken, gab ihn aber auf, weil, da wir nun doch einmal da waren, wo wir standen, wir in geographischer Erforschung des Landes wohl etwas mehr leisten konnten, wenn wir den Hinweg quer durch das Land und nur den Rückweg auf dem Flusse nahmen. Es war das herzlich wenig für die lange und langweilige Reise, die uns nach den bisher gemachten Erfahrungen sicher bevorstand, aber die grossen Ausgaben, die bereits aufgewandt waren, liessen sich nicht ungeschehen machen; man musste daher thun, was noch gethan werden konnte. Aber ein trauriger Tag war für uns der 3. Mai 1870. Jedenfalls konnte nun nicht mehr daran gedacht werden festzustellen, was uns am meisten am Herzen lag: wie gross die Zahl der sitzenden Tschuktschen am Eismeer war, in wieweit sie dort, selbstständig lebend, ihren Unterhalt finden konnten und ob sie, falls die Rennthier-Tschuktschen sich gänzlich nach Westen zögen, dort ohne dieselben weiter zu existiren im Stande waren. Was ich darüber wusste, war immer nur auf Hörensagen gegründet, die Möglichkeit, persönlich mich von der Sachlage unterrichten zu können, war jetzt ausgeschlossen.

So setzten wir unseren Zug denn am Südabhange des Gebirges fort, wobei wir vom 6. Mai an insofern eine Aenderung eintreten liessen, als wir des Nachts reisten, weil die Sonne, trotz des allenthalben liegenden Schnees, doch schon so stark wirkte, dass sie den Thieren beschwerlich fiel. Wie aus der Karte ersichtlich, bewegten wir uns jetzt sowohl, als auch im späteren Verlauf unserer Reise ausschliesslich im Quellgebiet der linken Zuflüsse des Anadyr. Das war ein sehr beschwerliches Wandern, den einen Quellfluss hinauf, den anderen hinunter; daher war schon damals

die Rede davon, weiter nach Süden zu gehen, wo man mit weniger Wasserläufen zu thun haben musste. Dann aber stand die Schwierigkeit in Aussicht, dass in der Ebene der Schnee noch rascher schwinden müsse, und wir viel früher als im Gebirge uns wieder über die Moortundra fortzuschleppen haben würden; ferner, dass wir wohl kaum die Möglichkeit gehabt hätten, über jene wenigeren, aber daher auch breiteren Flüsse hinüber zu gelangen, da wir im waldlosen Lande keine Flösse herstellen konnten. Zur Zeit ging es noch, da das Eis der Flüsse hielt, als aber am 14. und am 15. Mai (54) ein heftiger, aber warmer Sturm hereinbrach, der schliesslich in ein gewaltiges Schneegestöber überging, änderte sich das. Das Eis wurde mürber, konnte schliesslich nicht mehr befahren werden, und am 19. Mai befanden wir uns an einem Fluss, den wir eigentlich überschreiten sollten, aber nicht überschreiten konnten. An und für sich ganz unbedeutend, war er durch die Schneeschmelze angeschwollen und jagte mit gewaltiger Eile seine trüben Wasser dem Anadyr zu. Da wir an seinem Ufer ein kleines Pappelwäldchen, das letzte Gehölz, das wir bis Markowo zu Gesicht bekommen haben, entdeckten, beschlossen wir ein Floss zusammenzuschlagen, um zu versuchen, ob ein Uebergang möglich wäre. Das war es aber nicht, die Strömung war zu reissend, so dass wir am rechten Ufer weiterziehen mussten, bis wir endlich am 28. Juni zu einem kleinen gegen drei Werst langen und nur eine Werst breiten See gelangten, welchen unser Fluss durchfloss. Der See selbst war noch mit Eis bedeckt, die Ränder desselben jedoch in einer Breite von drei bis vier Faden aufgethaut, wir konnten also da auch nicht hinüber. Bei näherer Untersuchung fanden jedoch die Tschuktschen, dass der Fluss bei seinem Austritt aus dem See eine so geringe Strömung hatte, dass man einen

Uebergang versuchen konnte. Zu diesem Zweck wurden zwei leichte Rennschlitten mit den Stangen unserer Zelte so verbunden, dass ein kleiner Prahm entstand, auf welchem ich zuerst den Uebergang versuchte. Wenn man davon absah, dass das leichte Gerüst unter dem Gewicht zweier Menschen so tief sank, dass man etwa bis zum Knie im Wasser stehen musste, gelang die Sache ganz gut, und konnten zuerst die Menschen und dann auch das Gepäck hinüber geschafft werden. Letzteres machte allerdings so viel Arbeit, dass wir hiebei einen ganzen Tag verloren, aber es gelang doch Alles vor dem Nasswerden zu bewahren. Nun wurde der folgende Tag als Himmelfahrtstag den Leuten zur Ruhe bewilligt und dann erst die Reise weiter fortgesetzt. Die trostlose Einförmigkeit dieser langen Wanderung wurde nur unterbrochen durch die Besuche, die wir seitens der Tschuktschen allerdings ziemlich häufig erhielten. Das waren Rennthier-Tschuktschen, die zerstreut hier allenthalben zu hausen schienen und die die Gelegenheit benutzten, sich ihrem Oberhaupt oder, wie sie ihn nannten, ihrem Erém vorzustellen. Einige derselben wurden auch seitens Amwraorgin's der Ehre gewürdigt mir vorgestellt zu werden. In einem solchen Falle erschien er stets in seiner Staatskleidung und fragte um Erlaubniss seine Landsleute zu mir bringen zu dürfen. Ich habe sie auch stets empfangen in der Hoffnung, von ihnen geographische Nachrichten zu erhalten, sah mich aber meistentheils getäuscht: sie waren in dieser Hinsicht ebenso unbrauchbar, wie unsere Begleiter. Mit ihrer Lage schienen sie sonst ganz zufrieden zu sein, die Rennthiere vermehrten sich in genügender Weise, nur meinten sie, es sei im Winter doch etwas schwierig, ganz ohne Heizmaterial auszukommen, sie müssten aber schon hier bleiben, da dort das Quantum Futter, das der Boden hervorbringe,

schon sehr stark von den dortigen Heerden in Anspruch genommen werde, so dass für sie kein Platz mehr vorhanden sei. Die Tundra westlich von der Kolyma schien sie wohl zu interessiren, ob sie sich aber dieselbe näher ansehen werden, ist wohl für's Erste nicht anzunehmen, sie liegt ihnen zu weit ab (55). Den grösseren Theil dieser Reisebesuche habe ich nicht kennen gelernt. Amwraorgin meinte, das seien ganz arme, unbedeutende Leute, mit denen man weiter keine Umstände zu machen brauche. Bis Pfingsten, d. h. den 18. Juni, kamen wir doch noch auf 12—15 Werst den Tag oder vielmehr die Nacht. An den beiden Pfingstfeiertagen war so starker Schneefall mit heftigem Winde, dass wir uns nicht von der Stelle rühren konnten, was wir aber dadurch einholten, dass wir in Folge des gefallenen Schnees etwas rascher vorwärts kamen. Dann aber ging es nur noch 6 bis höchstens 8 Werst, wobei die Thiere doch stark angestrengt wurden. Der Schnee lag nur noch in einzelnen Streifen umher, die stets sorgfältig aufgesucht wurden, um doch einige Erleichterung zu schaffen. Schliesslich verschwand auch dieses letzte Ueberbleibsel des Winters, und wir hatten jetzt, was man in jenem Lande Sommer nennt, und das vorherrschend in Nebelwetter bestand. Dies feuchte Wetter wirkte sehr schlecht auf unser Gepäck und unsere Vorräthe ein, fortwährend fielen die Schlitten beim Fahren über die Humpelmoräste, die die Signatur des Landes bildeten, um, wodurch das Gepäck in's Wasser fiel. Zum Trocknen der Ledersäcke und der Kasten kam man nicht, weil die Sonne sich nur selten zeigte, — kurz Alles drohte zu verderben. Den 8. Juli musste ich meinen ganzen Brodvorrath, von dem noch gegen 30 Laibe übrig waren, fortwerfen, weil Alles so durchschimmelt war, dass auch beim sorg-

fältigsten Zerschneiden des Brodes in ganz kleine Stücke sich nichts Schimmelfreies vorfand. Das war ein sehr harter Schlag. Wir gingen so langsam weiter, die Tschuktschen wussten absolut nicht, wo wir uns befanden, da sie Alle diese Strasse ebenfalls zum ersten Mal zogen, kurz ich konnte in keiner Weise berechnen, wie wir aus unserer Lage herauskommen würden und ob wir nicht am Ende den Winter am unteren Anadyr verbringen müssten. Deshalb wagte ich es nicht, den Zwieback, von dem ich nur sehr wenig besass, in Angriff zu nehmen, weil ich fürchtete die Anderen könnten den Winter ohne Brodnahrung nicht aushalten. Fleisch hatten wir ja genug, und so lange es warm war, konnte man damit auch zufrieden sein, wenigstens lag keine Gefahr des Skorbuts vor, ich liess also nur noch Fleisch und zwei Mal in der Woche Grütze reichen, verschloss aber ganz die Zwiebacksäcke. Das erregte allerdings grossen Unwillen unter meinen Reisegesellschaftern, sie waren der Ansicht, man könne nicht von Fleisch allein leben, namentlich könne man am Morgen zum Thee nicht gleich mit gebratenem Fleisch beginnen. Es ging aber nicht anders, die Sache war zu ernsthaft. Den 10. Juli kamen wir an einen grossen Fluss, den zu überschreiten wir nicht vermochten, dessen tiefes und breites Flussbett jedoch darthat, dass ein Umgehen seiner Quelle uns von unserer Richtung allzuweit entfernen musste. Da war guter Rath theuer, der Eine rieth dies, der Andere das, aber es half Alles nichts. Zuerst versuchten wir ein Floss aus Zeltstangen und Schlitten herzustellen, wie wir es am 28. Juni mit Erfolg gethan hatten, aber es liess sich in keiner Weise fortrudern, es schwamm wohl, konnte aber nicht vorwärts. Ganz dieselbe Erfahrung machten wir mit einem Mittel, das sonst

unter wilden Völkerschaften sehr wohl bekannt ist: es wurden einige Rennthiere getödtet und denselben das Fell so geschickt abgezogen, dass der ganze Kadaver des Thieres zur Halsöffnung herauskam; die wenigen natürlichen Oeffnungen wurden dann verbunden und die Schläuche aufgeblasen. Diese trugen zwei zwischen denselben gebundene Schlitten ganz vortrefflich, liessen sich aber auch weder lenken, noch vorwärts bewegen. Es lag das daran, dass die Tschuktschen, wie alle asiatischen Völkerschaften, selbst nie in's Wasser gehen und daher natürlich vom Schwimmen keine Ahnung haben, ein derartiges Schlauchfloss kann aber nur durch Schwimmen weiter bewegt werden. In dieser trostlosen Lage fragte mich Amwraorgin plötzlich, was ich wohl meine zu einem grossen Lederboot, er wollte seine leichten Schlitten so aufstellen und mit Riemen fest aneinander binden, dass sie ungefähr die Gestalt eines grossen Bootes erhielten, dann sollte eines der grossen Leder seines Zeltes auf die Erde ausgebreitet, das Schlittengestell auf dasselbe gesetzt und die Ränder des Leders über die Schlittensitze aufgeschlagen und an dieselben angebunden werden. Ich glaubte nicht recht an dieses Mittel, weil es mir kaum denkbar erschien, ein aus so vielen Stücken zusammengesetztes Leder könne wasserdicht sein; er aber meinte, das sei Sache der Weiber, die würden das schon machen. Man begann also die Arbeit. Während die Weiber das Leder auf das Genaueste untersuchten und auch die kleinsten Löcher und Beschädigungen desselben ausflickten, banden die Männer die Schlitten fest aneinander, wobei sie allerdings eine recht leidliche Bootform erzielten. Dann wurden die Schlitten auf das Leder gesetzt und die überall reichlich übrig gebliebenen Ränder heraufgebunden: man erhielt eine Art

Prahm oder Boot von ca. 5—6 Faden Länge, 3 Faden Breite und gegen $1^1/_2$ Fuss Höhe. Es kostete Mühe, diese unbehilfliche Maschine auf das Wasser zu schaffen: heben liess sie sich nicht recht und über den Kies schieben war auch nicht ohne Gefahr, da das dünne Leder leicht beschädigt werden konnte. Indessen es gelang, und als das eigenthümliche Fahrzeug glücklich auf seinem Elemente angekommen war, erwies es sich zum allgemeinen Jubel der Tschuktschen als gut tragend und leicht lenkbar und bewegbar. Viel Last konnte man allerdings nicht wagen aufzulegen, aber das that nichts, hatten wir doch ein Mittel hinüberzukommen, auf die Zeit kam es uns ja schon längst nicht mehr an. Die Tschuktschen hatten ausserdem ein sehr dringendes Bedürfniss, an dieser Stelle das andere Ufer zu erreichen, denn die ganze Rennthierheerde befand sich bereits daselbst. Am Tage vorher hatte sich plötzlich die Rennthierhummel gezeigt und den Tabun in solche Aufregung versetzt, dass er in wilder Eile, blind vor Furcht, mitten durch unser Lager dem Flusse zustürzte und an's andere Ufer hinüberschwamm. Die Thiere waren in so grosser Erregung, dass sie auf nichts ihnen im Wege Stehendes achteten: Neumann hatte gerade seine Instrumente aufgestellt, um Beobachtungen zu machen, als die Heerde heranstürzte; es gelang ihm kaum, seinen Theodolit vom Gestell herabzunehmen, den Quecksilberhorizont konnte er schon nicht mehr fassen, sondern musste sich begnügen sich über denselben zu werfen, um ihn mit eigener Person zu decken, als die Thiere über ihn weg dem Flusse zu eilten, wobei er eine Anzahl gründlicher Fusstritte zuertheilt erhielt. Mit diesem Fluss Tan-leo hatten wir aber auch das letzte grössere Wasser überschritten, das uns noch im Wege stand, wir hatten nicht mehr weit

zur Mündung. Unsere Tagereisen wurden jedoch immer kürzer und die Rasttage, der sehr angegriffenen Thiere wegen, immer häufiger, so dass wir nur langsam weiter rückten. Am 27. Juli wollte Neumann eine Sonnenfinsterniss beobachten, deren Totalität gegen 4 Minuten dauern sollte. Leider gelang die Beobachtung insofern nur unvollständig, als es uns nicht möglich war, am genannten Tage den Bereich der Totalität zu erreichen, es blieb ein kaum bemerkbarer schmaler Streifen der Sonne unbedeckt. Die Tschuktschen verhielten sich vollkommen ruhig und apathisch, sogar dann, als es dunkel zu werden begann und am vollkommen klaren Himmel die grösseren Sterne sichtbar wurden. Nur einige Weiber meinten, es sei doch eigentlich schrecklich. Wir schoben ihre Theilnahmlosigkeit auf den Umstand, dass sie ja von uns viel von der bevorstehenden Finsterniss gehört und sich selbst die grösste Mühe gegeben hatten rascher weiter zu kommen, um uns in den Bereich der Totalität zu bringen. Aber das ist nicht der Fall gewesen; denn als wir einige Tage später mit einigen Tschuktschen, die mit zahlreichen Heerden in dieser Gegend hausten, zusammentrafen und sie befragten, erwies es sich, dass sie dem Gegenstande gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatten, obgleich sie sich zur Zeit unter der Totalität befunden hatten. Sie schienen zuerst nicht recht zu wissen, was wir wollten, erst nachdem sie auf die näheren Umstände aufmerksam gemacht worden waren, erzählten sie, dass allerdings vor einiger Zeit die Sonne um Mittagszeit am Himmel aufgehört habe und es ganz dunkel geworden sei, das wäre jedoch sehr rasch wieder vergangen, und die Sonne habe wieder so hell geschienen, wie früher. Keine Spur irgend einer Aufregung bei einer Naturerscheinung, die doch sonst auf wilde Völker einen

sehr starken Eindruck hervorzubringen pflegt. Ob diese Gleichgiltigkeit nicht daher rührt, dass im hohen, trüben Norden, wo man noch dazu im Winter die Sonne lange Zeit hindurch sich gar nicht über den Horizont erheben sieht, das plötzliche Verschwinden derselben einen geringeren Eindruck hinterlässt, als im Süden, wo man gewöhnt ist, das Gestirn jeden heiteren Tag ohne Ausnahme am Himmel zu erblicken?

Das Trostlose unserer Reise wurde noch dadurch erhöht, dass wir uns durchaus keine auch nur annähernde Berechnung des Tages unserer Ankunft an der Mündung des Anadyr zu machen vermochten. Die Tschuktschen, die uns ziemlich zahlreich besuchten, gaben darüber die widersprechendsten Nachrichten, selbst Aiginwat, den wir vorausgesandt hatten um die Wege zu erkunden, berechnete nach seiner Rückkehr die uns noch übrige Zeit viel zu kurz. In immer kürzeren Märschen zogen wir weiter, einen Tag wie den anderen, stets über Hümpelmoor, wobei man nach Belieben entweder auf den Hümpeln, die mitunter die Höhe von $1^1/_2$ bis zwei Fuss erreichten, herumbalanciren oder im Wasser gehen konnte. Es war die trostloseste und langweiligste Reise, die ich je gemacht. Endlich am 15. oder 16. August liess sich von den höheren Bergen am Horizont der dunkle Streifen des Grossen Oceans sehen: es war wie eine Erlösung, man wusste doch jetzt, wo man war, und konnte das Ende des Jammers voraussehen.

Endlich erreichten wir den Fluss und schlugen am 19. August unser Lager an einem ziemlich steil zur Mündung abfallenden Hügel von gegen 200 Fuss Höhe auf, um längere Zeit (bis zum 3. Sept.) an Ort und Stelle zu bleiben, weil alles Schlittenmaterial durch das Schleifen auf der Erde in einen sehr verzweifelten Zustand gera-

then war und einer gründlichen Reparatur bedurfte, und die Thiere auch ausruhen mussten, wenn sie uns noch weiter ihre Dienste leisten sollten.

Der Tag unserer Ankunft wurde mit einer Opferceremonie gefeiert, über deren Sinn und Bedeutung es uns nicht gelungen ist, irgend eine Erklärung von den Tschuktschen zu erhalten, so dass ich glaube, sie vollbrachten nur einen Ritus, der, von Alters herstammend, ihnen zur Gewohnheit geworden war, ohne irgend etwas dabei zu denken. Als die äusseren Zelte aufgestellt waren, führten die Tschuktschen an einen Platz ganz in der Nähe von Amwraorgin's Zelt nach und nach 9 Rennthiere herbei von den am meisten geschonten Fahrthieren. Amwraorgin gab vier Thiere, Tineimit, Aiginweit und die übrigen je ein Thier, ja auch ein Hund wurde dargebracht, da der betreffende Tschuktsche, wie auch andere Männer, die uns begleiteten, selbst kein Rennthier besass, aber doch das einzige Hausthier, das er sein nannte, opfern wollte. Jedes Thier wurde von zwei Seiten am Geweih gehalten, so lange, bis der Opfernde ihm sein Messer in's Herz gestossen hatte, dann liess man es los und beobachtete, auf welche Seite es fallen würde: sämmtliche Opfer gelangen gut, jedes Thier sank in die Knie und legte sich dann ruhig auf die rechte Seite, so dass die Todeswunde nach oben zu liegen kam. Ein Fallen auf die verwundete Seite wäre als unglückverheissend anzusehen gewesen. Sowie die Thiere todt waren, erschien zuerst das Weib Amwraorgin's, die Anna, tauchte ein Büschel Gras in das aus der Wunde sickernde Blut und bestrich damit, rund um das Zelt gehend, die Wände desselben an verschiedenen Stellen. Dann folgten die Weiber der anderen vier Zelte; das zweite Weib Amwraorgin's liess sich bei dieser Ceremonie nicht sehen.

Damit war das eigentliche Opfer beendet. Die Weiber kamen jetzt hinzu, balgten die Thiere ab, zogen das Fleisch von den Knochen, wie sie es stets nach dem Schlachten thaten, und liessen Geweih und Knochen auf dem Opferplatze liegen. Vom Hunde natürlich blieb der ganze Kadaver daselbst, aber sein Fell zog der Besitzer auch ab und nahm es zu sich.

---

4. Capitel.

Von der Mündung des Anadyr nach Nishnekolymsk.

Wir befanden uns, so weit wir von unserem hohen Standpunkte aus die Gegend übersehen konnten, gerade am Ausfluss des Anadyr, nach Süd-Süd-Ost hatten wir offenes Meer vor uns, nach West eine grosse, aber ziemlich flache Bucht, in welcher sich das Wrack eines im Jahre 1866 gestrandeten Schiffes, eines Zweimasters, befand. Es hatte der Telegraphen-Compagnie gehört und derselben allerhand Material angeführt. Wie uns zwei als Wächter der zurückgelassenen Waaren fungirt habende Tschuktschen erzählten, war das Schiff in Folge eines heftigen Sturmes leck geworden, so dass sie dem Kapitän die Bucht gezeigt hätten, wobei es ihm denn auch noch gelungen war, sein Wrack hineinzuschaffen. Darauf hatte man alle Waaren an's Ufer geschafft, aus dem Schiff zwei kleine Blockhäuser hergestellt und Alles darin geborgen. Die Tschuktschen hätten darauf den Kapitän und die Mannschaft nach Markowo gebracht, wohin man das Jahr darauf auch die Waaren geführt habe. Im Süden hatten wir vor uns eine hohe Felsengruppe, von

welcher uns nicht gelang festzustellen, ob sie eine Insel war, oder zum gegenüber liegenden Ufer des Anadyr gehörte, da uns das ganze jenseitige Ufer während unseres Aufenthaltes durch Nebel verdeckt blieb. Die Generalstabskarte hat daselbst die Insel Gljumka, aber auch in ungewisser Zeichnung und anscheinend mit dem Festlande verbunden. Wie sich aus der später zusammengestellten Karte ersehen lässt, stand unser Lager am linken Ufer östlich der beiden grossen Buchten Nerpitschja und Onemen und betrug die Fluthhöhe gegen $2^1/_2$ Fuss. Es war ein sehr glücklicher Fall für uns, dass das Wrack des Schiffes so leicht zugänglich in der flachen Bucht lag: die Tschuktschen konnten sich von dort das nöthige Holz zum Ausbessern ihrer Schlitten holen und gingen daher sofort mit anerkennenswerthem Eifer an die Arbeit. Es begann ein recht lebhaftes Treiben am sonst so einsamen Strande. Gleich bei unserer Ankunft hatten wir einige Zelte am Nerpitschja-Busen bemerkt, die Bewohner derselben ermangelten auch nicht bei uns zu erscheinen und Handel zu treiben; ihrem Beispiele folgten verschiedene Andere, kurz es waren Menschen genug da, die Alle Rennthierfelle zu Kleidern haben wollten, einen Artikel, der in hohem Werthe zu sein schien und darthat, in wie grosser Abhängigkeit die sitzenden Tschuktschen von den Rennthier-Tschuktschen sind und sein müssen. Die Leute, die uns hier trafen, gehörten sämmtlich zu den Ankal oder sitzenden Tschuktschen (Ankal heisst «am Meer» und bezeichnet schlechtweg jeden am Meer Wohnenden); sie hatten sich an den Anadyr begeben, um daselbst zu fischen und beabsichtigten, wie es schien, noch länger zu bleiben, um schliesslich auch an dem nun bald stattfindenden Rennthierfang bei Tschekajewo am Anadyr Theil zu nehmen. Nach ihren Aussagen muss ihr Leben denn doch ein sehr kümmerliches

sein, da es ihnen schwer fällt dem Meer so viel abzugewinnen, als zu ihrer Nahrung nothwendig ist. Das Meer kann ihnen aber im besten Falle doch nur Nahrung liefern, für Kleidung, besonders für Winterkleidung, sorgt es nicht, da die Wallross- und sonstigen Robbenfelle eine warme Kleidung nicht zu liefern im Stande sind. In letzterer Hinsicht hilft wohl der Rennthierfang am Anadyr etwas aus, er ist aber auch nicht ergiebig genug, um den grossen Bedarf an Rennthierfellen zu decken, dessen die verhältnissmässig dichte Bevölkerung am Cap Peek und Umgebung benöthigt. So viel sie nur irgend können, führen die Kaufleute, d. h. die Tschuktschen-Kaufleute, an, sind aber nicht in der Lage viel mitzunehmen, da sie nur über eine sehr geringe Zahl von Fahrthieren verfügen, ausserdem Felle aber nur am Anui, nicht aber in Markowo zu erschwinglichen Preisen zu haben sind. Früher, so lautet die oftmals und von den verschiedensten Seiten gehörte Klage der Strandbevölkerung, sei das Meer weit ergiebiger gewesen, sie hätten Seehundsfelle, Wallrosszähne und auch Fisch genug gehabt, seien daher auch stets in der Lage gewesen, sich das ihnen nöthige Material zu Winterkleidern von den Rennthier-Tschuktschen zu erhandeln, seit jedoch die Amerikaner begonnen hätten, Robben- und Wallrossjagd dicht an ihrer Küste zu betreiben, sei der Fang ein viel geringerer geworden und die Noth unter ihnen daher eine grosse. Es lag viel trostlose Resignation in den Erzählungen der armen Menschen, die es sich gar kein Hehl hatten, dass sie mit sicheren Schritten dem Untergange entgegen gingen. Viele von ihnen wählen schon den Ausweg, sich als Knechte und später als Hirten bei den Heerdenbesitzern, die in zerstreuten Lagern allenthalben in dem Lande einherziehen, zu verdingen; im Ganzen jedoch scheint die Bevölkerung noch

nicht von der unumgänglichen Nothwendigkeit durchdrungen zu sein: das Meer müsse verlassen und eine Wanderung nach Westen angetreten werden, wenn man dem allendlichen Untergange entgehen wolle.

Ausser diesen sitzenden Tschuktschen erhielten wir noch Besuche von den sogenannten Aigwan, einem Volksüberbleibsel eskimoschen Stammes, wie es scheint, das bis zum Cap Peek zerstreut unter sitzenden Tschuktschen wohnt und schon stark mit denselben vermischt ist. Die Aigwan unterscheiden sich im Aeusseren sehr wenig von den sitzenden Tschuktschen, auch sind ihre Zelte ganz ähnlich denen der Letzteren, d. h. die Sommerzelte, denn nur solche habe ich sehen können, wohl aber gehört, dass sie im Winter ihre Wohnungen halb in die Erde eingraben, um es wärmer zu haben. Sie kamen, theils um am Anadyr zu fischen, theils auch um mit unseren Tschuktschen Handel zu treiben, hatten aber nur sehr wenig von sich aus anzubieten. Gross soll die Anzahl dieses Völkchens nicht sein, auch scheint es, dass es wohl schon in absehbarer Zeit ganz in die Tschuktschen aufgegangen sein wird. Schon jetzt ist ihr eigenthümlicher Typus nur schwer erkennbar, und eigentlich kann man sie nur dadurch unterscheiden, dass die Einen allein die Tschuktschen-Sprache reden, die Aigwan aber ausser dieser noch ihre eigene kennen. Zwischenheirathen und gemeinsame Lebensweise werden wohl das Ihre thun, um die Aigwan bald ganz von der Bildfläche verschwinden zu machen.

Indessen kam der Winter heran, des Nachts sank das Minimum schon stark unter Null herab, es stellten sich bereits einige Schneegestöber ein, die Vogelwelt hatte sich schon sehr stark nach Süden verzogen, und noch täglich sahen wir den Flug derselben nach wärmeren Winterquar-

tieren fortdauern. Auch für uns kam die Zeit heran den Rückweg anzutreten, da die Narten wieder in Stand gesetzt waren und die Rennthiere bei der guten Weide, die sie hier fanden, sich leidlich erholt hatten. Amwraorgin meinte freilich, es sei noch mancherlei nachzuholen, wollte aber, wie es schien, nicht mehr länger die Gesellschaft seiner Landsleute vom Meer geniessen, da der Tauschhandel mit den armen Leuten sich mehr und mehr in ein Schenken seinerseits und ein Danken ihrerseits zu verwandeln schien, und er wohl glauben mochte, er habe hierin seiner Würde gemäss schon genug gethan. Wir brachen daher am 3. Sept. unsere Zelte ab und zogen vorerst den alten Weg eine Strecke zurück, am linken Ufer der Nerpitschja. Nach zwei Tagen ziemlich langsamer Fahrt, hielten wir wieder auf sechs Tage an, um die Schlitten allendlich fertig zu stellen und dann definitiv den Rückweg zu beginnen. Am 17. und 18. Sept. fiel schon recht reichlicher Schnee, der nicht mehr fortthaute und uns daher gestattete, uns wieder auf unsere Schlitten zu setzen. Es ging zwar vorerst noch recht mangelhaft vorwärts, weil die hohen Hümpel noch alle hervorragten, aber die Fussreise hatte doch ein Ende und auch das konnte mit Freuden begrüsst werden. Es war auch schon kälter, das Thermometer sank für gewöhnlich auf 5 bis 8 Grad Réaumur unter Null, was den Rennthieren von grossem Vortheil war. Höchst auffallend war die grosse Menge wilder Rennthiere, die sich jetzt sehen liess. Wir waren wohl auch sonst schon auf kleinere Trupps gestossen, aber doch mehr vereinzelt. Jetzt dagegen liessen sie sich fast täglich in Heerden von vielen Hunderten sehen, ja eine grosse Heerde muss viele Tausend Köpfe stark gewesen sein. Sie hatte sich auf einer Höhe aufgestellt, ganz in der Nähe des Platzes, wo wir unser Lager aufschlugen, und

schien nicht die mindeste Scheu vor uns zu haben. Amwraorgin bat sich meinen Hinterlader aus und begab sich auf seinem mit zwei Thieren bespannten Rennschlitten zur Heerde. Diese liess ihn so nahe herankommen, dass es ihm gelang fünf Thiere zu erlegen, ehe die anderen anfingen unruhig zu werden. Trotzdem dass fünf Thiere gefallen waren, verliess die Heerde doch erst langsam den Platz, als einige Tschuktschen sich ihr näherten, um die geschossenen Thiere fortzubringen. Den 23. September erwiesen sich einige kleinere Flüsschen als schon zugefroren, die grösseren führten gewaltige Massen Grundeis, so dass stellenweise sämmtliches Geröll im Bette des Flusses mit einer dichten Schicht desselben bedeckt war. Fortwährend löste sich das Grundeis in grossen Klumpen vom Boden des Flusses los, oft eine Menge kleiner Steinchen mit sich fortführend, aber stets bildete es sich in erstaunlich kurzer Zeit von Neuem. Hob man nun diese schwimmenden, wie von Wasser durchtränkter Schnee aussehenden Klumpen aus dem Wasser heraus, so sah man, dass man eine Unmasse ganz dünner Eisplättchen vor sich hatte, die weder fest aneinander gefroren waren, noch nur lose auf einander lagen, sondern vielmehr den Eindruck machten, als seien sie nur vermöge ihrer vielfach eckigen Gestalt in einander gehakt. Die ganze Masse bildete zwar einen Klumpen, man konnte aber sehr leicht die einzelnen dünnen Plättchen ablösen ohne irgend etwas zu zerbrechen. Die Steinchen, welche sich häufig unter den Plättchen fanden, waren nur an einige derselben festgefroren. Am 25. September kamen wir an den Tanjurer, den grossen linken Nebenfluss des Anadyr, konnten aber nicht hinüber, da er zwar schon mit Eis bedeckt, dieses aber noch zu dünn war, um den Uebergang einer Rennthierheerde zu gestatten. Wir mussten daselbst bis zum 2. Oktober

warten, dann erst erklärten die Tschuktschen das Eis für fest genug, um hinüber gehen zu können. Wir mussten uns ungefähr auf dem halben Wege nach Markowo befinden, und ich wäre gern auf leichter Narte vorausgeeilt und hätte meiner Gesellschaft Hundeschlitten entgegengeschickt, um diese Tschuktschen-Reise endlich beendigt zu sehen. Das liess sich aber immer noch nicht machen, weil wir nach Aussage eines reichen Rennthier-Tschuktschen, der uns besuchte, uns noch zu weit von den untersten russischen Ansiedelungen befanden, als dass wir dieselben hätten ohne Nachtlager aufsuchen können. Wir hätten also mindestens einmal unsere Thiere füttern müssen, das war aber nach Meinung der Tschuktschen ein etwas gefährliches Experiment, weil es leicht vorkommen konnte, dass die Rennthiere, während wir schliefen, zur Heerde zurückliefen, mit der sie so lange unzertrennt zugebracht hatten, und dann wären wir fest gesessen. Es blieb daher nichts übrig, als bei den Tschuktschen so lange zu bleiben, bis wir in die Nähe irgend welcher russischer Niederlassungen gelangten, die wir doch auch bald zu erreichen hoffen konnten, da wir jetzt schon längere Tagfahrten machten. Trotzdem dauerte es noch gegen 14 Tage, ehe wir so weit waren, dass Amwraorgin mir sagte, wir könnten heute, wenn wir vorausführen, hoffen, auf russische Niederlassungen zu treffen. Das thaten wir denn auch und fuhren auf leichten Schlitten voraus. Wir hatten unseren Weg im Thale eines kleines Flusses, der zum Anadyr floss, es ging recht rasch vorwärts, und gegen Mittag erreichten wir den Platz Utëstschiki oder tschuktschisch Enmot, wo zwei bis drei kleine Blockhäuser standen, ein seit langer Zeit entbehrter Anblick. Was aber noch in höherem Grade mein Interesse erregte, waren grosse Mengen getödteter Rennthiere: einige Haufen der-

selben lagen daselbst noch mit Haut und Haar, die meisten jedoch waren abgezogen und in grosse Stücke gehauen, auch war ein Blockhaus durchaus mit zerhauenen Rennthieren bis an die Lage angefüllt. Von einem alten Jukager, der in einem der Blockhäuser wohnte und Wache zu halten schien, erfuhren wir, dass hier sowohl als oberhalb und unterhalb dieses Platzes die alljährliche Rennthierjagd stattgefunden hatte und dass dieselbe sehr befriedigend ausgefallen sei. Viele Narten seien hier schon gewesen und hätten Thiere fortgeführt, aber noch lägen über tausend Stück am Ufer. Es soll das der Platz sein, der früher, in alten Tagen Tschekajewo hiess, und an welchem schon zu Zeiten des alten Ostrogs die Rennthierjagden stattgefunden haben. Es war interessant zu sehen, wie gross die Menge der getödteten Thiere bei einem solchen Fange zu sein pflegt, denn auch wir mussten den noch vorhandenen Vorrath auf weit über tausend Thiere schätzen. Dabei soll durch einen Brand eine grosse Menge der Beute verloren gegangen sein: es hatte sich dort noch ein Blockhaus gefunden, das man auch von unten bis oben mit geschlachteten Thieren angefüllt hatte, das aber durch irgend einen Zufall, wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit, in Brand gerathen war, so dass eine Menge Thiere verloren ging. Vom Wächter erfuhren wir, dass hier gegenwärtig keine Narten sich befänden, dass aber in einiger Zeit wieder welche zu erwarten seien, die nach Fleisch von Markowo aus herkommen sollten. Das war uns denn doch zu lange, wir erwarteten daher die Karawane und zogen mit derselben noch etwas weiter, und von dort aus fuhr ich dann mit Amwraorgin am 17. Oktober nach Markowo voraus. Wir hatten auf dem Fluss einige 20 Werst gemacht, als uns vier Hundenarten entgegenkamen. Glücklicherweise war man gegenseitig einan-

der noch zu rechter Zeit gewahr geworden, so dass die etwas schwierige Begegnung ohne weitere Unannehmlichkeiten vor sich ging. Die Rennthiere wurden zurückgeschickt, und ich fuhr mit Amwraorgin auf zwei Narten weiter den Fluss hinauf. Der Schnee auf dem Eise war hart, die Hunde in guter Verfassung, so dass wir rasch vorwärts kamen. Zuerst ging der Weg auf dem Anadyr selbst, dann den Máin, den grossen rechten Nebenfluss desselben, hinauf längs des Ufers der grossen Insel, die Anadyr und Máin bei ihrem Zusammenfluss bilden. Auffallend war, dass wir, sobald wir in den Máin einbogen, uns von hohem Weidengebüsch an beiden Ufern umgeben sahen, das sehr gegen das niedrige, unansehnliche Gestrüpp abstach, das unser Begleiter während des ganzen Sommers gewesen war. Bäume waren es noch nicht, aber die zwei Zoll starken, über fünfzehn Fuss in die Luft ragenden Weidenäste machten auf meine nicht verwöhnten Augen einen sehr erfreulichen Eindruck. Die Nacht auf den 19. nächtigten wir in einer Jurte bei Leuten, die sich hier des Fischfanges wegen aufhielten. Sie erzählten auch viel von der Rennthierjagd und waren sehr zufrieden mit derselben, sowie auch mit dem Fischfang, der gleichfalls sehr ergiebig ausgefallen war. Ausser schönem Fisch wurde uns ein Gericht vorgesetzt, ein Erzeugniss der Rennthierjagd, das dort sehr geschätzt wird und in der That nicht schlecht schmeckt. Dasselbe besteht aus dem Mark der Hinterbeinknochen und dem Gehirn der Thiere, das man beim Zerlegen derselben gewinnt, zusammen in einem Kessel kocht und dann in den Magen der Thiere füllt. Darauf wird die auf solche Weise gebildete Wurst in den Eiskeller gethan und aufbewahrt. Aufgetragen wird sie in gefrorenem Zustande, in Stücke zerschlagen, wie man bei uns den Zucker zerschlägt, und dann mit Salz und Zwieback

genossen. Den 19. hoffte ich in Markowo anzukommen; es gelang das aber nicht, wir fuhren zuerst den Arm des Máin hinunter, der zur Westspitze der Insel führt, und an den Häusern vorbei, die an derselben als Ueberbleibsel einer früheren Niederlassung noch jetzt stehen. Man hatte ungefähr sechzig Jahre nach Aufhebung des Ostrogs Anadyrsk wiederum versucht eine Ansiedelung in jenen Gegenden anzulegen, die als Tauschmittelpunkt für die veschiedenen, am Anadyr hin und her ziehenden Nomaden- und Jägerstämme dienen sollte und dazu die Westspitze der an dieser Stelle ziemlich hohen Anadyr-Insel, an der Mündung der Prorwa, wie der westliche Arm des Máin heisst, ausersehen. Gekämpft sollte hier nicht werden, sondern nur gehandelt und getauscht; da der Platz aber doch sehr isolirt stand, hatte man die Kirche und die Gebäude, die man daselbst errichtete, mit einer Holzwand umgeben, was der Grund dazu gewesen sein mag, dass die Leute auch diese Niederlassung Ostrog oder Festung nannten und sich bei Vielen die Ansicht bildete, das seien die Ueberbleibsel der alten, weit und breit bekannten Festung Anadyrsk. Die Aelteren aber wissen sehr wohl, dass das nicht der Fall ist, dass die alte Festung ca. 10 Werst oberhalb des jetzigen Markowo sich befand und dergestalt gründlich zerstört wurde, dass man einige Jahre nach der Aufhebung den Platz selbst nur noch an der Lichtung des Waldes erkennen konnte. Jetzt ist auch von der letzteren wenig mehr zu sehen, da einestheils der Wald nachgewachsen ist, anderentheils aber auch der Fluss hier gerade vorgeschritten ist und einen grossen Theil des früheren Festungsplatzes fortgerissen hat. In der Folge hat man es für passender gefunden, die Niederlassung von der Insel fortzunehmen und die Bewohner ungefähr 40 Werst oberhalb am rechten Ufer des Anadyr

anzusiedeln: das ist das jetzige Markowo, wohin wir uns nun begaben. Die Hunde wurden aber müde, und ich musste daher noch einmal nächtigen an einer Fischerhütte, wo Leute aus Markowo Winterfischfang mit Reusen und Stellnetzen betrieben. Von dort hatte ich nur noch 20 Werst zu machen und fuhr daher am Morgen recht früh aus, um noch den Tag benutzen zu können. Der Strauchwald an beiden Ufern des mächtigen Flusses wurde immer höher und höher, und schliesslich begann, ungefähr 10 Werst unterhalb Markowo, wieder ein wirklicher Wald, ein Anblick, dessen wir fünf Monate entbehrt hatten. Es wird Jedem, der nicht in die Lage gekommen ist, lange Zeit in absolut waldloser Gegend zu verbringen, schwer begreiflich erscheinen, dass der blosse Anblick winterkahler Bäume auf das Gemüth einen erhebenden und befriedigenden Eindruck hervorzubringen im Stande ist. Und doch ist das in hohem Grade der Fall: es kommt Einem vor, als sei man nicht mehr so allein und verlassen, als habe man wieder festen Grund unter sich und könne leichter dem Ungemach, das der hohe Norden dem Menschen doch vielfach bereitet, widerstehen. Im Sommer hat man diesen Eindruck in viel geringerem Grade, die öde Tundra oder Steppe hat auch da was Einförmiges und Niederschlagendes, aber sie übt nicht den Eindruck auf den Menschen aus, wie die winterliche Fläche, über die der Schneesturm mit rasender Gewalt dahin braust, nur ein Mittel der Rettung darbietend: ruhig am Ort zu bleiben, wo er Einen ereilt, und Stunden, oft Tage lang zu harren, bis er in seinem Ungestüm nachlässt und ein Fortsetzen der Reise gestattet. Es war allerdings noch nicht die Lärche, die wir in der Umgebung Markowo's wieder antrafen, sondern nur die Pappel und die Esche, ein Beweis, dass die eigentliche Waldregion noch nicht begonnen hatte, denn der

Baum, der für das Land nördlich vom Werchojanskij Chrebet den eigentlichen zusammenhängenden Wald bildet, ist immer nur die Lärche, alles Andere hat nur ein sporadisches Vorkommen.

Bald darauf langte ich denn auch in Markowo an. Der Flecken besteht aus einigen 20 Häusern und einer kleinen Kapelle, in welcher der Gottesdienst von dem in Markowo wohnenden Tschuktschen- und Korjaken-Missionär verrichtet wird. Die Einwohner sind theils Russen, theils Jukagern und Tschuwanzen. Letztere sind vollständig zu Russen geworden, kennen auch kaum noch ihre eigene Sprache, namentlich ist die der Tschuwanzen vollständig als untergegangen zu betrachten, da der einzig Lebende, der sie noch kannte, als 117jähriger Greis einige Jahre vor meiner Ankunft in Markowo gestorben war. Diese russisch gewordenen Jukagern und Tschuwanzen, die theils in Markowo selbst, theils in zerstreuten Hütten längs des Anadyr und auf der Máin-Insel leben, sind von den beiden Anui hierher gekommen, als dort, wie wir schon erzählt haben, das Rennthier und der Fisch anfingen selten zu werden; mit ihnen sind auch einige Russen gezogen. Dann aber ist hierher seit einigen Jahren von Gishiginsk aus, auf Verfügung des dortigen Isprawniks, ein kleines Kosakenkommando unter einem Urjadnik verlegt worden, der die Ortspolizei ausübt. Dadurch ist das sonderbare Verhältniss entstanden, dass Jukagern wie Russen, sich noch immer zu Kolymsk rechnend, woher sie gekommen, dorthin ihre Steuern entrichten und von dorther ihre Starosta's bestätigen lassen, dass sie aber zugleich faktisch der Jurisdiction und Polizeigewalt von Gishiginsk unterliegen und somit zu zwei ganz getrennten Gebieten gehören, denn Kolymsk ressortirt zu Jakutsk, Gishiginsk hingegen zu Blagowestschensk am Amur.

In Markowo herrschte eine Art Hungersnoth: d. h. Fisch und Fleisch hatten die Leute glücklicher Weise in genügender Menge, da der Sommer- und Herbstfang befriedigend gewesen waren, dafür war aber Alles ausgegangen, was das Land selbst nicht bot, und das war doch immer mancherlei. Sie hatten weder Mehl und Grütze, noch Thee und Tabak, die alten Vorräthe waren aufgebraucht und die neuen noch nicht aus Gishiginsk angeführt. Die wohlhabenderen Einwohner und besonders der Missionär und der Urjadnik hatten daher schon längst meine Ankunft mit Sehnsucht erwartet, in der Hoffnung, sie könnten von meinen im Frühjahr nach Markowo vorausgesandten Vorräthen Einiges leihweise erhalten. Sie hatten mein Eigenthum sorgsam gehütet, gestanden mir aber, es sei ihnen mitunter schwer vorgekommen, die Mehlsäcke nicht zu öffnen, als bei ihnen die brodlose Zeit eintrat. Damit konnte ich wohl gleich helfen, mit Thee und Zucker aber nicht, denn der ging in seinem ganzen Bestande mit der Karawane. Der Geistliche und der Urjadnik beschlossen daher, um rascher das Getränk, das ein Sibirier nur sehr schwer entbehrt, erhalten zu können, mit mir zu fahren, als ich am 23. Oktober mit einigen Narten aufbrach, um meine Gesellschaft nach Markowo zu bringen. Ich konnte daher diese Fahrt in grösserer Gesellschaft antreten, und das war sehr angenehm, denn da die Karawane selbst ja auch immer fortgezogen war, so wusste Amwraorgin selbst nicht genau, wo er sie finden werde, man konnte sich also auf einige Kreuz- und Querfahrten gefasst machen. Die blieben denn auch nicht aus: in der alten Niederlassung auf der Insel, wo sie nach unserer Berechnung ungefähr sein mussten, fanden wir sie nicht, sondern brauchten noch einen Tag und eine Nacht, ehe wir am Morgen ganz früh, noch während der Dunkelheit, durch

plötzlich eintretende grosse Lebhaftigkeit der Hunde auf ihre Nähe aufmerksam gemacht wurden und sie auch erreichten, als man eben die Rennthiere in den Kreis getrieben hatte, um sie an die Schlitten zu spannen.

Es wurde beschlossen Rasttag zu halten, denn die Reise durch's Tschuktschen-Land konnte als beendet betrachtet werden, und es war jetzt Anordnung über das zu treffen, was weiter zu geschehen hatte. Ich selbst wollte nach Gishiginsk fahren, weil ich daselbst mit dem Isprawnik mancherlei die Tschuktschen und Korjaken betreffende Angelegenheiten zu besprechen hatte, dann aber auch weil die Telegraphenlinie vom Anadyr nach Gishiginsk gehen sollte und mir daher sehr daran lag zu erfahren, welche Stämme auf dieser 6—700 Werst betragenden Strecke ihr Wesen trieben. Neumann wollte in Markowo Beobachtungen machen und dann so rasch als möglich nach Nishnekolymsk gehen, um von dort aus einen Ausflug nach der Gruppe der Bäreninseln unternehmen zu können, wo ihm auch magnetische Beobachtungen oblagen. Der Feldscher und der Topograh dagegen sollten sofort nach Nishnij aufbrechen und für's Erste daselbst bleiben. Dazu kam noch, dass Amwraorgin auch noch einige Zeit in Markowo zu bleiben hatte, weil ihm auch sehr viel daran lag, Klarheit zu erhalten über den Tschuktschen-Markt, der daselbst Ende December und Anfang Januar abgehalten wird und der nicht nur den Kolymskern, sondern auch den Anui-Tschuktschen nur wenig gefiel, weil ein beträchtlicher Theil des so wie so schon sehr viel geringer gewordenen Pelzwerks durch diesen Tauschplatz der Kolyma und den Anui-Tschuktschen entzogen wurde. Es musste also eine Theilung der bis dahin einheitlichen Führung und Besorgung der Karawane eintreten, was immerhin einen Aufenthalt verursachte. Den Tag über wurde

also lebhaft gepackt und vertheilt, den Abend aber hatte ich zu einem Abschiedsfest bestimmt, das ich unseren treuen und ich kann wohl sagen sorgsamen und dienstwilligen Begleitern zugedacht hatte.

Vor Allem musste für eine reiche Vertheilung von Tabak gesorgt werden, dann spielte der Branntwein eine sehr wichtige Rolle, als Freudenbringer, und schliesslich galt für meine Begleiter Alles als köstlicher Leckerbissen, was nur irgend aus Mehl hergerichtet war. Die Tschuktschen sind ausschliesslich Fleischesser, da ihr Land ja sonst nichts hervorbringt, aber das Verlangen der menschlichen Natur nach Pflanzennahrung ist doch so stark, dass sie solche suchen, wo sie sie nur irgend finden können. So essen die Tschuktschen der Meeresküste mit grosser Vorliebe die Tange, die an das Ufer gespült werden, so dass ich, wenn ich solcher habhaft werden wollte, stets gleich bei der Hand sein musste, wenn die Netze unter dem Eise herausgezogen wurden, sonst hatten Weiber und Kinder bereits Alles verschlungen, was in denselben etwa an Seegras enthalten war. Die Rennthier-Tschuktschen dagegen suchen im Sommer lebhaft nach gewissen Pflanzen, deren Wurzeln und Knollen weniger hart sind, und kochen dieselben mit ihrem Fleisch zusammen. Wollte man sie daher in fröhliche Stimmung versetzen, so brauchte man ihnen nur einige handvoll Mehl in ihren Kessel zu schütten, in welchem sie ihr Rennthierfleisch sotten, es brachte dieses Mittel namentlich unter Weibern und Kindern stets grossen Jubel hervor. Auf dieser Grundlage war denn auch das Abschiedsmahl eingerichtet. Wir hatten schon auf der Reise an den grossen Kirchen- und Kronsfeiertagen, wie Pfingsten, Namenstag und Krönungstag Sr. Majestät des Kaisers, stets Rasttag gehalten und das Ereigniss begangen, namentlich hatten

wir den Namenstag Sr. Majestät gefeiert durch allerhand Festspiele und durch Errichtung eines hohen Holzkreuzes, aus den beiden längsten Balken, die wir dem gestrandeten Schiffsrumpf entnehmen konnten. Dasselbe war von den Tschuktschen kunstgerecht gezimmert und durch den Topographen mit dem Namen des Kaisers nebst Datum des Tages und Jahres versehen worden; dann hatten sich alle Anwesenden, unter ihnen auch eine grosse Zahl gerade dort weilender Tschuktschen-Gäste, in feierlichem Zuge auf die höchste Stelle des Uferberges begeben, um das Kreuz daselbst aufzustellen. Das machte sich recht gut, und Amwraorgin nahm sich in seiner rothen Amtskleidung, mit einer Medaille behängt, ganz stattlich aus. Der schwächste Theil der Feier war offenbar das Schiessen: wir mussten doch unsere 101 Schuss haben, so verlangt es der alte Brauch, hatten aber natürlich nicht die dazu durchaus nöthigen Kanonen; Alles, was wir leisten konnten, war, dass wir mit Hilfe unserer Doppelgewehre und der Gewehre der Kosaken zehn gute Schuss aufbringen konnten, denn die sibirischen Wintowka's (56), deren wir allerdings einige besassen, knallen zu wenig, um zu Feierlichkeiten verwendet werden zu können. Es wurden also immer zehn Schuss nach einander abgefeuert und dann eine Pause des Ladens gemacht, während welcher «Hurrah!» geschrieen wurde, was die Tschuktschen mit grosser Energie besorgten. Wenn dann auf diese Weise 100 Schuss richtig abgeschossen worden waren, ward der Schlussschuss durch eine Salve aller zehn Gewehre aufeinmal, die gut gelang, als kräftiger hundertunderster Schuss hergestellt. Ganz reglementmässig war das nicht; aber der Wille war gut, und da wir ja kein europäisches, sondern ein halbwildes asiatisches Publikum um uns hatten, so war auch die Wirkung eine gute. Tabaks- und Brannt-

weinaustheilung thaten das Ihrige, und Alles war sehr vergnügt.

Auch zum heutigen Tage konnte ich trotz der langen Reise, die meine Vorräthe stark erschöpft hatte, noch immer Einiges leisten. Mein Spiritusvorrath war wohl sehr klein geworden, dafür aber war mein Publikum auch nicht verwöhnt, ich konnte daher durch reichliches Zugiessen von Wasser eine gehörige Menge eines Fluidums bereiten, das wohl anderen Orts nicht mehr als trinkbarer Schnaps gegolten hätte, das aber unser gesammtes Tschuktschen-Personal in eine Stimmung höchst geräuschvoller Fröhlichkeit versetzte. Die Leute brachten es wirklich fertig, vollständig betrunken zu werden, tanzten und wälzten sich im Schnee, aber es ging Alles ohne Störung und ohne Streit vor sich, obwohl der Spektakel die ganze Nacht andauerte und des Gejubels kein Ende werden wollte. Dabei vertilgten sie gewaltige Mengen von Zwieback, Thee und Gerstengrütze, welche letztere, einfach und ohne Zuthaten, nur mit Wasser gekocht, ihnen einen wahren Hochgenuss zu bieten schien. Während um uns herum Alles jubelte und sich vergnügte, hatten wir einen Genuss anderer Art. Es kam nämlich am Abend spät die Post aus Kolymsk an, die uns auch Briefe aus Jakutsk und der Heimath brachte. Da war viel zu lesen und zu denken, denn Jeder hatte etwas erhalten, auch einige Zeitungen waren hinzugelegt worden, die indessen damals nichts Besonderes enthielten als nur die Nachricht, dass die Königin Isabella Spanien verlassen habe. Leid that es mir in hohem Grade, mit dieser Post, also sehr verspätet, einige Nachrichten über die Eskimo-Stämme zu erhalten, die mir durch die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften von Herrn Rink zugestellt worden waren und Zeichnungen und Erzählungen der Eskimo's enthielten, zu dem Zweck, bei

den früher erwähnten Aigwan Nachforschungen anzustellen, ob diese Erzählungen nicht auch unter ihnen bekannt seien. Es ist ja die Frage, ob wir viel damit hätten anfangen können, da wir auf die Tschuktschen als Uebersetzer angewiesen waren, also durch zwei Uebersetzungen uns hätten durcharbeiten müssen, und zwar durch zwei höchst unvollkommene Uebersetzungen, aber der Versuch hätte doch immer gemacht werden können, wenn diese Mittheilungen uns früher zu Handen gekommen wären.

Den Tag darauf wollte ich Neumann nach Markowo abfertigen, wir kamen aber Alle nur bis zur Niederlassung auf der Insel, wo wir noch einen Tag bleiben mussten, weil Einiges vom Gepäck vergessen worden war. Hier ereilte uns noch ein Umstand, der leicht hätte schlimme Folgen haben können, nämlich der alte Amwraorgin fühlte sich plötzlich sehr unwohl. Er war sonst ein eisenharter Mann, und ich glaubte daher, die Sache habe nicht viel auf sich, als er mir durch den Uebersetzer erklärte, er habe sehr heftige Leibschmerzen. In Folge der gestrigen Festlichkeit hörte ich wohl auch nicht ordentlich hin, oder erklärte man mir die Sache nicht recht, kurz ich gab ihm, in der Meinung es handle sich um einen einfachen Durchfall, eine gründliche Dosis Opium, womit ich die Sache für beendet hielt. Aber es kam anders, ich wurde am Nachmittag zu ihm gerufen, er wälzte sich vor Schmerzen auf seinem Lager, der Leib war wie hart angeschwollen anzufühlen, und er hatte sehr starkes Fieber. Nun war guter Rath theuer, der Feldscher meinte, hier könne nur noch Kalomel helfen, das er auch sofort erhielt. Als aber ein Pulver nach dem anderen in zwei bis dreistündigen Zwischenräumen gegeben worden war und gar keine Wirkung eintreten wollte, wurde mir denn doch auch sehr bange, namentlich da

der Feldscher erklärte, jetzt sei seine Kunst auch zu Ende, aber weiter könne kein Kalomel mehr gegeben werden. Auffallend war das Betragen der Tschuktschen: anfangs hatten sie auf die Krankheit ihres Erém weiter keine Achtung gegeben, als sie aber bemerkten, dass die Schmerzen nicht nachliessen und dass wir immer wieder zu ihm kamen und den Puls fühlten, auch wohl sehr besorgt ausgesehen haben mögen, wurden sie aufmerksam und fragten, was das zu bedeuten habe. Ich sagte ihnen gerade heraus, dass ich befürchte, die Sache werde sehr schlimm werden, weil das Fieber sehr heftig sei, ich aber nicht mehr wagte nochmals die schon dreimal gegebene Arznei zu reichen. Von da an herrschte um das Haus, in welchem wir uns niedergelassen hatten, eine Todtenstille, aber vor demselben häufte sich eine Menge Menschen an, denn die Kunde von der gefährlichen Krankheit hatte sich sofort in dem gegen 10 Werst entfernten Lager verbreitet, und wer nur kommen konnte, kam. Es waren aber ausser unseren Reisebegleitern eine Menge Tschuktschen da, theils solche, die sich am Anadyr aufhielten, theils auch solche, die vom Anui hergekommen waren. Alle diese Leute waren hoch besorgt um das Befinden ihres Eréms. Es war rührend zu sehen, wie leise die groben, ungeschlachten Kerle sich in's Krankenzimmer schlichen, um den Alten zu sehen, ohne ihn zu stören, und wie begierig ihre im Flüstertone gemachten Mittheilungen von den Anderen angehört wurden. Zu mir kamen sie auch beständig mit der Bitte, ich sollte ihm noch Medicin geben und mit der Frage, was ich von seinem Zustande denke. Die Sache wurde unterdessen immer bedenklicher, messen konnten wir die Temperatur zwar nicht, aber dass die Hitze eine sehr hochgradige war, lag am Tage. Schliesslich meinte der Feldscher, man solle noch eine Dosis

geben, sie helfe oder helfe nicht, der jetzige Zustand sei ein so schlimmer, dass nichts mehr zu verderben sei, wohl aber könne noch eine Dosis Kalomel die Wirkung des von mir gegebenen Opiums überwinden. Er bekam also noch einmal Kalomel, und nach ungefähr zwei Stunden trat die Wirkung auch ein, womit glücklicher Weise die Gefahr vorüber war. Neumann fuhr nun ab, ich blieb aber noch, um zu sehen was weiter geschehen werde, denn jetzt begann allerdings das Kalomel mit grosser Energie nachzuwirken, und ich wollte ihn nicht verlassen, ehe er sich wieder wohl fühlte.

Unter den Tschuktschen herrschte grosse Fröhlichkeit, ich hatte eine grosse Menge Verbeugungen zu empfangen und zu erwiedern, was um so andauernder war, als sie es für angezeigt hielten, sich nicht auf einmal zu melden, sondern Einer nach dem Anderen erschienen, um sich bei mir zu bedanken, während ich das Gefühl hatte, dass es doch sehr gut wäre, dass sie nicht wüssten, wie ich durch meine unzeitige Gabe Opium höchst wahrscheinlich selbst schuld an dem an und für sich wohl nicht ernsten Anfall gewesen war. In der Nacht, als es so schlimm stand, hatten die Wölfe dem Amwraorgin einige Rennthiere und unter denselben einen seiner beiden berühmten Renner, mit denen er immer die Preise auf dem Anui-Markt zu gewinnen pflegte, geraubt. Der Hirt kam höchst niedergeschlagen mit dieser Meldung zu seinem Herrn, als die Gefahr schon vorüber war, denn anstatt die Heerde ordentlich zu bewachen, hatte er sich auch in der Niederlassung befunden, und erwartete daher Vorwürfe. Sein Herr nahm aber die Meldung höchst befriedigt entgegen und sagte mir namentlich, er habe jetzt dem Ortskobold seinen Tribut gezahlt und könne daher ganz beruhigt sein: derselbe habe ein Opfer verlangt, und es sei

ihm natürlich auch ein solches zukömmlich, er selbst erkaufe aber gern mit seinen Rennern Leben und Gesundheit.

Als er wieder hergestellt war, wollte er, ehe er mit mir fortzog, nochmals sein Lager besuchen. Daselbst wurde er in höchst feierlicher Weise empfangen. Sein Polog war halb aufgehoben, und in demselben brannte die Lampe, die Decke des grossen Zeltes war aufgeschlagen und am Eingange sass seine erste Frau, die Anna, seine Ankunft erwartend. Sämmtliche im Lager anwesende Tschuktschen waren herbeigeeilt und bildeten vor dem Lager Spalier bis zu seinem Zelt, so dass er, als er auf seinem Rennschlitten angefahren kam, durch diese lebendige Gasse hindurchfuhr, die ihn mit freundlichen Grüssen und tiefen Verbeugungen empfing. Dann hoben sie ihn vom Schlitten, und er ging zu seiner Frau, die ihm gleichfalls eine Verbeugung bis zu Erde machte, worauf er sie aufhob, küsste und mit ihr in sein Zelt trat, wohin ihnen von den Anderen diesmal Niemand folgte. Immer trat aus Allem hervor, dass sie ihn nicht nur als ihr Haupt betrachteten, sondern auch mit warmer Liebe und Achtung an ihm hingen.

Jetzt war Alles beendet, was wir für's Erste noch mit einander zu thun hatten. Die Karawane brach mit dem Feldscher, dem Topographen und den Kosaken an den Grossen Anui auf, von wo sie sich nach Nishnekolymsk weiter zu begeben hatte, ich aber fuhr mit Amwraorgin nach Markowo. Dort fertigte ich zuerst Neumann auf geradem Wege mit Hundenarten an den Kleinen Anui ab und richtete es mit Amwraorgin so ein, dass er bis zum Jahrmarkt noch die Besorgungen wegen der unter den Tschuktschen behufs Jassakeinlieferung vorzunehmenden Volks-

zählung zu übernehmen habe und dann wieder nach Markowo kommen solle, wo er mich wieder treffen werde, da ich bis Weihnachten aus Gishiginsk zurückgekehrt zu sein hoffte.

Damit hatten wir also wieder ein Stück unserer Reise und zwar dasjenige hinter uns, von welchem ich am meisten erwartet, das uns aber nur ein ziemlich unfruchtbares Wandern durch den mittleren Theil des Tschuktschen-Landes gebracht hatte. Die Ergebnisse waren daher auch nur sehr unbedeutend und bezogen sich hauptsächlich auf eine annähernd richtige Karte des Flusssystems des Anadyr, das bis dahin allerdings kaum bekannt gewesen war, und auf die Feststellung der Baumgrenze, obgleich auch schon früher bekannt war, dass der ganze Nordosten des Continents ausserhalb des Waldes lag. Vor uns hatte Billings mitten im Winter der Jahre 1790—91, von der Beringsstrasse ausgehend, das Land bis zum Kleinen Anui und von dort bis zum Grossen Anui durchquert und dasselbe vollständig von Wald entblösst gefunden. Allerdings war er an der Nordseite des Gebirges, das, von den Quellen des Anadyr und des Tschaun-Flusses beginnend, sich in flachen welligen Formen bis in die Nähe von Cap Peek hinzieht, gegangen, aber die Tschuktschen, die, wenn sie auch nicht gerade von der Kälte so litten, wie Billings und seine Begleiter, doch sehr wohl den Vortheil eines Feuers zur Nachtruhe zu schätzen wissen, wären sicherlich südlich vom Gebirge gezogen, wenn ihnen nicht dessen gleich waldlose Abhänge wohl bekannt gewesen wären. Wie Billings damals den ersten Wald an den Quellen des Kleinen Anui begrüsste, so verliess uns derselbe an der Quelle des Grossen Anui, obwohl wir noch dreimal auf kleine Waldinseln, aus Pappeln bestehend, stiessen, die allerdings inso-

fern einen seltsamen Eindruck machten, als sie durchaus aus hochstämmigen, stattlichen Bäumen bestanden und nichts Krüppelhaftes an sich hatten, wie das doch sonst bei Bäumen in der Nähe der Waldgrenze der Fall zu sein pflegt. Dann weiter nach Osten trat nur noch Gestrüpp auf, vorherrschend aus den hier sowohl an Arten, als auch an Individuen sehr zahlreich vertretenen Weiden gebildet. *Alnus incana* und *Betula nana* waren auch ziemlich reichlich vertreten; *Betula alba* aber und *Ribes rubrum* sind uns nur zu je einem Exemplar vorgekommen, gänzlich verkrüppelt, in liniendicken Aesten am Boden hinkriechend, wobei aber *Ribes* kleine dunkelrothe, ganz reife Beeren trug. Das Strauchwerk, das Anfangs noch Manneshöhe gehabt hatte, wurde weiter nach Osten immer niedriger, bis es schliesslich an der Meeresküste und in der Nähe derselben nur noch gegen 15—16 Zoll hoch wurde und kleine runde Gebüsche bildete, so glatt nach oben abgeschnitten, als habe daselbst ein Gärtner mit seiner Scheere für die Schönheit der Gegend gesorgt. Noch muss erwähnt werden, dass wir im Thale des kleinen Flüsschens, durch welches wir zum Anadyr hinabfuhren und den Ort der herbstlichen Rennthierjagd erreichten, ziemlich dicht stehendes Gestrüpp von *Pinus Cembra pumila* antrafen, das wir gerade hier am wenigsten zu finden hofften, da dieser Strauch östlich des unteren Laufes des Grossen Anui sonst nicht mehr bemerkt worden war. Die Tschuktschen behaupteten übrigens, dass derselbe am unteren Anadyr noch häufig angetroffen werde. Somit bot also das ganze weite Land von der Wasserscheide des Anadyr bis zum Meere einen ziemlich öden, trostlosen Anblick. Ausser dem niedrigen Gestrüpp gab es in endloser Ausdehnung nur mit *Carices* bestandene Hümpelmoore, häufig durch kleine Seen unterbrochen, wäh-

rend grössere Wasserbecken uns gar nicht aufgestossen sind. Da wir uns auf der Hinreise am Südabhange des Gebirges hielten, so könnte man ja annehmen, dass mehr nach Süden, im Thale des Anadyr der Seenreichthum ein grösserer hätte sein können; aber wahrscheinlich ist das doch nicht, denn auf dem Rückwege sind uns grössere Wasserbecken auch nicht aufgestossen, und da lag unser Weg gerade in der Anadyr-Niederung. Das von uns gesammelte Herbarium ist von Regel bestimmt worden und zeigt an, wie gering an Arten die Flora des Landes ist und wie hochnordisch, denn die Kürze der ganzen Pflanze im Verhältniss zur Grösse der Blüthe fällt beim Beobachten der erbeuteten Pflanze sofort in's Auge.

Entsprechend der Flora ist denn auch die Fauna nur wenig reich an Arten; auch an Individuen ist sie arm und zählt ihre meisten Vertreter unter den verschiedenen Enten-, Schnepfen- und Möwenarten. Von Vierfüsslern haben wir nur den Bär, den Wolf, den Fuchs, den Eisfuchs, das wilde Rennthier, das Bergschaf *(Ovis nivicola) Spermophilus Eversmanni*, *Myodes torquatus* und noch eine Lemmingart, *Sorex sp.* und *Lep. hyperbor.* antreffen können, in grösserer Menge jedoch nur *Myod. torquatus*, der wahrhaft allgegenwärtig zu sein schien. *Ovis nivicola* ist früher an den beiden Schafbergen östlich der Kolyma vielfach vorgekommen und gegenwärtig noch recht zahlreich in den Bergen östlich der Bjelaja, wo wir auch zwei derselben schossen. Fuchs und Eisfuchs, letzterer natürlich nur an der Meeresküste, sind im Ganzen selten und werden auch wenig gejagt, da die Tschuktschen ja selbst keine Jäger sind. Ausser *Myod. torquatus* kann man als eigentlichen Bewohner des Landes nur das wilde Rennthier ansehen, denn an Individuenzahl übertrifft es die übrigen Vierfüssler weit. Man trifft das Thier

allenthalben an, obwohl es, wie ich aus den gelegentlichen Erzählungen der Jäger und der Tschuktschen schliesse, das Jahr über sich nicht in Heerden zusammenzuthun scheint, sondern mehr in der Art umherschweift, dass jeder Bock mit einer Anzahl von Kühen und Kälbern ein selbstständiges Familienleben führt. Man lässt die Thiere auch für gewöhnlich ganz unbehelligt, und nur die Rennthierhirten haben Sorge, dass sich nicht ein wilder Bock in die Heerde mischt, weil derselbe leicht mit einer Anzahl Kühe, die sich ihm angeschlossen, auf und davon geht. Andererseits sehen es die Hirten aber auch ganz gerne, wenn ihre Kühe von einem wilden Bock besucht werden, da die von einem solchen fallenden Kälber sehr flüchtig sind und jene Renner liefern, die die Tschuktschen so hoch schätzen. Sie lassen dieselben daher auch mitunter in die Heerde kommen und bezeichnen die Kühe, mit denen sie sich zu thun gemacht haben, müssen dabei aber sehr scharf aufpassen, um dieselben nicht fortgelockt zu sehen. Kommt aber der Herbst heran, dann scheinen sich die einzelnen Böcke mit ihrem Anhang zu grösseren Trupps und schliesslich zu ganzen, Tausende von Köpfen zählenden Heerden zusammenzuziehen und sich so allmählich zum Abzug nach dem Süden vorzubereiten. Das ist dann die Zeit, wo man beginnt, dem Treiben der Thiere eine grosse Aufmerksamkeit zu schenken. Schon ehe die Zeit zum Abzuge herannaht, durchstreichen viele gewandte Späher die Wildniss auf dem linken Ufer des Anadyr, um zu erforschen, wo ungefähr die Heerden sich zu sammeln beginnen und in welcher Richtung sie sich bewegen. Erfahrungsmässig geschieht der Flussübergang seit alten Zeiten bei Tschekajewo, das aber kein besonderer Platz ist, sondern den Lauf des Flusses oberhalb der Mündung des Tanjurer bezeichnet, während

das Ufer unterhalb desselben Krassnoje genannt wird. Das ist aber eine Strecke, die sich auf über hundert Werst Länge hinzieht, also nur sehr annähernd als Jagdplatz bezeichnet werden kann, so dass für jedes Jahr festzustellen ist, wo die Thiere über den Fluss setzen werden. Gegen Ende August sammeln sich von allen Seiten die Bewohner des Anadyr: Jukagern, Tschuwanzen, Tschuktschen und Korjaken, um sich gemeinschaftlich an diese grosse Haupt- und Staatsaction zu machen. Es ist das eine anstrengende Arbeit, die Geduld und Ausdauer in hohem Grade verlangt und reich an Entbehrungen ist. Nicht nur darf, wie schon früher erwähnt wurde, durchaus kein Schuss in dieser ganzen Zeit abgefeuert werden, sondern man gestattet sich auch nicht, irgend ein Koch- oder Wachtfeuer anzuzünden, um nur nicht den Argwohn der scheuen Thiere zu erregen. Jetzt wird noch eifriger gekundschaftet, worauf sich dann die Leute gemäss den eingezogenen Nachrichten in Gruppen theilen, die sich am entgegengesetzten Ufer an den Stellen concentriren, wohin die immer deutlicher hervortretenden Marschrichtungen der Heerden weisen.

Schliesslich erfährt man dann die frohe Kunde, eine grosse Heerde nähere sich einem ganz bestimmten Punkte. Der Anmarsch zum Flusse geschieht stets in streng eingehaltener Marschordnung. Die ganze Heerde theilt sich in einzelne, in breiter Front und fünf bis sechs Glieder tief einherziehende Phalangen, denen voran nicht Böcke, sondern einige Kühe schreiten. Die Leute erklären das damit, dass die alten Böcke durch ihre grossen Geweihe viel zu schwerfällig seien, um den schwierigen Dienst als Anführer besorgen zu können. Und in der That, so ein alter Bock, wie man sie dann und wann unter den zahmen Rennthieren sieht, besitzt ein Geweih, das in gar keinem Verhältniss zu

seinem kleinen und schwachen Körper steht, so dass er es mit sichtlicher Anstrengung zu tragen scheint und sich daher stets mit tief gesenktem Kopfe schwerfällig von Ort zu Ort bewegt. Während die Heerde langsam ihrem Schicksal entgegenschreitet, hat man sich in fieberhafter Aufregung, aber in tiefer, lautloser Stille am jenseitigen Ufer auf ihren Empfang vorbereitet. Die Leute vertheilen sich daselbst am Ufer und halten ihre Boote an verschiedenen Stellen möglichst versteckt unter abgehauenen Weidenzweigen. Die eigentlichen Hauptpersonen der Handlung, die sich jetzt vorbereitet, die Tödter, setzen sich in ihre Wetka's (58), kleine Boote aus nur drei Brettern bestehend und nur je für einen Mann bestimmt, nebst Ruderstange und Speer, wobei sie auch ihrerseits alle nur erdenkliche Vorsicht anwenden müssen, um nicht bemerkt zu werden. So ist Alles fertig, und man harrt in athemloser Spannung des Kommenden. Bisher ist Alles gut gegangen, so lange aber die Thiere noch nicht im Flusse selbst sind, so lange kann auf ein sicheres Gelingen nicht gerechnet werden, denn nicht selten sind die Fälle, wo eine grosse, schöne Heerde, bereits am Ufer des Flusses selbst, Argwohn schöpfte und Kehrt machte. Freilich ist vor Allem auf den Wind zu wachen, dass er nicht die Witterung des Menschen über den Fluss trage, denn das wilde Thier vertraut seine Sicherheit in viel höherem Grade seinen Geruchs- als seinen Sehnerven an. Man kann ein Rennthier mit der Büchse sehr leicht anschleichen, wenn man den Wind entgegen hat, ja das Thier steht oft lange unbeweglich und sieht den sich nahenden Jäger starr an, ohne an Flucht zu denken, so dass man unschwer schussrechte Distanz gewinnen kann; hat man aber den Wind im Rücken, so ergreift das scheue Thier schon aus weiter Ferne die Flucht, so dass an Schiessen auch nicht gedacht werden kann.

Endlich vernimmt man durch die lautlose Stille ein leises Klappern, es ist das das Geräusch, das eine Rennthierheerde stets hervorbringt und das, durch Aneinanderschlagen der hinteren kurzen Klauen des Hufes entstehend, ziemlich weit gehört wird. Bald darauf erscheint auf dem Uferwall ein Wald von Hörnern und dann die erste Phalange, geführt von vier bis fünf voranschreitenden Kühen. Der letzte Halt wird gemacht: mit gehobenem Kopfe und weit gesperrten Nüstern winden die Führerinnen nochmals nach allen Seiten, mustern das gegenüberliegende Ufer nochmals langsam mit prüfendem Blick und steigen dann — sie haben nichts Verdächtiges bemerken können — langsam zum Wasser hinab und in dasselbe hinein, ihnen folgt ohne irgend ein Zaudern die erste Phalange und auch die übrigen, nun ohne Aufenthalt und ohne Umkehr ihrem Verderben entgegeneilend.

Kaum ist die erste Phalange im Schwimmen begriffen, so schiessen die Wetka's, die von ihren Insassen mit langer dünner Stange, an deren jedem Ende eine Schaufel sich befindet, gerudert werden, hervor auf die Thiere los, und die Tödter haben nun die Aufgabe, einerseits mit der linken Hand allein das Fahrzeug in Bewegung zu halten, andererseits mit ihrem langen, sehr dünnen Speer den Thieren in's Herz zu stossen. Es erfordert das einen hohen Grad von Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit, denn sie fahren vor der Front der schwimmenden Thiere her und stossen unaufhaltsam in dieselben hinein, dürfen sich aber dabei nicht von denselben erreichen lassen, denn in solchem Fall werfen sich die Thiere in ihrer Angst auf die Wetka, die sehr leicht umschlägt, da sie zwei, höchstens zwei einhalb Finger breit über das Wasser hervorragt. Dann ist, falls so was geschehen, für den Insassen, der nach sibirischer

Sitte nie zu schwimmen vermag, nur eine Rettung, sich an ein oder zwei starke Thiere zu klammern und sich von denselben an's Land rudern zu lassen. Da nun die Arbeit des Tödtens eine allerdings nicht ganz gefahrlose zu sein pflegt, so hat sich seit alter Zeit der Usus herausgebildet, dass, obwohl sämmtliche erbeutete Thiere unter alle Theilnehmer gleich vertheilt werden, die Tödter ausser ihres, den Anderen gleichen Antheiles, auch noch alle die Thiere erhalten, die noch lebend das Ufer erreicht haben, aber daselbst dann zusammengebrochen sind. Dieses an und für sich billige Zugeständniss hat aber, nach den Klagen der Leute, auch vielfach zu Missbrauch geführt, indem gewissenlose Tödter absichtlich das Herz verfehlen und nur die Lungen durchstossen, so dass das Thier wohl lebend an's Ufer gelangt, daselbst aber bald nach kurzem Lauf verendet. Man hat wohl auch die Maassregel in's Auge gefasst, solche gewissenlose Leute vom Tödten auszuschliessen, dieselbe jedoch kaum in Anwendung bringen können, weil die Zahl der zu dieser Arbeit Tauglichen immer nur eine sehr beschränkte ist und man nolens volens gute Miene zum bösen Spiel zu machen gezwungen ist.

Während die Tödter unverdrossen ihr blutiges Geschäft besorgen, haben sich die Boote in den Fluss begeben und fangen die herabtreibenden Kadaver auf, die in's seichte Wasser geschleppt werden, wo sie vorläufig liegen bleiben, da man alle Hände voll zu thun hat, um nur kein Thier vorbei treiben zu lassen. Was noch sonst an Menschen vorhanden ist, bleibt am Ufer des Augenblicks harrend, wo die Heerde dasselbe zu erreichen im Begriff steht und stürzt ihr dann, so weit die Körperlänge nur irgend reicht, in's Wasser entgegen, um hier noch niederzustossen, was sich irgend wie erreichen lässt. Damit hat die Jagd ein Ende, denn sobald

die Heerde festen Boden unter den Füssen fühlt, eilt sie in wilder Flucht von dannen.

Ist nun, wie es in unserem Jahr der Fall war, die Beute eine reiche gewesen, so hat man jetzt die Hülle und Fülle zu thun. Vor allen Dingen müssen die Thiere ausgeweidet werden, womit man ohne Aufschub beginnt und dann die Kadaver wieder in's Wasser legt, weil sie in demselben sich leichter halten als an der Luft. Dann beginnt das Hautabziehen und Zerlegen, das aber, falls kalte Witterung eintritt, auch aufgeschoben werden kann. Dann erst hat man Zeit sich zu erkundigen, ob an den anderen Punkten auch glückliche Jagd gewesen, und falls man daselbst auch mit Erfolg gearbeitet hat, ist die Freude gross, denn Alles kann alsdann dem langen, schweren Winter mit ruhigem Herzen entgegensehen.

Von vierfüssigen Thieren kommt für die Jagd wohl nur noch der Wolf und allenfalls der Vielfrass in Betracht, welcher letztere aber im eigentlichen Tschuktschen-Lande nur sehr selten auftritt, da er daselbst für sich nicht Jagdbeute genug findet. Das Fell beider Thiere ist aber bei den Tschuktschen hochgeschätzt und liefert den Beweis, wie sehr es beim Rauchwerk auf den Geschmack allein ankommt und nicht auf den Nutzen, den der Mensch aus demselben etwa ziehen könnte. Die Tschuktschen, die selbst die kostbarsten Fuchs- und Marderfelle, denn der Tschuktschen-Marder gehört zu den vorzüglichsten dieser Gattung, zu Markte bringen, legen denselben durchaus keinen Werth bei und brauchen sie niemals selbst. Wohl aber sieht ein wohlhabender Tschuktsche sehr darauf eine Wintermütze aus dem Fell des weissen Polarwolfes zu haben, und zwar wird dieselbe um so höher geschätzt, je weisser sie ist. In Folge dessen haben weisse Wolfsfelle daselbst einen unverhältniss-

mässig hohen Preis. Ferner gehört es zu einer ordentlichen Kleidung, dass die Aermelöffnungen und die Halsöffnung mit Streifen vom Vielfrassfell benäht seien. Nun kommt dieses Thier im ganzen Norden Sibiriens vor, ist aber nirgend so häufig, dass es gejagt werden könnte (59), es geschieht daher das Sonderbare, dass die Jakutsker Kaufleute, die sonst nur Pelzwerk ausführen, die Felle des Vielfrasses einführen müssen, falls sie mit den Tschuktschen handeln wollen. Nun schätzt aber der Tschuktsche ein solches Fell um so höher, je bunter dasselbe ist, d. h. je breiter und deutlicher der weisse Streifen hervortritt, den das Thier an beiden Seiten und über dem Rücken hat. Während der Verhandlungen der Kaufleute auf dem Anui-Markt spielten daher diese eine grosse Rolle, indem auf je zwei Pud Tabak ein solches Fell als Zugabe nicht verkauft, dies verboten ja die Treskin'schen Marktregeln, sondern verschenkt wurde und man die Leute dadurch zu kirren suchte, dass Jeder seine Felle als die vorzüglichsten anpries.

Viel reicher als die Welt der Säugethiere ist die der Vögel vertreten. Im Winter freilich sieht es darin sehr dürftig aus, und ich glaube kaum, dass ausser *Corvus corax*, *Stryx nyctea*, *Lagopus albus* und *Lagopus alpinus* irgend ein Vogel den Winter über im Lande bleibt, da ja der Specht, der sonst im Gebiet Jakutsk stets gehört wird, wo nur noch irgend Wald vorhanden ist, eben nichts im Lande zu suchen hat, wo er keine Bäume zum Bepicken vorfindet. Der Rabe scheint sich im Winter von allen Vögeln am wohlsten zu befinden und am weitesten nach Norden zu gehen, denn Neumann hat ihn noch weit über die Bäreninseln hinaus auf dem Meere über sich in den Lüften gesehen und gehört. Mit dem Mai jedoch beginnt die Wildniss sich zu beleben, und da wir fünf Flinten zur Verfügung

hatten und sehr langsam und stetig vorrückten, so glaube ich wohl, dass wir so ziemlich Alles gesammelt haben, was daselbst lebte und webte, d. h. an Arten. Leider aber ist unsere 446 Nummern grosse Sammlung von Bälgen aus dem Tschuktschen-Lande sowohl, als auch die über 120 Nummern betragende Sammlung von der Kolyma nicht nach St. Petersburg gelangt, wie es mit dem Herbarium und den Fischen der Fall war, sondern in Irkutsk geblieben und daselbst bei der grossen Feuersbrunst des Jahres 1879 mit den werthvollen Schätzen des dortigen Museums der Geographischen Gesellschaft zu Grunde gegangen. Ich kann hier daher nur den von mir unterwegs zur Orientirung flüchtig nach Pallas und Middendorff angefertigten Katalog anführen und in den Hauptzügen angeben, welche Arten das von uns besuchte Land zu ihrem Sommeraufenthalt zu wählen pflegen. Unter den Singvögeln waren die Sylvien am meisten vertreten, namentlich waren es die beiden schönen Sänger *Sylvia Calliope* und *Sylvia coerulecula*, die während des Mai und Juni die Einöde mit ihrem fröhlichen Gesange belebten, vielfach unterstützt bei diesem verdienstvollen Geschäft durch *Anthus arboreus* und *Anthus cervinus*. Im Gegensatz zu den durch verschiedene Arten vertretenen Sylvien, treten die Ammer nur in zwei Arten auf: *Plectrophanes lapponica* und *Plectrophanes nivalis*, von denen der erstere, dem ich sonst im jakutskischen Gebiet früher nicht begegnet war, hier nebst *Lagopus alpinus* und einigen anderen Vögeln zu unseren fast täglichen Begleitern gehörte, während *Plectrophanes nivalis*, der am Wilui und an der Lena jedes Frühjahr in so grossen Mengen auftritt, dass die Kinder ihn in Schlingen fangen und korbweise zum Verkauf ausbieten, im Ganzen sich selten zeigte. *Fringilla sp.* wurde einmal angetroffen, *Pyrrhula linaria* auch nicht häufig, die

Drosseln waren vertreten durch *Turdus fuscatus* und *Turdus sp.; Motacilla flaveola* und *Motacilla alba* waren sehr häufig. Sehr auffallend war das Fehlen des Schwanes: wir haben zwar allerdings ein Exemplar von *Cygnus Olor* in stark mauserndem Zustande geschossen, sonst jedoch diesen Vogel gar nicht gesehen, was seiner sonstigen Gewohnheit zu widersprechen scheint. Bei Jakutsk, am Wilui, an der Indigirka sieht man ihn stets sehr hoch in der Luft ziehen, ein deutliches Zeichen, dass er sich noch weit von seinem Reiseziel befindet, und nur einmal ist es mir vorgekommen auf einem kleinen See oder vielmehr einer Pfütze einen Schwarm von über hundert Thieren anzutreffen, die dort wahrscheinlich ausruhten. Er zieht stets bis jenseits der Waldgrenze und lebt dann an den Seen, die sich nördlich von derselben auszudehnen beginnen in so ungeheuren Massen, dass z. B. die Kolymsker, wenn sie Daunen nöthig haben, sich mit einigen Narten an die Seen begeben und dieselben dort einsammeln, wo sie, wie sie sagen, wie Schnee an den Ufern herumliegen. Nun ist aber das ganze Tschuktschen-Land waldlos und hat der Seen genug, auffallend ist es daher, dass der Schwan daselbst, wenigstens südlich vom Gebirge, sich nicht aufhält. Die Gänse wurden ausschliesslich durch *Anser albifrons* und *Anser segetum* vertreten, aber auch in viel geringerer Individuenzahl, als ich erwartet hatte. Die Gans ist allerdings kein so ausschliesslicher Waldfeind wie der Schwan, denn sie wählt zum Brüten und Mausern auch innerhalb der Baumgrenze belegene Seen, zieht jedoch die freie Tundra vor. Die grossen Gänsejagden auf mausernde Thiere haben ihr Vorkommen vorherrschend jenseits der Waldgrenze, wobei zu einem mittleren Fange 3000, zu einem guten 5—6000 Stück gerechnet werden. Auf unserer Reise haben wir diese Thiere aber auch nicht

annähernd in solchen Massen angetroffen, obwohl fast täglich welche geschossen wurden. *Anser segetum* wurde dabei von sehr verschiedenem Gewicht angetroffen, von zwei Exemplaren, beide sehr mager, die an einem Tage geschossen wurden, wog das eine $7^1/_2$, das andere dagegen 9 Pfund, ja am 19. Juni wurde ein Vogel erlegt, der vom Schnabel bis zur Schwanzspitze am frischgeschossenen Thier 810 Millim. maass und $9^1/_2$ Pfund wog. *Anas* wies wohl etwas mehr Arten auf als *Anser*, stand aber an Individuenzahl stark hinter der letzteren zurück; am häufigsten kamen *Anas glacialis,* dann auch *Anas caudacuta* vor, einmal nur wurden *Anas marila* und *Anas crecca* gesehen und geschossen, die zierliche *Anas histrionica* wurde dreimal an raschströmenden Quellflüsschen erlegt und zweimal *Anas glocitans*, aber nur das Weibchen, das Männchen ist mir überhaupt nur einmal am Wilui begegnet, während man das Weibchen allenthalben im jakutskischen Gebiet nicht selten antrifft. *Anas Boschas* war gar nicht zu sehen, und zwar scheint es, als ob dieser Vogel und *Anas glacialis* räumlich einander ausschliessen. Bis östlich von der Indigirka ist *Anas Boschas* der allergemeinste Vogel, jedenfalls die Entenart, die man überall in grosser Menge antrifft, *Anas glacialis* aber kennt man westlich von der Kolyma gar nicht, wenigstens ist sie nicht nur mir gar nicht aufgestossen, sondern war auch den Jakutskischen Kosaken, die doch sicherlich jeden essbaren Vogel kannten, eine ganz fremde Erscheinung. An der Kolyma hingegen, wo *Anas glacialis* mit *Anas caudacuta* das Hauptcontingent der Wintervorräthe liefert, wird *Anas Boschas* niemals geschossen.

Sehr häufig trieben *Colymbus septentrionalis* und *Colymbus arcticus* ihr Wesen auf den vielfachen kleinen Seen, an denen wir vorbeizogen; aber es hält nicht leicht diese Vö-

gel zu erbeuten. Erstens sind sie ungemein zählebig, so dass ein Thier noch munter herumschwamm und tauchte, dem schon ein Stück vom Schädel sammt Gehirntheil durch ein Schrotkorn fortgerissen waren, dann aber ist es nur nöthig ein Thier einmal anzuschiessen, oder auch nur zu verfehlen, um es so aufmerksam zu machen, dass es bei jedem ferneren Schuss untertaucht, ehe das Schrot es erreicht. Sie haben mir viel Schrot und Pulver gekostet, namentlich ersteres, das ein sehr rarer Artikel bei uns geworden war, denn unsere Schützen waren von einer wahren Wuth beseelt einen der Vögel zu erlegen, es koste, was es wolle und verpafften unser Schrot in wahrhaft unverantwortlicher Weise. Eines Tages wurde ich durch sehr lebhaftes Schiessen in der Nähe des Lagerplatzes aufmerksam gemacht, gerade während zum Abzuge gerüstet wurde. Ich ging hin und fand Neumann, den Feldscher, den Topographen und einen Kosaken, die sich vis a vis, wie bei einer Quadrille, um einen kleinen See aufgestellt hatten und fortwährend in denselben hineinschossen. Auf dem Wasser schwammen zwei *Colymbus*-Exemplare umher, offenbar flügellahm geschossen, denn sie vermochten nicht mehr aufzufliegen; möglich aber auch, dass sie das nicht wollten, weil es ihnen auch ohne dies gelang, die Schützen zu verärgern. So wie ein Schuss abblitzte, stiessen die Vögel ihren bekannten gellenden Pfiff aus und verschwanden momentan unter der Oberfläche; dass aber richtig geschossen wurde, konnte man deutlich erkennen, denn der Schrotschuss prallte regelmässig an der Stelle auf's Wasser, wo eben der Vogel sich befunden hatte. Die Jäger waren so verbissen, dass sie ihre gegenseitige Lage gar nicht mehr beachteten, und so gross war der See auch nicht, dass ein Schrotschuss, wenn er den Oberkörper oder gar das Gesicht traf, nicht hätte sehr unangenehme Folgen haben können. Ich wenigstens,

der ich nicht weit von einem der Jäger stand, erhielt plötzlich wie einen Peitschenhieb an meine langen Lederstrümpfe: ob es ein direkter oder ein Recouchettschuss war, weiss ich nicht, zog es aber vor, den Platz zu verlassen. Die beiden Vögel sind auch nicht erlegt worden. Zu den Wasservögeln, resp. den Tauchern, sind auch die beiden niedlichen Wassertreter *Phalaropus rufus* und *Phalaropus ruficollis* zu rechnen, die man häufig auf den Seen herumschwimmen und sich gegenseitig zunicken sah. *Mergus Merganser* wurde nur einmal gesehen und geschossen. Wenig zahlreich an Arten, aber sehr individuenreich traten die Möwen auf und zwar vornehmlich *Larus glaucus* und *Cataractes Parasita*. Es gehörte entschieden zur Staffage der Gegend während unseres ganzen Zuges, die ersteren friedlich auf den Seen herumschwimmen und dann von den letzteren mit lautem Geschrei und Gezänke angefallen zu sehen. An Gewandheit im Fliegen kam, vielleicht mit alleiniger Ausnahme von *Sterna Hirundo*, von allen dortigen Vögeln keiner dem *Cataractes* gleich, aber auch nicht an Streitsucht. Er war der ewige Störenfried, der womöglich jeden Vogel angriff, es aber vor Allem auf den ruhigen, phlegmatischen *Larus glaucus* abgesehen zu haben schien. Ich habe gesehen, wie er eine ruhig mit einem Fisch im Schnabel davon fliegende Möwe wüthend verfolgte und ihr schliesslich den Fisch aus dem Schnabel riss und verschlang, ehe sie sich auch nur besinnen zu können schien. Auch liessen sich die Möwen, trotz ihrer Grösse und bedeutenden Anzahl stets vom *Cataractes* vertreiben, ja es hatte den Anschein, als wollten sie ihre Kräfte gar nicht an dem ewigen Zänker versuchen, sondern zögen fort, um nur überhaupt Ruhe zu haben. *Larus glaucus* ist übrigens von uns stets in zwei Formen angetroffen worden, Männchen sowohl

wie Weibchen, von denen die eine genau der Beschreibung von Pallas entsprach, während die andere daselbst nicht vermerkt war. Ihr Federkleid glich sich vollkommen, den gelben Schnabel mit dem zinnoberrothen Fleck am Unterschnabel hatten Beide, die Grösse war jedoch in etwas verschieden. Die grössere Form hatte die von Pallas angegebenen grauen Tarsen und fleischfarbenen Schwimmhäute, die kleinere Form dagegen hatte citronengelbe Tarsen und Schwimmhäute. Diese Unterschiede blieben sich bis zum Schluss gleich, und beide Formen wurden immer zusammen angetroffen. Sehr häufig waren auch verschiedene Arten von *Tringa*, *Scolopax*, *Charadrius*, von welchen, ausser vielen die nicht bestimmt werden konnten, folgende zu nennen sind: *Limosa sp. sp.*, *Numenius Phaeopus*, *Tringa pugnax*, *Charadrius apricarius*, *Tringa Cinclus*, *Tringa Glareola*, *Tringa salina*, *Charadrius Hiaticula*, *Scolopax Gallinula*, *Scolopax alpina*, *Tringa naevia*, *Charadrius hypomelanus*, *Charadrius Cinclus*. Es ist namentlich dieser so reichlich vertretenen Gattung wegen höchst bedauernswerth, dass unsere Bälgesammlung verloren gegangen ist, denn die Anzahl der verschiedenen Species derselben, die ich nach Pallas und Middendorff nicht bestimmen konnte, war eine sehr grosse und deutete darauf hin, dass gerade diese Arten vorherrschend das Tschuktschen-Land zu ihrem Sommeraufenthalt gewählt hatten. Sie brüteten überall in Massen, und von den jungen Thieren, die gegen Ende des Sommers geschossen werden konnten, kam auf ihren Antheil das grösste Contingent.

In der Nähe des Platzes der Rennthierjagd wurde in grossen Mengen eine Art Elster gesehen und auch geschossen.

Grus leucogeranus, der sonst im Norden, namentlich

bei Nishnekolymsk, häufig zu sehen ist, ist von uns nicht bemerkt worden, wohl aber war ziemlich häufig eine Art *Grus*, die ich nicht bestimmen konnte, aber unter den von Radde gesammelten Vögeln im Museum der Akademie angetroffen habe, wo sie jedoch als amerikanische Species angegeben ist. Wenn ich nun noch hinzufüge, dass *Strix nyctea* überall auf freiliegenden Höhen brütend angetroffen wurde, dass wir *Aquila*, wahrscheinlich *albicilla*, sahen und einen Falken, so wie *Accipiter hypoleucus* schossen, so ist Alles angeführt, was uns während unseres Zuges aufgestossen ist. Es wurde scharf Ausschau gehalten, und wäre die Sammlung nicht zu Grunde gegangen (60), so müsste sie meines Erachtens ein vollständiges Bild dessen geben, was im Sommer in jenem Lande anzutreffen ist. Zu erwähnen ist vielleicht noch, dass meine Begleiter den Kuckuck, *Cuculus canorus*, dann und wann gehört haben wollen, ohne ihn gesehen zu haben, und dass der Topograph einmal behauptete einen Birkhahn gesehen, aber verfehlt zu haben. Er war kein grosser Jäger, und seine Angabe ist sonst nicht von Bedeutung, aber er behauptete sehr ententschieden, den rothen Fleck über dem Auge ganz deutlich gesehen zu haben. Anfang Mai begannen die Vögel zu erscheinen, denn *Plectrophanes lapponica* wurde schon gepaart am 5. Mai geschossen, und am 10., 11. und 14. desselben Monats *Anser segetum*, *Limosa sp.*, *Tringa sp.* und *Sylvia sp.*, auch gingen die Thiere sofort mit grossem Eifer an's Brutgeschäft. Am 14. Mai fanden wir das erste Ei, es war das eines Raubvogels, der aber weder geschossen, noch auch nur annähernd erkannt werden konnte, weil gerade an dem Tage ein furchtbarer Schneesturm tobte und die Luft undurchsichtig machte. Das war aber durchaus nicht der Anfang des Brutgeschäfts, denn am 8. Mai fan-

den wir schon Rabenjunge und am 25. ein Nest wahrscheinlich von *Haliaëtos albicilla*, in welchem Junge waren, für welche die Alten in sofern sorgten, als sie aus einer in der Nähe befindlichen Rabenkolonie sich die halbflügge Brut derselben zum Frass der ihrigen abholten. Am 25. Mai befanden sich in einem Nest von *Pyrrhula linaria* schon fünf Eier, und so ging es fort. Vom 1. Juni an, an welchem 4 stark bebrütete Eier in einem Neste von *Plectrophanes* gefunden wurden, gab es schon keine unbebrüteten Eier mehr, und nach dem 26. Juni wurden überhaupt Nester mit Eiern nicht mehr gesehen. Die ersten flüggen jungen Thiere wurden vereinzelt am 4. und 5. Juli geschossen und zwar *Scolopax sp.* und *Plectrophanes lapponica*, dann trat eine Pause bis zum 20. Juli ein; von dieser Zeit an aber, sind es vorherrschend junge Thiere, die vor den Schuss kommen, bis mit dem 11. August die Jagd und das Sammeln eingestellt wurden. Während unseres Aufenthalts am Meere, der bis zum 4. September dauerte, zogen fortwährend Vögel nach Süden, ohne dass damit die Auswanderung schon beendet gewesen wäre, denn auf unserem Rückwege haben wir noch am 16. Sept., als schon Alles mit Schnee bedeckt war, Schwärme von Gänsen und Enten auf einem See gesehen, so wie auch einen Kranich; ja noch am 19. Sept. liess sich ein *Charadrius Hiaticula* und eine einsame *Anas segetum* erblicken. Damit war es aber auch zu Ende, nur am 16. Oct. trafen wir, wie schon erwähnt, bei Tschekajewo auf eine Menge Elstern, die sich an den aufgestapelten Rennthieren labten. Ob dieselben aber überwintern oder später nach Süden ziehen, vermag ich nicht anzugeben.

Selbstverständlich muss ein Land, das so viele wilde Rennthiere beherbergt, auch für die zahmen Heerden Fut-

ter in Fülle geben. Das ist ja auch der Fall, denn mit wenigen Ausnahmen waren unsere Reisebegleiter in dieser Hinsicht vollkommen zufriedengestellt; ein weiterer Beweis aber für die Brauchbarkeit des Landes in dieser Hinsicht lag darin, dass wir zerstreut hin und her weit mehr Rennthier-Tschuktschen antrafen, als wir geglaubt hatten (61) solchen zu begegnen. Sogar Amwraorgin erklärte mir mehrmals, dass er nicht erwartet habe, das Land in seiner ganzen Ausdehnung gewissermaassen bewohnt zu finden. Freilich waren es immer nur vereinzelte Familien, die uns unterwegs aufsuchten, aber eben die Besuche an und für sich waren häufig genug und dehnten sich eben über das ganze Land aus. Wirklich reiche Heerdenbesitzer, die es mit den Anui-Tschuktschen aufnehmen konnten, waren allerdings nur wenige darunter, obwohl mir auch welche vorgestellt wurden, denen das Epitheton «höchst achtbare Leute» beigelegt wurde, und für welche man es sogar angezeigt hielt, mich zu bitten, ich möchte eine Flasche Branntwein geben, man wollte sie gut bewirthen, folglich muss es mit ihren Heerden sehr gut gestanden haben, da der Alte in dieser Hinsicht wählerisch war. Ganz arme Leute sind uns aber auch nur einmal, und zwar schon am Anadyr, begegnet: das Gros schien sich jedoch in befriedigenden Umständen zu befinden. Alle diese Leute wohnen fast nur am linken Ufer des Anadyr und gehen nicht gern über den Fluss, es sei denn zur Zeit des Fischfanges und der Rennthierjagd, wo sich alle Stämme an beiden Ufern des Flusses ein Stelldichein geben. Wohl aber leben noch ziemlich viel Tschuktschen am rechten Ufer des Anadyr, jedoch bei dessen Mündung und zwar zu beiden Seiten des Onemen oder Grossen Flusses (Boljschaja rjeka), gehen aber auch nicht weit an demselben hinauf. Das Alles geschieht aus dem Grunde, weil

die Korjaken, die Vettern, aber auch alten Feinde der Tschuktschen, ihre Heerden bis an den See Krassnoje weiden lassen, und beide Völker es stets vorgezogen haben zwischen sich einen Streifen unbewohnten Landes zu lassen. Sie haben sich nie vertragen und vertragen sich auch jetzt noch nicht, obgleich die Verwandtschaft eine so nahe ist, dass sie sich sowohl mit dem gemeinsamen Namen Tschautscha nennen, als auch vollkommen gut ohne Dolmetscher verständigen können.

So erstreckt sich denn jetzt die Nation oder besser der Stamm der Tschuktschen von der Kolyma bis zum Cap Peek und von der Küste des Eismeeres bis an den Anadyr, nimmt also einen beträchtlichen Raum ein. Wie zahlreich ist aber diese Nation? Das ist eine Frage, die man schon vielfach zu beantworten versucht hat, jedoch nicht mit Erfolg, wie denn auch die einzelnen Angaben zwischen 2000 und 10000 Seelen auseinander gehen. Die Zählung, die bei den Anui-Tschuktschen angestellt wurde, ergab unter 900, dazu die 140 Seelen, die mit Waalergin über die Kolyma gezogen waren, macht circa 1000 Seelen. Dabei führten die Tschuktschen jedoch an, dass das keine richtige Zahl sei. Sie hätten sich wohl Mühe gegeben, so viel aufzuschreiben, als ihnen ihr Gedächtniss eingab, es sei aber sicher doch Mancher vergessen worden, auch meinten sie, dass die Zahl der Vergessenen im ganzen Anui-Gebiet wohl einige Hundert betragen könne. Wir wollen annehmen, dass also zu jenem Tausend noch circa 200 Seelen zuzulegen seien, so dass die Zahl der Anui-Tschuktschen sich auf mindestens 1200 Seelen beiderlei Geschlechts herausstellen dürfte. Lieutenant Nordquist von der Vega-Expedition (62) hat eine auf Zelte gegründete Zählung aller Tschuktschen vom Cap Erri bis zum Cap Peek unternommen und gelangt dabei auf die Zahl von

2000 Kopf, freilich bei der Annahme, dass im Zelt durchgängig fünf Menschen wohnen. Es scheint das etwas stark, da er sich aber auf eine Zählung in zehn Zelten beruft, und ausserdem die erhaltene Zahl 2160 Kopf beträgt, so wird die runde Zahl 2000 wohl nicht weit von der Wahrheit sein; wir hätten somit an gezählten Tschuktschen 3200 Seelen beiderlei Geschlechts. Wenn man nun in Betracht zieht, dass wir während der Dauer unserer Reise fortwährend Besuch von im Lande zerstreut lebenden Rennthier-Tschuktschen erhielten, dass dieselben ziemlich zahlreich bei der Mündung des Anadyr am rechten Ufer desselben wohnen und dass Lieutenant Nordquist die zwischen Cap Peek und der Anadyr-Mündung sich befindenden, gleichfalls nicht unbedeutenden Tschuktschen-Niederlassungen ganz unberücksichtigt gelassen hat, so scheint es mir, als könne man alle diese nicht gezählten Glieder des Stammes wohl auf circa 1800 Seelen schätzen, so dass die Gesammtmasse des Volkes sich auf 5000 Köpfe annehmen liesse. Aus unserem langen Umgang mit diesem Volke, während dessen wir mit Rennthier-Tschuktschen sowohl, als auch mit Kaufleuten und sitzenden Tschuktschen vielfach in Berührung gekommen sind und Sitten und Lebensführung haben kennen lernen, hat es sich unzweifelhaft ergeben, dass die Rennthier-Tschuktschen die erste Rolle spielen, wenn nicht der Zahl nach, denn hierin dürften sich die beiden Hauptklassen des Volkes wohl die Wage halten, so doch entschieden dem Einfluss und der Macht nach. Es ist aber auch höchst wahrscheinlich, dass der Reichthum, auf den dieser Einfluss beruht, erst seit der Zeit sich stark gemehrt hat, als sie anfingen sich im Gebiet der beiden Anui niederzulassen, dass hier auch die Bevölkerungszahl zunimmt, während sie am Meer steht, wenn nicht langsam zurückgeht. Wie lange

es die Kaufleute noch machen werden, ist sehr fraglich. Ihr Auftreten war bedingt durch den früher sehr bedeutenden Vorrath an Pelzwerk, den sie sich von Amerika verschaffen konnten. Jetzt hat dieser Handel stark abgenommen, und es ist die Frage, ob er jemals die frühere Höhe wieder erreichen werde. Auch bringt Dr. Aurel Krause (63) sein Sinken mit dem Steigen des Walfischfanges in Zusammenhang; in solchem Falle könnten ja für die Tschuktschen-Kaufleute auch wieder bessere Zeiten eintreten, da den Walfischen mit einem Eifer nachgespürt wird, der wohl bald das Verschwinden dieser Thiere zur Folge haben dürfte. Aber trotzdem hat der Pelzhandel keine günstigen Aussichten für die Zukunft, schon aus dem Grunde, weil er durch so viele Vermittler hindurchgeht. Die Tschuktschen selbst erzählen, dass sie die Felle von den Kergaulen oder Ikergäulen erhalten, aber dass diese selbst sie nicht erbeuten, sondern sie von Weitem herholen, auch handeln sie selbst nicht unmittelbar mit den Kergaulen, sondern es besteht dabei wieder ein Vermittler, der dies Geschäft besorgt. Nach Angabe meines Freundes Pangáo fahren die Tschuktschen um Petri-Pauli in ihren Lederbooten auf die Insel Ilir, auf welcher ein Volk wohnt, die Immalin, das eine fremde Sprache spricht, weder die der Kergaulen, noch die der Aigwan, die sich unter den Tschuktschen zwischen der Mündung des Anadyr und dem Cap Peek aufhalten, und das Kleider von Vogelbälgen trägt. Die Fahrt nach dieser Insel, der nächsten nach Asien zu gelegenen Diomedes-Insel, wird als sehr gefährlich beschrieben: es besteht zu der Zeit, d. h. ungefähr um Petri-Pauli, eine sehr heftige Strömung in's Eismeer, so dass es ihnen nur in dem Fall gelingt, die Insel, die nur sehr klein ist, zu treffen und nicht vorbeigeführt zu werden, wenn scharfer Nordwind oder, wie er sagte, kalter Wind

weht. Dann ist aber auch hoher Wellenschlag, so dass nicht selten Boote sammt Bemannung untergehen. Auf dieser Insel wird nun der Handel mit den Immalin betrieben, die somit als reine Zwischenhändler erscheinen. Das ist der gewöhnliche Fall; es kommt aber auch vor, dass man mit den Kergaulen selbst auf dieser Insel handelt. Pangáo behauptete sogar einmal die Kergaulen besucht und eine Fahrt mit ihnen in ihre Wohnsitze gewagt zu haben, es sei aber nicht recht geheuer gewesen, da sie wild und räuberisch seien. Sie wohnten in Balkenhäusern und führen mit Hunden. Rennthiere hätten sie nur sehr wenige und zwar nur die, die sie von Tschuktschen erhandeln. Einer der am meisten begehrten Artikel seien stets Rennthierfelle, die jenes Volk zur Kleidung unumgänglich nöthig habe.

Es ist nun nicht anzunehmen, dass ein so komplicirter und mit so vielen Schwierigkeiten und Gefahren verbundener Handel auf die Dauer sich werde halten können, und dann hört auch der Stand der Kaufleute auf. Sehr wenig trostreich liegen auch die Umstände für die sitzenden Tschuktschen, sobald der Handel mit Amerika aufhört. Dr. Krause ist im Irrthum, wenn er glaubt, dass durch die Walfischfänger amerikanische Waaren an die Kolyma gelangen, eine derartige Beobachtung hat bisher nicht gemacht werden können und zwar aus dem Grunde, weil die Amerikaner ausschliesslich mit Branntwein und dann noch in geringen Mengen mit Pulver, Blei, Thee und Plietentabak handeln. Der Plietentabak ist aber nicht beliebt unter den asiatischen Stämmen, die den südrussischen weit vorziehen, und die höchst geringen Quantitäten der oben genannten Waaren scheinen alle bei den Tschuktschen zu bleiben; der Branntwein aber richtet das unglückliche Volk vollends zu Grunde. Geht aber der Handel mit den Kergau-

len ganz verloren, so ist die Lage der Nossowyje Tschuktschi oder Ankal, wie die Rennthier-Tschuktschen sie nennen, die nur sich selbst und allenfalls einem reichen Kaufmann die Benennung Tschautscha zuerkennen, eine sehr verzweifelte. Sie haben dann nichts, was sie den Rennthier-Tschuktschen für Häute zahlen können, der sie auch in sonst guten Jahren bedürfen, und nichts um das Fleisch der Rennthiere zu bezahlen, durch welches sie sich jetzt in Hungerjahren nothdürftig erhalten können. Es wird noch später Gelegenheit sein, darauf zurückzukommen, in welch' einer traurigen Lage sich die sitzenden Tschuktschen befinden, auch jetzt schon, wo sie doch durch Waarentransport sich einigermaassen etwas erwerben können. Die Händler selbst besitzen wohl nur selten selbst die ihnen bei ihren weiten Fahrten unumgänglich nöthigen Rennthiere und Hunde und sind daher in Bezug auf diese sowohl auf die Heerdenbesitzer, als auch im östlichen Theil ihrer Reise auf die sitzenden Tschuktschen angewiesen. Trotz dieser Erwerbsquelle kommen jedoch unter den sitzenden Tschuktschen selten Jahre vor, in welchen sie sagen können, sie seien ohne Hunger durch den Winter gekommen; wie wird aber die Lage dieser Menschen sich gestalten, wenn, wie es die Erfahrung lehrt, der Handel immer unbedeutender und der Erwerb somit geringer wird? So weit sich mir aus meinen vielfachen Beziehungen zu den Tschuktschen der Stand der Dinge herausgestellt hat, kann ich nur annehmen, dass das einzige Mittel, einen grossen Theil des Volkes vom sicheren Untergange zu retten, in einer allgemeinen Verschiebung der Wohnsitze nach Westen zu suchen ist. Es kann das nicht plötzlich geschehen und braucht es auch nicht, wohl aber glaube ich, dass die Macht der Umstände die Tschuktschen selbst dazu zwingen werde. Westlich vom Cap

Erri kommen freilich keine Walrosse und Walfische mehr vor, auch die Robbe lässt sich nicht gerade häufig am westlichen Strande blicken, wohl aber dürfte der Fischreichthum ein grösserer sein, als um Ir-Kapia und Peek herum. Nicht nur die Kolyma und Indigirka sind sehr fischreich, auch die kleinen Flüsse, die zwischen diesen beiden grossen Strömen in's Eismeer fliessen, liefern Fische in Menge. Fällt aber der Fang einmal schlecht aus, wie das ja leider vorkommt, so kann einer Bevölkerung, die den Strand zwischen Indigirka und Kolyma bewohnt und hinter sich die grosse Tundra hat, in welcher die Heerdenbesitzer ihren Ueberfluss an Rennthieren zur Weide treiben wollen, sicher und leicht aus der Noth geholfen werden, während an den äussersten Nordosten des Festlandes kein menschlicher Arm reicht. Es findet ja schon jetzt vielfach ein Uebergang von sitzenden Tschuktschen zu Rennthier-Tschuktschen und umgekehrt statt. Rennthier-Tschuktschen, die durch irgend einen Unfall ihrer Heerde verlustig gegangen sind, gehen nicht immer unter die Hirten, um sich wieder aufzudienen, sondern versuchen oft ihr Heil am Strande, in der Hoffnung durch glücklichen Walrossfang wieder zu einigem Besitz zu gelangen, der ihnen den Ankauf einiger Thiere ermöglicht; weit häufiger aber werden aus Kaufleuten Heerdenbesitzer und treten arme sitzende Tschuktschen als Hirten zu den Rennthier-Tschuktschen über. Nur sind das bisher noch vereinzelte Erscheinungen, aber das Band besteht und wird nicht mehr zerrissen werden, wohl aber erstarken. Es wäre das ja nur die weitere Entwickelung der Verhältnisse, die seit der Aufhebung der Festung Anadyrsk und ganz besonders seit dem Abzuge der Jukagern und Tschuwanzen aus dem Gebiet der beiden Anui sich gebildet haben. Es ist eine ganz irrige Ansicht, beruhend

auf den früheren, mangelhaften Excerpten aus den alten Archiven, die auch Dr. Krause in seiner Abhandlung noch theilt, als hätten die Angriffe der Russen die Tschuktschen in alten Zeiten nach Osten gedrängt. Die Russen haben von der Kolyma aus niemals Krieg gegen dieselben geführt, das besorgten die Jukagern und Tschuwanzen. Ob früher die Tschuktschen westlich von der Tschaunbucht gesessen haben, dafür haben wir durchaus keinen Beweis, aber wohl ist es höchst unwahrscheinlich, dass sie über die Bucht und namentlich über die Insel Aioka jemals bleibend hinausgegangen seien. Richtig ist, dass an der Grossen Tschukotschja, also westlich von der Kolyma, häufige Händel zwischen Russen und Tschuktschen stattfanden, aber das war ein einzelner versprengter Haufen Volks, der, vom Tschaun aus nach Westen wandernd, später spurlos verschwunden ist; das eigentliche Volk der Tschuktschen fanden die Russen erst bei Cap Erri, und ihre ersten Begegnungen, so wie alle derartigen von Kolymsk aus unternommenen Besuche, waren friedlicher Natur. Die Tschuktschen hatten also schon in alten Zeiten den Wunsch nach Westen zu ziehen, da aber der erste in grösserer Anzahl gemachte Versuch misslang, so haben sie denselben nicht wiederholt, wohl auch in Folge des Umstandes, dass die Besatzung der Festung Anadyrsk sich durch Korjaken und Jukagern sehr bald in eine feindliche Stellung zu ihnen drängen liess.

Was sich jetzt also anzubahnen scheint, ist nur die Fortsetzung längst im Stillen gehegter Pläne und Absichten; gelingt es die Sache in Schwung zu bringen, so sind die sitzenden Tschuktschen für die Zukunft wohl geborgen, gelingt es nicht, so ist ihre Lage unter dem Branntwein der Amerikaner und dem immer geringer wer-

denden Fange der grossen Meersäugethiere eine durchaus verzweifelte.

Damals indessen lagen mir diese Erörterungen fern, das waren Zukunftspläne, die ja schon angebahnt waren, deren Entwickelung man aber nicht beschleunigen konnte. Mir drängte sich damals die Klage der Kolymsker Kaufleute und der Anui-Tschuktschen über den Markt am Anui auf; sie wünschten derselbe solle von der Regierung untersagt und die Tschuktschen zum Tausch ausschliesslich an den Anui' verwiesen werden. Das war viel leichter gesagt als gethan, auch lag eigentlich kein Grund vor, den Tschuktschen zu verbieten, an den Anadyr zu ziehen, falls sie solches für vortheilhafter fanden, wohl aber wollte ich mich genauer über die Verhältnisse daselbst erkundigen, um mir ein klares Bild von der Lage der Dinge in Markowo verschaffen zu können. Es erwies sich sehr bald, dass die Einwohner von Markowo selbst am eigentlichen Tauschhandel fast gar nicht betheiligt waren, es fehlte ihnen in dieser Hinsicht an den nöthigen Tauschmitteln: Tabak, Eisenwaaren und baumwollenen Zeugen. Markowo selbst bringt nur Fisch und Rennthierfleisch hervor, die der Anadyr in reicher Menge liefert, sonst ist da nichts zu haben, nicht einmal Gemüse werden gebaut, wie das doch in Ssrednekolymsk, wenn auch in geringem Masse, geschieht. Alles was die Leute ausser Fisch und Fleisch brauchen, müssen sie sich selbst aus Gishiginsk am ochotskischen Meer holen. Der Tauschhandel wird ausschliesslich durch den Kaufmann Bragin aus Gishiginsk betrieben oder vielmehr durch Philippäus, dessen Verwalter und Theilnehmer jener Bragin ist. Philippäus hat nun Eisenwaaren und auch sonstige Dinge in besserer und billigerer Qualität als die Jakutsker Kaufleute zu

seiner Verfügung, da ihm der Seeweg bis Gishiginsk offen steht, und nur ein Landtransport auf Hundenarten von 6—700 Werst zu überwinden ist, während die Waaren vom Anui durch ganz Sibirien zu Lande verführt werden müssen. Indessen ist sein Tabak von minderer Güte als der, den die Kaufleute aus Jakutsk heranführen. Den amerikanischen Tabak, mit dem er zuerst auftrat, mögen die Asiaten überhaupt nicht, aber auch seine Versuche mit echtem Tscherkasskischem Tabak oder Machorka waren bis dahin immer mehr oder weniger misslungen; es scheint, als ob der Seetransport diesem Kraut einen Theil seiner entsetzlichen Eigenschaften nimmt, es wird milder und erzeugt einen weniger penetranten Duft, als das zu Lande verführte. Das aber ist in den Augen der Asiaten ein unersetzlicher Verlust, der der Waare einen grossen Theil ihres Werthes raubt. Ferner schätzt Philippäus seinen Tabak höher, als es die Jakutsker Kaufleute thun, und bewilligt nicht die am Anui übliche Zugabe eines Kessels oder eines Vielfrassfelles auf zwei Pud Tabak, lässt auch seine Tabaksäcke nicht obrigkeitlich wiegen und versiegeln, wie dies am Anui stets geschieht.

Es stehen also die Chancen eigentlich besser für den Anui als für den Anadyr, denn den Ausschlag unter den Waaren giebt immer der Tabak. Dass einzelne Tschuktschen-Händler behaupten, sie hätten es leichter an den Anadyr zu ziehen als an den Anui, scheint nicht richtig zy sein, trotz der geringeren Entfernung, da sie es dahin mit den Transportmitteln viel schwieriger haben, als auf dem alten Wege. Auch gab Pangáo, der regelmässig beide Märkte besucht, mir ohne Weiteres zu, dass es leichter sei an den Anui zu ziehen; sein Zeugniss aber wiegt schwer genug, da er ein sehr intelligenter Händler ist. Die Sache liegt

darin, dass am Anui der Branntwein gar nicht als Vermittler erscheint, oder doch, falls es hier und da gelingen sollte, eine oder einige Flaschen anzuschmuggeln, keinen merkbaren Einfluss ausüben kann. Nun kann ich nicht sagen, in wie weit der Vorwurf, den man Philippäus vielfach gemacht hat, wahr ist, dass er seinen Handel ebenso auf den Branntwein gründet, wie das die Amerikaner thun: jedenfalls aber steht die Anfuhr dieses Getränkes in Gishiginsk vollkommen frei, und was von dort weiter in's Land geht, darüber übt Niemand eine Kontrole, sicher ist nur, dass die Gishiginsker das nicht austrinken können, was angeführt wird. Nach meiner Rückkehr aus Gishiginsk habe ich allerdings auch meinerseits die Beobachtung machen können, dass in Markowo an Branntwein kein Mangel war, dass also dieses Verführungsmittel auch im Tauschhandel eine Rolle spielen konnte, was dann wohl Vieles zu erklären im Stande wäre, das sonst schwer begreiflich ist. Dahin gehört namentlich der Umstand, dass Rennthierhäute, die eine so sehr wichtige Rolle im Leben der nordischen Völker spielen, am Anadyr in weit geringerer Menge feil geboten werden als am Anui. Die Korjaken besitzen allerdings auch einen sehr ansehnlichen Heerdenbestand, haben aber ihre Standquartiere nicht um Markowo herum und erscheinen deshalb auch nur in geringer Anzahl zum dortigen Markt. Sie haben es näher nach Gishiginsk, wo die Kaufmannswaaren ja auch billiger sind, daher machen sie dort ihre Geschäfte. Wenn also die Tschuktschen den Markt besuchen, so lässt sich schwer eine andere Ursache finden, die das erklärt, als der uncontrolirte Spiritushandel.

Genauere Auskunft über das Alles war nur in Gishiginsk zu haben, wohin ich mich denn auch, am 7. Nov. aus Mar-

kowo ausfahrend, begab. Die Markower schätzen den Weg nach Gishiginsk gegen 800 Werst und zerlegen diese Tour in drei ziemlich gleiche Abschnitte: zuerst von Markowo bis Penshinsk, einer Niederlassung am linken Ufer der Penshina, von dort zur Korjakenniederlassung an der Schestakowka und von da bis Gishiginsk. Zweimal im Jahre begeben sie sich dorthin, nämlich im November und dann wieder im April, der Geistliche und die Kosaken holen sich bei der Gelegenheit ihre Gage und ihren Proviant, aus Mehl und Grütze bestehend, und kaufen sich ein, was sie sonst nöthig haben. Die Bürger von Markowo, so wie die Tschuwanzen und Jukagern tragen Fisch hin, den sie auch gegen allerhand Waare eintauschen, da der Anadyr viel reicher an Fisch ist als das Meer an der Mündung der Gishiga. Dieses Mal waren die meisten Narten schon nach Gishiginsk abgezogen, indessen fuhren mit mir der Geistliche, der Urjadnik und noch einige Kosaken, so dass wir doch im Ganzen 11 Narten hatten. Da wir unterwegs unsere Hunde nicht wechseln konnten, ja mit denselben noch den Rückweg zu machen hatten, so mussten die Thiere geschont werden, man rechnete daher auf 16 bis 17 Tage Fahrt; aber es hiess, dass man unterwegs allenthalben Powarnja's antreffen werde, also konnte die Reise nicht sehr beschwerlich sein, immer aber unter der Voraussetzung, dass uns kein Schneesturm heimsuchte, der gerade auf diesem Wege sehr gefährlich werden kann. Es befindet sich nämlich der Strich Landes zwischen Anadyr und dem Ochotskischen Meer unter dem wechselnden Einfluss zweier entgegengesetzer Luftströme, des Nord- und des Südwindes, die die Temperaturverhältnisse in einer Weise zu verrücken im Stande sind, wie man es sonst auf dem Festlande Sibiriens nicht gewohnt ist zu erfahren.

Eine andauernde Luftströmung vom Eismeer her lässt das Thermometer bis auf 40 Grad unter 0 sinken, bläst es dagegen von dem Ochotskischen Meer her, das den ganzen Winter offen bleibt, so tritt nicht selten Thauwetter, ja sogar Regen ein. Im Jahre 1887 waren einige Narten aus Gishiginsk zum Anadyr aufgebrochen und zwar im November, es war ungewöhnlich warm und bald brach ein Schneesturm los, der mit grosser Heftigkeit blies und schliesslich in ein so energisches Schlackenwetter überging, dass die Leute in ihren schweren Pelzkleidern durch und durch nass wurden. Im Unwetter hatten sie die Richtung verloren und befanden sich, als es wieder so klar wurde, dass man um sich schauen konnte, in der offenen Tundra, aber ohne zu wissen, wo sie waren. Unterdessen schlug die Windrichtung um, und es trat harter Frost ein, der ihnen die durchnässten Kleider am Körper steif wie Pappe werden liess. Es gab nur ein Mittel der Rettung, fortwährende Bewegung und zwar womöglich in ein und derselben Richtung, vielleicht gelang es auf diese Weise an irgend ein Gehölz zu gelangen und Feuer anzumachen. Sie thaten das auch, aber die hartgefrorenen Kleider rieben ihnen die Glieder wund, besonders waren die Füsse um die Knöchel herum schon ganz blutig, und nur mühsam konnten sie sich weiter fortschleppen. Da geriethen sie zum Glück auf das Zelt eines Rennthier-Korjaken und waren gerettet; aber es ist sehr fraglich, ob selbst diese abgehärteten Menschen ohne diesen Zufall dem Tode hätten entgehen können, höchst wahrscheinlich wären ihre Kräfte unterlegen, ehe es ihnen gelungen wäre, irgend ein schützendes Obdach oder ein rettendes Wäldchen zu erreichen.

Den ersten Tag machten wir nur 32 Werst und hielten in einer Powarnja an, die hier glücklicher Weise alle mit

Kaminen versehen sind. Der Weg hatte uns durch ganz flaches, nur mit Weidengebüsch und Strauchcedern (*P. Cembra pumila*) bewachsenes Land geführt; die hohen Pappeln und Espen um Markowo hatten uns verlassen, sobald wir die ersten Werste hinter uns hatten. Den 8. Nov. brachen wir früh auf und fuhren zuerst 21 Werst auf ganz ebener Tundra, kein Baum war zu sehen, nur niedriges Strauchwerk; dann kam wieder eine Powarnja, an der angehalten und den Hunden Rast gegeben wurde. Von dort hatten wir zuerst auch noch Flachland, dann aber ging es einen Höhenzug hinauf, den Russkij Chrebet, der ganz unbewachsen zu sein schien, wenigstens Strauchvegetation war nicht vorhanden. Erst auf der Südseite, die wir im Laufe des Giessbaches Sschtschotschki hinunterfuhren, zeigten sich wieder Weiden und Strauchcedern bis wir an die Orlofka, einen linken Nebenfluss des Máin kamen, in welche die Schtschotschki fällt; der zweite Theil des Weges mag gegen 48 Werst betragen haben, so dass wir diesen Tag gegen 69 Werst zurückgelegt hatten. Im Thale der Orlofka fanden sich wieder Pappeln und Espen ein, obwohl etwas dünner gesät als am Anadyr und nur den Lauf des Flusses selbst einsäumend. Den folgenden Tag fuhren wir ein kleines Nebenflüsschen der Orlofka, die Kowryshka, hinauf und erstiegen einen zweiten Höhenzug, der aber niedriger als der erste zu sein schien, den Nalgimskii Chrebet, und fuhren denselben im Laufe der Nalgimka hinunter, die in die Tschornaja, Letztere aber in die Penshina fällt. Wir hatten den Tag gegen 46 Werst gemacht. An der Nalgimka fanden wir die Powarnja in so desolatem Zustande, dass wir unter freiem Himmel nächtigen mussten, da aber wiederum Pappeln am Ufer des Flusses standen, so liess sich ein mächtiges Feuer anrichten, das die Nacht bei nur —28,9° Réaumur zu ei-

ner ganz erträglichen machte. Den 10. Nov. fuhren wir theils auf der Nalgimka, theils auf der Tschornaja zuerst 18 Werst und gaben den Hunden Rast; dann aber schritten wir, weil die Tschornaja einen grossen Bogen macht, quer durchs Land und kamen erst wieder auf diesen Fluss gegen 6 Werst oberhalb seiner Mündung in die Penshina, worauf wir dann auf dem Eise weiterfuhren und schliesslich das Dörfchen Penshinsk, etwa eine Werst unterhalb der Tschornaja-Mündung, erreichten. Es war wieder die alte Erscheinung: auf beiden Ufern des Flusses Pappelwald, so wie man sich aber von denselben entfernte, waldlose Tundra.

Somit hatte ich die Penshina erreicht, die hier schon als stattlicher Fluss im breiten Thale ruhig dahinfliesst, überhaupt auch, mit Ausnahme des obersten Laufes durchaus den Charakter eines Flusses der Ebene an sich trägt. Am Anfang der Reise, etwa bis zum Nalgimskii Chrebet hatte ich linker Hand den unteren Lauf des Máin, eines gleichfalls ohne starkes Gefälle fliessenden Flusses gehabt, auch das Land durch welches ich diese gegen 203 Werst lange Fahrt machte, hatte durchaus den Charakter der Ebene und zwar der Tiefebene, denn das Barometer-Aneroid zeigt von Markowo an bis Gishiginsk durchweg 30 Zoll, nur sehr selten auf 29 mit einem Bruch fallend, wenn Südwind wehte. Die zwei Gebirgszüge, die wir bisher überstiegen hatten, liessen das Barometer auch nur unbedeutend sinken, stiegen sehr unvermittelt aus der Ebene hervor und hatten stets eine so unbedeutende Breitenbasis, dass ich sie kaum auf tausend Fuss über der Ebene schätzen kann, in Ermangelung sicherer Messungen. Aus alledem geht unzweifelhaft hervor, dass wir es bei den im Ganzen fünf Höhenzügen, die auf der Strecke Markowo-Gishiginsk zu überwinden sind, nur mit Ausläufern des Stanowoi-

Chrebet zu thun haben, die sich bis zum Main und der Penshina erstrecken, und nicht mit dem eigentlichen Kamm desselben. Das Hochgebirge Kamtschatka's ist daher nicht als eine Fortsetzung der Gebirge des Festlandes anzusehen, wie man das auf den meisten Karten angedeutet findet, sondern bildet für sich einen ganz selbstständigen Gebirgsstock, von ausserdem viel bedeutenderer Höhe, als die höchsten Kammerhebungen des Stanowoi Chrebet. Das Kamtschatka-Gebirge flacht sich nach Norden in eine waldlose Tundra, den Parapolskij dol, ab; auch ist der südliche Theil der Halbinsel in früheren Zeiten wohl eine vollständige Insel gewesen. Der Parapolskij dol erhebt sich nach Norden wieder, so dass das rechte Ufer des Anadyr von steilen, gegen zwei bis dreihundert Fuss hohen Abstürzen begleitet ist. Im Westen aber sitzt auf dieser Hochebene noch ein Gebirgsknoten, der Pol-Pol auf, von dessen Ostrande der Main seinen Ursprung nimmt, ihn in weitem Bogen nach Süden umfliesst und schliesslich seinen unteren Lauf nach Nordost richtet. Mir hatte es den Anschein, als ob der Nalgimskij Chrebet sich mit den westlichen Ausläufern des Pol-Pol vereinige, dem wurde aber von den Korjaken sowohl, als auch von den Penshinskern widersprochen, welche behaupteten, die Tschornaja käme nicht vom Gebirge her, sondern nehme ihren Ursprung aus hümpelbedeckten Mooren. Es wird das indessen wohl so zu verstehen sein, dass die Verbindung zwischen dem Nalgimskij Chrebet und dem Pol-Pol allerdings besteht, aber eine allmähliche ist, so dass sie den Leuten nicht den Eindruck des Gebirges macht.

Penshinskoje ist ein kleines Dörfchen von ungefähr 10 Wohnhäusern, das von sogenannten Kleinbürgern (Meschtschane) bewohnt wird, die sich vom Fischfang nähren. Wir hielten daselbst zwei Tage an, um die Hunde ordentlich ausruhen zu lassen, da dieselben von diesem Stück

Weges stets mehr angegriffen werden, als von den beiden noch bevorstehenden. Es soll das darin seinen Grund haben, dass der Schnee hier noch nicht so fest ist wie weiterhin, wo er mehr der Wirkung der Winde ausgesetzt ist, weicher Schnee aber stets die Pfoten der Thiere sehr mitnimmt, so dass die Spuren oft blutig gefärbt erscheinen. Während meines Aufenthalts in Penshinskoje hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit mit einigen Rennthier-Korjaken (63) zusammenzutreffen und mich mit ihnen zu unterhalten. Die Aehnlichkeit derselben mit den Tschuktschen ist sofort in die Augen springend und erstreckt sich, — ganz abgesehen von der Sprache, die so sehr dieselbe ist, dass wir uns mit ein paar von mir erlernten tschuktschischen Phrasen und Worten unterhalten konnten, ehe der Dolmetscher dazukam, — bis auf die kleinsten Kleinigkeiten: Schlitten, Kleidung, Geräthe, Alles ist bei den Einen so wie bei den Anderen, nur sehen die Korjaken weniger respektabel aus als die Tschuktschen.

Es unterliegt meines Erachtens durchaus keinem Zweifel, dass diese beiden Völker ursprünglich ein Volk gewesen sind, und ihre jetzige Zweitheilung nur durch ihre räumliche Trennung entstanden ist. Wenn Ditmar (64) anführt, dass die fünf Zweige, in welche sich die Korjaken gegenwärtig theilen, — nämlich in Rennthier-Korjaken einerseits und in vier Zweige sitzender Korjaken andrerseits — sich sogar dialektlich von einander unterscheiden, trotzdem sie nur wenig weit von einander wohnen und in fortwährendem Connex mit einander stehen, so ist es nicht zu verwundern, wenn sich die Sprachen der Tschuktschen und Korjaken nicht vollständig decken, ja es ist eher verwunderlich, dass der Unterschied ein so geringer ist, dass sie sich vollkommen gut verstehen und man einen Korjaken, der russisch spricht, sehr gut als Tschuktschen-Dolmetscher, und umge-

kehrt einen Tschuktschen unter gleicher Vorbedingung unbedenklich als Korjaken-Dolmetscher brauchen kann. Offenbar haben beide Völker früher als ein Volk die Halbinsel bis zum Anadyr bewohnt, und erst in Folge von Händeln ist der Theil, den man jetzt Tschuktschen nennt, nach Norden über den Fluss gegangen. Aber selbst diese Selbstverbannung oder auch Vertreibung hat die ewigen Unruhestifter, die Korjaken, nicht abgehalten, sich zu den Ersteren auf den Standpunkt der permanenten Raub- und Beutezüge zu stellen, die natürlich von jenen mit Gleichem erwidert wurden. Gelegenheit bot sich dazu allerdings sehr leicht, da von jeher ein Zweig der Tschuktschen am Onemen geblieben war, der, obwohl von den Korjaken durch einen weiten Zwischenraum getrennt, doch von ihnen jederzeit erreicht werden konnte. Es ist natürlich jetzt sehr schwer nachzuweisen, wer von beiden Völkern ursprünglich der angreifende Theil gewesen ist; fest steht nur, dass die Russen von der Festung Anadyrsk nur durch die Korjaken in den Streit mit den Tschuktschen hineingezogen worden sind. Die Wahrscheinlichkeit spricht aber entschieden für die Urheberschaft der Korjaken. Es ist nicht anzunehmen, dass die Tschuktschen, die bereits zur Zeit der Gründung des Ostrog Anadyrsk mit der Hauptkraft ihres Volkes an der Tschaun-Bucht und um Peek herum sassen, und von denen nur geringe versprengte Theile an beiden Seiten des untersten Anadyr mit ihren Heerden standen, es unternommen haben sollten, die Korjaken anzugreifen, die damals in ihrer ganzen Masse, von den Ausläufern des Stanowoi-Gebirges an bis zum Ocean das Gebiet südlich des Anadyr einnahmen. Auch ergeben die wichtigen Aufzeichnungen Polonskij's aus den alten Archiven, dass, abgesehen von den Klagen der Korja-

ken, die seitens der Besatzung von Anadyrsk niemals auf ihre Richtigkeit geprüft worden sind, die Tschuktschen in der That stets angegriffen worden sind, dass von ihnen niemals ein Angriffskrieg nachweislich begonnen worden ist, dass aber die Korjaken den Russen gegenüber sich häufig angreifend verhalten haben, und der Krieg mit ihnen eigentlich ein permanenter gewesen ist. Dem gegenüber hat es mich sehr verwundert bei Ditmar zu lesen, dass die nomadisierenden Korjaken ein so überaus vortreffliches und sittenreines Volk sein sollen, dem er sogar das Fernbleiben aller Kultur zu wünschen scheint, damit sie nicht durch dieselbe der Einfalt und Lauterkeit ihres Herzens beraubt würden. Er hat ja mehr mit ihnen zu thun gehabt als ich und muss sie daher weit besser kennen; aber die ganze Geschichte des Volkes, so weit wir sie kennen, spricht dagegen, auch waren die Leute, mit denen ich zusammenzutreffen Gelegenheit hatte, nicht derselben Ansicht.

Am Anadyr hatte ich viel davon gehört, dass die Tschuktschen einmal wieder die Korjaken überfallen und ihnen Rennthiere geraubt hätten. Die Korjaken haben mir aber darüber nichts mitgetheilt, so dass es sich hier wohl um rigend eine Rauferei gehandelt haben mag, bei welcher die Korjaken nicht ohne Schuld gewesen sein mögen, denn sonst hätten sie eine so schöne Gelegenheit Klage zu führen, wie ihnen meine Anwesenheit bot, sicherlich nicht unbenutzt verstreichen lassen. Gegenwärtig ziehen die nomadisierenden Korjaken, deren Zahl Ditmar auf über 2700 Seelen beiderlei Geschlechts angiebt, mit ihren, wenn auch nicht sehr zahlreichen, so doch ihren Unterhalt auskömmlich bestreitenden Heerden genau auf demselben Gebiet umher, das sie seit uralten Zeiten innegehabt haben, wobei sie sich westlich sogar bis zum oberen Omolon aus-

breiten, also das Stanowoi-Gebirge überstiegen haben. Sehr zahlreich allerdings halten sie sich daselbst nicht auf, haben aber doch ihre Wohnsitze unter Lamuten und Jukagern, wie mir dieselben erzählten. Im Ganzen verträgt man sich ganz gut, scheint sich aber gerade nicht sehr zu lieben; jedoch haben die Lamuten sowohl, als auch die Jukagern allen Grund, sich mit den Korjaken in Güte zu vertragen, da sie selbst, hauptsächlich aber die ersteren, alljährlich durch die Weideplätze derselben in die an köstlichem Pelzwerk sehr reichen Gebirge Kamtschatka's wandern, also in einer gewissen Abhängigkeit von dem guten Willen der Korjaken, sie durchzulassen, sind. Die nomadisierenden Korjaken sind fast ohne Ausnahme noch Heiden und scheinen durchaus keine Neigung zur Annahme des Christenthums zu verspüren. Es wurde mir in Penshinskoje mit grosser Entrüstung erzählt, dass zwei Erzbischöfe, Innokentij sowohl, als auch sein Nachfolger Pawel, bei ihren Durchreisen sich persönlich mit den versammelten Korjaken unterhalten und sie zur Annahme des Christenthums ermahnt hätten, jedoch ohne irgend einen Eindruck bei diesen rohen Menschen hervorzubringen. Das mag sich ja wohl so verhalten haben, es ist aber auch nirgends aus der Missionsgeschichte der verschiedensten Völker ein Beispiel ersichtlich, dass derartige feierliche Anreden von Erfolg begleitet gewesen wären. Unter den sitzenden Korjaken in Kamtschatka giebt es viele Christen, das Volk an sich hat also keinen Widerwillen gegen die wahre Lehre, dann muss dieselbe ihnen aber auch wirklich zugebracht und nahe gelegt werden, und das ist bis jetzt nicht geschehen. Die Korjaken, mit denen ich sprach, schienen die Sache überhaupt nicht der Rede werth zu halten, sie antworteten auf meine Fragen, ob sie so fest an ihren alten Gebräuchen hielten, in einer Weise, die auf

eine unglaubliche Gleichgültigkeit schliessen liess. Ja Einer von ihnen schien die Sache sogar scherzhaft aufzufassen, denn er sagte mir, wenn ich es so sehr wünsche, so wolle er sich taufen lassen, müsse aber doch noch die Erlaubniss seines abwesenden Vaters einholen; dabei hatte er aber selbst das Aussehen eines 50—60-jährigen Menschen und lebte mit seiner Heerde als durchaus selbstständiger Mann.

Den 14. Nov. fuhren wir weiter, zuerst über den Fluss, dann über flaches Land, das mit Pappeln, dann aber auch mit Birken, ja sogar mit einzelnen Lärchen bestanden war. Da die Penshina ein grosser Fluss ist, so war nicht nur ihr eigentlicher Lauf, sondern auch noch ein breiter Strich Landes mit, wenn auch sehr lichtem, Wald bestanden, der fast bis zum Flüsschen Konderewa reichte, über welches wir fuhren, um dann einen niedrigen Höhenzug zu übersteigen, den Ytschygemskij Chrebet, einen Zweig des etwas höheren Uschkanij Chrebet. Den Ytschygemskij Chrebet fuhren wir hinunter auf einem Quellfluss der Uschkanicha, die in die Penshina fällt. Daselbst hielten wir zur Nacht an, nach nur 33 Werst Fahrt, weil sehr wenig Schnee lag und der Weg daher für die Hunde sehr schwer war. Den 15. Nov. hatten wir mit derselben Kalamität der Schneelosigkeit zu kämpfen und kamen daher auch nur um 39 Werst vorwärts. Wir fuhren zuerst den Uschkanij Chrebet hinauf und dann denselben gleich wieder hinunter, worauf wir auf die Prodolnaja, ein Flüsschen, das in den Oklan oder Aklan fällt, ankamen und auf dieser unseren Weg bis zur Powarnja fortsetzten. Den 16. fuhren wir über Tundren und drei kleine Flüsschen, die alle Poperetschnaja (querliegend, während Prodolnaja längsliegend bedeutet) heissen und sämmtlich in die Prodolnaja münden. Dann aber erreichten wir den von dichtem und höchst statt-

lichem Pappelwald umgebenen Oklan selbst, wo uns insofern das Glück lächelte, als wir auf einen von Korjaken eingefahrenen Weg stiessen, sonst hätte uns der weiche und tiefliegende Schnee daselbst viel Noth gemacht. Nach kurzer Fahrt auf dem Oklan selbst erreichten wir die Powarnja, nachdem wir diesen Tag doch gegen 50 Werst zurückgelegt hatten. Der Oklan ist der grösste Nebenfluss der Penshina und ihr an Breite vollkommen gleich. Auch ist der Wald, durch das Zusammentreffen zweier grosser Flüsse bedingt, sehr ansehnlich, weshalb auch die Leute der Telegraphengesellschaft im vergangenen Sommer hier ihr Quartier aufgeschlagen hatten, um Telegraphenstangen zu fällen. Dem Plane nach sollten die Stangen auf der ganzen Linie eiserne sein, aber man hatte, da man auf guten Baumwuchs stiess, beschlossen, dieselben provisorisch aus Pappelholz herzustellen. Der Wald soll, nach Aussage der Leute, in gleicher Mächtigkeit sich bis in die Nähe der Mündung der Penshina erstrecken, bot also Material genug dar. Den folgenden Tag fuhren wir erst auf dem Oklan, dann längs der Tschimitka, einem kleinen Nebenflüsschen des Oklan, den Kamennyi Chrebet hinauf zu den Quellen der Schestakofka, längs welcher wir bis zu der Mündung in's Meer hinabfuhren und zu den Jurten der sitzenden Korjaken gelangten, die sich daselbst in der Zahl von 6 oder 7 Stück in der Nähe des Meeres erhoben. Wir hatten gegen 75 Werst gemacht, also im Ganzen von Penshinskoje an 197 Werst, im Widerspruch zu unseren Nartenführern, welche entschieden behaupteten, dieses Stück sei länger als das erste, welches nach meiner Rechnung 203 Werst betrug.

Die sitzenden Korjaken an der Schestakofka gehören zum Geschlecht der Kamenzen oder Parenzen, dem am

nördlichsten vorgeschobenen Posten der sitzenden Korjaken. Dieselben bewohnen den nördlichen Theil der Halbinsel Kamtschatka und gehören administrativ zu Petropawlowsk, die Kamenzen jedoch, wie auch die nomadisierenden Korjaken werden zum Kreise Gishiginsk gerechnet. Nach Osten erstrecken sich die Ansiedelungen der Kamenzen bis zum Flusse Talofka, nach Westen bis zur Mündung des Parénj. Sie sollen im Ganzen nur gegen 250 Seelen beiderlei Geschlechts stark sein.

Die Jurten, Häuser oder Zelte, wie man die Wohnungen dieser Korjaken auch nennen will, machen einen ganz eigenthümlichen Eindruck und lassen sich mit nichts vergleichen, als etwa mit den auch halb in die Erde gegrabenen Winterbehausungen der sitzenden Tschuktschen am Beringsmeer. Man sieht vor sich einen hohen bienenkorbartigen Bau, der aber auf seiner Kuppe ein horizontales, auf Stangen ruhendes Brettergerüst hat, sehr ähnlich den grossen Tellerkragen, die man im 16. Jahrhundert in Deutschland trug. Aus der Kuppe steigt Rauch heraus, und ausserhalb des Baues führt eine Treppe zum erwähnten Brettergerüst. Zugleich erblickt man aber auch seitlich des Baues einen gegen 2 Faden langen, mannshohen, aus Balken gezimmerten Gang, der mit einer starken Thür verschlossen ist. Der Geistliche hatte mir schon früher mitgetheilt, dass man zur Winterzeit das Haus des Korjaken nur durch den Rauchfang betreten könne, da der untere Eingang ausschliesslich im Sommer benutzt zu werden pflege. Sobald es im Frühjahr warm zu werden beginnt, öffnet der Hauswirth den unteren Eingang, trägt zugleich das Bootleder hinaus und setzt sein Fahrzeug in Stand. Letzteres besteht aus einem festen Holzgerüste, welches mit dem Leder, das aus Seeehundsfellen, das Haar nach aussen, wasserdicht zusammengenäht ist, überzogen

wird und alsdann zur Benutzung fertiggestellt ist. So lange das Boot im Stande ist, geht man nur durch den unteren Eingang; tritt aber die kalte Jahreszeit ein, so wird das Leder vom Gerüst abgezogen, und mit demselben zieht der Wirth wieder in sein Haus, zugleich die untere Thür abschliessend, so dass von nun an bis zum Frühjahr nur der obere Eingang gebraucht werden darf. Der Besitzer der Jurte, an welcher wir anhielten, erschien auch sofort und wollte mir den Weg zu seinem Rauchfang zeigen. Das convenierte mir aber durchaus nicht, da ich keine Lust hatte, ihrer albernen Gebräuche wegen Kletterkünste anzuwenden. Ihm wurde daher kurz bedeutet, er habe der Obrigkeit, wenn sie käme, den ordentlichen Eingang zu öffnen. Zuerst schien er durch dieses Ansinnen in grosse Aufregung zu gerathen, gestikulierte und schwatzte sehr viel, was mir dahin verdolmetscht wurde, dass seiner Ansicht nach seine Götter es ihm niemals verzeihen würden, wenn er im Winter durch den unteren Eingang in's Haus ginge. Das wurde aber auch nicht von ihm verlangt, er konnte sich, so viel er wollte, da oben räuchern lassen, nur sollte er mir nicht zumuthen, ihm das nachzumachen. Um nun rascher zum Ziele zu kommen, denn es war draussen kalt, befahl ich den Kosaken, die schon lange darauf gewartet hatten, die Thür mit ihren Beilen einzuschlagen. Das wirkte: der Korjake bat sofort, man möge seine Thür nicht verderben, er werde sie sogleich öffnen. Das that er denn auch, und man gelangte auf diese Weise sehr bequem in's Innere des Hauses. Dasselbe bot den Anblick eines geräumigen Gewölbes, das von einem länglich viereckigen Balkengerüst, welches auf acht in die Erde gerammten, gegen zwei Faden hohen Pfosten ruhte, getragen wurde. Oben war eine viereckige Oeffnung von gegen $2^1/_2$ Fuss im Geviert, durch diese entwich der Rauch,

und in derselben stand senkrecht ein trogartig ausgehöhlter Balken, der gegen 12 Einschnitte oder Löcher hatte, so dass man an denselben auf- und absteigen konnte. Gleich neben dieser Leiter war die von grossen runden Steinen eingefasste Feuerstelle, und zwischen dieser und der unteren Thür, etwas seitlich von derselben befand sich ein mächtiger kupferner Wasserkessel, in welchen grosse Eisstücke zum Aufthauen hineingeworfen wurden, so dass man immer frisches Wasser vorräthig hatte. So ein Kessel ist der Stolz des Hausherrn, denn er kostet sehr viel, da das Kupfer zu 1 R. 50 Kop. bis 2 R. das Pfund in Gishiginsk verkauft wird. Zu beiden Seiten der Thür befanden sich geräumige Pologs und ihnen gegenüber eine breite niedrige Pritsche, die für Besuch bestimmt ist, und die ich auch einnahm. Da man, wenn man durch den gezimmerten Gang in's Innere trat, bergab ging, so war es klar, dass das Haus nicht auf ebener Erde stand, sondern gegen 3 Fuss in dieselbe eingegraben war. Um diese Grube standen starke Pfähle aus halben Balken im Kreise vertikal in die Erde gerammt, und von denen aus gingen gleiche Pfähle bis auf das obere Gerüst in geneigter Lage. Alles war gut und fest mit Lehm verschmiert und der untere Bau war aussen noch in der Höhe von etwa drei Fuss mit einer Schicht Rasen belegt, um ihn wärmer zu halten. Licht kam am Tage nur durch die obere Oeffnung und erleuchtete das Innere in so weit, dass man sehen konnte, was um Einen herum vorging. Des Abends wurde Seehundsthran mit Moosdocht angezündet, was ich mir aber verbat und während meiner Anwesenheit durch Stearinlichte ersetzte. Glücklicherweise wurde durch diese Neuerung kein Götze irgendwie gekränkt, im Gegentheil, mein Wirth war damit ganz zufrieden, da es ihm seinen Thran spare. Es war recht erträglich in diesem

Hause: böser Geruch war nicht zu bemerken, auch durch den Rauch litt man nicht gerade zu viel, da, so wie derselbe lästig wurde, eine Oeffnung im Palissadengange geöffnet werden konnte, wodurch Zug entstand und der Rauch alsbald verschwand. Da mein Wirth sonst ganz höflich und zuvorkommend war, so hielt ich es auch für angezeigt, ihn mit seinen Göttern zu versöhnen, was durch einige Spitzglas Branntwein in so vollkommener Weise gelang, dass er mir mittheilte, er habe nichts dagegen, dass ich selbst da durchginge, nur meine Leute sollten das nicht thun; ich könne mich aber selbst mit seinen Göttern auseinandersetzen, so gut wie mir das gelänge, denn ich hätte ihn zum Oeffnen gezwungen. In der Folge aber vergass er sich in seiner angeheiterten Stimmung so weit, dass er, als er mir sein Hauswesen zeigte, selbst durch den unteren Gang mir in's Freie folgte. Ich machte ihn noch zu rechter Zeit auf die möglichen schlimmen Folgen einer solchen That aufmerksam, erhielt aber die mit grosser Kaltblütigkeit gegebene Antwort: «die Verantwortung ruhe auf mir allein, denn er könne mich doch nicht ohne Begleitung herumlaufen lassen, oder nicht mitkommen, wenn ich mit ihm spräche». Damit war denn der Frieden hergestellt, und sowohl auf der Hin- wie auf der Rückreise haben wir sehr freundschaftlich mit einander verkehrt.

Mein Wirth war offenbar ein ganz wohlsituirter Mann, davon zeugten sowohl seine gut gehaltene geräumige Wohnung mit dem stattlichen Wasserkessel und reichlichem Hausrath, als auch seine mit Fisch und Robben wohlgefüllten Vorrathskammern. Er sagte, sie hätten es gut hier, die See sei reich an Seehunden und auch Fisch fände sich, namentlich in den Flüssen Kamtschatka's, in sehr reicher Menge, auch die Penshina gebe guten Fang. Diese Kamen-

zen leben jetzt ganz still und friedlich, getauft sind sie aber ebensowenig, wie die Rennthier-Korjaken. Klagen über ihre Rauflust und Streitsucht habe ich nirgends gehört, kurz Niemand vermuthet in ihnen die Nachkommen jener Korjaken, die so lange energisch Krieg mit der Besatzung von Anadyrsk geführt und so vieler Russen Leben auf ihrem Gewissen haben. Hier, ungefähr an der Stelle, wo jetzt die Jurten stehen, soll auch die Schlacht stattgefunden haben, die jenem famosen Kosakengolowa, Schestakof, das Leben kostete. Der Fluss hiess früher Jegátscha und hat erst seit dem März 1730 zum Andenken Schestakof's seinen jetzigen Namen erhalten. In den historischen Notizen wird diese Schlacht ausführlich mitgetheilt werden, wie sie aus den Berichten der Theilnehmer Schestakof's bekannt geworden ist. Indessen scheint es mir doch nöthig, hier auf einen Umstand aufmerksam zu machen, den ich daselbst unerwähnt lasse, dass nämlich die alten Ueberlieferungen der Tschuwanzen eine Schlacht gegen die Tschuktschen entschieden in Abrede stellen und dagegen behaupten, Schestakof habe seinen Tod im Kampfe gegen aufständische Korjaken gefunden, da die Tschuktschen durchaus nicht so weit nach Westen vorzudringen pflegten und es auch nicht könnten, weil sie dazu das ganze Gebiet der ihnen höchst feindlichen Korjaken hätten vorher durchziehen müssen. Das ist allerdings begründet, und sind die Tschuktschen von dieser Heldenthat vollständig freizusprechen, so dass man, wenn man den unglücklichen Fall ausnimmt, der dem tapferen Pawluzky durch Verrath seiner eigenen Leute das Leben kostete, nicht eine einzige Schlappe der Russen seitens der Tschuktschen in den Berichten verzeichnet findet.

Jetzt aber haben auch die Korjaken schon längst alle

kriegerischen Gedanken aufgegeben und beschäftigen sich als nomadisierende ausschliesslich mit Rennthierzucht, als sitzende aber hier am äussersten Winkel des Ochotskischen Meeres ausser Fisch- und Robbenfang, noch sehr erfolgreich mit der Schmiedekunst, in welcher sie mit den primitivsten Werkzeugen höchst anerkennenswerthe Dinge leisten. Ihr Werkzeug besteht in einem kleinen Blasebalg, der auf der Erde, in einer Grube liegend, von einem Arbeiter getreten wird, während der Meister selbst mit einigen Hammern und sonstigen höchst einfachen Geräthen, in derselben Grube stehend, auf einem Stein, als Ambos, sein Eisen bearbeitet. Vorherrschend werden angefertigt Lanzenspitzen und allerhand Messer von verschiedenen Formen, wie sie von Tschuktschen und sonstigen Bewohnern jener Gegenden gebraucht werden; auch Ketten zum Anbinden der Hunde werden vielfach geschmiedet. An der Schestakofka konnte ich nichts Derartiges erhalten, da der Wirth selbst nicht Schmied war, mir auch rieth, lieber in Kuél oder in Parén nachzufragen, wo sich die geschicktesten Schmiede befänden. Wohl aber konnte er mir einige Sachen zeigen, die von Korjaken-Schmieden angefertigt waren. Es wird natürlich nur Eisen verarbeitet, da sie die Kunst des Stahlens nicht kennen. Dafür aber pflegen sie das Eisen der Messerklingen sehr lange und sehr energisch in halbkaltem Zustande zu hämmern, ganz wie es die Jakuten thun. Durch diese Operation nimmt das Eisen einen sehr guten Schliff an, so dass die Messer haarscharf schneiden, fast nie schartig werden und sehr leicht wieder angeschärft werden können. Das können die Jakuten auch; aber sie verstehen es nicht, ihren Arbeiten die hübschen Verzierungen zu geben, wie das die Korjaken mit Messing und Kupfer zu thun pflegen. In das Eisen werden tiefe Linien in hübscher Verschränkung eingehauen,

diese mit Kupfer und Messing verhämmert und dann abgeputzt, so dass die Waare ein sehr hübsches Ansehen gewinnt. Auch setzen sie sehr kunstreiche Messergriffe unter Benutzung von Fischbein und Bergschafhorn zusammen, die bei den Tschuktschen sehr beliebt sind. Kurz es ist eine rege Thätigkeit, deren Erzeugnisse bis zum Anui und bis zu den Kergaulen gehen und theilweise lieber genommen werden, als die verstahlten Waaren der Russen und Engländer, weil letztere nicht nur leicht schartig werden und brechen, sondern sich auch schwieriger anschärfen lassen als die Messer und Lanzenspitzen der Korjaken.

Am 19. Nov. fuhren wir wieder weiter. Wir hatten jetzt das unangenehmste Stück Weges vor uns, da wir bis zum Parén gegen 123 Werst längs der Meeresküste zu machen hatten. Bei gutem Wetter hat das nichts auf sich, aber bei Schneesturm kann es sehr gefährlich werden, weil die Küste ganz flach ist, so dass man Land und Meeresboden zur Zeit der Ebbe nicht gut unterscheiden kann. Tritt das Wasser zurück, so bleibt der Meerboden mit einer breiartigen Schicht, halb Schnee, halb Wasser, bedeckt zurück, so dass man bei hellem Wetter und ruhiger Witterung sehr wohl das Richtige findet. Beim Schneesturm aber wird Land und Meerboden gleichmässig mit frischem Schnee bedeckt, und geräth man bei der Gelegenheit vom Wege ab, so kann man von der Fluth erreicht werden, wo dann auch für die raschesten Hunde keine Rettung mehr möglich ist. Am ersten Tage machten wir nur 20 Werst und hielten in Minkina an, einer aus 6 Wohnungen bestehenden Korjaken-Niederlassung. Den 20. nächtigten wir in Kuel nach 58 Werst Fahrt, wo einer der geschicktesten Schmiede wohnt, aber zugleich ein so entsetzlicher Säufer, dass er allen seinen Gewinnst durch die Kehle fliessen lässt. Dieser Mann ver-

kauft seine Waaren nur zur Zeit des Durchzuges der Narten nach Gishiginsk und zurück, weil er dann an Zahlungsstatt Branntwein erhalten kann. Für einen anderen Preis ist bei ihm nichts zu kaufen. Ich hatte keine Lust selbst ein Beispiel des Branntweinhandels zu geben und konnte daher auch anfangs nichts von ihm erhalten: er erklärte einfach, er habe nichts fertig, habe auch kein Eisen; kurz es war mit ihm nichts anzufangen. Endlich aber gelang es mir doch für sehr viel Tabak seiner Erzeugnisse theilhaftig zu werden, da er zu dem sehr richtigen Schlusse kam, dass er für Tabak jederzeit Branntwein einhandeln könne. So kaufte ich denn einige schöne Messer und Lanzenspitzen für meine Tschuktschen-Freunde. Den 21. Nov. setzten wir unsere Reise fort und hielten zuerst am Parén, der letzten Korjaken-Ansiedelung an der Mündung des gleichnamigen Flusses, nach 45 Werst Fahrt, um unseren Hunden Rast zu geben, und fuhren dann noch gegen 28 Werst bis zum Flüsschen Prodolnaja Ossinofka, einem Nebenfluss des Parenj, wo wir Narten fanden, die aus Gishiginsk zum Anadyr fuhren. Dieselben nächtigten daselbst unter freiem Himmel in einem gut bestandenen Espenwäldchen. Wir hatten die Absicht dasselbe zu thun, da aber das Barometer fiel und es stark zu blasen anfing, so hielt ich es für besser die Nacht durchzufahren, um möglichst rasch nach Gishiginsk zu kommen. Ich erkundigte mich bei meinen Leuten, ob sie meinten, dass die Hunde das aushalten würden. Die Meinungen waren getheilt, endlich entschlossen sich ausser mir noch drei Narten zu fahren, während der Geistliche und die anderen es vorzogen, daselbst zu nächtigen. Es war im Ganzen eine sehr ungemüthliche Fahrt: der Weg führte freilich nicht in der Nähe des Meeresufers, das hätten wir in der Nacht nicht wagen können, wohl aber über die ganz flache Halb-

insel Taigonoss, die den Meerbusen von Penshinsk von dem von Gishiginsk trennt. Da ist kein Hügel und kein Strauch zu sehen, nach dem man sich richten könnte, und wir sind daher auch stark in die Irre gefahren, weil es ausserdem so bewölkt war, dass man sich nicht nach den Sternen richten konnte. Erst am Morgen des 22. kamen wir an eine Powarnja an, von welcher wir nur noch 45 Werst bis Gishiginsk haben sollten. In der ganzen Nacht sollten wir gegen 40 Werst gemacht haben, d. h. so viel wird nach den üblichen Abzügen von den Leuten zwischen Ossinofka und unserem Platz gerechnet, wir müssen also sehr stark in die Kreuz und Quere gefahren sein, denn 60 West zum wenigsten hatten wir von 8 Uhr Abends bis 10 Uhr Morgens zurückgelegt. Nachdem wir die Hunde gründlich gefüttert und ihnen eine zweistündige Rast zugestanden hatten, setzten wir unseren Weg fort und erreichten nach 15 Werst Fahrt die Gishiga an der Mündung ihres in sie fallenden Nebenflusses Tschornaja, wo ich wieder auf Lärchenwald traf, den ersten, seit wir den Grossen Anui verlassen hatten, ein Zeichen, dass das Stanowoi-Gebirge hier mehr an's Meer herantritt. Von nun an hatten wir noch gegen 30 Werst auf und neben der Gishiga zu machen, wobei uns der Wald noch gegen 10 Werst etwa begleitete und dann plötzlich abbrach. Um 7 Uhr Abends erreichten wir die am linken Ufer des Flusses auf offener Tundra belegene Stadt. Dieselbe macht einen recht unerfreulichen Eindruck: niedrige Häuser, gegen 30 an der Zahl, erheben sich unregelmässig aus dem Moor, keine Zäune, keine Einfriedigungen, kurz wenig ansprechend. Ich hatte das Glück ein recht gutes Quartier bei einem Kosaken zu erhalten und befand mich daher ganz wohl.

Den anderen Tag besuchte ich den Isprawnik Wolkof,

einen liebenswürdigen St. Petersburger, der, ich weiss nicht durch welche Schicksale, in diesen öden Erdwinkel mit seiner Familie verschlagen worden war. Er vereinigte in seiner Person die ganze Verwaltung des Kreises, da er nicht nur keinen Gehülfen, sondern nicht einmal einen Schreiber hatte und daher genöthigt war, seine Concepte selbst zu mundieren. Ausser ihm wohnten daselbst noch zwei Geistliche, ein Kosakenurjadnik mit seinem Kommando und 2 Kaufleute, Gebrüder Bragin, das war die ganze höhere Gesellschaft dieses weitabgelegenen Vorpostens. Mit der übrigen Welt steht Gishiginsk nur in sehr nothdürftiger Verbindung. Einmal im Jahr geht hier die Post durch, und zwar sind das zwei Posten auf einmal. Um Weihnachten kommt nämlich die Post von Jakutsk nach Petropawlowsk hier an und erwartet die Contra-Post von dort nach Jakutsk, dann wechseln die Nartenführer die Packete und jeder kehrt des Weges zurück, den er gekommen; das ist von Alters her die einzige regelmässige Communication mit der Aussenwelt. In den letzten Jahren hat sich nun hierzu noch eine Verbindung zur See hinzugesellt, die aber nicht regelmässig und durchaus nicht immer alljährlich stattzufinden pflegt. Es ist dies das Kronsschiff, das die einzelnen Posten am Ochotskischen Meere, wie Ajan, Ochotsk u. s. w. mit Proviant versorgt. Da aber das Meer ein sehr stürmisches und unsicheres ist, so gelingt es nicht alle Jahre sämmtliche Orte anzufahren, so dass in denselben stets Proviant auf Vorrath gehalten werden muss, damit kein Mangel eintritt, wenn im betreffenden Punkt nicht angefahren worden ist. Früher besorgte diese Fahrten der Kronsdampfer Sachalin, seitdem der aber in der Nähe von Tigil, wenn ich nicht irre im Jahre 1866, Schiffbruch erlitt, hat Philippäus dieselben von der Regierung in Kontrakt genommen. Ausser diesem

Schiff haben aber auch einzelne Amerikaner begonnen, die Häfen des Ochotskischen Meeres zu besuchen; theils waren das Schiffe der Telegraphen-Compagnie, die in Gishiginsk allerhand Maschinen und Arbeitszeug für die zu bauende Linie anführten, theils auch amerikanische Händler, die, durch den grossen Reichthum Kamtschatka's an werthvollem Pelzwerk angelockt, in Gishiginsk Vertreter für den Handel mit Korjaken und Kamtschadalen hielten und dieselben mit allerhand Handelsartikeln zum Tausch versorgten. Auf diese Weise hat der verlassene Ort im Sommer das Vergnügen und den Vortheil eines gewissen Verkehrs, der ihm früher ganz abgegangen war.

Gegründet im Jahre 1752, also gegen 100 Jahre später als Anadyrsk, hat Gishiginsk in der Geschichte des Landes durchaus keine so einschneidende Rolle gespielt, wie die ältere Niederlassung. Denn als im Jahre 1770 der grösste Theil der Besatzung des aufgegebenen Postens hierher übersiedelte, war bereits eingesehen worden, dass man ganz zweck- und zielloser Weise mit den Tschuktschen angebunden und sich mit ihnen herumgeschlagen hatte. Daher war in Bezug auf die Tschuktschen für die neue Festung nichts zu thun, die Korjaken aber waren damals schon wieder beruhigt und gaben, da ihnen eine starke Besatzung stets auf dem Nacken sass, auch weiter keinen Grund zu kriegerischen Unternehmungen. Die Festung ist daher auch bald ganz verfallen, so dass gegenwärtig keine Spur der alten Palissadenverzäunung mehr vorhanden ist und der Flecken ganz offen auf der traurigen Tundra liegt. Es ist aber das eine Tundra im strengsten Sinne des Wortes, ein so schwappiges Hümpelmoor, dass die Häuser alle mit Gräben umgeben sind, nicht um sie vor Feindes-, sondern vor Wasserandrang zu schützen. Die alten Kosaken haben hier wieder einmal glänzend be-

wiesen, dass sie entschieden nie im Stande gewesen sind, bei ihren Niederlassungen auf Tauglichkeit oder Untauglichkeit des gewählten Punktes ein Augenmerk zu haben. Sie verstanden es wohl zu beurtheilen, ob ein Platz sich gut vertheidigen liess und ob er Wasser hatte, ob er aber sonst auch die Eigenschaften eines zu dauernder Ansiedelung brauchbaren Ortes besass, das haben sie ganz ausser Acht gelassen. So unterliegen z. B. ausnahmslos die Ansiedelungen an der Kolyma den Frühjahrsüberschwemmungen, aber fast bei Allen findet sich ganz in der Nähe unter sonst gleichen Umständen ein zur Niederlassung geeigneter hochgelegener Punkt. Die erste Festung am Anui wurde vom Strom zerstört, der Platz, auf dem Anadyrsk stand, ist allerdings erst nach Aufhebung des Postens, aber doch auch vom Strom verschlungen worden, und Ssrednekolymsk wird jedes Jahr so vollständig überschwemmt, dass es zu der alljährlichen Frühjahrssaison gehört, einige Tage auf den Dächern der Häuser zu wohnen und auf den Strassen der Stadt in Böten Lustfahrten anzustellen; dicht neben der Stadt aber erheben sich die neuen Regierungsgebäude, auf einer Bodenschwellung, an welche auch die höchsten Frühjahrswasser selbst bei Eissperren weitaus nicht hinanzureichen vermögen. Solcher Beispiele liesse sich eine Menge anführen, sowie auch Gishiginsk ein derartiges ist. Man hat die alte Festung am Ufer des Flusses zwar, aber einerseits 25 Werst oberhalb seiner Mündung, andererseits 10 Werst von der Waldgrenze errichtet, ohne das menschliche Vernunft und menschliches Nachdenken einen Grund ausfindig machen könnten, was die alten Eroberer veranlasst habe, einen so ausgesucht schlechten Platz zu wählen. Im Winter öde, im Sommer öde, hat die Umgegend nicht einmal Graswuchs genug, um es den Bewohnern des Fleckens zu ermöglichen

Rindvieh und Pferde zu halten. Versuche hat man wohl gemacht, aber sie wieder fallen lassen, weil namentlich Milchvieh nicht gut gedeihen wollte, Pferde aber auch mehr Mühe und Noth machten, als dass man ihretwegen die altgewohnte verderbliche Hundewirthschaft hätte abschaffen wollen. Man nährt sich also ausschliesslich von Rennthierfleisch und von Fisch, Gemüsebau aber kennt man garnicht. In Gishiginsk blieb ich bis zum 8. December und überzeugte mich hinlänglich, dass die Chancen für einen erfolgreichen Handel mit Pelzwerk hier wohl in vieler Hinsicht vortheilhafter lagen, als es für den Markt am Anui der Fall war. Sämmtliche Waaren konnten hier viel billiger zum Verkauf gestellt werden als in Nishnekolymsk, ja selbst den Tabak, das Hauptagens eines aussichtsvollen Handels, hoffte man in kurzer Zeit durch geeignete Maassregeln in einer Verfassung ausbieten zu können, die selbst den feinsten Kenner unter Tschuktschen und sonstigen Indigenen zufriedenstellen könnte. Ist aber das gelungen, so dürfte der Handel für die Jakutsker Kaufleute, die jetzt allein in Nishnij und am Anui dominieren, nur zu retten sein, durch die Schwerfälligkeit der sibirischen Kaufleute im Allgemeinen, die sie schwer neue Märkte aufsuchen lässt. Denn Wege, um selbst schweres Handelsgut von Gishiginsk zur Kolyma zu führen, giebt es, wie es sich damals erwies, in genügender Menge. Die Quellflüsse der Gishiga, sowie die des Parenj gewähren selbst für die langen Hundenarten bequeme Uebergänge über das Stanowoi-Gebirge und führen zu den Quellflüssen der Poworotnaja, die in den Omolon fällt. Von dort steht der Weg sowohl längs des Omolon selbst offen (65), als auch die Richtung über Land nach Ssrednekolymsk. Man kann die Tour im Winter mit Narten bis nach Nishnij sehr gut zurücklegen, aber auch den Sommerweg wählen, wo man

dann über Markowo an den Gr. Anui geht und dann diesen Fluss hinunter zieht. Dieser Weg ist schon mit Pferden zurückgelegt worden, und es hat sich erwiesen, dass man im Sommer Futter in genügender Menge für Lastthiere finden kann. Höchst wahrscheinlich jedoch muss der Sommerweg über die Gishigá oder über den Parénj das Gebirge hinauf und dann quer über Land nach Ssrednekolymsk sich als der bessere erweisen, da die Hochebene des Omolon und der oberen Kolyma nur wenig Schwierigkeiten bietet, und ausserdem die Jakuten mit ihren Heerden am rechten Ufer des letzteren Flusses sitzen. Da nun die Schiffe in Gishiginsk im Juli ankommen, so steht die Sache insofern für den Handel von Gishiginsk viel günstiger, als die dort empfangenen Waaren schon Ende August in Ssrednekolymsk sein können, während es den Jakutsker Kaufleuten nicht möglich ist, vor dem November daselbst einzutreffen und das auch nur auf leicht belasteten Pferden, also mit sehr vertheuerten Frachtkosten. Wenn man die damals in Gishiginsk bestehenden Preise russischer Waaren mit denen in Kolymsk verglich, so fiel sofort die grössere Billigkeit derselben auf, und doch waren sie noch sehr hoch; denn da daselbst aller Handel sich in der Hand eines Kaufmannes concentrierte, so hatte er durchaus nicht nöthig gegen seine Kunden äusserst zuvorkommend zu sein. Er war also jedenfalls in der Lage seine Waaren auf den Kolymschen Markt zu werfen und sie trotz der Frachtkosten billiger loszuschlagen, als die Kaufleute aus Jakutsk das zu thun im Stande sein konnten. Ich sprach mit dem Manne mehrere Mal über diesen Gegenstand, und er legte die Sache so sicher dar, dass man wohl sagen konnte, er sei sich der vortheilhaften Position, die er einnahm, sehr wohl bewusst. Nur ist, wie gesagt, bei einem sibirischen Kaufmann noch ein langer

Weg von Entschluss bis zu Erfüllung, und daher brauchen die Kaufleute aus Jakutsk immer noch nicht allzu besorgt zu sein. Tritt aber Gishiginsk wirklich in Action, so ist die Kolyma, wenn nicht auch die Indigirka für den Jakutsker Markt unrettbar verloren, was für letzteren empfindlich sein dürfte, für die Kolymsker jedoch sich als höchst vortheilhaft erweisen würde. Die Lage, in welcher sie sich gegenwärtig befinden, ist durchaus keine angenehme: sie stehen in vollständiger und unlösbarer Abhängigkeit von Jakutsk, welches volle Macht hat, die Preise sowohl des Pelzwerks, als auch der russischen Waaren nach eigenem Gutdünken zu bestimmen. Ja damit ist noch nicht Alles gesagt, denn die gegenseitigen Verhältnisse sind so seltsam durch das unselige Schuldsystem verzwickt, dass der Kolymsker stets dem Jakutsker schuldet und doch eigentlich niemals weiss, wie es wirklich mit ihm steht. Daraus folgt, dass er, um den Kreditor nur bei guter Laune zu erhalten, ihm eine grosse Menge Dienste erweist, die, in Geld umgesetzt, sehr schwer ins Gewicht fallen würden, so aber geleistet werden, als etwas, was sich von selbst versteht. Der Kolymsker nimmt den Jakutsker bei sich auf, ernährt ihn, giebt ihm für kaum nennenswerthes Honorar Narten und Arbeiter, so dass die Waaren für den Jakutsker unglaublich billig bis Nishnij und bis an den Anui geschafft werden können; kurz er übt an ihm, wie man es dort nennt, Gastfreundschaft (Chljebossoljstwo), die als solche natürlich nicht in den Schuldbüchern aufgeführt wird, aber doch für den Empfänger derselben von ungemeiner Wichtigkeit ist, wenn man in Betracht zieht, dass der Aufenthalt in Kolymsk ungefähr von Anfang Januar bis gegen Ende Mai andauert. Sehr grosse Reichthümer erwerben ja auch die Jakutsker Händler nicht, weil das gesammte Waarenquantum, welches

umgesetzt wird, nicht bedeutend ist, aber etwas erwerben sie doch immer mit Ausdauer und Geduld. Das aber geht für die Kolyma verloren, denn zieht er sich zurück, so ist Jakutsk der Ort, wo er lebt und dem sein Consum allendlich zu gut kommt. Selbstständig kann der Kolymsker Händler niemals werden, es sei denn, dass ihm ganz besonders günstige Umstände hülfen und es ihm möglich machten direkt nach Jakutsk zu handeln, d. h. selbst mit seinem Pelzwerk hinzuziehen und es für eigne Rechnung loszuschlagen. In jedem anderen Fall ist die Entfernung zu gross, als dass der Turnus eines Jahres ausreichen würde, den Handel selbstständig an beiden Orten zu führen. Für Gishiginsk dagegen stellt sich die Sache ganz anders insofern, als die Entfernung eine viel geringere ist, so dass der Kolymsker sehr wohl vermag, den Winter über den Kleinhandel mit den Jägern zu besorgen und den Sommer zur Hin- und Rückfahrt für Gishiginsk in Anspruch zu nehmen. Der Anfang aber müsste jedenfalls von Gishiginsk aus gemacht werden, weil die Kolymsker nicht Kapitalkraft genug besassen, um so etwas zu unternehmen, auch zur Zeit so fest an die Jakutsker gebunden waren, dass sie sich nicht selbstständig regen konnten. Die Kolyma würde wie vom Alpdruck befreit aufathmen, wenn die Verhältnisse in der angegebenen Richtung sich verschöben, aber, wie gesagt, der Gishiginsker Händler hatte, auch wie die Dinge damals lagen, an und für sich eine so günstige Lage, dass es sehr zweifelhaft erschien, ob er sich auf neue Unternehmungen einlassen werde. Er wollte schon im laufenden Winter am Anui erscheinen, um noch während meines Dortseins sich die Verhältnisse anzusehen, hat das aber nicht gethan. Die Sachen werden also wohl ihren alten eingelebten Gang noch ruhig fortgehen, bis endlich Jemand sich fin-

det, der Muth genug hat, vernünftigere Bahnen einzuschlagen.

Der Handel mit amerikanischem Branntwein, der die höflichere Benennung Cognac oder Rum führt, ist allerdings stark im Schwunge und wäre nur auszurotten, wenn man die Einfuhr desselben absolut verböte. Ist er einmal in Gishiginsk gelandet, so steht auch der eifrigsten Regierung kein Mittel mehr zu Gebote, ihn von den eingeborenen Stämmen fern zu halten, derentwegen er ja überhaupt auch nur angeführt wird, da die russische Bevölkerung eine viel zu geringe ist, als dass sie die ausgeschifften Mengen consumieren könnte. In wie weit der Consum desselben schon schädlich eingewirkt hat auf die Bevölkerung, bin ich nicht im Stande zu beurtheilen, da ich mit derselben viel zu wenig in Berührung gekommen bin. Nur war zu bemerken, dass die sitzenden Korjaken vom Parenj bis zur Schestakofka in hohem Grade dem Branntweingenuss ergeben waren und ihr Wohlstand in Folge dessen stark gelitten hatte. Jedenfalls aber wäre es zu wünschen, dass auch auf die in Gishiginsk landenden Schiffe das sonst allgemein in Sibirien gültige Gesetz angewandt würde, dass in der Nähe der Sitzplätze der eingeborenen Stämme mit Spirituosen unter keiner Bedingung gehandelt werden darf. Dass Gishiginsk selbst nicht von Zugehörigen dieser Stämme bewohnt wird, kann darin keinen Unterschied machen, da die daselbst abgesetzten Waaren fast ausschliesslich den Zweck haben, zu jenen befördert zu werden.

Den 8. Dec. machte ich mich auf den Rückweg und kam den 23. Dec. in Markowo an. Die Reise hätte dieses Mal eine weit raschere sein können, da ich allein fuhr und zweimal unterwegs meine Narten wechseln konnte. Indessen wurde ich am Parénj sowohl, als auch an der Schestakofka einige

Tage durch Schneestürme aufgehalten und musste in einem Korjaken-Hause wohnen, weil an ein Fahren beim tobenden Wetter nicht zu denken war. Bei der Gelegenheit erkundigte ich mich über ein Stück Weges zwischen Gishiginsk und dem Parénj, das von jeher als eine sehr gefährliche Passage verrufen war, während ich nichts Schlimmes hatte bemerken können. Die Sache erwies sich als sehr einfach, illustrirt aber in so auffallender Weise die Inertietät der Bevölkerung, dass sie wohl erwähnt zu werden verdient. Der frühere Weg führte auf der Strecke von einigen Wersten auf dem Eise der Ossinofka und war sehr leicht und bequem bis auf eine ungefähr eine Werst oder auch darüber, genau kann ich das nicht sagen, lange Strecke, an welcher die beiden Ufer des Flusses hoch waren, ja das linke sogar durch eine ziemlich senkrechte Felswand gebildet wurde. Als eine Folge der Schneestürme bei veränderlichem Thermometerstand bildete sich allwinterlich oben an dieser Felswand eine überhängende Schneeansammlung, die sich gewöhnlich bis zum Frühjahr hielt und dann herabstürzte. Es kam aber nicht selten vor, dass sie aus allerhand Ursachen auch mitten im Winter stürzte, sich neu bildete und wieder stürzte u. s. w., bis sie im Frühjahr verschwand. In Folge dessen stand dieses Wegstück in schlimmem Rufe: man untersuchte, ehe man sich mit den Narten unter das Hangende begab, ob sich die Masse noch sicher hielt, und hatte man Grund anzunehmen, dass sie nicht stürzen werde, so wagte man lautlos, in tiefer Stille, die gefährliche Fahrt, wobei man noch den Hunden, welche, wie das wohl vorkommt, die Gewohnheit hatten, im Laufe zu kläffen, das Maul verband, damit sie nur ja keinen Laut hervorbringen und eine Lufterschütterung verursachen könnten. Trotz aller Vorsichtsmaassregeln kamen aber doch Verschüttungen vor, die dann

fast immer den Tod der Verunglückten zur Folge hatten. Das hinderte die Leute jedoch nicht, immer und immer wieder den alten gewohnten Weg zu ziehen. Es war seitens der Kreisverwaltung schon mehrmal den Starosten aufgetragen worden, eine andere Strasse abzustecken, sie hatten aber stets erwidert, dabei sei nichts zu machen, es gäbe keinen anderen Weg. So blieb man denn beim Alten, bis vor einigen Jahren ein Sturz stattfand, der, wenn ich nicht irre, drei von vier hinter einander fahrenden Narten unter einer Lawine von Schnee und Eis begrub. Nun wurde die Sache dem Isprawnik doch zu viel, er liess es nicht bei Vorschriften und Ermahnungen bewenden, sondern erschien selbst an Ort und Stelle, um die Lokalität zu untersuchen. Da fand es sich denn, dass man durchaus nicht nöthig hatte, gerade auf dem Eise des Flusses zu fahren, sondern sehr wohl den Landweg an seinem rechten Ufer nehmen könne, ohne in irgend einer Weise durch Berge gehindert zu werden. Diese neue Strasse bin ich auch gefahren und habe dieselbe durchweg als sehr passierbar gefunden.

Am Parenj erhielt ich auch getrockneten Fliegenpilz (*Amanita muscaria*), der bei den Korjaken sehr hoch geschätzt wird, weil der Genuss desselben eine berauschende Wirkung hervorbringt. Er wird nicht im frischen Zustande gegessen, in welchem er giftig wirken soll, sondern stets in den Rauch gehängt, bis er einschrumpft und ganz trocken wird, so dass man ihn gut aufbewahren kann. Er soll nur unter Birken vorkommen, ist also an einzelne Orte gebunden, von welchen mir besonders Penshinskoje und Markowo genannt wurden. Der Korjake geniesst ihn, indem er den trockenen Pilz kaut und mit Hülfe von Wasser, das er dazu trinkt, auch hinunterschluckt. Nach einiger Zeit wird er höchst aufgeräumt, unterhält sich mit Personen, die gar-

nicht anwesend sind, die er aber sieht, erzählt denselben höchst befriedigt, welche grossen Reichthümer er besässe u. s. w. Auch kann er von den Anwesenden gefragt werden und antwortet ihnen mitunter ganz vernünftig, aber immer mit Bezug auf das ihm im Rausche als Wirklichkeit Erscheinende. Er kann sich während der Dauer des Rausches sehr wohl von Ort zu Ort begeben ohne zu schwanken, nur scheint der Schwamm auf seine Sehnerven die eigenthümliche Wirkung zu haben, dass ihm Alles in sehr vergrössertem Maasse erscheint. Daher ist es ein stehender Witz unter den Leuten, einen solchen Trunkenen zum Gehen zu veranlassen und ihm dann irgend ein kleines Hinderniss einen Stock z. B. in den Weg zu legen. Er bleibt dann stehen, mustert das Stöckchen mit prüfendem Blick und springt schliesslich mit gewaltigem Satze über dasselbe hinweg. Eine andere Wirkung des Schwammes soll die sein, dass sich die Pupille stark vergrössert und dann wieder stark zusammenzieht, was sich mehrere Mal wiederholen soll. Geht der Rausch vorüber, so verspürt der Betrunkengewesene durchaus kein körperliches Unbehagen, sondern bedauert nur, dass die schönen Gesichte der rauhen Wirklichkeit gewichen seien, theilt auch auf Befragen mit, dass er sich in höchst angenehmer Gesellschaft befunden habe, Besitzer von schönen Heerden gewesen sei und dergl. Jedenfalls scheint sich die Wirkung des Schwammes von der des Opiums dahin zu unterscheiden, dass die Gesichte nie einen erotischen Charakter haben, dass hingegen nur das Gefühl eines grossen Wohlbehagens in Verbindung mit äusserlich sehr glücklicher und befriedigender Lage und Wohlstand erzeugt wird. Schlimme Folgen des Genusses, eine zerrüttete Gesundheit, abnehmende Geisteskräfte sind bisher nicht wahrgenommen worden, was seinen Grund wohl in dem Umstande haben dürfte, dass die

Korjaken im Allgemeinen sehr selten ihrer Liebhaberei fröhnen können, da der Schwamm nicht häufig gefunden wird und auch dann nur in geringen Quantitäten (66).

Die Tschuktschen, wenigstens die, mit denen ich zusammengetroffen bin, kannten dieses Berauschungsmittel durchaus nicht; in Markowo sagte man aber, dass sie dasselbe auch nicht verschmähen, ja dass die Bewohner des Fleckens, wenn sie gerade nicht in der Lage sind, sich Branntwein zu verschaffen, auch mitunter zum Essen des Fliegenschwammes ihre Zuflucht nehmen.

Nach Markowo zurückgekehrt, fand ich daselbst schon einige Tschuktschen vor, die sich von Peek aus hierher begeben hatten, unter ihnen war auch Chotto, der sich früher als Anführer der Cap-Tschuktschen am Kleinen Anui ausgespielt hatte, und ein gewisser Wassilij Menka, ein grenzenloser Narr, der, als getauft, sich zumeist mit einem Heiligenbilde geschmückt sehen liess, das er an einer Schnur am Halse trug. Er schien ein Faktotum des schon alt und kränklich gewordenen Chotto zu sein und erzählte mir viele und lange Geschichten von dem Einfluss, den er am Cap Peék auf seine Landsleute ausübe, von seinem Reichthum und allerhand andern Dingen, kurz man konnte ihn nur los werden, wenn man ihn zur Thür hinauswarf. (67) Das Gros der Tschuktschen jedoch war noch in einiger Entfernung und konnte noch nicht so bald eintreffen, so dass ich Zeit genug hatte, mich mit der lamutischen Sprache zu beschäftigen und den glücklichen Zufall zu benutzen, der mir einen Menschen zuführte, der bei guter Intelligenz ausser seiner eigenen Sprache auch die russische gut beherrschste. Vergeblich dagegen blieben meine Bemühungen noch einen Menschen aufzutreiben, der die Sprache der Tschuwanzen kannte. Mir war eine alte Frau genannt wor-

den, die dieselbe noch reden könne, ich hatte daher Anstalten getroffen, dass dieselbe zu meiner Rückkehr nach Markowo zu bringen sei, was auch ausgeführt wurde. Die Alte kam zu mir in Gesellschaft ihres Enkels, eines jungen kräftigen und ganz gescheuten Burschen, aber über die Sprache der Tschuwanzen konnte ich von ihr nichts erfahren. Sie schien selbst schon etwas schwachsinnig zu sein, behauptete aber ausserdem, dass sie selbst die Sprache nie gekannt habe, dass aber wohl ihr Oheim, ein Greis von über hundert Jahren, der nun schon gestorben sei, dieselbe geredet habe. Sie selbst sei nicht aus dem Stamme der Tschuwanzen, sondern eine Jukagrin und sei nur an einen Tschuwanzen verheirathet gewesen. Damit war es also nichts, wohl aber konnte mir der junge Bursche mancherlei über die alten Zeiten mittheilen, was er von jenem Alten gehört hatte: es waren das sehr interessante Dinge, die Vieles aufklärten, was nach den alten officiellen Berichten sich nicht ermitteln liess, so namentlich über das Ende des tapferen Major Pawluzkij, dessen Andenken noch jetzt unter den Bewohnern des Anadyr lebt, und zwar ist es ein gutes Andenken, das der Mann hinterlassen hat.

Bald darauf kam auch der alte Amwraorgin an und konnte sich überzeugen, dass es schwer halten würde, die Tschuktschen abzuhalten hieher zu ziehen, wenn sie solches wünschten; er meinte aber ganz entschieden, dass trotz Allem die Nossowyje-Tschuktschen nach und nach gegen Westen ziehen würden, denn dieselben könnten ohne seine Rennthier-Tschuktschen auf die Dauer nicht bestehen, letztere jedoch drängten entschieden zur Kolyma zu. Er erzählte mir jetzt, dass er an der Mündung des Anadyr mit Tschuktschen, Heerdenbesitzern, die am rechten Ufer des untersten Anadyr lebten, gesprochen habe, und dieselben sich sehr ein-

gehend über die grosse westliche Tundra mit ihm unterhalten hätten. Es sei durchaus wahrzunehmen, dass sein Volk den Osten verlassen wolle, d. h. man werde denselben wohl schwerlich ganz aufgeben, da er namentlich für den Sommer einen sehr geeigneten Aufenthalt für grosse Heerden darböte, aber im Winter werde man sich, so weit als möglich, geschütztere Futterplätze aussuchen. Was nun die Kaufleute vom Cap Peek anbeträfe, meinte er, müsse man sich schon in die Umstände fügen, da man sie nicht zwingen könne, es sei aber auch nicht anzunehmen, dass sie den Anui gar nicht mehr besuchen würden; denn sie brauchten zum Handel mit den Kergaulen ausser Tabak immer eine grosse Anzahl Rennthierfelle, die sie doch bei den Rennthier-Tschuktschen billiger erwerben könnten als bei den Korjaken. Schliesslich fanden wir Beide, dass wir hier weiter nichts zu thun hätten, sondern uns so rasch als möglich nach Hause begeben müssten, da die Sache mit dem Jassak und der Volkszählung allendlich zu ordnen sei. Was die letztere anbeträfe, habe er die striktesten Anordnungen getroffen, und werde mir, sobald wir in seinem Zelt ankämen, die Resultate mittheilen, da seine Leute mit den Zählungslisten dort uns erwarten würden.

Das war für mich von grosser Wichtigkeit, weil ich für den zweiten Theil des Winters weitere Pläne vorhatte. Ich wollte sobald als möglich nach Nishnekolymsk gehen und dort zuerst die Fischmagazine besichtigen, die im Laufe des letzten Sommers in den Dörfern unterhalb Nishnij hatten angelegt werden sollen, dann aber wollte ich mit Narten eine Fahrt nach Osten unternehmen und das Cap Peek erreichen. Der Fang an der Kolyma war leidlich gewesen, so dass man Hundefutter in genügender Menge hatte zur Fahrt bereit stellen können; es war also möglich auf diesem Wege das

zu erreichen, was uns das vorige Jahr nicht gelungen war. Amwraorgin wollte mich auf dieser Fahrt begleiten, obwohl es ihm schwer ankam sich nochmals auf eine grössere Reise zu begeben, aber es lag ihm doch selbst sehr viel daran, mit mir zusammen das Cap zu besuchen, und so hatte er sich denn dieses Mal auch wieder selbst zum Begleiter angeboten. Das konnte aber Alles nur ausgeführt werden, wenn es uns gelang uns schon im März auf den Weg zu machen, wir hatten also Eile und brachen daher den 21. Januar von Markowo auf. Unser Weg lag nach NW, um über den Anadyr in der Nähe des Peledon zu setzen und dann auf den Grossen Anui und schliesslich auf die Angorka hinauszukommen, wo gegenwärtig sein Hauptquartier sich befand. Den Tag hatten wir unglücklich gewählt: es blies schon in Markowo ein wenig, der Wind war aber durch den Wald so geschwächt, dass es nichts auf sich zu haben schien. Sobald wir jedoch über den Fluss gesetzt hatten und auf die Tundra hinausgekommen waren, packte uns der Sturm mit grosser Heftigkeit, so dass man gar nicht sehen konnte, wohin man fuhr. Wir machten daher an diesem Tage nur eine kurze Fahrt, da wir unterwegs auf ein Tschuktschen-Zelt stiessen, wo wir Unterkunft fanden. Dasselbe befand sich an einem Nebenflusse der Tschutschja, die unterhalb Markowo von links in den Anadyr fällt. Gleich uns hatten sich daselbst auch einige Tschuktschen vor der Gewalt des Windes gerettet, so dass sich eine recht grosse Gesellschaft zusammenfand und zwar von Männern, die aus den verschiedensten Theilen des Landes hergezogen waren. Wir mussten noch den folgenden Tag stillliegen, was ich benutzte, um meine geographischen Kenntnisse etwas zu vervollkommnen. Wir hatten auf unserer Reise zuerst die Quellengebiete der linken Nebenflüsse des Anadyr durchzogen, waren aber so sehr nahe der Wasserscheide geblieben,

dass es sich nur schwer feststellen liess, zu welchem der grossen Flüsse, die wir später auf dem Rückwege überschritten, jene Quellflüsse gehörten. Auf der Marschroute des Topographen herrschte in dieser Hinsicht einige Verwirrung, trotz aller aufgewandten Mühe und Arbeit; denn die uns begleitenden Tschuktschen konnten uns nicht helfen, da sie auch zum ersten Mal die Strasse zogen. Nun hatte ich aber hier Leute sowohl vom Cap Peek, als auch Bewohner des inneren Landes und besprach mit denselben die Sache. Einiges liess sich wohl aufklären, aber ganz sicher ist unsere Karte nicht geworden, weil wir uns später in Nishnekolymsk nicht mit dem Topographen über unsere Ansichten einigen konnten. Er gab wohl damals Neumann und mir gegenüber nach, hat aber, wie beim Vergleich der Generalstabskarte mit der meinigen ersichtlich wird, nachträglich doch wieder seine abweichende Meinung aufrecht erhalten.

Den 30. Januar fuhren wir weiter, zuerst noch über einige Quellflüsse der Tschutschja und den einen derselben, die Otworotnaja, an welcher wieder Pappelwald stand, hinauf, um über das Gebirge zu kommen. Wir hatten nämlich, ehe wir an den Anadyr gelangen konnten, den hohen Zug zu überschreiten, der sich vom Hauptstamm des Gebirges nach SW zieht und den Fluss zwingt, sein grosses Knie zu beschreiben. Unten in der Ebene hatte das Barometer 29.39 gezeigt, das Therm. —9,0, im Thal der Otworotnaja, als dasselbe sich schon merklich zu heben begann, hatten wir 28.78 und noch etwa 12 Werst weiter 28.38 bei einem Thermometerstande von —14,3° (immer Réaumur); oben auf der Wasserscheide zeigte das Barometer bei gleicher Lufttemperatur 27.41. Zum Anadyr hinunter fuhren wir im Laufe eines kleinen namenlosen Flüsschens. Sobald der eigentliche steile Abhang aufhörte, bei Bar. 28.33, Therm. —21.1°, begann der Wald

wieder, jetzt aber schon nicht mehr aus Pappeln, sondern aus Lärchen (67) gebildet, die, als wir den Fluss selbst erreichten, denselben in dichtem Bestande und stattlichem Wuchse einsäumten. Am Ufer zeigte das Bar. 28.62, das Therm. — 22.8°. Nachdem wir eine Zeitlang den Anadyr hinunter gefahren waren, gingen wir auf den Kleinen Peledon oder Anetwa, von demselben auf den Grossen Peledon oder Kílguweem, den wir bis zu seinen Quellen verfolgten. Das Gebirge bildet hier einen grossen Knoten und hat somit einen sehr breiten Rücken, so dass man nicht unmittelbar vom Peledon aus in's Gebiet des Anui gelangen kann, sondern noch über die Quellen des Jablon oder Káruleweem muss, der ein bedeutender, weiter unterhalb in den Anadyr von rechts fallender Fluss ist. Wir hatten daher zwei Höhenzüge zu überschreiten, ehe wir den Anui erreichten. Beide erwiesen sich von gleicher Höhe, obwohl der letztere doch als eigentliche Wasserscheide zwischen den beiden Flusssystemen, dem des Anadyr und dem der Kolyma, anzusehen ist. Des Morgens (3. Febr.), als wir vom Peledon aufbrachen, hatten wir Bar. 28.39, Therm. — 25°.0; nach ungefähr dreistündiger Fahrt erreichten wir die natürlich unbewaldete Wasserscheide bei Bar. 27,12, Therm. — 23°.4. Der Abstieg war gegen die sonstige Erfahrung in diesem Gebirge sehr steil und kostete uns viel Zeit, so dass wir erst nach wiederum zwei Stunden Fahrt das Steilste hinter uns hatten und abermals beim Baumwuchs anlangten, Bar. 27.76. Darauf fuhren wir einen Quellfluss des Jablon hinunter, über den Hauptfluss selbst, der aber hier kaum merklich sich von seinem Nebenflüsschen unterschied, und hielten nach zweistündiger Fahrt an, um den Hunden Ruhe zu geben. Der Weg war überhaupt, seit wir in's Gebiet des Anadyr gelangt waren, ein sehr beschwerlicher, weil auf dem Eise der

Flüsse nur lockerer Schnee lag, in welchem die Hunde sich mit grosser Mühe vorwärts bewegen konnten. Um den Thieren das Laufen etwas zu erleichtern, ging stets ein Mann auf Schneeschuhen voraus und drückte durch sein Gewicht den Schnee etwas fester, dann folgten die Narten in der Weise, dass nach einigen Werst Fahrt die erste Narte anhielt, die anderen an sich vorbeiziehen liess und sich schliesslich hinten anschloss. So halten die Kräfte länger aus, weil die erste Narte es immer am schwersten hat; aber trotz dieser Maassregel wurden die Pfoten wund und mussten in Schuhe (58) gesteckt werden. Nachdem die Thiere etwas ausgeruht hatten, ging es weiter die letzte Wasserscheide hinauf, die wir nach einstündiger Fahrt um 3 Uhr Nachmittags erreichten, bei Bar. 27.14; unten am Abhang hatten wir wieder 27.84. Wir befanden uns jetzt im Gebiet des Anui und zwar im Thal der Drakliwaja an dem Nebenfluss Chudyja wody (Schlechte Wasser). Nach einiger Zeit Fahrt hielten wir wieder an; die Gebirge waren ganz zurückgetreten, wir hatten um uns eine mit Hümpelmoor und spärlichem Waldwuchs bedeckte Fläche, Bar. 28.49, Therm. —29°.8. Hier verliess mich Amwraowgin. Das langsame Fahren auf Narten, mit müden Hunden bespannt, schien ihn höchlichst zu langweilen; er hatte daher die Gelegenheit benutzt, die sich ihm bot, als wir unterwegs auf ein Tschuktschen-Zelt stiessen, sich einen Rennthierschlitten, mit zwei Thieren bespannt, geben zu lassen und war vorausgeeilt um, wie er mir, seine Fahnenflucht beschönigend, sagte, Quartier bei sich zu bereiten. Es sollte nichtmehr weit bis zu ihm sein, dauerte aber doch noch zwei Tage, ehe ich ankam, was sich zum Theil auch aus dem trostlosen Zustand erklärte, in welchen meine Hunde durch den weichen Waldschnee gerathen waren. Den 4. Febr. fuhren wir fast ausschliesslich über ebenes

Land, wir sahen rechts von uns wohl waldlose Gipfel, hatten mit denselben aber nichts zu thun, da uns der Weg sehr zu meinem Unbehagen stark nach Westen abführte. Ich wollte an die Orlofka, um von dort den Elombal erreichen zu können, der Alte aber hatte diesmal sein Hauptquartier leider an der Angarka, was einen grossen Umweg bedingte. Den 5. Febr. erst kamen wir, nachdem wir das Thal der Orlofka hinter uns hatten, auf etwas höheres Land; grössere Bergzüge hatten wir freilich nicht bemerken können, aber der Wald zeigte, dass wir in höherer Gegend waren, und das Barometer wies mir 27.73, bei Therm. — 20°.9. Erst gegen Mitternacht kamen wir endlich bei Amwraorgin an, wo das Bar. am Abend des 6. Febr. 29.12, bei Therm. — 29°.4 zeigte.

Ganz gegen Erwarten fand ich Amwraorgin allein mit seiner Anna in seinem Zelt. Von den Leuten war Niemand erschienen, aber sein Sohn hatte sagen lassen, es sei mit der Zählung garnicht gegangen, die mit derselben betrauten Männer wären damit nicht fertig geworden, und es werde aus der ganzen Sache überhaupt nichts werden, wenn ich ihm nicht des Schreibens kundige Männer zu Hülfe schicken könne. Das war eine sehr unangenehme Sache: ich konnte die Zählung, so wenig sichere Resultate dieselbe auch im besten Falle versprach, nicht aufgeben, es musste der Anfang gemacht werden, um dann später das erhaltene Ergebniss vervollständigen zu können. Nun hatte ich aber durchaus keine Zeit übrig, wenn aus meiner Fahrt nach Osten etwas werden sollte, ich konnte aber mit grosser Sicherheit voraussagen, dass Alles in Ruhe gerathen würde, sobald ich mich vor Beendigung der Sache auf die Reise machte. Eine wahrhaft trostlose Lage: es war als ob ein Verhängniss waltete, das mich mein Reiseziel absolut nicht

erreichen lassen wollte. Den 6. Februar blieb ich bei Amwraorgin, um meine Thiere sich erholen zu lassen, und besprach mit ihm hin und her, was zu thun sei. Er schien auch mürbe geworden zu sein und meinte, es würde mit der Fahrt nichts werden; ohne Hülfe könne nicht gezählt werden, da aber bis jetzt nichts zu Stande gebracht worden sei, so werde sich die Angelegenheit bis zum Markt verziehen, und dann sei es schon zu spät. Das war es allerdings, denn wenn man in so später Jahreszeit noch die Fahrt unternahm, konnte man nur unter ganz besonders günstigen Umständen hoffen, noch Peek zu erreichen. Dabei liess sich aber nichts ändern, die Zählung, so wenig sichere Resultate sie überhaupt auch nur liefern konnte, durfte nicht unterlassen werden. Ich ordnete daher an, dass sofort von Neuem begonnen werde und versprach aus Nishnij einige erfahrene Leute zu Hülfe zu schicken; selbst reiste ich den 7. Febr. weiter, um sobald als möglich den Ort erreichen zu können. Der Weg führte mich jetzt von den Quellen der Angarka zu denen des Elombal, in dessen Thale ich die Fahrt fortsetzte, bis ich den Anui erreichte. Nicht weit von der Mündung des Elombal in den Anui hatte ich noch die kleine Kirche und das Haus für den Geistlichen zu besichtigen, welche Amwraorgin unternommen hatte auf seine Kosten zu erbauen. Er hatte diesen Wunsch dem Erzbischhof gegenüber ausgedrückt und damit begründet, dass ein Missionar, der beständig in Nishnij wohne, ihnen wenig nütze. Sie bekämen ihn eigentlich nur zur Jahrmarktszeit zu sehen, wo Jedermann mit ganz anderen Dingen als mit religiösen Gedanken beschäftigt sei; daher ginge es bei ihnen nicht vorwärts mit der Verbreitung des Christenthums. Entschieden wäre es aber der Wunsch sämmtlicher Rennthier-Tschuktschen, einen Geistlichen am Elombal beständig

wohnend zu haben, dort könnten sie ihn und er sie häufig besuchen, da ihre Lagerplätze in grosser Menge in der Gegend sich befänden. Das war vom Erzbischof als richtig befunden worden, und so hatte denn der Bau begonnen, den ich leiten musste, da Amwraorgin selbst in solchen Dingen ganz unerfahren war. Er hatte mich gefragt, ob er wohl mit 400 Rennthieren das Unternehmen bestreiten könne, für den weiteren Unterhalt des Geistlichen würde schon seitens seiner Tschuktschen gesorgt werden. Das liess sich machen, da Kirche und Haus ja nur klein sein sollten, und ich hatte für 250 Thiere den Bau an die am Kleinen Anui wohnenden Jukagern verakkordiert. Sie hatten für diese Zahlung die Gebäude vollständig herzustellen, soweit die Arbeit des Zimmermannes und des Tischlers nöthig war, dann sollten sie von mir das nöthige Glas- und Eisenmaterial erhalten, und im Frühjahr 1870 musste Alles zum Gebrauch fertig sein. Die zum Ikonostas (die Wand, die den Altar von der Kirche trennt) nöthigen Heiligenbilder, sowie das Kirchengeräth hatte der Erzbischhof versprochen aus Jakutsk zu senden.

Ich fand die Arbeit rüstig vorgeschritten: die beiden Gebäude waren im Rohbau vollendet; es fehlten nur noch Thüren, Fenster und Dielen, die aber auch schon in Arbeit waren. Die Leute hatten ihre Rennthiere zum grössten Theil schon erhalten und waren daher zufrieden und schafften ordentlich. Nachdem ich ihnen also das nöthige Eisenwerk und Glas, dass ich Alles sehr vortheilhaft in Gishiga gekauft, abgegeben hatte, fuhr ich weiter, jetzt ausschliesslich auf dem Anui, um möglichst rasch Nishnij erreichen zu können. Einen sonderbaren Eindruck machte es, den Jahrmarktplatz, Ostrownoje, den ich sonst im bunten Gewühl einer vielsprachigen, lebhaft handelnden Menschen-

menge gesehen hatte, nun ganz verlassen wiederzufinden. Tiefer Schnee lag überall, so dass es schwer fiel, sich einen Weg zu einem der Häuser zu bahnen; ja es schien, als habe Niemand den Ort seit vorigem Frühjahr besucht, ausser dem Bär, dessen Spuren an manchen Dächern sichtbar waren. Dieser ist ein unverbesserlicher Dieb und Einbrecher und leistet dabei, zum grössten Aerger der Leute, oft ganz Erstaunliches. Wenn seine Nase ihn glauben macht, in irgend einem Gebäude seien Lebensmittel vorhanden, so scheut er keine Mühe und Arbeit, um zu denselben zu gelangen. Zuerst versucht er seine Kunst an Thüren und Fensterladen, und hilft das nichts, so macht er sich an's Dach, das gewöhnlich seinen Anstrengungen nicht widersteht. Eigentliche Dächer haben die wenigsten Häuser des Hochnordens. Dieselben sind nicht gross, die Streckbalken daher vollständig genügend, um die Last des Schnees, der überhaupt nicht in Betracht kommt, gegen die dicke Erdschicht, mit welcher man die Lage der Kälte wegen bedeckt, zu tragen. Der Bär gräbt daher die gefrorene Erde ab, reisst die dicken Streckbalken, die stets einer dicht neben den anderen gelegt werden, los und gelangt auf diese Weise in's Innere. Die Leute versuchen alles Mögliche, um ihre Lagen gegen solche Einbruchsversuche zu schützen; aber der Bär ist sehr zäh und ausdauernd in seinen Unternehmungen und durchbricht fast immer auch die festesten Verbindungen, was wohl darauf beruht, dass man kein Eisen hat, sondern Alles nur aus Holz herstellt. In Ostrownoje hatte er drei Häuser auf solche Weise revidiert, und man konnte nur die vergebliche Arbeit bedauern, denn gefunden hatte er nichts, da daselbst niemals etwas Essbares zurückgelassen wird. Ehe ich Nishnij erreichte, traf mich unterwegs den 12. Febr. ein Bote, der mir den Auftrag der **Kaiserlichen** Aka-

demie der Wissenschaften überbrachte, den Fundort des Mammuths in der Nähe der unteren Alaseja, wovon oben die Rede gewesen ist, zu besuchen und Bericht über das daselbst Gefundene abzustatten. Das war ein sehr wichtiges Ereigniss für mich, das ich zwar selbst gewissermaassen hervorgerufen hatte, welches mich aber jetzt nicht gerade angenehm berührte, da es mich von anderen Forschungen abhielt, die mir eigentlich weit mehr am Herzen lagen. Ich hatte mir zur Hauptaufgabe meiner ganzen Reise das Verbessern der Karte von Sibirien gemacht, die allerdings für den Hochnorden von Ostasien in einem höchst traurigen Zustande sich befand, da ausser der Meeresküste, die verhältnissmässig sehr gut bekannt, Alles unsicher und phantastisch war, was auf derselben verzeichnet stand. Dazu gehörte nun in hervorragender Weise das Durchforschen des Oimekon-Hochlandes, das ich mir auf die Rückreise aufgespart hatte. Nun konnte das nicht stattfinden, wenn ich mich anstatt nach Süden, wieder nach Norden wenden musste, denn nach bisher gemachten Erfahrungen glaubte ich nicht annehmen zu dürfen, dass die übrigen Herren unserer Gesellschaft diese Aufgabe in genügender Weise lösen würden.

Ich hatte einen Augenblick den Gedanken, selbst nach Süden zu gehen und die anderen Herren zum Mammuthplatz zu schicken, liess denselben aber dem strikten Auftrag der Akademie gegenüber sogleich wieder fallen, denn derselbe lautete an meine Person und musste daher wohl oder übel von mir selbst ausgeführt werden. Am 13. Februar kam ich in Nishnij an und fand dort den Dr. Neumann und den Topographen vor, der Feldscher Antonowitsch war schon nach Ssrednekolymsk abgegangen.

Die Herren waren nicht müssig gewesen. Neumann hatte fleissig magnetische Beobachtungen gemacht auch

schon versucht nach den Häreninseln vorzudringen, auf welchen er an denselben Stellen, an welchen Wrangell im Anfange der zwanziger Jahre die Abweichung der Magnetnadel beobachtet hatte, die Beobachtungen wiederholen wollte. Es war ihm aber das nicht gelungen, da fortdauernde Schneestürme ihn gezwungen hatten, von Maloje Tschukotschje, nicht weit westlich von der Mündung der Kolyma, wieder umzukehren. Der Topograph hatte die unterwegs aufgenommene Marschroute auf eine Uebersichtskarte aufgetragen, so dass wir nochmals alle drei zusammen, unsere Notizbücher in der Hand, gründlich das bisher Gewonnene durchsprechen und durcharbeiten konnten. Leider ist er später, beim Zusammenstellen der Karte in St. Petersburg, wieder auf einige irrige Ansichten, deren Unrichtigkeit er uns zugegeben hatte, zurückgekommen und hat dadurch in die Generalstabskarte Fehler hineingebracht. Unsere Sammlungen, die recht stattlich ausgefallen waren, mussten durchgesehen, getrocknet, gelüftet und eingepackt werden, kurz wir hatten genug zu thun. Ausserdem hatte ich einige Verwaltungsgeschäfte, die sich in meiner Abwesenheit angehäuft hatten, zu erledigen, unter denen namentlich der Bau von Vorrathsmagazinen in den Dörfern an der unteren Kolyma mir viel Mühe und Noth machte, es war also keine Zeit über Langeweile zu klagen.

Der Fischfang war, wenn auch nicht gerade ein sehr ausgiebiger, so doch ein derartiger gewesen, dass man für mich einen genügenden Vorrath von Fischen, falls ich die Fahrt nach Osten doch unternehmen wollte, fertig gestellt hatte, und ich konnte daher Hundefutter in genügender Menge bis zu Cap Erri vorausschicken. So verlief unter allerhand Arbeit und Vorbereitungen zur weiten Reise die Zeit im raschen Fluge, und schon begannen sich die

Kaufleute zum Jahrmarkt am Anui wieder einzufinden. Der Markt sollte Ende März beginnen, und nach Beendigung desselben wollte ich den letzten Versuch machen, Cap Peek zu erreichen. Es war wohl wenig Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange vorhanden, der Versuch konnte aber immerhin gemacht werden. Neumann beabsichtigte gleich nach dem Jahrmarkt vom Anui aus nochmals zu den Bäreninseln vorzudringen, der Topograph aber sollte mit den zum Markt erschienenen Lamuten vom oberen Omolon gehen, um eine möglichst vollständige Karte vom Laufe dieses Flusses aufnehmen zu können. Er sollte vom Anui quer über Land möglichst weit oberhalb den Omolon zu erreichen suchen und dann zu Boot bis in die Kolyma hinabfahren. Schliesslich wurde noch dem Feldscher der Auftrag ertheilt, in Ssrednekolymsk zu bleiben und mit dem beginnenden Frühjahr zur Flinte zu greifen, um eine möglichst vollständige Bälgesammlung zusammenzustellen. So war Jedem sein Theil Arbeit zugefallen für den Rest des Winters und das Frühjahr; im Juni sollten wir uns Alle in Ssrednekolymsk wieder vereinigen, um das Weitere für die Rückreise nach Jakutsk zu besprechen. Noch vor Beginn des Marktes traf ich in Ostrownoje ein, um die Zählungslisten in Empfang zu nehmen. Sie ergaben eine Anzahl von gegen 900 Seelen beiderlei Geschlechts, waren aber noch höchst mangelhaft zusammengestellt. Nicht nur kam es vor, dass einzelne Familien doppelt angeführt waren, das war ein Fehler, der sich leicht verbessern liess, da sich sämmtliche Zähler und Amwraorgin selbst eingefunden hatten; schlimmer war, dass sich grosse Lücken vorfanden, die man nicht sofort ausfüllen konnte, weil sie wohl wussten, dass da und dort mehr Familien sein mussten, als sich angegeben fanden, aber Niemand genau sagen konnte, wieviel Familien fehlten und wie

gross das Personal eines jeden der fehlenden Hausstände war. Indessen war ich mit dem Resultat doch sehr zufrieden. Es lag mir damals noch nicht so sehr viel an einer genauen Zahlenangabe, viel wichtiger war es für mich, dass das System einmal eingeführt war und dass man jetzt die Tschuktschen ganz in die Reihe der anderen Stämme eingereiht hatte. Mit dem Jasssak sah es anfangs auch nicht ganz ordentlich aus: der alte Amwraorgin kam zu mir sehr verlegen und erklärte, er habe wohl die gemessensten Befehle ertheilt, es solle die nöthige Zahl Rowduga's fertig gestellt werden, aber die Sache sei noch zu neu und ungewohnt, so dass nicht Alles ordentlich ausgeführt werden konnte,—theils seien die Rowduga's schlecht, theils sei auch zu wenig gestellt. Er wollte indessen versuchen, ob er Biber und Fuchsfelle anschaffen könne, um das Fehlende zu ergänzen. Das that er auch; wie er aber mit dem ganzen Jassak zu mir kam, schien es wohl, als sei der grösste Theil der Rowduga's durchaus minderwerthig, und als könne das Fehlende nicht durch die geringe Zahl von Pelzwerk als ersetzt zu betrachten sein. Ich schlug ihm also vor, Alles per Auction zu verkaufen, dann könne man ja ermessen, was fehle, da auf jeden Erwachsenen ein Rubel und auf Jeden unter 16 Jahren ein halber Rubel zu entrichten sei. Es wurde also eine Auction veranstaltet, und diese nahm durch den Eigensinn zweier Kaufleute eine so günstige Wendung für die Tschuktschen, dass nicht nur der ganze Jassak bezahlt werden konnte, sondern auch noch Etwas für das folgende Jahr übrig blieb. Es war das eine sehr lustige Geschichte: die Auction war bekannt gegeben worden und die Kaufleute hatten sich auch fast Alle eingefunden, schienen aber keine rechte Lust zu haben die Rowduga's, von denen ein Theil sehr schön, der grössere aber, wie gesagt, stark minderwerthig

war, zu erstehen. Endlich meinte ein junger Kaufmann, er wolle die Leder nehmen, wenn er das Geld nicht gleich baar auszuzahlen brauche, aber eine Anweisung geben könne auf die Zahlung für eine Waarenstellung für die Krone, die im Juli in Jakutsk fällig würde. Darauf konnte ich eingehen und rieth schon Amwraorgin auf sein Angebot einzugehen, das zwar nicht gerade sehr hoch war, aber doch bei der Unlust der Anderen als annehmbar betrachtet werden durfte. Er gab auch schon seine Zustimmung oder wollte sie eben geben, als die Thür aufging und noch ein Kaufmann, Nikolai Bereshnef, eintrat. Er meinte, er sei nicht rechtzeitig benachrichtigt worden und fragte, was für die Rowduga's geboten worden sei. Der junge Kaufmann Gawriil Ssolowjof, der sie erstanden hatte, meinte, er solle sich nicht weiter bemühen, er habe die Felle alle für sich bestimmt. Bereshnef, der ein etwas eitler und dabei hitziger Mann war, fand diese Aeusserung unpassend und wandte sich an mich in einer sehr förmlichen Weise mit der Frage, «ob er vom Bieten bei einer öffentlichen Versteigerung ausgeschlossen sei oder nicht». Ich bat ihn natürlich zu bieten, so viel er wolle, und nun begann ein gegenseitiges Ueberbieten, anfangs zwischen Bereshnef und Ssolowjof, dann aber auch unter den anderen Kaufleuten, die den Mann sehr wohl kannten und denen es Spass machte, zu versuchen, wie weit sie ihn in seiner Hitze hinaufschrauben könnten. Schliesslich, wie Bereshnef eine ganz unvernünftig hohe Summe nannte, schwieg Alles, und er sah sich im Besitz des ganzen Ledervorraths zu einem Durchschnittspreise von, wenn ich nicht irre, 1 Rbl. 80 Kop. das Stück, ungefähr dem Doppelten dessen, was es wirklich werth war. Er wurde von Allen gründlich geneckt, was er, als sich seine Hitze gelegt hatte, auch ganz gutmüthig hinnahm, Am-

wraorgin aber war höchst zufrieden, dieser Verlegenheit so gut entkommen zu sein.

Der Markt verlief dieses Mal sehr günstig, Bragin aus Gishiginsk aber war nicht gekommen, so dass über die Geschäfte mit jenem Ort nichts weiter festgestellt werden konnte. Auch dieses Mal fanden die Wettspiele der Tschuktschen statt; beim Rennen aber hatte Amwraorgin das Missgeschick, erst als der Vierte am Ziel anzukommen. Seine berühmten Renner hatten ihm die Wölfe vom Anadyr aufgefressen, und in der Kürze der Zeit hatte er sich nicht mit neuen, gleich vortrefflichen Thieren versorgen können. Mir war das aber ein Beweis, dass die Tschuktschen nicht, wie ich früher wohl glaubte, ihn stets aus Höflichkeit gewinnen liessen, sondern dass seine Thiere damals in der That die besten von Allen waren.

Am 4. April fertigte ich den Topographen Afonassjef mit den Lamuten nach Süden, am 6. Neumann nach Norden ab, und am 7. April brach ich selbst nach Osten auf.

---

5. Capitel.

Nochmaliger Versuch das Cap Peek zu erreichen und Rückreise nach Jakutsk.

Lange war es unentschieden geblieben, ob Amwraorgin mich begleiten werde oder nicht. Er hatte einerseits grosse Lust, an der Reise theilzunehmen, andererseits hatte er aber auch zu Hause viel zu sorgen, so dass er lange hin und her schwankte. Schliesslich gab aber der Umstand den Ausschlag, dass eine Menge Tschuktschen,

viel mehr als er erwartet hatte, den Wunsch äusserten, sofort über die Kolyma zu gehen. Da nun unter dieser Zahl auch welche waren, die vom unteren Anadyr heranzogen, so musste doch Vorsorge getroffen werden, dass durch die Uebersiedelungen nicht am Ende Streitigkeiten und Zänkereien mit Jakuten und Tungusen, die von früher her in der Grossen Tundra ihr Wesen hatten, entstanden, und da hielt er es für besser, bei seinem Volke zu bleiben und nach dem Rechten zu sehen. Er hatte aber einen Tschuktschen zu meiner Begleitung bestellt, Peter Mangol, der schon mehrere Mal beim Cap Peek gewesen war, einen Mann, auf den ich mich, wie er mir sagte, ebenso gut verlassen könne wie auf ihn selbst. Ausserdem erklärte mir Tineimit, dass er mit mir reisen wolle.

So waren wir denn wieder eine ziemlich grosse Gesellschaft, und die Reise liess sich anfangs sehr gut an, wenn nicht die Befürchtung immer wieder aufgetaucht wäre, dass es doch schon zu spät und dass die ganze Reise halb und halb in die Luft gebaut sei. Das war allerdings nicht zu leugnen: was das zu spät anbetraf, so war das gewissermaassen durch den Umstand aufgehoben, dass man bei den längeren Tagen viel grössere Tagfahrten zurücklegen konnte, dass die Schneestürme weniger Schwierigkeiten zu bereiten im Stande waren, als in der dunkeln Zeit des Jahres, in welcher auch ein sonst wohl überwindbarer Sturm schon zum Stillhalten zwingt, weil Alles so verfinstert wird, dass man nichts sieht. Wir konnten also wohl auf einen glücklichen Ausgang hoffen, wenn nicht unversehens frühe Ostwinde uns vom offenen Meer Thauwetter zuführten. Wohl aber war der Umstand ein bedenklicher, dass wir uns nicht von Kolymsk aus mit Hundefutter für den ganzen Weg versorgen konnten, sondern in dieser Hinsicht allendlich auf die Küsten-Tschuk-

tschen angewiesen waren. Es liegt bekanntlich in der Natur der Sache, dass man bei der Fahrt mit Hunden nicht in der Lage ist unabhängig von der Umgebung längere Reisen zu unternehmen. Man muss, sobald es in die reine, menschenleere Wildniss geht, sämmtliches Hundefutter mit sich führen, das aber zieht der Reise eine im Ganzen sehr enge Grenze. Hundert Fische, die dort sogenannten Häringe, wiegen ein Pud (gleich vierzig russischen Pfunden); man muss den Thieren im Frühjahr doch immer zu 6 bis 8 Fisch auf den Kopf reichen, macht gegen zwei und ein halb Pud täglich auf die Narte von 14 Hunden. Nun kann man schwere Lastnarten wohl mit 40—50 Pud beladen, dann darf aber kein Passagier und sonst kein Gepäck mehr darauf sein, auch fährt eine so beladene Narte wohl kaum mehr als 40 Werst den Tag. Wir mussten aber so rasch als irgend möglich zu reisen versuchen, konnten also an eine so schwere Belastung mit Hundefutter gar nicht denken. Es war daher angeordnet worden, dass uns Proviantnarten begleiteten, so dass wir unsere eigenen Vorräthe bis Cap Erri gar nicht anzubrechen nöthig hatten; dann war in einzelnen Punkten, angefangen von der Grossen Baranicha, Futter deponiert worden, welches uns den Rückweg von diesem Flusse an bis zur Mündung der Kolyma sicher stellen sollte. Wir hatten also mit dem, was wir mit uns führten, die Fahrt von Cap Erri nach Osten zu bestreiten. Das war aber auch schon eine nicht ausführbare Sache, der Weg ist viel zu weit, als dass man sich auf eine so lange Fahrt versorgen kann. Wrangell ist allerdings bis zur Koljutschin-Bai mit Hundenarten vorgedrungen; aber er hat auch den ganzen Winter zur Verfügung gehabt und konnte bedeutend grössere Depots einrichten, namentlich konnte er solche bis hinter Cap Kiber niederlegen, kurz seine

Vorbereitungen waren so umfassend, dass er allerdings so weit kommen konnte. Ich war aber den Winter nicht in Kolymsk gewesen, hatte auch anfangs gar nicht die Nartenfahrt nach Osten so fest in's Auge gefasst, dass es angezeigt gewesen wäre, umfassende Vorbereitungen von langer Hand zu treffen; im Frühjahr jedoch, als ich endlich in Nishnij eintraf, war es zu derartigen Maassregeln schon viel zu spät, auch war Hundefutter in solchen Quantitäten, wie ich es gebraucht hätte, schon gar nicht mehr aufzutreiben. Ich rechnete daher mit meinen Vorräthen bis Rir-Kaipia vordringen zu können. Dort musste ich, nach den von mir eingezogenen Nachrichten, auf eine grössere Zahl Zelte sitzender Tschuktschen treffen. Konnten mir dieselben Fisch und Seehunde ablassen, so war die Reise zum Cap Peek gesichert, konnten sie das nicht, so musste ich umkehren. Wie es aber in dieser Hinsicht zur Zeit unserer Reise in Rir-Kaipia aussah, konnte mir Niemand sagen: keiner der zum Markt gekommenen Cap-Tschuktschen hatte den Weg am Strande zurückgelegt, keiner hatte Nachrichten über den Fang am Eismeer. Da die Leute so ungemein langsam ihre jährlichen Reisen bewerkstelligen, so verlassen sie das Meeresufer stets zu einer Zeit, wo sich noch nichts über die Winteraussichten festgestellt hat, sie konnten daher nur Vermuthungen auftischen und dieselben lauteten so widersprechend, dass man aus denselben nichts schliessen konnte. So war denn unsere Fahrt eine Fahrt in's Ungewisse hinein, wir konnten wohl Glück haben, aber eine vernünftige Berechnung liess sich nicht aufstellen.

Mangol stellte sich mir schon in Ostrownoje zur Verfügung, Tineimit war vorausgezogen nach seinem Standort am oberen Poginden, wo ich ihn aufsuchen sollte, um dann mit ihm zusammen die Weiterreise anzutreten. Alle

hatten schon den Marktplatz verlassen, als ich am 8. April vom alten Amwraorgin sehr gerührt Abschied nahm. Wir hatten über ein Jahr mit einander im besten Einvernehmen verkehrt, und es wurde ihm offenbar schwer, für immer Abschied nehmen zn müssen. Als letzte Gabe brachte er mir noch das Waffenhemd Pawluzkij's, das sich, so weit er sich erinnern konnte, seit den Zeiten seines Grossvaters in seiner Familie befand. Von dem Todeskampfe Pawluzkij's wusste er mir nichts zu erzählen, oder wollte es nicht aus irgend welchen, nur ihm bekannten Gründen, aber er behauptete, dass das Hemd dem Major gehört habe, und darin wird die Wahrheit wohl auf seiner Seite sein. Das alte Waffenstück bestand aus sehr kunstvoll in einander gefügten Eisenringen, ganz in der Art, wie diese Art Panzer von den Genossen Jermak Timofejef's und seinen ersten Nachfolgern getragen wurden. In West-Sibirien hat man ihrer mehrere gefunden, in Ost-Sibirien sind sie sehr selten, jedenfalls haben die Eroberer der Kolyma sie schon nicht mehr gekannt. Nur von Pawluzkij wird erzählt, dass er auf seinen Feldzügen stets einen solchen Ringelpanzer getragen habe, und da ihm derselbe in der That geraubt wurde, das Gefecht andererseits, in welchem er durch den Verrath seiner Begleiter tapfer fechtend den Tod fand, das einzige ist, in welchem die Tschuktschen den Russen gegenüber die Oberhand behalten haben, so unterliegt es keinem Zweifel, dass das Panzerhemd das seinige war. Ich lieferte dasselbe dem Museum in Irkutsk aus, wo es bei der grossen Feuersbrunst im Jahre 1879 zu Grunde gegangen ist.

Unsere Reise ging zuerst den Poginden hinauf. Dieser rechte Nebenfluss des Kleinen Anui fällt unterhalb des Labugen in denselben und hat drei Hauptquellflüsse, die sämmtlich mit demselben Namen bezeichnet werden. Wir

wählten den mittleren zu unserer Reise, verfolgten ihn bis zu seinem Ursprunge, stiegen dann über einen ziemlich hohen Gebirgskamm und gelangten von demselben auf den westlichen, längeren Poginden, den wir wiederum hinaufzogen, bis wir das Standlager Tineimit's erreichten, der sich nicht weit von der Baumgrenze inmitten seiner zahlreichen Rennthierheerden sein Zelt aufgestellt hatte. Der Weg, den wir gefahren waren, unterschied sich in nichts von dem früheren im Gebiet zwischen den beiden Anui's durchzogenen: überall nur sehr schmale Flussthäler, bewachsen mit Lärchen, die jedoch an den Bergen nicht bis zur Scheitelhöhe hinanreichten. Allenfalls liess sich bemerken, dass die Stämme der Bäume nach Norden zu dünner und kürzer wurden; ob viel gipfeldürre Bäume unter ihnen waren, liess sich im Winter nicht erkennen. Die Höhe zwischen dem ersten und zweiten Poginden bot eine weitausgedehnte flache Mulde dar (Bar. 27,97, Therm. —8,°5), so dass man von den Narten aus nicht seitwärts in die bewaldeten Thäler hinabsehen konnte, wie das sonst fast immer möglich war. Tineimit's Sitz hatte viel Aehnlichkeit mit dem Amwraorgin's, nur war er weniger grossartig angelegt; das Zelt war um Vieles kleiner, kurz Alles hatte einen einfacheren Charakter. Indessen liess die Menge von Rennthieren, die auf den Bergabhängen weideten, auf den grossen Wohlstand des Besitzers schliessen, was auch aus der Gleichmüthigkeit hervorging, mit welcher er meinen Leuten gestattete, so viel Rennthiere zu schlachten, als sie nur irgend glaubten nöthig zu haben. Es war das ja allerdings nicht Alles umsonst, denn ich hatte laut Abmachung für die von mir verbrauchten Thiere je 5 Papuschen Tabak zu zahlen. Der Tscherkasskische Tabak wird nämlich in Bündeln oder sogenannten Papuschen verkauft.

Es gehen je nach der Art des Tabaks zwei oder drei bis vier Papuschen auf ein Pfund. Amwraorgin hatte ich in Tabak mit grossen Papuschen gezahlt, und daher waren für jedes Thier 3 Papuschen berechnet worden, hier hatte ich kleinere Papuschen, und man verlangte daher fünf derselben für den Kopf. Es wurde also wohl gerechnet, aber in höchst oberflächlicher Weise und zwar eigentlich nur das Hundefutter; was aber die Leute meiner Vorrathsnarten, die mehrere Tage vor mir hier angekommen waren, verbraucht hatten, wurde gar nicht in Rechnung gestellt. Ja nachdem alle unsere Geschäfte abgemacht waren und wir schon Alles zum Aufbruch wieder auf die Narten geladen hatten, erwies es sich, dass die Leute, offenbar nur um die schöne Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeigehen zu lassen, noch einige Rennthiere für ihre Wegkost nöthig hatten. Ich wollte nicht von Neuem den Tabak lospacken und schlug ihnen daher ihre Bitte ab, später jedoch erfuhr ich, dass sie trotzdem gegen 10 Rennthiere sich noch aufgeladen hatten, für welche also nicht bezahlt worden war. Als ich diese Angelegenheit auch ordnen wollte, schlug Tineimit das ohne Weiteres aus, indem er meinte, es käme auf einige Thiere mehr oder weniger nicht an; kurz es ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine grosse Menge Fleisch geliefert worden, für welches in keiner Weise Bezahlung geleistet war. Später, unterwegs brachte ich einmal diese Angelegenheit mit ihm zur Sprache und warnte ihn, unnützer Weise Verschwendung zu treiben, die Leute würden ihm auf solche Weise bald seine Heerden vermindern helfen. Er lachte nur und meinte, das habe noch gute Wege, er vermöge wohl hungrige Menschen satt zu machen, ohne den Ausfall zu bemerken.

Den 10. April Abends waren wir bei Tineimit angekommen. Sonnabend, den 11., fertigte ich die schweren

Transportnarten, die nicht gleichen Schritt mit uns halten konnten, ab, blieb dann noch den 12., den Ostersonntag, an Ort und Stelle und fuhr am 13. in Begleitung meines Wirthes aus. Wir hatten den Poginden bis an seinen Ursprung zu verfolgen und sollten dann über den Gebirgskamm steigen, auf die Quelle eines linken Nebenflusses der Kleinen Baranicha herauskommen, längs welcher wir das Eismeer erreichen wollten. Nur nach 12 Werst Fahrt hörte der Baumwuchs auf, um auf der Nordseite des Gebirges nicht wieder zu erscheinen, wir hatten die Nordgrenze desselben erreicht. Das Gebirge stieg sehr allmählich an und fiel ebenso sanft nach Norden ab. Nach 62 Werst Fahrt nächtigten wir, jetzt schon im Gebiete der Kleinen Baranicha, deren Mündung wir am folgenden Tage, dem 14. April, nach ungefähr 60 Werst Fahrt erreichten. Die Küste des Eismeeres war hier ganz flach, nach Westen hin wurde sie höher und endete, so weit man sie überblicken konnte, mit dem hohen Gipfel des Grossen Schafberges (Bolschoi Baranof kamenj), der seinen Namen von der grossen Menge Bergschafe (*Ovis niv.*), die daselbst vorkommen sollen, erhalten hat. Nach Osten hatten wir nur flaches Land vor uns, nur ganz am Horizont liessen sich in der Ferne höhere Züge erkennen. Wir hatten den Weg vor uns, den Wrangell gemacht und in seinem Reisewerk und seinen Karten so genau dargestellt hat, dass über denselben sich nichts Neues sagen lässt. In den folgenden Tagen setzten wir unsere Reise je nach Umständen auf dem Eise des Meeres oder auf dem Ufer fort. Es ist nämlich nicht immer bequem auf dem Eise zu fahren, weil sich auf demselben häufig genug Salzkrystalle ausscheiden, über welche die Nartensohlen nur sehr schwer hingleiten. Den 15. April erreichten wir die Kapelle an der Mündung der Grossen Baranicha,

wo wir zur Nacht in einem der daselbst befindlichen Gebäude ein Unterkommen fanden. Die Gr. Baranicha fliesst von S. nach N., kurz vor ihrer Mündung aber macht sie eine scharfe Wendung nach Ost und fliesst gegen 10 Werst in dieser Richtung zwischen sich und dem Meere nur eine ganz schmale, kaum zwanzig Faden Breite betragende Landzunge bildend. Als die Tschuktschen noch in grösseren Mengen an der Tschaun-Bucht und auf der Insel Aioka wohnten, hatte ein Kaufmann Trifonof, wie schon angeführt, an der Mündung der Baranicha sich ein Wohnhaus mit einigen Nebengebäuden errichtet, um von dort aus mit den reichen Heerdenbesitzern Handel zu treiben. In der Folge erbaute er hier jene kleine Kapelle, in welcher der Tschuktschen-Missionär Argentof lange Jahre hindurch Gottesdienst gehalten und die Tschuktschen, unter welchen er selbst wohnte, zum Christenthum zu bekehren versucht hat. Sehr gross sind ja auch die Erfolge dieses Mannes nicht gewesen, so viel ich aber über diesen Gegenstand habe in Erfahrung bringen können, trug er nicht die Schuld daran, dass das günstig angefangene Werk schliesslich gänzlich im Sande verlief. Es wird wohl immer eine lange Zeit vergehen, ehe solche unter die Heiden versprengte Glaubensboten auf wirkliche Erfolge hinzuweisen vermögen, und es scheint mir, als müsse man auch gar nicht erwarten, dass sie unter der Generation, die sie als erwachsen antreffen, wirkliche Erfolge erzielen könnten. Ehe sie die Sprache und die Sitten der Leute, unter die sie gesandt wurden, gründlich kennen lernen, vergehen schon viele Jahre, während welcher sie für ihren speciellen Zweck gar nicht zu wirken vermögen. Dann aber finden sie unter der erwachsenen Bevölkerung so unendlich wenig geistige Anknüpfungspunkte und ein so entschiedenes Vorwiegen

der täglichen materiellen Interessen, dass sie auch nach Erlernung der Sprache kaum irgend welche Erfolge zu erlangen vermögen. Anders verhält es sich mit den Kindern, die unter ihren Augen anwachsen, auf die können sie wirken; aber dazu muss auch ihr Aufenthalt ununterbrochen unter dem Volke sein, dessen Bekehrung zum Christenthum sie zu ihrer Aufgabe gemacht haben. Argentof hat das gethan, und sein Andenken ist noch heute unter den Tschuktschen in Ehren. Als er aber abgerufen wurde, hielt es sein Nachfolger für viel bequemer seinen Wohnsitz in Nishnekolymsk aufzuschlagen und nur jährlich einmal an die Grosse Baranicha zu reisen und daselbst Gottesdienst zu halten. Die Tschuktschen zogen mittlerweile immer mehr nach Westen, die Gegend um die Baranicha verödete gänzlich, so dass die jährlichen Fahrten des Missionars nichts weiter waren, als ein Gegenstand des officiellen Berichts, um doch sagen zu können, dass irgend etwas gethan ward. So ging denn der gute Anfang, den Argentof, der die Sprache erlernt hatte, gelegt, verloren, weil die Nachfolge nichts that: die Tschuktschen, selbst die getauften, sind vollständig Heiden geblieben, da auch die letzteren von den Lehren des Christenthums absolut keine Kenntniss haben und ihre Angehörigkeit zu demselben sich nur durch den bei der Taufe erhaltenen Namen kenntlich und bemerkbar macht.

Es war gerade vor der alten Kirche an der Baranicha, wo ich mit Tineimit, Mangol und noch einigen Tschuktschen, die ich daselbst angetroffen, über diese Sache eine lange und eingehende Unterredung hatte. Es war anfangs über ihre eigenen religiösen Ansichten gesprochen worden und hatte sich dabei herausgestellt, dass sie, genau genommen, gar keine solche hatten. Sie schienen wohl an ein

Leben im Jenseits zu glauben, aber ich erhielt so widersprechende Auskunft über dasselbe, dass ich mir keine klare Vorstellung über ihre Gedanken machen konnte. In meinen Antworten auf die Fragen des Herrn Akademiker v. Baer habe ich Alles mitgetheilt, was ich überhaupt über die religiösen Ansichten der Tschuktschen habe in Erfahrung bringen können, und das ist herzlich wenig. Es gipfelte Alles in dem Ausspruche Tineimit's: vor uns ist Alles dunkel, und wir wissen gar nichts. Darum wollen wir einen Geistlichen unter uns haben; lasst ihn nur zu uns kommen, er soll sich nicht fürchten, er wird es gut bei uns haben, so gut, wie wir es für ihn nur machen können. Er soll nicht glauben, dass er Hunger zu leiden haben wird, wir wollen ihn gerne mit Allem versorgen, was er braucht. Für uns Alte ist es schon zu spät, wir verstehen nichts mehr, aber unsere Kinder werden es gut haben, wenn sie seine Lehren hören werden. Das war aus voller Ueberzeugung und mit einer Wärme gesprochen, die einen sonderbaren Gegensatz zu der sonstigen pflegmatischen Ruhe des Mannes bildete, auch pflichteten seine Landsleute seinen Worten entschieden bei und legten immer wieder alles Gewicht auf den Umstand, dass der Missionär nothwendig unter ihnen wohnen müsse, wenn sein Wirken von Erfolg begleitet sein solle. Argentof hat in der Folge vielfache Anfeindungen erfahren müssen, ich kann nicht sagen, ob mit Recht oder Unrecht; das aber scheint mir unzweifelhaft, dass in diesen Aeusserungen der Tschuktschen ein Rest seines Wirkens zu verspüren war und dass trotz der langen Jahre, die seit seinem Fortgange verflossen waren, seine Arbeit doch nicht als eine gänzlich vergebliche betrachtet werden darf.

Von der Grossen Baranicha an wendet sich das Ufer nach NO, bleibt aber flach, wie bisher. Wir passirten zwei

kleine Flüsschen, die Mischkina und die Chojujanka, und kamen schliesslich an die flache Wasserstrasse, die die grosse Insel Aioka, die frühere Heimat der Tschuktschen, vom Festlande trennt. Sie heisst auf Tschuktschisch Aioka-Pelintkir, was soviel wie Aioka-Strasse bedeutet, und soll so flach sein, dass man im Sommer bei ruhigem Wetter sie auf einem Pferde durchreiten kann. Russisch heisst die Meerenge auch Trawänaja protoka, Grasgrund, weil, wie die Leute sagen, der Boden des Meeres daselbst mit Gras bewachsen sei. Das wird wohl auf einem Irrthum beruhen, aber offenbar ist die Insel Aioka früher an dieser Stelle mit dem Festlandev erbunden gewesen, und nur allmählich haben die Meereswellen und das Eis sich hier einen Durchbruch geschaffen. Das Land zwischen Meer und Tschaun-Bucht hat genau denselben Charakter, wie die Insel Aioka; die Strasse, die sich das Meer gegraben, ist lang und gewunden, kurz, es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die Tschaun-Bucht früher nur den einen Ausgang zum Meere gehabt hat, der östlich von Aioka sich befindet. Von der Westspitze des Festlandes, das Myss Pestschannyi (Sandcap) genannt wird, hätten wir den nächsten Weg quer über die Insel oder längs ihrer Ostküste gehabt, zogen es aber vor, die weitere Richtung am Südufer derselben zu nehmen, weil die Insel ihrer Hümpel und des Buschwerkes wegen schlecht zu befahren ist, die Nordküste aber fast immer von Eisschollen belagert wird, während man in der Bucht selbst glattes Eis zum Fahren hat. Aioka selbst ist ganz flach und hebt sich vom Meere nur in ungefähr fünfzig bis sechzig Fuss Höhe empor, einen breiten, ganz flachen Ufersaum längs ihrer Südküste bildend, genau so wie die West- und Nordküste des Festlandes. Bedeckt ist sie, wie gesagt, mit Hümpelmoor, der sehr gutes Rennthierfutter gewährt, aus welchem Grunde

sie auch gegenwärtig noch vielfach von den Tschuktschen als Sommerquartier benutzt wird, da die vielen Weidengebüsche, mit denen die Moore bewachsen sind, den Rennthieren im Sommer als gute Nahrung dienen. In der Mitte befindet sich eine Senkung, in welcher sich das Schneewasser im Frühjahr seeartig ansammelt und durch zwei Schluchten nach Norden und Süden abfliesst. Das ist auch so auf Wrangell's Karte angegeben. Spätere Zeichner haben aber aus dem Strich, der jene Schluchten andeutet, geschlossen, die Insel bestehe aus zwei Theilen, was durchaus nicht der Fall ist. Ausser dem Namen Aioka wird ihr auch die Benennung Ssabadei beigelegt, jedoch scheint dieselbe jetzt ziemlich in Abnahme gekommen zu sein, da ich von den Leuten fast nur den Namen Aioka gehört habe. Bisher hatten wir fast immer heiteres Wetter gehabt, jetzt jedoch traten schon Nebel auf, und zwar waren dieselben in der Nacht vom 17. auf den 18. April, wo wir an der Südküste der Insel dahinfuhren, so stark, dass wir kaum etwas um uns sehen konnten. Schliesslich mussten wir, am Ostende angekommen, uns entschliessen, so ziemlich auf's Gerathewohl über das Meer zu fahren. Wir nahmen nach dem Compass die Richtung auf Ruita, ein hohes felsiges Vorgebirge des Festlandes, dem zwei kleine Inseln desselben Namens vorliegen und das auf Wrangell's Karte Arautan genannt ist, und fuhren im Dunkeln darauf los. Das Meer war spiegelglatt, und die Fahrt gelang im Dunkeln ganz vorzüglich. Als es gegen Morgen etwas heller um uns her zu werden begann, konnten wir am Horizont die schwarzen Felsen von Ruita aus dem Nebel erkennen und richteten uns darnach ein. Die Felsenkette, die sich am Ostufer der Tschaun-Bucht hinzieht, tritt schon südlich vom Cap Matjuschkin dicht an's Ufer heran und begleitet dasselbe bis Cap Erri oder vielmehr Yrri,

wie die Tschuktschen Cap Schelagskij nennen. Längs dieser Felsenküste fuhren wir, weil wir des Nebels wegen, der immer fortdauerte, nicht wagten die gerade Richtung über das Meer zu nehmen. Längs dem Ufer zieht sich ein schmaler Streifen ebenen Landes hin, der früher von vielen Tschuktschen-Zelten besetzt gewesen sein soll; jetzt fanden wir in etwa 6 Werst Entfernung vom Cap Erri nur noch zwölf derselben vor: es waren die letzten Ueberreste einer früher viel zahlreicheren Bevölkerung. Sieht man sich die Gegend etwas genauer an, so kann man sich freilich nicht wundern, dass die Tschuktschen es vorgezogen haben, ihre Wohnsitze weiter nach Westen zu verlegen, denn es ist ein wenig angenehmes Stück Erdoberfläche, das man da vor sich hat. Zwei Tage mussten wir an Ort und Stelle bleiben, weil die heftig wehenden NW.-Winde jede Fahrt unmöglich machten. Die Zelte, die ebenso gebaut waren, wie die der Rennthier-Tschuktschen, nur dass sie sehr kleine Dimensionen hatten und die Leder des äusseren Zeltes mit Steinen am unteren Rande beschwert waren, ächzten und stöhnten unter den wüthenden Stössen des Windes, so dass man befürchten musste, sie würden jeden Augenblick auseinandergerissen werden. Die Gleichmüthigkeit der Hausherrn jedoch liess voraussehen, dass keine grosse Gefahr da war, auch meinten sie, es blase gewöhnlich so, und ganz ruhige Tage hätten sie eigentlich ziemlich selten. Wenn aber der Wind von Nord-Osten blase, so seien sie verhältnissmässig geschützt durch die hohe Gebirgswand, daher hätten sie den Aufenthalt auf dem Festlande dem auf Aioka vorgezogen, wo man gar keinen Windschutz habe. Wie toll die Winde daselbst wirthschaften müssen, war auch aus dem gänzlichen Fehlen des Schnees am Ufer sowohl, als auch auf den Bergen zu schliessen: kahl und schwarz lag das Ufer vor uns, reiner

als die gut gefegte Strasse einer grossen Stadt. Sonst waren sie mit ihrem Wohnsitz ganz zufrieden. Fisch sei in der Bucht sowohl als auch im Halse derselben, an welchem sie wohnten, in genügender, ja reicher Menge vorhanden, auch der Seehund und das Wallross, das letztere aber nur bis zum Cap Ruita, das sie auch Peék nannten, kämen in Menge vor, so dass sie nie Mangel zu leiden hätten. Das klang sehr verheissend, und ich versuchte daher von ihnen Hundefutter zu erhandeln, da meine Vorräthe sehr bedenklich auf die Neige gingen, konnte aber keines erhalten. Hätten sie das früher gewusst, so hätten sie sich für diesen Fall wohl vorsehen können; so aber hatten sie nach echter Tschuktschen-Weise nur so viel in ihren Kellern, dass sie selbst zur Noth den Winter, an dessen Grenze wir jetzt allerdings standen, durchzukommen vermochten. Es ist unglaublich, wie faul und unvorsorglich diese Leute sind; sie hatten wirklich kaum mehr Fisch nach und nährten sich zur Zeit unserer Anwesenheit eigentlich nur noch von Seehundsspeck, dabei aber lebten sie an einem fischreichen Strande, der sie selbst und ihre Hunde reichlich mit der besten Nahrung versorgen konnte. Es interessirte mich sehr, von diesen Leuten etwas über die räthselhaften Schelagi zu erfahren, von denen Wrangell erzählt, die Rennthier-Tschuktschen aber nichts zu wissen vorgaben. Aus Wrangell's Worten ist ersichtlich, dass er das Wort Schelagen nicht von den Tschuktschen gehört haben kann, denn er sagt: «der Alte erklärte sich für einen Nachkommen der alten Schelagen, oder wie die Tschuktschen sie gewöhnlich benennen, Tschawanen, die sich vor vielen Jahren nach Westen gewandt hätten längs des Meeresufers und dann nicht mehr zurück gekehrt seien». Es ist also anzunehmen, dass Wrangell die Schelagen in Kolymsk durch dortige Russen

kennen gelernt hat und sich nun über dieses Volk durch die Tschuktschen unterrichten lassen wollte. Wie die Russen aber zu diesem Namen gekommen sind, ist nicht recht einzusehen. Derselbe tritt zuerst bei einem Pelzjäger Iwan Wilegin auf, der einen gewissen Kopai gekannt haben will, der sich einen Schelagen nannte und behauptete, dass er ungefähr 200 Werst östlich von Nishnekolymsk wohne. Daselbst werden die Schelagen als ein Stamm der Tschuktschen bezeichnet. Auf einer Karte aus jener Zeit, von einem gewissen Lwof in Jakutsk gezeichnet, ist das Cap, welches wir jetzt Ostcap oder richtiger Cap Peék nennen, mit Cap Schelagskij bezeichnet. Das Alles erklärt aber nicht, wie die Russen zu einer Benennung kommen, die den Tschuktschen selbst ganz fremd ist und die auch gar keine tschuktschische zu sein scheint. Höchst wahrscheinlich hat jener Kopai dem Wilegin gesagt, dass er ein Tschuktsche sei und dann den Namen seines Erem oder Aeltesten oder seines Geschlechts hinzugefügt, jener aber hat ihn nicht recht verstanden und irgend einen Tschuktschen-Namen derart verdreht, dass man nicht mehr entziffern kann, welches Wort der Benennung Schelag zu Grunde liegt.

Trotz meiner sehr eingänglichen Fragen konnte ich von den am Cap Erri wohnenden Tschuktschen nichts über die Schelagen erfahren. Sie meinten, das sei ein russisches Wort, sie wüssten daher nicht, was es bedeute, das Cap habe von jeher Erri geheissen, und um das Cap und auf der Insel hätten von jeher sitzende und Rennthier-Tschuktschen gewohnt, letztere aber seien später an die beiden Anui gezogen. Als jedoch Mangol behauptete, früher hätten daselbst auch sitzende Tschuktschen gewohnt, die eine andere Sprache als die jetzigen sitzenden Tschuktschen gesprochen hätten, so gaben sie das zu, meinten aber, sie hätten nicht

Schelagi sondern Ankali gehiessen, weil sie am Meere wohnten. Das ist allerdings sehr möglich, dass die eskimoartigen Ankali, die man noch jetzt vereinzelt unter den Tschuktschen des Beringsmeeres antrifft, früher sich auch an der Eismeerküste aufgehalten haben, denn Reste von Wohnungen, die anders aussahen, als die Zelte der sitzenden Tschuktschen, findet man noch jetzt ziemlich häufig am ganzen Eismeerufer von Cap Erri an bis Cap Peék. Dass in früherer Zeit Kämpfe stattgefunden hätten in der Gegend des Cap und der Bucht Tschaun, behaupteten sie auch von ihren Vorfahren gehört zu haben, nur stellten sie entschieden in Abrede, dass der entflohene Theil sich über das Eismeer in ein unbekanntes Land begeben habe. Es war ihnen durchaus bekannt, dass sich im Eismeer Land befinde, das sie auch Alle gesehen hatten östlich von Erri, von Jakan aus. Aber ebenso entschieden behaupteten sie, dass man dorthin nicht mit Baidara's gelangen könne; auch hätten ihre fortgezogenen Landsleute ihre Heerden mitgenommen und die wären doch nicht in Baidara's unterzubringen gewesen. Im Winter könne man aber auch nicht über das Eis bis zu jenem Lande gelangen, weil das Meer weiter ab vom Lande stets ungefroren sei. Eine einzelne Hundenarte könne nicht hinübergelangen, wie solle man da mit Rennthierheerden und Weibern und Kindern eine solche Reise bewerkstelligen. Von ihren verlorengegangenen Stammesgliedern sagten sie, dieselben seien längs dem Ufer nach Westen gezogen und hätten sich zuerst auf den Båreninseln niedergelassen, dann aber seien sie von dort aus wieder auf's Festland hinübergegangen und hätten sich noch weiter westwärts begeben; wo sie aber schliesslich geblieben seien, das wussten sie nicht.

Am Anadyr hat man auch nichts von Schelagen gewusst. Somit beruht also dieser Name einzig und allein auf jener

Aussage des Iwan Wilegin, der sich höchst wahrscheinlich geirrt hat, — ein solches Volk scheint niemals existirt zu haben.

Den 20. April setzten wir unsere Fahrt fort. Ich hatte anfangs die Absicht Cap Erri zu umfahren, da das Eis im Halse der Tschaunbucht spiegelglatt war, aber die Tschuktschen riethen davon ab, weil der schöne Eisspiegel bald aufhöre und um das Cap herum eine solche Menge Bruchеis liege, dass ein Fahren mit Narten gänzlich ausgeschlossen sei. Wir wählten daher den Landweg, der das eigentliche Cap abschneidet. An der östlichen Küste des Eismeeres lässt sich nämlich dieselbe Erscheinung wahrnehmen, die Middendorff im Taimyrlande auffiel: dass jedes Cap, wenn hoch, entweder eine Insel vor sich habe, oder durch eine Bodensenkung von den Höhenzügen des Festlandes abgeschnitten sei. Besonders auffallend trat diese Erscheinung bei Cap Erri auf. Dasselbe wird von einem mächtigen Gebirgsstock, der steil aus dem Meere aufsteigt, gebildet. Wrangell hat die Höhe desselben zu 3000 Fuss angegeben, es ist aber aus seinen Worten nicht ersichtlich, ob das auf Schätzung oder auf Messung beruht; hoch und wild sieht der Bergklumpen freilich wohl aus. Ferner war die Ostküste der Tschaunbucht, so weit wir sie bei den Nebeln deutlich sehen konnten, d. h. vom Cap Ruita oder Matjuschkin an, durch ein hohes schwarzes Schiefergebirge gebildet; wir fanden jedoch ungefähr sechs Werst südlich vom eigentlichen Cap Erri eine Senkung, die uns ohne bedeutende Steigung an's Meer führte im Laufe zweier kleiner Bäche, die nach Ost und West flossen. Dasselbe war bei sämmtlichen Cap's und Vorgebirgen der Fall, die wir von Erri an bis Jakan antrafen; sie liessen sich Alle in genannter Weise vermeiden, zum grossen Vortheil für unsere ermat-

teten Hunde, denen dadurch die Fahrt sowohl auf holperigem Eise, als auch über steile Anhöhen erspart blieb.

Vom Cap Erri bis Cap Kiber tritt das Gebirge, stets schwarzer Schiefer, ganz an's Ufer heran, nur mitunter einen schmalen ebenen Saum freilassend, meist aber schroff zum Meere abfallend. Vor Cap Kiber liegt die kleine Insel Aingaotschka, die Wrangell Schalaurow-Insel genannt hat, zum Andenken des tapferen Kaufmannes, der sein mit grösster Ausdauer vergeblich verfolgtes Unternehmen, Cap Peek zu umschiffen, in dieser Gegend mit seinem Leben bezahlte. Das Cap, d. h. der Gebirgsklumpen, welcher dasselbe bildet, heisst bei den Tschuktschen Eitschun, der Höhenzug jedoch, von welchem dasselbe durch die übliche Senkung getrennt ist, trägt den Namen Pérkajon. Derselbe verläuft in östlicher Richtung und hört beim Flüsschen Weiguweem (Grasfluss) auf, und nun beginnt die Bucht, in welche der Koët mündet. Dieser Fluss wird bei Billings Chuáta genannt und ist von ihm eine bedeutende Strecke verfolgt worden. Wrangell dagegen hat diesen Fluss nicht, wohl aber den Fluss Werkon. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich dadurch, dass der Fluss, wie mir die Tschuktschen auseinandersetzten, an der Mündung Werkon heisst, oder vielmehr die Mündungen, denn es befindet sich daselbst ein ziemlich ausgedehntes Delta; oberhalb heisst der Fluss nach meinen Gewährsmännern Koët und nimmt einen Nebenfluss Peitúmlen von Osten auf. Koët und Chuatta sind offenbar ein und dieselbe Benennung. Das Delta befindet sich in einer Bucht mit niedrigem Ufer, die von Westen aus durch eine lange sandige Landzunge, die sich weit nach Osten erstreckt und Aátschik heisst, vom Meere abgegrenzt wird; östlich von der Werkon-Mündung erhebt sich ein mässiger Höhenzug Paároren, der, nach einer Senkung, sich nach

Norden als Cap Kekurnyi fortsetzt. Den Namen hat dieses Vorgebirge von den dasselbe überragenden Steinpfeilern, Kekury, erhalten; dieselben sollen auch auf anderen Bergrücken auftreten, aber nirgends in solcher Menge, wie bei diesem Cap. Südwestlich von Cap Kekurnyi fanden wir auf dem flachen sandigen Ufer die Ueberreste einer alten Baulichkeit: vier starke Balken waren im Quadrat senkrecht in die Erde gestellt, an ihren oberen Enden waren sie durch gleich starke Balken horizontal verbunden, so dass ein Quadrat von drei Faden Seitenlänge und etwas weniger Höhe gebildet wurde. Von drei Seiten waren noch von den oberen horizontalen Balken zu je einem Balken schräg zur Erde hinabgelassen, an der vierten Seite war dieser Schrägbalken schon herabgestürzt und lag am Boden, an welchem sich noch andere grössere und kleinere Klötze vorfanden, die auch sämmtlich zum Gebäude gehört haben mussten, denn alle trugen deutliche Spuren der Bearbeitung mit Beilen an sich. Dass hier Menschen und zwar eine grössere Menge Menschen gearbeitet hatten, war ohne Zweifel: es waren mächtige Balken und die Behauung war eine regelrechte, von Zimmerleuten ausgeführte, das war am alten Holz unschwer zu erkennen, trotz der vielen Jahre, die seit der Zeit verflossen sein mussten; der kurze Sommer lässt die Verwesung nur langsam fortschreiten. Ueber den Ursprung dieses Bauwerkes konnte mir unser Hauswirth vom Cap Erri, der uns bis hierher begleitet hatte, Folgendes mittheilen. Der Vater seines Grossvaters sei hierher gekommen, es habe damals hier ein festes Haus gestanden, das auch mit einem Zeuge umgeben gewesen sei. Im Hause hätten zwanzig Leichen gelegen; es seien aber im Ganzen vierzig Mann gewesen. Zwanzig Menschen hätten sich in's Gebirge aufgemacht, um zu den Tschuktschen zu gelangen, neunzehn

von ihnen seien unterwegs umgekommen, einer jedoch habe ein Tschuktschen-Zelt erreicht und sei dort aufgenommen worden, aber auch er habe nur kurze Zeit gelebt und sei bald, ohne ein Wort reden zu können, gestorben. Das war die Erzählung des Tschuktschen, der selbst am Cap Erri wohnte, dessen Vorfahren aber Rennthier-Tschuktschen östlich von der Tschaun-Bucht gewesen waren (69).

Unterdessen hatten unsere Reiseaussichten ein immer trostloseres Aussehen gewonnen. Bei Cap Erri hatten wir nur eine geringe Quantität Seehundsspeck erhalten können, ein Hundefutter, das fast werthlos ist, da es keine Nährkraft besitzt und eigentlich nur dazu dient, die Hunde über das Gefühl des Hungers hinwegzutäuschen. Befindet man sich schon nicht mehr weit vom Reiseziel, so leistet der Speck insofern ganz schätzbare Dienste, als die Hunde ihn gern fressen und sich wenigstens satt fühlen. Man kann sie daher wohl zwei oder drei Tage damit füttern in der Hoffnung, dass die alten Kräfte so lange ausreichen werden und man ihnen bald wieder gute nahrhafte Kost geben könne. Auf langen Touren geht das jedoch nicht, da kann man ohne Fisch oder Fleisch nicht auskommen. Wir konnten jetzt den Hunden noch ausser Speck je drei bis vier Häringe per Tag geben, aber lange konnte auch diese magere Kost nicht mehr reichen. Die Tschuktschen, deren Lager wir unterwegs besuchten, hatten auch schon nichts mehr abzugeben und warteten sehnlichst auf das Eintreten des Frühjahrsfanges, auch wollten sie aus allerhand Gerüchten wissen, dass in Kir-Kuipia bereits Hungersnoth herrsche. Es wurde also Kriegsrath gehalten und unter Anderem die Frage aufgeworfen, ob man nicht in's Meer hinaus fahren und es mit einer Bärenjagd versuchen solle, falle dieselbe glücklich aus, so habe die Noth auf längere Zeit ein Ende. Dieser Plan wurde aber

auf Rath der Tschuktschen verworfen: das Meer war am Ufer sehr glatt gefroren, höhere Eisberge, zwischen welchen man allein auf Bären zu stossen hoffen konnte, befanden sich in einer Entfernung von circa hundert Werst vom Ufer. Man wagte daher zu viel auf unsicheren Erfolg hin und hätte alsdann mit erschöpften Hunden kaum noch Aussicht Cap Erri zu erreichen, von einer Weiterreise gar nicht einmal zu reden. Ich griff daher zum letzten Mittel und schickte zwei Narten zurück, so dass nur noch drei derselben mit uns fuhren, wobei wir den Fisch unter uns theilten. So setzte ich die Fahrt bis zum 25. April fort, an welchem Tage ich ein Tschuktschen-Lager bei Jakan erreichte, das aus sechs Zelten bestand. Jakan ist eigentlich kein Cap, wie es öfters fälschlich bezeichnet wird, sondern ein Uferstrich, die Benennung einer Gegend. Es befand sich dort eine grössere Versammlung von Tschuktschen, auch waren daselbst Bewohner von Rir-Kaipia, die hierher gekommen waren, um sich dem Hunger, der daselbst herrschte, zu entziehen. Diese Nachricht bestimmte mich umzukehren und nicht länger ein Ziel zu verfolgen, das nach vernünftiger Berechnung zu erreichen nicht möglich war. Nach Erzählung dieser Leute hatte man um Rir-Kaipia herum im vorigen Jahre schlechten Fang gehabt. Sowohl Fische, als auch Wallrosse und Seehunde waren in geringer Menge erbeutet worden. Dazu kam noch die schlechte Gewohnheit der Tschuktschen, den Herbst nicht sparsam zu leben, sondern zu geniessen, so lange Keller und Vorrathshaus voll sind. So war denn schon zur Zeit der kurzen Tage Mangel eingetreten und seitdem das Elend natürlich stets gewachsen, denn der Winterfang pflegt an der Eismeerküste nie von Ausschlag gebender Bedeutung zu sein.

Wenn ich meine Hunde bei spärlichem Futter auf's Höchste anstrengte, so konnte ich Rir-Kaipia wohl zur Noth

erreichen, wie das ja auch ursprünglich mein Plan gewesen war, aber dann wären die letzten Häringe aufgezehrt gewesen und weder Fortsetzung der Reise, noch Rückkehr nach Cap Erri möglich, ohne örtliche Completieruug meiner Futtermittel. Da nun auf dieses Auskunftsmittel überhaupt nicht zu rechnen war, so konnte die Reise nicht weiter fortgesetzt werden. Die Leute meinten allerdings, der Seehundsfang könne jetzt wohl schon begonnen haben, oder stehe doch mindestens in kürzester Zeit in Aussicht. Aber selbst der glücklichste Fang könne anfangs kaum den Bedarf der ausgehungerten Leute und ihrer Hunde decken, an ein Ablassen von Reisefutter sei jedoch in keiner Weise zu denken. Ihre Hoffnung auf Beginn des Fanges begründeten die Leute durch folgende Beobachtung: im Sommer geht eine starke Meeresströmung von Ost nach West, dieselbe dauert bis in die Zeit der dunkeln Tage, dann schlägt sie um und geht von West nach Ost. So lange die Oströmung dauere habe man guten Fischfang, mit der westlichen dagegen ziehe sowohl der Fisch, als auch der Seehund fort und man fange nichts mehr. Um diese Zeit aber trete der Umschlag wieder ein, es müsse sehr bald die östliche Strömung beginnen, deren Vorläufer ein kleiner Seehund sei, der dann in grossen Mengen ankäme. Um Jakan herum sei die Strömung selbst nicht zu bemerken, man erkenne das Eintreten derselben nur am Erscheinen des erwähnten kleinen Seehundes. Was ich hier über die Meeresströmung und ihren jährlichen Wechsel erfuhr, stimmte mit dem, was mir die Tschuktschen-Händler über diesen Gegenstand erzählt hatten. Sie handeln bekanntlich nicht auf dem Festlande von Amerika mit den Kergaulen, sondern fahren auf eine der kleinen Diomed-Inseln, die sie Ilir nennen und als von einem in Federbälge gekleideten Volksstamme, den Immalin, bewohnt be-

zeichnen. Es ist nun sehr schwierig, diese Insel mit den Baidara's zu erreichen, da um die Zeit, Ende Juni ungefähr, eine heftige Strömung nach Nord geht, die die Fahrzeuge leicht an der Insel vorbei führt. Sie wählen daher solche Tage zur Ueberfahrt, wo starke Nordwinde herrschen und gelangen auf diese Weise, obwohl der Wellenschlag ein sehr heftiger ist, zu der gesuchten Insel; nicht selten aber schlagen die Baidara's um und die Besatzung ertrinkt. Pangao, der mir diese Fahrten aus eigenen Erlebnissen schilderte, sagte, im Winter gehe das Wasser in der Meerenge hin und her ohne entschiedene Richtung, wie man an den Eisschollen und ihrem Treiben bemerken könne; wie sich dasselbe aber im Frühjahr verhalte, wusste er nicht zu sagen.

Ueber das Wrangellland konnten die Leute allerhand Auskünfte geben, da sie es Alle zu verschiedenen Malen gesehen hatten. Man kann, das behaupteten sie Alle, von den Uferbergen an klaren Tagen vollkommen deutlich am Horizont ein hohes Cap sehen, das nach Westen einen etwas niedrigeren Ausläufer absendet. Im Hochsommer verschwindet der Schnee von den Bergen, bleibt aber in den Schluchten der höchsten Gipfel liegen, so dass man die weissen Streifen deutlich erkennen kann. Im Winter verbergen die Eisberge die Höhen, sobald aber das Meer frei wird, sind sie leicht zu erkennen. Ungefähr 15 Werst weiter nach Osten springt die Küste von Jakan weiter nach Norden vor, so dass man von dort aus eine noch bessere Aussicht hat; indessen gross ist der Unterschied auch nicht. Erreicht hat aber von ihnen Niemand das Land, und auch vor ihnen ist so etwas nie geschehen. Für eine Wasserfahrt dahin taugen ihre Baidaren nicht, und im Winter gestattet das Eis auch keine Ueberfahrt, da dasselbe niemals von Küste zu Küste reicht, sondern

stets eine eisfreie Wasserrinne vorhanden sei. Letztere bedecke sich wohl auch mitunter mit Eis, aber dasselbe sei unsicher und befände sich in fortwährender Bewegung.

Aus dem Gespräche der Tschuktschen erwies es sich, dass sie mit den Eisverhältnissen ihrer Küste sehr genau bekannt waren, da sie den Winter über bei jeder günstigen Gelegenheit Versuche machen, Seehunde zu fangen. Sie kennen daher die Lage der winterlichen Eisberge sehr wohl und finden sich zwischen ihnen vollkommen gut zurecht. In grosser Entfernung vom Lande jedoch hört diese Sicherheit auf, denn von da an erweist es sich, dass die Ketten der Eisberge nicht mehr unveränderlich stehen, sondern häufig ihre Orte wechseln. Wo das aber der Fall ist, beginnt auch die Gefahr, denn zwischen beweglichen Eisbergen ist das ebene Eis oft so dünn, dass man es mit dem Speer durchstossen kann. Kurz es stimmen diese Nachrichten über das Verhalten des Meereises genau mit dem überein, was wir in Wrangell's Reisewerk darüber lesen, dieselben Erfahrungen, die er gemacht hat, gewannen auch die Tschuktschen bei ihren Fahrten. Zwei derselben erzählten in höchst lebendiger Weise von einem Abenteuer, das ihnen bei einer Eisfahrt aufgestossen war. Sie hatten sich aufgemacht, um Eisbären zu jagen, und waren, hinter frischen Spuren hinfahrend, immer weiter vom Lande abgekommen. Schliesslich war es ihnen bedenklich zu Sinne geworden, es begann zu dunkeln, und sie befanden sich in einer ihnen ganz unbekannten Gegend. Sie beschlossen zu nächtigen. Am Morgen, als es hell wurde, konnten sie von einem Eisberge aus deutlich die Spitzen von Wrangellland sehen, bemerkten aber, als sie ihre Narten wieder erreicht hatten, dass das Eis von erschreckender Dünne sei und kehrten daher schleunigst um. Meinen Einwurf, ob sie sich nicht getäuscht und

hohe Eisberge für Land angesehen hätten, wiesen sie sehr entschieden zurück, auch meinten die Andern, man könne doch nicht wirkliche Berge mit Eisbergen verwechseln. Es wurde auch von einer Fahrt erzählt, die einige Leute mit einer Baidara gemacht hatten, um Wallrosse zu jagen. Bei der Gelegenheit hatten sie sich weiter als gewöhnlich vom Ufer entfernt, so dass die Küste ihren Blicken entschwunden und nur die Uferhöhen zu sehen gewesen seien. Dabei hatten sie aber, ehe sie umkehrten, auch die Berge auf Wrangellland gesehen, die damals noch ganz mit Schnee bedeckt gewesen waren.

Es ist das auch wieder eine wörtliche Bestätigung der Behauptung Wrangell's: dass sich ein Land dort befände, dass es aber mit Narten nicht erreichbar sei, wenn nicht ganz ungewöhnliche Eisbildungen ausnahmsweise ein Gelingen möglich machten.

Nun, das Vorhandensein eines Landes ist ja jetzt festgestellt und zwar ist es das Vorhandensein des Wrangelllandes, nicht aber das des fabelhaften Andrejewlandes, wie es der Führer der Vega-Expedition will. Dabei ist aber ein Umstand zu bemerken, der höchst auffallend erscheint. Selbst wenn Wrangell uns keine Kunde von einem Lande im Norden gebracht hätte, müsste man auf das Vorhandensein eines solchen schliessen und zwar eines Landes von bedeutendem Umfange auf Grundlage des Vogelfluges. Die Eismeerküste des Jakutskischen Gebiets ist ungemein reich an Vögeln, an Enten, Gänsen und Schwänen, so dass der Fang dieser Thiere eine namhafte Rolle in der Oekonomie der Bewohner spielt. Dieser Vogelreichthum findet aber zwei Unterbrechungen: eine ungefähr vom Omoloi westlich bis zur Chroma östlich, und die andere circa fünfzig Werst westlich von Jakan bis Rir-Kaipia. Auf diesen beiden Strecken ist der Vogelfang ein

sehr unbedeutender, wohl sieht man aber grosse Mengen Vögel von der genannten Küste nach Norden fliehen. Für die Strecke Omoloi-Chroma liesse sich als Ursache das Vorhandensein der grossen sibirischen Inseln anführen, wenn es nicht erwiesen wäre, dass auf denselben nur eine sehr geringe Zahl von Thieren übersommere, der grösste Theil derselben jedoch in geschlossenen Zügen seine Reise in nordöstlicher Richtung fortsetze. Ich habe in Ustjansk sowohl, als auch in Russkoje Ustje und in Oshogin Leute gesprochen, die zu mehreren Malen die Inseln besucht hatten: Alle erzählten übereinstimmend das eben Gesagte und Sannikof, den ich in Jakutsk sprach, bestätigte das Faktum. Die Vögel, die als hinüberziehend namhaft gemacht werden, sind vorherrschend: die weisse Gans, die Eidergans, verschiedene Enten- und *Tringa-* und *Totanus-*Arten, also alles Thiere, die entweder direct auf Grasnahrung, oder doch auf Thiere, die von derselben leben, angewiesen sind. Es muss somit geschlossen werden, es gäbe im Norden ein Land, ausgedehnt genug um eine Pflanzenvegetation hervorzubringen, die eine so grosse Menge Thiere ernähren könne. Es ist daher höchst auffallend, dass die Reise der «Jeanette» und anderer Schiffe dargethan hat, das Wrangellland, wohin alle jene Vogelschwärme zu ziehen scheinen, sei nur eine Insel von sehr mässigem Umfange. Zwar hat die Fahrt der «Jeanette» auch das Vorhandensein noch anderer Eilande nachgewiesen, aber auch diese scheinen nicht gross genug zu sein, um eine genügende Vegetation oder überhaupt eine Vegetation hervorzubringen, da es doch höchst unwahrscheinlich ist, dass auf Inseln von nur geringer Flächenausdehnung mitten im Eismeer eine Pflanzendecke sich zu bilden vermöge. Wir stehen also hier einem noch ungelösten Räthsel gegenüber.

Der Walfisch erscheint wohl noch dann und wann an

der Küste von Jakan, es wird aber nicht mehr Jagd auf ihn gemacht, wie das früher wohl geschehen ist. Unser Wirth verkaufte mir daher auch eine Walfischharpune, die wohl sein Vater, er selbst aber nicht mehr gebraucht hatte. Das Thier hält sich, wenn es sich zeigt, stets so weit vom Ufer auf, dass der Fang den Leuten nicht mehr möglich ist. Anders dagegen verhält es sich mit dem Walross, welches sie noch jetzt jagen, wenn auch die Ausbeute geringer geworden ist, als sie in früheren Jahren war. Man jagt das Thier bis Cap Erri, welches die Westgrenze seines Vorkommens bildet. Im Halse der Tschaun-Bucht kommt es noch ziemlich häufig vor, in die Bucht geht es nicht mehr hinein. Es mag das mit dem Vorkommen der Tange und der in denselben sich aufhaltenden kleinen Seethiere zusammenhängen, von denen das Walross sich nährt. An der Eismeerküste bis Cap Matjuschkin finden sich grossblättrige Tange in Menge, westlich jedoch und südlich von diesem Cap und also auch in der ganzen Tschaun-Bucht vermisst man diese grossblättrigen Formen und zugleich mit ihnen verschwindet auch das Walross.

Den 26. April traten wir unseren Rückweg an, machten aber den ersten Tag nur eine kurze Fahrt, weil mein Kosak aus Kolymsk, Iwan Kotelnikof, heftig am Fieber erkrankte. Nothgedrungen mussten wir in einem Tschuktschen-Zelt Unterkunft suchen, bis es mit ihm besser wurde, obwohl uns dieser Aufenthalt sehr ungelegen kam. Unsere Vorräthe gingen, wie bekannt, auf die Neige, von den Tschuktschen aber liess sich zu dieser Jahreszeit nichts erwarten. Ja an dem Ort, wo wir anhalten mussten, gebrach es sogar an Brennholz. Die Küste ist ziemlich bewohnt, der Verbrauch daher auch grösser, als das Meer jährlich anzuführen pflegt, so dass man lange suchen

muss, ehe man ein Holzstück findet. Die Tschuktschen kommen, wenn sie gerade kein Holz haben, auch ganz gut ohne dasselbe aus, wir aber konnten uns nicht wie sie behelfen, und mussten uns daher für unverhältnissmässig viel Tabak und eiserne Messer das unumgänglich Nöthige anschaffen. Sie zogen allerdings auf die Suche aus und brachten immer wieder einige Stücke, aber sie liessen sich stark für die Mühe bezahlen. Wir mussten den 27. und 28. am Ort liegen bleiben, weil das Fieber immer nicht nachlassen wollte, hatten aber dafür die Genugthuung konstatiren zu können, dass der Frühjahrsfang begonnen habe. Es liess sich nämlich unter den Tschuktschen am 28. April eine ungewöhnliche Bewegung und Erregung bemerken, sie umstanden Alle ein paar Kerle, die soeben, wie es schien, vom Meere gekommen waren. Ich ging mit dem Dolmetscher hin und fand, dass sie Alle einen erbeuteten Seehund umstanden und zwar ein kleines, nur 2 und ½ Fuss langes Thier, wobei lebhaft geredet und gescherzt wurde. Auf meine Frage erfuhr ich, dass dieser kleine Seehund insofern ein sehr wichtiger und erfreuender Fang sei, als es nun feststehe, dass die Ostströmung begonnen habe und man von nun an auf reichlichen Fang werde rechnen können. Da es den Leuten doch vorherrschend auf Fleisch und Fett des Thieres ankommen konnte, so hoffte ich den Balg für meine Sammlung acquiriren zu können und bot dem Besitzer den Handel an. Dabei stiess ich aber auf unerwarteten Widerstand, indem der Tschuktsche unter entschiedener Billigung sämmtlicher Landsleute erklärte, er könne den Balg wohl abtreten, aber ohne den Schädel, da derselbe geopfert werden müsse. Da half Nichts; nach langem Hinundherreden wurde wohl zugestanden den Schädel mitzugeben, aber mit abgehauener Schnauze, letztere könne unter keiner Bedingung den

Göttern oder den Dämonen, wem eigentlich, konnte ich nicht erfahren, entzogen werden. Ich bot sogar Tabak und Branntwein, aber selbst diese Lockmittel versagten, so dass ich meine Absicht aufgeben musste. Sie stecken dort Alle in verschiedenen abergläubischen Vorurtheilen, und zwar die Russen nicht weniger als die Tschuktschen. Meine Kosaken erklärten mir, dass es allerdings gerathen sei, das erste Thier, das man fange, seines Schädels zu berauben und denselben den Dämonen zu opfern, aber die Tschuktschen seien darin schlecht berathen, dass sie dieses Opfer bei jedem erbeuteten Thiere brächten, das sei nicht nöthig. Auch fand der alte Kotelnikof, dass er in dem betreffenden Fall doch ein Einsehen gehabt und den Schädel verkauft hätte, da ein so grosser Preis geboten wurde, man hätte bei anderer Gelegenheit die Dämonen schadlos halten und versöhnen können.

Unter den sich daselbst aufhaltenden Tschuktschen wurde mir auch ein Mann gezeigt, der Rennthier-Tschuktsche gewesen war, sich aber jetzt, nach Verlust seiner Heerde durch die Klauenseuche, nach Peek begab, um eine Zeit lang es mit dem Fisch- und Robbenfang zu versuchen. Er schien sich in sein schweres Schicksal ganz gut zu fügen, erzählte, wie das Unglück ihn betroffen und er jetzt etwas Anderes versuchen wolle, bis sich der Grimm des Schicksals gelegt habe. Ginge es ihm am Cap nicht nach Wunsch, so werde er bei einem Heerdenbesitzer als Hirt in Dienst treten und so sich wieder zu eigenem Besitz herausarbeiten. Er hatte seine Heerde im Quellgebiet der kleinen Baranicha gehabt, als ihn das Unglück erreichte, dessen Spuren Kotelnikof und der Dolmetscher Lyktschin gesehen hatten, als sie am Anfang unserer Reise mit den Hundevorräthen vorausgefahren waren. Der Tschuktsche Mangol hatte ihnen von

diesem Vorfall erzählt und, als sie in der Nähe des Ortes Rast hielten, sie dahin geführt, wo der Mann sein Zelt gehabt hatte. In der Tundra vorher waren ihnen schon von Wölfen und Füchsen benagte Rennthierkadaver in ziemlicher Menge aufgestossen, dann aber hatten sie beim Zelte selbst eine grosse Anzahl Häute regelrecht abgezogen und auf einen Haufen geschichtet gefunden, nebenbei lag das Fleisch der Thiere auch regelrecht in Stücke getheilt und in Haufen gestapelt. In dem Zelte war Alles stehen geblieben, wie es zur Zeit des Besitzers gestanden hatte: der Kessel hing am Rauchfang, die Lampe stand im Schlafzelt, Geräthe, Schlitten, Geschirr, Alles stand an seinem Platz in sorgsamster Ordnung aufgestellt, kurz man konnte erwarten den Besitzer oder sein Weib jeden Augenblick erscheinen und die Besucher bewillkomnen zu sehen. Aber Alles war leer und todt, der Besitzer hatte den Ort des Unglücks und des Fluchs für immer verlassen und all sein Besitzthum den Dämonen geopfert. Sogar einige Felle von Eisfüchsen und einige Stücke Walrosszahn waren nicht mitgenommen worden. Alles das war, wie Mangol erklärte, vollkommen in der Weise gethan worden, wie es gethan werden musste. Beim Beginn der Seuche hatte der Besitzer versucht, durch Abscheiden und Tödten der inficierten Thiere dem Weitervordringen der Krankheit Einhalt zu thun; es war aber dieses Mittel, wie fast immer, vergeblich gewesen. Da hatte er denn erkannt, dass ihm der Untergang beschieden sei und in der Hoffnung, die bösen Geister durch Gehorsam zu begütigen, selbst Hand angelegt und ihr Urtheil vollzogen. Er hatte alle gesunden Thiere zusammengetrieben und geschlachtet, gehäutet und zerlegt, dann hatte er Alles, was er an Eigenthum besass, geordnet und in und um das Zelt aufgestellt, so dass die Dämonen sich überzeugen konnten, dass er ihnen

nichts vorenthalten habe. Dann war er fortgegangen, nichts mitnehmend, als die Kleidung, die er an sich trug, und einen Wanderstab. So wollte es der uralte heilige Gebrauch des Landes, nur so kann man den Fluch von sich abwenden.

Es lässt sich nicht leugnen, dass das ein harter Brauch ist, aber heilsam und nützlich ist er jedenfalls und wohl das beste Mittel die Verbreitung der schrecklichen Seuche zu verhindern. Die Kadaver zerfallen in der Einöde, und mit ihnen zerfallen die Keime der Seuche; der Ort wird von Jedermann gemieden, Niemand rührt das verfehmte und verfluchte Eigenthum an, so dass Regen und Unwetter ausreichend zur Desinfizierung des Krankheitsherdes das Ihrige thun können, während unter anderen Bedingungen das Uebel leicht verschleppt und endloses Unglück angerichtet werden könnte. Die Kosaken hatten natürlich das heroische Opfern so vielen Wohlstandes als höchst unnütz befunden und gewünscht sich Einiges von demselben anzueignen; das aber hatte Mangol entschieden untersagt und nur gestattet, die Hunde, so lange sie da waren, mit dem Rennthierfleisch zu füttern, aber mitgenommen durfte absolut nichts werden.

Den 29. April war Kotelnikof so weit wieder hergestellt, dass wir unsere Reise fortsetzen konnten. Es war hohe Zeit; die Kälte, die doch früher immer noch um — 10 Grad Réaumur betragen hatte, war in den letzten paar Tagen gewichen, das Thermometer zeigte 5 und 6 Grad unter Null, und es fingen an warme Winde zu wehen: Alles schien darauf hinzudeuten, dass das Frühjahr sich diesmal sehr mit seinem Eintreffen beeilen wolle. Zudem konnten wir den Hunden ausser Speck nur noch je zwei Häringe per Tag geben, eine erschrecklich geringe Portion bei schlechter werdendem Wege. Wir eilten also heimwärts, so rasch es gehen mochte. Insofern hatten wir es gut, als die Wegesstrecke von Jakan

an bis zur Mündung des Werkon eine verhältnissmässig sehr günstige ist. Die Küste verläuft im Ganzen eben, einige vorspringende, auch nicht gerade sehr hohe Cap's können abgeschnitten werden, da sich hinter ihnen und zwischen ihnen und den weiter nach Süden sich hinziehenden Höhen eine ausgedehnte Niederung befindet, die mit einer Menge unter einander verbundener kleiner Seen bedeckt ist, deren Eis eine vortreffliche Strasse bietet. Diese Seen sollen mit dem Meere gleichfalls in Zusammenhang stehen und sind in Folge dessen zu gewissen Jahreszeiten sehr fischreich, so dass aus ihrem Vorhandensein sich die relativ ziemlich ansehnliche Zahl von Tschuktschen-Zelten mit erklären lässt. Nicht nur im Winter wohnen daselbst viele Tschuktschen, auch im Sommer ist das Ufer vielfach von Rennthier-Tschuktschen besucht, da den Thieren die Nähe des Meeres im Sommer sehr wohl thut, die Menschen aber ihrerseits durch den Fischreichthum angezogen werden.

Gegen Abend des 29. April heiterte sich der sonst stets neblige Horizont etwas auf und gestattete somit zu erkennen, dass die Zeit der rund gehenden Sonne eingetreten war: um Mitternacht senkte sich der feuerrothe Sonnenball nicht mehr unter den Horizont, sondern rollte eine Zeit lang auf der glatten Eisfläche dahin, um sich alsdann wieder zu erheben. Wir benutzten die hellen Nächte von nun an, um am Tage zu ruhen und des Nachts zu fahren, da der Woid oder die dünne Eisschicht, mit welcher die Nartensohlen vor dem Ausfahren überzogen werden, sich nicht mehr halten wollte. Aber auch das wollte nicht mehr helfen, mit Beginn des Mai hörte das Thermometer auf unter Null zu sinken, es konnte kein Woid mehr angelegt werden, und nur mühsam schleppten die Hunde die nassen Sohlen über den weichen Schnee. Es war hohe Zeit, dass wir Cap Erri er-

reichten, und doch konnten wir nur langsam fahren, so dass wir erst am Morgen des 4. Mai daselbst ankamen. Am Meeresufer östlich von Erri, besonders an solchen Stellen, wo die Felsen näher an dasselbe herantraten und nur einen schmalen Saum frei liessen, war der Schnee schon stark im Schwinden begriffen, ja an vielen Stellen erschien schon der entblösste Rasen. Dadurch liess es sich erkennen, wie dicht in früheren Zeiten hier die Bevölkerung gesessen hatte. Allenthalben sah man Spuren früherer Tschuktschen-Zelte, leicht erkenntlich an den in Kreisform aufgestellten Steinen, womit sie die Zeltwände am Boden befestigt hatten. An einer Stelle zählte ich dreizehn solcher Kreise, aber häufig fanden sich fünf und sechs derselben vereinigt.

Es war nun die grosse Frage, ob wir von den Tschuktschen genug Walfischknochen bekommen würden, um unsere Nartensohlen mit denselben beschlagen zu können. Davon hing das Schicksal unserer Weiterreise ab, denn ohne solchen Beschlag waren unsere Hunde nicht im Stande uns bis Kolymsk zu ziehen. Es begann daher sogleich nach unserer Ankunft das Feilschen und Suchen, das mit einiger Mühe und Ausdauer auch vom gewünschten Erfolge gekrönt wurde, namentlich weil nach jedem erhandelten Knochenstück dem Verkäufer ein Schnaps offerirt wurde. Dieser für den Hochnorden höchst wichtige Artikel beginnt seit einiger Zeit selten zu werden; er kann in vollkommener Güte nur aus der unteren Kinnlade des Walfisches hergestellt werden, ist also nur zu erlangen, wenn todte Walfische ans Ufer geworfen werden oder ein lebendiger (70) wider Willen strandet; Beides kommt aber leider selten vor. Den 4. Mai über hatten meine Leute fleissig zu arbeiten: die einzelnen, gegen ein bis zwei Fuss langen, drei Zoll breiten und gegen vier Linien dicken Stücke müssen unter die Sohlen

gepasst und mit Löchern und Riemen versehen werden, was viel Arbeit und Mühe kostet. Da die Stücke, wie alles bei und an der Narte Befestigte, nur mit Riemen angebunden werden können, so hat das Anheften sehr sorgfältig in der Weise zu geschehen, dass die Riemen selbst vor jeder Reibung und somit Ausnutzung geschützt sind, dass sie also vollständig in die für sie ausgeschnittenen Rinnen hinein passen. Damit ging der Tag hin, der uns auch den ersten Regen im Jahr brachte, wodurch das Eis der Bucht des letzten Schnees beraubt wurde, der noch hier und da auf demselben gelegen hatte. Auch hier war Alles voll Lebenslust und froher Hoffnung, der Seehund hatte sich auch hier gezeigt, und man war somit über die lange Hungerzeit glücklich hinüber.

Am 5. Mai brachen wir auf. Es war windstill bei circa 4° über Null und ein sehr schöner Tag. Fast die ganze männliche Bevölkerung befand sich auf dem Eise mit Harpunen bewaffnet und beobachtete die Risse und Löcher in der Hoffnung einen Seehund herausschiessen zu sehen. Dieselbe Hoffnung schien aber auch unsere Hunde zu beseelen, denn sie befanden sich in höchster Aufregung. Offenbar war die ganze Luft voll Witterung, denn die Thiere rannten mit gehobenen Köpfen und heiserem Gekläff über die spiegelglatte Fläche. Der Knochenbeschlag ist unter solchen Umständen von ganz ausserordentlicher Wirkung; die Narte gleitet fast ohne Reibung über das Eis, so dass die Thiere nichts zu ziehen haben, sondern mit schlappen Strängen dahinsausen. Dass das aber auch mitunter unangenehm werden kann, sollten wir bald erfahren. Es ging allerdings rasch vorwärts, das war aber erklärlich, da die Last eine so leichte war und die Thiere jetzt wieder auf volle Nahrung gesetzt wurden, weil wir am Cap Vorräthe zurückgelassen hatten. Plötzlich aber zogen die Thiere wie rasend an, Kotel-

nikof, der mich führte, hatte nur Zeit einen kurzen Fluch auszustossen und in aller Eile die Narte zu bremsen. Aber was half das; Schnee war nicht vorhanden, der Nagel des Bremsstockes fasste nur schlecht im spiegelglatten mit dünner Wasserschicht bedecktem Eise, und wir flogen trotz aller seiner Mühe dahin wie Besessene. Ich konnte gar nicht recht einsehen, warum wir uns plötzlich so beeilten, Kotelnikof konnte nicht sprechen, weil er theils mit seinem Bremsstock beschäftigt war, theils aber auch 48 Hundepfoten ein solches Maass Wasser auf ihn spritzten, dass er den Mund wohl zuhalten musste. So ging es vorwärts eine Zeit lang, dann drehten wir uns so rasch um, dass alle Kunst Kotelnikof's in Anspruch genommen wurde, um nicht umgeworfen zu werden und zurück ging es in derselben tollen, sinnlosen Eile. Nachdem wir eine Strecke zurückgeflogen waren, begannen die Thiere sich umzusehen, und diesen Augenblick benutzte der Führer, so dass es ihm gelang die Narte zum Stehen zu bringen. Er sah scheusslich aus: seine ganze Vorderseite vom Wirbel bis zum Zeh troff von Wasser, auch seine Laune war eine sehr schlechte. Nachdem er sich durch eine Reihe Flüche erleichtert, erzählte er den Hergang: die Hunde hatten in der Ferne einen Seehund auf dem Eise gesehen und waren natürlich in rasender Eile auf ihn losgestürzt; als sie sich ganz nahe vom Thiere befanden, schlüpfte dasselbe in sein Loch, über welches die Hunde hinüber sausten um dann, als sie die Witterung verloren hatten und auch nichts mehr vor sich sahen, plötzlich umzukehren und wieder über das Loch zu rasen, bis er sie endlich hatte halten können. Ein ähnliches Abenteuer passirte uns im Verlaufe unserer Rückreise, dabei erbeuteten die Thiere jedoch auch etwas für ihren blinden Eifer. Sie hatten wieder, während wir auf dem Eise hinfuhren, ein rasendes

Laufen begonnen, auf welches ich jedoch anfangs nicht Acht gab, da das schon zu den häufigen Erscheinungen gehörte; plötzlich aber hielten sie an und begannen sich unter einander zu balgen, wie es zuerst schien. Kotelnikof sprang auf und hieb mit seinem Bremsstock unter sie hinein, wobei er mir zurief ich solle jetzt ja nicht in die Nähe kommen, da die Thiere im Augenblick sehr gefährlich seien. Nach einer Anzahl wuchtiger, mit aller Kraft der Ueberzeugung in den Knäuel gerichteter Hiebe wich derselbe etwas auseinander, und man sah jetzt einen kleinen Seehund todt und zerfleischt auf dem Eise liegen, dessen Kopf noch zur Hälfte im Rachen eines Hundes steckte, der sich in denselben verbissen hatte und dem er nur mit Mühe abgenommen werden konnte. Die Hunde hatten die Mutter mit dem Jungen auf dem Eise liegen sehen und waren auf dieselben losgestürzt, die Alte war noch zu rechter Zeit ins Loch gegangen, das Junge aber hatte wohl noch sehen wollen, was da eigentlich geschähe, und war eine Beute der Hunde geworden. Die Absicht, das Thier abzubalgen, musste aufgegeben werden, weil das Fell vollständig durchlöchert, sowie auch kaum ein Knochen heil geblieben war, es fand sich nur eine blutige Masse, die den Thieren als Jagdbeute sogleich zugetheilt wurde. Unsere Reise ging nach Umständen gut von statten, wir fanden an den verabredeten Punkten Futter ausgestellt, und da wir möglichst auf dem Eise fuhren und den schon schlechten Schnee vermieden, so hielten auch die Hunde wacker aus. Den Grossen Schafberg schnitten wir in der schon früher erwähnten Weise mittelst der auch hier sich befindenden Senkung ab und gelangten in die Bucht zwischen ihm und dem Kleinen Schafberge, wo sich eine kleine Jagdhütte befand. Anfangs wollten wir den Hunden nur kurze Rast geben und weiter fahren, aber es trat ein Umstand ein, der

die Leute veranlasste, mich zu bitten am Ort zu nächtigen. Es hatten sich deutliche Spuren gefunden, welche darauf hinwiesen, dass die Söhne Iwan Kotelnikof's hier vor Kurzem Fang betrieben hatten, sogar ihre Seehundnetze waren daselbst noch zum Trocknen aufgehängt, ein Zeichen, dass sie in Kürze wiederzukommen beabsichtigten. Bei der Thür der Hütte, die fest verschlossen war, fand Kotelnikof sogar noch einen Seehund liegen und brummte anfangs nicht wenig über die Faulheit seiner Söhne, dass sie das Thier nicht in die Hütte gebracht, oder doch mitgenommen hätten. Genaueres Nachsehen erwies aber, dass der Alte seine Söhne fälschlich getadelt hatte: der Bär war da gewesen und hatte einen Diebstahl beabsichtigt, an dessen vollständiger Ausführung ihn wohl nur unsere unerwartete Ankunft verhindert haben musste. Und in der That ein hübsches Stück Arbeit hatte er verrichtet. Die Hütte war ungefähr einen Faden hoch, aus festen Treibholzstämmen gezimmert; die Lage bestand aus gleich dicken nebeneinander gelegten und mit Holzpflöcken befestigten Balken, über welchen sich eine über einen Fuss starke Schicht hartgefrorener Erde befand. Die Erde war von drei Balken in ihrer ganzen Länge fortgekratzt, die Balken aus den Pflöcken, trotz der Keile, herausgezogen und somit eine Oeffnung von genügender Breite hergestellt worden, gross genug für einen Bär. Dann hatte er es aber auch noch möglich gemacht, von innen einen ganzen schweren Seehund herauszuschleppen, was ihm sauer genug angekommen sein musste, da die Höhe der Lage von der inneren Diele für einen Bär immerhin eine recht bedeutende war. Die Leute waren überzeugt, der Bär werde zurückkehren, um nach seinem mit so schwerer Arbeit erworbenen Seehund zu sehen, und baten daher ihm zu Leibe rücken zu dürfen. Da wir uns schon der Kolyma näherten, und nicht zu befürchten stand, dass sie

uns jetzt schon aufhalten könne, so ging ich darauf ein, und wir blieben die Nacht dort. Die Hunde wurden auf einige Werst Entfernung in einer Schlucht versteckt, mein Zelt ward abseits aufgestellt, so dass es der Bär nicht bemerken konnte, besonders da die Windrichtung zu seinen Spuren günstig stand, und somit war denn Alles zum Empfange bereit. Er kam aber nicht, die Nacht und der darauf folgende Tag wurde geopfert um ihm aufzulauern, kein Feuer angezündet, kurz Alles gethan, was man thun konnte, er muss aber doch Wind bekommen oder uns aus der Nähe beobachtet haben; denn er liess sich nicht sehen. Wie wir aber weiter fuhren und uns auf dem Eise gerade unter dem ziemlich steil in's Meer fallenden Kleinen Schafberge fortbewegten, sahen wir ihn oben sitzen und unserem Abzuge zuschauen. Er befand sich ausser Schussweite, auch konnte man den Ausdruck seiner Züge nicht unterscheiden, aber seine Auslage und Haltung boten den Anblick vollkommener Befriedigung: er beabsichtigte ganz entschieden, sobald er uns aus dem Gesicht verloren habe, sein begonnenes und gestörtes Werk weiter fortzusetzen. Wie ich später von Kotelnikof erfuhr, hat er das auch gethan; aber die Lage war von den Leuten diesmal so gut befestigt worden, dass Kotelnikof's Söhne, die sich sofort dorthin aufmachten, nur die erneuerten Versuche des Bären constatieren konnten, ohne dass es ihm gelungen war, in's Innere einzudringen.

Bei Cap Medweshij konnten wir eine schöne Luftspiegelung sehen. Man steht hier dem Westufer der Kolyma-Mündung gegenüber, nach SW in gerader Richtung über hundert Werst. Das Eis war, wie gewöhnlich, in der mit einer Menge flacher Sandbänke und niedriger Inseln besetzten Kolyma-Bucht ganz glatt, aber trotzdem kann man das jenseitige Ufer auch an den heitersten Sonnentagen niemals

sehen, da es sich nicht höher als höchstens hundert Fuss über das Wasser erhebt. Wir konnten jedoch diesmal das gesammte Ufer in beträchtlicher Ausdehnung mit wahrhaft überraschender Deutlichkeit erblicken. Der ganze hohe Strand mit allen seinen Schluchten und Rissen erschien über dem Horizont, meistentheils war er noch mit Schnee bedeckt, aber theilweise auch schon von demselben entblösst. Die Täuschung war eine so vollkommene, dass die Leute anfangs ganz verblüfft waren und ganz vergassen, dass wir es mit einer ihnen selbst wohlbekannten Luftbildung zu thun hatten. Durch das Fernrohr konnte man denn auch unterscheiden, dass das Ufer sich zwar deutlich darstellte, jedoch in umgekehrter Richtung.

Vom Cap Medweshij ging es in die Kolyma hinein auf Nishnekolymsk zu, welches wir den dreizehnten Mai erreichten, sehr zur rechten Zeit; denn die Sonne und das Frühjahr hatten auch hier bereits zu wirken begonnen, so dass schon nach einigen Tagen das Eis als nicht mehr zuverlässig betrachtet werden musste. Den Einwohnern konnten wir auch eine angenehme Kunde bringen. Wir hatten ungefähr Tschernoussowa gegenüber Stellnetze gefunden, die ins Wasser gelassen worden waren, um zu fischen. Meine Leute liessen es sich nicht nehmen, das Loch aufzueisen, um zu sehen, was sich finden würde. Solche Netze stellt man wohl den ganzen Winter hindurch auf, in der Hoffnung, dass der Fisch, der um diese Zeit ins Meer hinuntersteigt, sich fange. Das ist aber nicht immer von Erfolg begleitet, weil der Rückzug der Fische kein geschlossener ist, wie der Laichzug, und man daher nur wenig fängt. Die Leute wollten aber wissen, ob nicht schon der Aufstieg begonnen habe, und sahen daher nach. Das dauerte ziemlich lange; denn es ist keine leichte Sache ein solches Netz aus dem tiefen Eisloch herauszu-

holen, aber sie hatten auch die Genugthuung drei Muksune und einen Omul zu erbeuten, welche, und das war die Hauptsache, mit den Köpfen flussaufwärts in den Maschen steckten: es hatte also der Aufstieg der Fische bereits begonnen, und somit war auch für Kolymsk die Zeit der Freude eingekehrt.

Nishnekolymsk fand ich ganz verlassen; aber es lagen dort für mich Briefe meiner Reisegefährten, aus welchen ich ersah, dass Neumann seine Fahrten zu den Bäreninseln und über dieselben hinaus glücklich vollbracht hatte und dass er und der Feldscher mit den Sammlungen und sonstigem Zubehör der Expedition sich zur Zeit wohlbehalten in Ssrednekolymsk befanden; vom Topographen Afonassjef, der an den oberen Omolon abgegangen war, konnte natürlich noch keinerlei Nachricht erwartet werden. Was mich selbst anbetraf, so musste ich wohl noch auf einen Monat Aufenthalt in Nishnij rechnen, da der Eisgang abgewartet werden musste und ausserdem noch eine Reihe administrativer Anordnungen und Geschäfte zu ordnen waren, schliesslich erwartete ich vom Anui noch einen Theil meines daselbst zurückgelassenen Gepäcks. Den 19. Mai gerieth das Eis der Kolyma zum ersten Mal in Bewegung, es war das aber nur ein Rücken, dann stand Alles wieder unbeweglich, wie früher. Die darauf folgenden Tage fanden auch solche Rucke statt, aber eine wirkliche Bewegung konnte noch nicht bemerkt werden. Den 23. Mai brachen die beiden Anui los, indem sie mit grosser Heftigkeit ihre schwarzen Wasser über das noch stehende Eis der Kolyma ergossen und dem letzteren dadurch einen gründlichen Stoss zufügten. Der musste wohl auch das Seinige gethan haben; denn den 24. Mai Abends hörte man das Rauschen und Knattern, das stets den Eisgang der mächtigen Ströme Sibiriens begleitet, und in der Nacht kam denn auch die Kolyma in ihrer ganzen Breite von Ufer zu Ufer

in Bewegung. Der eigentliche Eisgang dauerte zwei Tage, erst gegen Abend des 26. Mai konnte man schon eisfreie Stellen auf dem Flusse sehen, und in der Nacht gingen die letzten Schollen, zugleich aber begann das Wasser mächtig zu steigen. Anfangs führte der Fluss einfach Eis, dann aber, gegen Abend des ersten Tages, begann sich auch Treibholz zu zeigen, dessen Menge stets zunahm, bis schliesslich ganze Erdstücke, mit stehenden Büschen, ja Hochstämmen vorbei defilierten, vollständige schwimmende Inseln, die das Eis vom Ufer losgerissen hatte. Man sollte kaum glauben, dass den Schollen eine so gewaltige Kraft innewohne, und in der That ist das Abreissen und Abführen ganzer, geschlossener, mit Baumwuchs versehener Erdstücke nicht die Arbeit eines Jahres, es bedingt das wohl die fortgesetzte Arbeit einer ganzen Reihe von Eisgängen. An der Kolyma selbst habe ich diese Wühlarbeit des Flusses nicht beobachten können, wohl aber an der unteren Lena und am Wilui, stets in solchen Gegenden, wo der Mensch sich noch nicht an den Ufern der Ströme niedergelassen und namentlich keine Saum- oder Leinpfade längs derselben eingerichtet hat. Wo Letzteres der Fall gewesen, ist dem Einfluss der Frühjahrwasser ein Damm entgegengestellt, weil sich bald eine schräge graswachsene Uferböschung bildet, an welcher das Eis, ohne grossen Schaden zu thun, vorübergleitet. Wo hingegen der Hochwald unvermittelt an das Flussbett herantritt, da können Eis und Wasser grossartige Verheerungen anrichten. Es beginnt gewöhnlich damit, dass die Eisschollen in den hohen Uferrand einschneiden und einen Theil desselben unterwaschen. Es entsteht auf diese Weise ein überhängender Rand, der aber fest hält, trotz der Last der oft einen oder mehrere Faden dicken Erdschicht und der auf derselben sich befindenden Hochstämme. Das kann sich einige Jahre hindurch

so fortsetzen, je nach der Dicke der Erdschicht, deren überhängender Theil immer breiter und breiter wird. Ich habe an der Lena unterhalb der Mündung des Aldan am linken Ufer des Flusses überhängende Uferränder gefunden, die bei einer Länge von 70—80 Faden in einer Breite von über zehn bis fünfzehn Faden unterwaschen waren und, nachdem die Hochwasser sich wieder gesenkt hatten, frei in die Luft hinausragten, gegen 10 Fuss über dem damaligen Wasserspiegel. Eine so ungeheure Last könnte sich nicht überhängend erhalten, wenn nicht der Boden hart gefroren wäre, und ausserdem die weit ausgedehnten Wurzelteller der Lärchenstämme den Massen einen festen Halt gäben. Ich habe die Lärche nur in gefrorenem Boden kennen gelernt und weiss daher nicht, wie sie ihre Wurzeln in ungefrorenem Erdreich bildet. In gefrorenem Boden jedoch hat sie absolut keine Pfahlwurzel, sondern bildet nur Streckwurzeln, deren Geflecht rings um den Stamm herum einen meist kreisrunden Teller von zwei bis drei Faden Durchmesser bildet. Dieser Teller reicht nach meinen Beobachtungen wohl meistens nicht tiefer, als sechzehn Zoll in den Boden, also in dieselbe Tiefe, in welcher sich, wie ich oft nachgemessen habe, die Grenze des im Sommer aufthauenden Waldbodens befindet. Ich habe Ende August und Anfang September, also zu der Zeit, wo schon wieder das oberflächliche Gefrieren der Erde beginnt, häufig nachgegraben und stets gefunden, dass in genannter Tiefe, die höchstens um einen oder anderthalb Zoll variiert, die grossen, gegen 7—8 Zoll dicken Wurzeln der Hochstämme mit ihrer unteren Fläche an den Boden angefroren waren. Es ist ersichtlich, dass ein solches in einander greifendes Wurzelgewirr dem gefrorenen Boden eine grosse Festigkeit gewähren muss, und ihn in den Stand setzt sich Jahre hindurch schwebend zu erhalten. Schliesslich wird aber doch die Last zu gross,

das Stück stürzt entweder im Sommer ab und bleibt dann im Fluss stecken, oder der Abriss erfolgt beim nächsten Eisgang, der durch neues Einschneiden die Loslösung bewirkt, worauf die Masse sich auf das Eis setzt und als schwimmende Insel fortgeführt wird. Das geschieht bei Hochufern, bei niedrigen, nur einen bis zwei Faden über den Sommerspiegel sich erhebenden Ufern wirkt die Zerstörungskraft des Wassers in anderer Weise. Dort senkt sich die erste Reihe der unterwaschenen Stämme in den Fluss, da aber die Wurzeln derselben vielfach ineinander verschlungen sind, so werden die hinteren Bäume auch in Mitleidenschaft gezogen, sie senken sich auch seitwärts, wobei sich der Boden in vertikaler Richtung spaltet und somit eine Reihe von Rissen entsteht, welche derartige Uferstrecken absolut für Menschen und Pferde unpassierbar machen. Auch der Schifffahrt sind dieselben höchst gefährlich; mir wurde von einem solchen, unter Wasser sitzenden Stamme eine Barke leck gemacht, indem derselbe ein zwei und einenhalben Zoll dickes Brett einfach durchstiess. Noch schlimmer ging es Sannikof, der mit einer Last Mammuthzähnen von Bulun nach Jakutsk fuhr. Er segelte mit günstigem Winde mitten im Strome, dabei war aber der Wellenschlag, wie stets bei Nordwind, der der Strömung entgegenbläst, sehr stark, so dass seine Frau ihn inständigst bat, näher zum Ufer zu halten. Wider seine bessere Einsicht gab er ihren Bitten nach und fuhr längs dem Westufer, bemerkte aber einen Lärchenspiess, der nur wenig aus dem Wasser hervorgeragt haben muss, oder ganz unter demselben versteckt gewesen war, nicht, kurz, in demselben Augenblick, wo das Schiff den Stoss verspürte, drang auch schon der Spiess aus dem Verdeck hervor. Sannikof konnte nur noch den Mast fest an den Spiess anbinden und dadurch

sein Fahrzeug so lange über Wasser erhalten, dass er Weib und Kind, sowie einige Lebensmittel zu retten vermochte, dann sank dasselbe und mit ihm ein grosser Theil seines Vermögens in die Tiefe.

Um Nishnekolymsk herum wächst noch Wald genug aber in Pochodskoje, sowie um Russkoje Ustje an der Indigirka ist diese Eisgangszeit von grösster Wichtigkeit, weil sich die Leute dabei ihren Holzbedarf, sowohl das Brennholz, als auch die Balken zum Bau ihrer Häuser bei der Gelegenheit aus dem Flusse zu fischen pflegen. Es ist das keine leichte und gefahrlose Arbeit, ja bei stürmischem Wetter gelingt dieselbe auch nur sehr schlecht, wo dann grosse Noth zu herrschen pflegt. In Russkoje Ustje ist es wohl schon vorgekommen, dass die Holzausbeute eine so geringe war, dass an ein Heizen der Wohnungen nicht gedacht werden konnte. Man zündet dann am Morgen sowohl, als am Abend nur soviel Holz im Kamin an, als nöthig ist die Speisen zu kochen, löscht dann das Feuer sofort und hilft sich in der harten Kälte durch Pelze und Decken, so gut es gehen mag.

Nach dem Eisgange stieg das Wasser sehr stark, aber eine eigentliche Ueberschwemmung trat nicht ein, ist auch in Nishnij selten zu bemerken, weil die gewaltig breite Mündung des Flusses auch den stärksten Frühjahrswassern genügenden Abfluss gewährt. Dafür trat aber jetzt ein lebhaftes, fröhliches Treiben ein; man wartete kaum, dass der Fluss sich ganz vom Eis reinigte, sondern holte die Netze heraus, um trotz Schollen und Hochwasser zu fischen. Ueberall sah man fröhliche, singende und lachende Menschen beschäftigt, Netze zu ziehen, Fische zu schleppen, zu trocknen, zu räuchern und dergl. mehr, kurz Alles war froh, dass die lange schwere Winterzeit ein Ende hatte.

Sobald es das Wasser nur irgend gestattete, fuhr ich in einem kleinen Boote den Fluss hinunter, um mich zu überzeugen, ob die von mir unter Androhung unbarmherziger Strafe anbefohlenen Fischkeller hergestellt waren. Es war in der That geschehen. Nur die Angst hatte die Leute dazu gebracht, das zu thun, was schon längst hätte gethan sein sollen: die Keller waren alle vorschriftsmässig errichtet und man durfte nun hoffen die Fischvorräthe ohne Gefahr des Verderbens übersommern zu können. Ueberall fand ich das Bild rastloser Menschenthätigkeit: der Kolymsker hat keine Feldarbeiten, aber zu thun hat er den kurzen Sommer hindurch in genügender Menge. Zunächst geht der grosse werthvolle Fisch: die Neljma, der Tschir, der Omul, der Muksun oder Weissfisch und der Taimen; diese streichen Alle vom Aufhören des Eisganges an bis in den Juli hinein, im August kommt der Stör und ganz zuletzt der Häring, der fast ausnahmslos als Hundefutter benutzt wird.

Zum Fischfang gesellt sich in kurzer Zeit der Eierfang, der den Leuten nicht weniger am Herzen liegt, da er ihnen eine höchst werthvolle Zugabe zu ihrer Fischkost liefert. Um Ssredne- und Werchne-Kolymsk herum werden vorherrschend Enteneier der verschiedensten Gattungen gesammelt; um Nishnij aber sind es die viel werthvolleren Gänseeier, die man in grossen Mengen einsammeln kann. Die Zeit des Sammelns ist eine kurze, weil das Brutgeschäft sofort beginnt, sie muss daher rasch ausgenutzt werden und nimmt somit die Arbeitskraft der Leute scharf in Anspruch.

Kurz, zu thun giebt es genug, aber es ist eine frohe Arbeit und zugleich die Zeit des höchsten Genusses in Bezug auf Magen und Gaumen. Der Fisch ist von unübertrefflicher Güte, namentlich in Nishnij, wo er direkt aus dem Eismeer kommt, und sein edles Fleisch noch nicht

gelitten hat durch längeres Hinaufziehen gegen die Strömung und im warmen Wasser. Nachdem, was man in Europa an Fischen hat, kann man sich keinen Begriff machen von dem Wohlgeschmack dieser direkt aus den eisigen Wellen des nordischen Meeres herankommenden Fische. Und es wird vollauf genossen. Die extreme Natur des Hochnordens theilt dem Menschen ein Akkomodationsvermögen mit, wie es sonst wohl nur die Thiere besitzen. In den nördlichen Provinzen Russlands leistet der Landmann allsommerlich ein Arbeitsquantum, das doch die mittleren menschlichen Kräfte weit übersteigt: von Morgens drei Uhr bis Abends neun Uhr ist er mit nur kurzen Ruhepausen ununterbrochen mit schwerer körperlicher Arbeit beschäftigt, legt sich dann aber noch nicht schlafen, sondern sucht sein Lager erst gegen zehn oder elf Uhr auf, schläft also kaum 4 Stunden, und das dauert Monate hindurch, wobei die Leute gesund, munter und fröhlich bleiben. Ganz so ruhelos, ja noch ruheloser arbeitet er an der Kolyma, wo die nichtuntergehende Sonne die Nacht ganz aufhören lässt. Die Quantitäten Speise jedoch, die er in dieser Zeit zu sich nimmt, sind wahrhaft Staunen erregend. Während die Leute ihre Netze ziehen und allerhand sonstige unumgängliche Arbeiten verrichten, brennt das Feuer ununterbrochen unter dem Kochkessel, so dass Jeder, so oft er nur will, sich auch ausser den drei festen Mahlzeiten soviel holen kann, als er in sich zu bergen im Stande ist.

Zuweilen treten dabei sonderbare Erscheinungen auf. Ich hatte gehört, dass vor nicht langer Zeit, einige Leute in Nishnij am Genuss von frischem Stör gestorben seien. Obwohl die tödliche Wirkung des gesalzenen Störfleisches an der ganzen Wolga ja hinlänglich bekannt ist, war es mir doch höchst auffallend, Dasselbe über den frischen Fisch

zu erfahren, ich liess also von den Ueberlebenden einige Leute kommen, um sie genau auszufragen. Es kamen drei Männer und erzählten den Vorgang folgendermaassen: sie waren acht Mann stark im Herbst zur Mündung der beiden Anui gegangen, wo vorherrschend der Stör gefangen wird. Dort hatten sie, nachdem sie an einer Stelle Netze ausgestellt, sich zu Zweien weiter den Fluss hinauf begeben, um auch an anderen Stellen dasselbe zu thun. Später, zum Mittagessen, wollten sie sich Alle an der ersten Haltestelle vereinigen. Bald nach der Trennung fingen die beiden Männer, die allein zurückgeblieben waren, einen sehr schönen, gegen drei Pud grossen Fisch. Er wurde sofort zerlegt und ein Theil in den Kessel gethan, worauf sich die ersten Beiden, als er gar wurde, sofort an's Essen machten. Sie hatten kaum ihren Hunger gestillt, als die beiden folgenden ankamen und nun ihrerseits zu essen begannen. Während dieser Beschäftigung kamen noch zwei hinzu, und es assen somit sechs Menschen. Plötzlich befielen die beiden ersten heftige Schmerzen und Krämpfe, die vier Anderen stellten das Essen ein, um ihnen zu Hülfe zu kommen, konnten aber natürlich nicht helfen, auch begannen bei ihnen selbst dieselben Schmerzen. Nun kamen die letzten beiden Männer an und trafen die beiden ersten schon in den letzten Zuckungen, zwei Andere wälzten sich in wüthendsten Schmerzen auf der Erde, auch die, die zuletzt gekommen waren, fühlten sich höchst unwohl. Die beiden ersten starben sofort an Ort und Stelle, die beiden, die zuletzt sich am Essen betheiligt hatten, kamen ausser leichten Schmerzen mit dem Schreck davon, von den beiden mittleren starb der Eine den anderen Tag, der Andere war längere Zeit krank, blieb aber leben. Also von sechs Menschen, die von einem soeben gefangenen Stör gegessen hatten, erlagen drei dem

Tode, wie soll man das erklären? Der Fisch war an einem grossen Fluss nicht viel oberhalb der Mündung desselben gefangen, konnte also doch,da ja die Ufer unbewohnt sind, nichts Schädliches genossen haben, und doch brachte er eine so schreckliche Wirkung hervor!

Ich blieb in Nishnij, bis ich alle meine Geschäfte besorgt hatte und das Wasser so weit gesunken war, dass die Leinpfade am Ufer frei wurden und man das Boot den Fluss hinaufziehen konnte. Es war unterdessen vollständiger Sommer geworden, wie man aus den beigefügten thermometrischen Beobachtungen ersehen kann. Freilich machte sich die hohe Breite, sowie die Nähe des Eismeeres immer fühlbar im starken Schwanken der Wärme; denn nachdem wir am 20. Mai im Schatten + 20 Grad, Minimum in der Nacht + 10 Grad Réaumur, in der Sonne aber am selben Tage + 40 Réaumur gehabt, hatten wir am 12. Juni ein Minimum in der Nacht von — 4,2 Réaumur bei starkem Regen. Aber so was ficht die an solche Sprünge gewohnte nordische Vegetation nicht an, schon Anfang Juni prangten Wald und Wiese in vollem Grün, — es war Sommer. Den 13. Juni brach ich von Nishnij auf und erreichte in langsamen Tagemärschen, kann man sagen, denn das Boot musste durch Menschen gezogen werden, nach zehn Tagen Ssrednekolymsk, wo meine ganze Reisegesellschaft schon vor mir eingetroffen war.

Afonassjef, der Topograph, hatte fleissig gearbeitet. Mit den Lamuten war er vom Kleinen Anui an den oberen Omolon gegangen, hatte aber diesen letzteren Fluss nicht weiter hinauf verfolgen können als bis zur Mündung des Kigáli, eines rechten Nebenflusses, von wo aus er den Omolon zu Boot hinunterfuhr bis an dessen Mündung in die Kolyma. Von dieser ganzen Tour hatte er eine ordentliche

Marschroute geführt und auch noch brauchbare Breitenbeobachtungen gemacht. Damit hatte er eine werthvolle Arbeit geleistet, denn sein Weg lag durch ein bis dahin gänzlich unbekanntes Terrain. Der Feldscher Antonowitsch hatte auch fleissig die Umgegend von Kolymsk, den Fluss hinauf und hinunter, durchforscht und eine Sammlung von über hundert Bälgen an der Kolyma vorkommender Vögel zusammengestellt, die höchst interessant war, da sie einen scharfen Gegensatz zu unserer Sammlung aus dem Tschuktschen-Lande bildete. Die Ammern und die Enten waren an der Kolyma reichlich vertreten, dagegen blieben die Sylvien mehr zurück; *Grus leucogeranus*, der gewöhnliche Kranich, der Haubentaucher, *Mergus albellus*, die verschiedenen Hühnerarten, wie *Tetrao urogallus* und *urogalloides*, *Tetrao tetrix* und *Tetrao bonasia*, Falken, Habichte fanden sich hier in grossen Mengen, während wir von denselben im Tschuktschen-Lande nichts hatten erblicken können. Wir hatten somit in zoologischer Hinsicht ein recht hübsches Material zusammenbringen können; schade nur, dass das Alles später verloren gegangen ist.

Es galt nun festzustellen, was jetzt zu geschehen habe und wie der Rest unserer Arbeit zu Ende zu führen sei. Ich habe schon früher angeführt, dass mir sehr viel an der Erforschung der Kolyma-Quellen und dem Zusammenhang derselben mit denen der Indigirka lag, so wie das Hochland des Oimekon zu durchziehen. Das war Alles noch eine terra incognita, ein wahres Fabelland, denn man konnte sich über dasselbe die widersprechendsten Dinge sagen lassen. Nun war es eigentlich ziemlich gleichgültig, wer von uns das Land durchzog, wenn es nur durchzogen und ein ordentliches Tagebuch und eine Marschroute geführt wurde. Der Topograph hatte soeben durch seine Omolon-Fahrt be-

wiesen, dass er auch allein eine fleissige Marschroute zu führen vermöge, und in Bezug auf das Tagebuch konnte ich mich ja vollständig auf Neumann verlassen. Aber es fragte sich, ob die Herren die gehörige Energie und auch Autorität den Leuten gegenüber bezeigen und durchsetzen würden, dass man sie dorthin führe, wohin sie geführt sein wollten. Das klingt etwas sonderbar, ist aber in der That ein wohl aufzuwerfendes Bedenken. Der durchschnittliche sibirische Kosak und der Eingeborene führen den Reisenden, wenn er Beamter ist, ohne Weigerung auf den gewöhnlich üblichen Wegen, sind aber nur auf sehr entschiedenen Befehl zu bewegen, ihn ohne Weg zu führen, weil sie immer der Ansicht sind, solche Orte seien für Tschinowniks unpassierbar, und man werde ihn nachher beschuldigen, er kenne den Weg nicht ordentlich, er habe Einen durch unwegsame Moräste, Wälder und dergleichen mehr geleitet. Sie sind daher stets bereit, wenn man ihnen eine ganz ungewöhnliche Richtung vorschhlägt, zu sagen, da könne man nicht durch, da seien unübersteigliche Höhen, Schluchten und Gott weiss was sonst noch für Hindernisse im Wege, die man nicht überwinden könne. Das war mir selbst häufig genug passirt, als ich noch ein Neuling in der sibirischen Taiga war, und ich wusste daher, dass man allen solchen Einwendungen nur dadurch begegnen konnte, dass man es ruhig anhörte und dann antwortete, das sei Alles wohl möglich, aber es sei dabei nichts zu ändern, denn die Obrigkeit (Natschalstwo) habe es so befohlen. Das wirkt immer, man kommt zum Ziel, denn das Wort «Natschalstwo» hat einen Zauberklang, dem Niemand widersteht und alle geschilderten Schrecknisse erweisen sich in der That als sehr wohl überwindbar, da man in Sibirien oder im Jakutskischen Gebiet, welches allein mir wohlbekannt ist, gar keine unübersteigbaren Gebirge hat. Das

Alles hatte ich auch meinen Reisegefährten ausführlich demonstriert, sie hatten mir auch aufmerksam zugehört und gemeint, sie würden die Leute schon zwingen dahin zu gehen, wohin befohlen sei zu gehen, aber beruhigt war ich nicht, und nur mit schwerem Herzen habe ich die Herren allein ziehen lassen. Indessen ich konnte nicht mit ihnen gehen, die Instruction, die ich erhalten hatte, war eine zu stricte.

Wir hätten nun nach meiner Rechnung in ungefähr zwei bis zwei eine halbe Woche nach meiner Ankunft in Ssrednekolymsk zur Abreise, die Herren nach Süden, ich nach Norden, fertig sein können. Da trat aber ein Ereigniss ein, welches einen längeren und zwar höchst unerwünschten Aufenthalt verursachte: es brach auf dem Wege von Ssrednekolymsk zur Indigirka die sibirische Pest mit unerhörter Heftigkeit aus. Dadurch wurden meine Anordnungen in höchst unangenehmer Weise gestört: meine Pferde, die, 75 Stück im Ganzen, truppweise bei verschiedenen Jakuten aufgestellt waren und theilweise nach Werchnekolymsk vorausgeschickt werden sollten, fanden den Weg dahin durch ein verseuchtes Gebiet gesperrt. Auf grossen Umwegen mussten sie dorthin geschafft werden, was sehr viel Zeit in Anspruch nahm, denn sie sollten doch zur Zeit der Ankunft der Herren, die von Kolymsk nach Werchnekolymsk zu Wasser fuhren, frisch und brauchbar sein. Dann aber musste ich für meine specielle Strasse ganz andere Dispositionen erlassen: das Mammuth, welches ich aufsuchen sollte, befand sich nach von mir eingezogenen Nachrichten an der Kowtschetschja, einem Flusse, der zwischen Alaseja und Indigirka in's Eismeer fliesst. Ich wollte daher anfangs auf dem gewöhnlichen Kaufmannswege bis in die Nähe der Indigirka gehen und mich dann nach Norden wenden, ich konnte dann, laut der Ansicht

der Leute am Ostabhange des Pelewoi-Gebirges auf gutem, trocknem Wege meinen Bestimmungsort erreichen. Das war nun nicht mehr möglich, denn in dieser Richtung musste ich das durchseuchte Gebiet durchqueren.. Es musste Alles abgeändert werden, und in Folge dieser Neueinrichtung konnte ich meine bisherigen Genossen erst den 20. Juli abfertigen, selbst aber brach ich drei Tage später auf. Die Herren waren übrigens über diesen Aufenthalt durchaus nicht unglücklich, sie amüsierten sich in Kolymsk ganz vortrefflich. Die meisten Kaufleute waren, wie ich in Kolymsk ankam, noch nicht abgereist, und obwohl sie sich im Laufe des Monats nach und nach auf die Rückreise begaben, so herrschte im Ort ein fröhliches Leben es wurde täglich getanzt, Karten gespielt, Ausflüge in die Umgegend gemacht, kurz sie befanden sich sehr wohl. Der zu meiner Ablösung angekommene neue Isprawnik, Herr Iwaschtschenko, mit seiner jungen lebenslustigen Frau benutzte auch die Gelegenheit, wo der Ort belebter war als gewöhnlich. Das Wetter war herrlich, Nacht und Tag stand die Sonne am Himmel, wie sollte man die schöne Zeit nicht passend anwenden. Die Schönen von Ssrednekolymsk, deren es, die Wahrheit zu gestehen, eine stattliche Anzahl gab, hatten dabei Gelegenheit sich selbst und ihren Putz zu zeigen, und sie thaten das in einer Weise, die zwar höchst auffallend erschien, aber doch dem weiblichen Geschlecht durchaus eigenthümlich sein muss, denn wie wir aus den Schilderungen über das Backwoodsleben im Westen Nord-Amerika's lesen, hat Gerstäcker daselbst ganz ähnliche Gebräuche angetroffen. Wie gesagt, fanden häufig Tänze statt, man nannte das dort Wetschorka (Abendvergnügen), wobei die jungen Frauen und Mädchen in ihrem Staat erschienen. Dabei liess sich aber die Bemerkung machen, dass sie im

Laufe eines Abends ihre Toilette wechselten, — einige wohlhabende brachten es zu drei bis vier Metamorphosen — und zwar thaten das nicht nur die Töchter des Hauses, die ja natürlich Alles Nöthige bei der Hand hatten, sondern auch der Besuch. Man verschwand auf kurze Zeit und kehrte in veränderter Hülle in das Tanzzimmer zurück: offenbar waren die Schönen mit Reservegarderoben zu Gaste gegangen. Das erklärt sich wohl nur aus dem Umstande, dass das schöne Geschlecht in Ssrednekolymsk nur sehr selten Gelegenheit hat sich im Staat zu präsentieren und dieselbe daher nach Möglichkeit ausnutzt. Man hat genug um sich schön machen zu können, aber der Ort ist das Jahr hindurch auch leer und öde, er belebt sich nur im Winter und Frühjahr auf kurze Zeit, wenn die Kaufleute mit ihrem Zubehör durchziehen, und da man Grund hat zu befürchten, man werde nicht sein ganzes Arsenal vorführen können, wenn man jeden Abend nur in einer Toilette prangt, so wechselt man dieselbe im Verlaufe desselben und vergrössert durch dieses höchst sinnreiche Verfahren gewissermaassen die Anzahl der Ausstellungsmöglichkeiten.

Am 23. Juli konnte ich also meine Mammuthreise beginnen. Um meine Thiere auf der voraussichtlich für sie sehr beschwerlichen Tour nicht mehr als nöthig anzugreifen, hatte ich von den fünfundvierzig Stück, die mit mir gehen sollten, 39 Pferde mit einem weitem Umwege südlich von dem verseuchten Distrikt, nach Abyi, westlich von der Indigirka dirigirt: sie sollten, nur leicht belastet, in höchst langsamen, kurzen Märschen dorthin geführt werden und daselbst, wo es gute Weide die Hülle und Fülle gab, meiner Ankunft harren. Sechs der stärksten Thiere hatte ich an die Waldgrenze vorausgeschickt und für eine Tour bis zur Kowtschetschja und von dort zur Indigirka Pferde gemiethet. Auf diese

Weise hoffte ich mich bis zur Indigirka durchschlagen und von derselben bis Abyi mit meinen eigenen sechs Pferden gelangen zu können. Es war das Alles sehr weitläufig, liess sich aber nicht ändern, weil die Thiere meistentheils während des Sommers sehr wenig aushalten, trotz des besseren Futters, das sie zu dieser Jahreszeit haben können. Sie leiden sehr von der Hitze, die aufgeweichten Wege greifen sie sehr an, und schliesslich lassen die Mücken sie nicht ordentlich fressen, so dass sie viel weniger leisten, als man von ihnen in der schönen Jahreszeit erwarten zu können sich berechtigt glaubt.

Zuerst fuhr ich zu Boot die Kolyma hinunter zum Platz Kuldshina, von wo die Reise zu Lande beginnen sollte. Ich fand daselbst Alles in Ordnung und konnte daher den folgenden Tag aufpacken und reiten. Da die Generalstabskarte unter den vielen Seen, die uns auf dieser ganzen Tour begegneten, einige Verwirrung angerichtet hat, und es überhaupt nicht möglich ist, bei so kleinem Maassstabe eine richtige Zeichnung zu Wege zu bringen, so ist meiner Karte ein kleines Nebenkärtchen beigelegt, aus welchem man sich leichter eine Vorstellung von der Sachlage wird machen können. Zuerst hatten wir harten guten Weg vor uns, wir befanden uns noch auf der dammartigen Anschwellung, welche das linke Ufer der Kolyma begleitet, bald aber begannen die Seen. Unser Weg ging zuerst zum grossen Olbut Ssylgytar, dessen Bildung aus dem See, der sich früher daselbst befand, von den Kolymskern auf fünfzig bis sechzig Jahr zurückdatiert wird. Es müsste der Abfluss also zur Zeit Wrangell's erfolgt sein. Nun nennt Wrangell allerdings einen Platz Ssygli-Etar, der offenbar mit Ssylgytár identisch ist; es ist jedoch aus seinen Worten nicht ersichtlich, ob der Platz damals schon ein neugebildetes Olbut war oder nicht. Es ist das dieselbe Stelle, an welcher er

seine Ansicht über das Abfliessen der Seen durch Frostspalten entwickelt, die ich entschieden als unrichtig bezeichnen muss. Anderen Orts habe ich die Gründe ausführlich angeführt, die mich veranlassen eine solche Entstehungsart der Olbut's für unmöglich zu halten, hier ist nur darauf hinzuweisen, in wie auffallender Weise der frühere, wohl dreissig Werst und mehr im Durchmesser enthaltende Ssylgytar-See abgeflossen ist. Wir hatten den gleichfalls stattlichen Pálgino-See theilweise umritten und gelangten an eine niedrige Bodenanschwellung, die diesen See vom Ssylgytar trennt. Da es mir bekannt war, dass der Ssylgytar zuerst in den Palgino und dann vermittelst desselben in die Kolyma abgeflossen war, so äusserte ich meine Verwunderung, dass sich zwischen beiden Seen ein wenn auch nicht hoher Wall befände, denn, nachdem wir die Anhöhe hinaufgeritten waren, mussten wir bald wieder etwas bergab reiten, wir hatten es also nicht mit einer Terrasse, sondern mit einem Walle zu thun. Die Leute sagten mir darauf, der Ssylgytar habe mit seinem einen Ende früher bis an den Wall gereicht, denselben aber eines Frühjahrs zur Zeit des Hochwassers durchbrochen und sei dann in den Pálgino abgeflossen. Besieht man sich aber das Olbut genau, so findet man, dass dasselbe ein ausgedehntes, scheinbar ganz ebenes Feld darbietet, in welchem sich hier und da noch einige kleine Wassertümpel befinden, deren westlichste kaum eine Werst ganz ebenen Landes zwischen sich und dem gegen 25 Werst langen Daidylách übrig lassen, der seinen Abfluss zur Alaseja hat. Unter solchen Umständen ist es höchst auffällig, dass der Ssylgytar nicht nach W., sondern nach O., zur Kolyma durchbrach. Der Daidylách ist ein vielfach mit Ausbuchtungen versehener See, er scheint mehr eine Gruppe von Seen zu sein, die einen gemeinsamen Namen führen, nur

sein äusserstes Ostende führt eine besondere Benennung und heisst Tonguläch. Von demselben in nur fünf Werst Entfernung befindet sich der See Ssyngaläch, der sein Wasser zur Grossen Tschukotschja abführt. Also auf einem kleinen Raume, ohne irgend welche mit blossem Auge bemerkbare Erhebung, finden wir Seen, welche nach drei ganz verschiedenen Flusssystemen abfliessen. Gleich hinter diesem See hatten wir auch die Wiska zu überschreiten, die ihr Wasser durch eine ganze Reihe von Seen schliesslich in die Tschukotschja gelangen liess, es war eine sogenannte Trawänaja Wiska (Graswiska) und das erste Mal, dass ich mit diesen widerlichen Wasserläufen zu thun bekam. Wir waren eben aus dem Walde herausgeritten und hatten eine schmale Niederung vor uns, hinter welcher der Wald gleich wieder begann. Es fiel mir daher auf, dass die Leute anhielten, die Pferde anbanden und mit Stangen vor uns zu hantieren begannen. Auf meine Frage erhielt ich zur Antwort, sie wollten sehen, ob man an dieser Stelle wohl durchreiten könne, wir hätten eine Graswiska vor uns. Darauf besah ich mir dann die Sache näher und fand nun allerdings, dass man, wenn man die schmale Niederung aufmerksam betrachtete, sehr deutlich ein gegen zwanzig Faden breites, geschlängeltes Land erkennen konnte, das, obwohl vollständig mit Pflanzen bewachsen, doch ein etwas helleres Grün zeigte als die übrige auch morastige Fläche, und dass diese Scheidung eine ganz scharfe war. Sonst liess aber nichts das Vorhandensein eines Wassers, und zwar eines fliessenden, vermuthen, so vollständig war Alles bewachsen und mit blühenden Ranunkeln, *Caltha palustris* und anderen Sumpfpflanzen bedeckt. Es erwies sich, dass man durchreiten konnte und wir stiegen daher in den sonderbaren Fluss hinein. Mühsam arbeiteten sich die Pferde durch die zähe, schwarze Schlamm-

masse durch, die ihnen bis an den halben Bauch reichte, aber wir kamen glücklich, ohne unser Gepäck nass zu machen, an das andere Ufer, hinter uns einen breiten schwarzen Schlammstrich zurücklassend. Die Pflanzendecke hielt nur lose aneinander, so dass ein eigentlicher Rasen nicht vorhanden war; aber das Wurzelgeflecht der Pflanzen schien eben nur deshalb kein zusammenhängendes Ganzes bilden zu können, weil der Boden, aus welchem dieselben herauswuchsen ein zu flüssiger war, sonst war derselbe dicht und üppig bestanden, auch ruhte er nicht auf Wasser, sondern auf einer breiigen, torfartigen Masse. Dem Anschein nach müsste ein solches Schlammgemenge für ganz ungeeignet zum Aufenthalt von Fischen gehalten werden, aber die Erfahrung hat dargethan, dass letztere sich durch dasselbe nicht in ihrem rastlosen Vorwärtsdrängen zur Laichzeit aufhalten lassen. Nicht nur findet man in den meist sehr fischreichen Seen ausser den eigentlichen Süsseefischen auch viele, die ausgesprochene Flussfische sind, wie Taimenj, Nelma und Tschir, sondern es wird auch namentlich in der von uns soeben durchrittenen Wiska ein ganz einträglicher Fang der beiden zuletztgenannten Arten, des Nelma und des Tschir, betrieben. Die Reusen zum Fange derselben werden mit vieler Mühe in der schlammigen Masse aufgestellt, aber der Erfolg ist befriedigend, also müssen die Thiere doch im Stande sein, sich durch den Schlamm durchzuarbeiten und vorwärts zu dringen.

Den 27. Juli erreichten wir das Feld Taláss, wo der Jakuten-Golowa lebte, der mich bis zur Alaseja von Kolymsk aus begleitete. Hier war wirklich einmal wieder schöne Weide und Heuschlag, von welchen beiden Dingen wir bisher nicht viel zu sehen bekommen hatten. Grasbewachsene Fläche war in genügender Menge vorhanden, aber es war auch sehr be-

merklich, dass wir uns mehr und mehr der nordischen Tundra näherten, es wuchs nur hartes, wenig Nahrung bietendes Sumpfgras, so dass die Pferde sich eigentlich nie ordentlich satt essen konnten. Das war auch der Grund, wie der Golowa auseinandersetzte, dass in der von uns durchzogenen Gegend kein Vieh und keine Pferde zu sehen waren. Es leben an den Seen wohl Jakuten, aber immer nur solche, die keinen Viehstand haben, sondern sich vom Fischfang nähren, der allerdings ein ergiebiger ist. Die Heerdenbesitzer ziehen die obere Kolyma vor, wo die Gräser einen viel höheren Nährwerth haben. Dort jedoch, wo er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, verhielt sich das anders, aber freilich war die Ausdehnung dieses höheren, trockenen Landstückes nur eine geringe, so dass nur er und noch einige Jakuten daselbst genügend Futter für ihre Heerden fanden.

Bald nachdem wir des Golowa Standquartier verlassen hatten, kamen wir an zwei nicht weit von einander liegende mächtige Seen, den Unárba und den Ssénj-köl, beide mit einem Umfange von je hundert Werst, also bedeutend grösser als das hier übliche Durchschnittsmaass. Der Unárba ist gleich dem Daidylach eine Seengruppe, der Ssenj dagegen ist fast kreisrund. Tief sind sie beide nicht, namentlich hat der letztere nirgends mehr als 7 Fuss bis zum Grunde, was wohl zum Theil davon herrühren mag, dass sie, wie auch sonst manche der von uns angetroffenen Seen, vor einiger Zeit theilweise abgelaufen sind. Am Ssenj war das Niedrigerwerden seines Niveaus sehr deutlich zu sehen, denn um einen bequemeren Reitweg zu haben, stiegen wir von seinem früheren Uferrande, der gegen 10 Fuss steil aufstieg, auf sein trockengelegtes Bett und ritten daselbst sehr gut auf hartem Boden. Danach zu urtheilen muss das jetzige Niveau mehr als 12 Fuss niedriger liegen als das frühere, wenn

dasselbe, wie der Golowa behauptete, bis oben an den alten Rand gereicht hat. Nach den Aussagen der Leute kommt das theilweise Niedrigerwerden der Seen sehr häufig vor, sie beginnen gleich nach dem Hochwasser abzufliessen und hören, nachdem sich ihre Oberfläche mehr oder weniger gesenkt hat, plötzlich damit auf. Vielfach bleibt das Niveau dauernd auf diesem Standpunkte, vielfach aber steigt der See allmählich, bis er seine alte Höhe erreicht hat, worauf sich dann nach Jahren das Schauspiel wiederholt. Gänzliches Abfliessen von Seen dagegen wird nur sehr selten beobachtet. Es hat nach alle dem den Anschein, als hinge das Fallen und Steigen der Seeoberflächen mit dem Verhalten der Wisken und namentlich der Graswisken enge zusammen. Der Entstehungsgrund aller dieser zahllosen Wasserbecken ist wohl im Winterschnee zu suchen, der, der ebenen, kesselförmigen Erdoberfläche wegen, nicht im Frühjahr abfliessen kann und sich, da die Verdampfung in jenen Breiten eine sehr geringe ist, nothwendig in Becken sammeln muss. Da die Bodenoberfläche eine horizontale ist, haben die Wisken auch nur einen sehr trägen Lauf, so dass sie sehr leicht versumpfen und dadurch das Wasser stauen, bis dessen Druck ein so grosser wird, dass er den Widerstand gewaltsam durchbricht, seine Abzugskanäle reinigt und sein hohes Niveau niedriger stellt. Dadurch muss der Druck auf die Wisken wieder ein geringerer werden, sie haben Zeit sich von Neuem durch Versumpfung zu verstopfen, bis die Seen sich wieder Luft verschaffen. Auch hier haben die beiden grossen, neben einander liegenden Wasserbecken verschiedenen Abfluss, der Unarba speist die Alaseja, der Ssenj die Grosse Tschukotschja.

Soviel ich konnte, war ich vorwärts geeilt, denn am Ssenj erwartete mich ein Schauspiel, zu dem man mich ein-

geladen und das ich schon lange mit anzusehen gewünscht hatte. Man hatte mir bereits in Kolymsk sagen lassen, ich möchte mich beeilen, wenn ich einem Fang mausernder Enten, der am Ssenj vorbereitet werde, zuschauen wolle, aber trotz aller Eile war ich zu spät gekommen, denn der Fang hatte schon den Tag vorher stattfinden müssen. Er war von den Leuten wohl aufgeschoben worden, weil man mir ein Vergnügen machen wollte, da hatten die Thiere schon Flugversuche angestellt, also konnte man nicht mehr warten, wenn man nicht die Vögel vor seinen Augen fortfliegen lassen wollte.

Der Fang mausernder Enten und Gänse ist ein sehr wichtiges Geschäft des Nordens, es betheiligen sich dabei Stadt und Land, und die Menge der erbeuteten Thiere ist so gross, dass z. B. in Kolymsk in gut versorgten Wirthschaften das gesalzene Geflügel bis zum Eintritt des Frühjahrs und zum Beginn des Vogelflugs vorschlägt. Man thut sich zu diesem Zweck zu Gesellschaften zusammen, da eine ziemliche Menge Menschen zum Gelingen nöthig ist, und theilt dann den Ertrag nach einem bestimmten Modus zu gleichen Theilen. Das geschieht in der Weise, dass man eine gewisse Anzahl von Einheiten, gewöhnlich hundert annimmt, und die Theilnehmer, je nach ihrem Verdienste, eine bestimmte Anzahl von Hundertsteln zum Voraus zugestanden erhalten. Das richtet sich nach verschiedenen Erwägungen und Berechnungen: es muss rund um den betreffenden See, den man abtreiben will, Wache gehalten werden, dann muss an einem Ende desselben, gewöhnlich einem solchen, von wo aus man einen benachbarten See entweder erblicken kann, oder von wo ein solcher am nächsten sich erreichen lässt, der Fangapparat errichtet werden. Derselbe besteht hauptsächlich in einem eingezäunten

Wege, der zuerst sehr breit angelegt ist, so dass die Seitenwände bis gegen hundert Faden von einander sich befinden. Dieselben nähern sich aber schliesslich rasch und enden in einen aus Stangen hergestellten, sich erhöhenden Weg, der in einen rundum eingezäunten Raum mündet, die eigentliche Falle. Für Enten sind die Seiteneinfriedigungen nur leicht aus kreuzweise in den Boden gesteckten Stäben nicht über drei Fuss Höhe herzustellen, auch braucht die Falle nicht allzufest gebaut zu werden; für Gänse jedoch muss das Alles viel solider und mühsamer gebaut werden, namentlich benutzt man dabei zu dem Seitenzaune vorherrschend Stellnetze, weil die Thiere die Stäbe gern durchbrechen, sobald sie Unrath merken. Alle diese Arbeiten, sowie das Fangen selbst erfordern Arbeit und ein gewisses Geschick, sind auch, sobald es den Gänsefang gilt, durchaus nicht gefahrlos. Die Theilnehmer beanspruchen daher und erhalten auch je nach ihren Leistungen eine grössere oder kleinere Anzahl von sogenannten Pai (Antheilen), was aber Alles vor Beginn des eigentlichen Fanges genau festgestellt wird.

Das ganze Verfahren beruht auf der Gewohnheit der Enten sowohl, als der Gänse, sich, sobald sie die Mauserzeit herannahen fühlen, in grossen Gesellschaften auf irgend einem See zu versammeln und daselbst die Mauser durchzumachen. Während der ganzen Zeit verlassen sie das Wasser gar nicht, kommen den Ufern möglichst selten und möglichst wenig nahe und verhalten sich vollkommen ruhig. Enten zu bewachen ist im Ganzen leicht; man darf nur keinen Lärm machen, hat, wenigstens in unmittelbarer Nähe des Sees, kein Feuer anzuzünden, und die Thiere verhalten sich ganz ruhig. Anders ist es mit der Gans. Diese ist ein höchst argwöhnischer und schlauer Vogel. Seine Wächter

müssen stets auf der Hut sein, besonders des Nachts, lautlose Stille muss herrschen und der Rauch des Wacht- oder Kochfeuers ist unbedingt verpönt. Trotz aller dieser Vorsicht geschieht es nicht selten, dass der Vogel Verdacht schöpft und unruhig wird. Man bemerkt das daran, dass die Thiere des Tages viel herum schwimmen, sowie dass dann und wann einzelne derselben sich dem Ufer nähern und längs desselben, es aufmerksam betrachtend, hinschwimmen. Ist man mit dem Bau des Fangapparates fertig, so hat die Jagd sofort zu beginnen, ist das aber nicht der Fall, so kann nur äusserste Vorsicht ein Misslingen verhüten, denn die Thiere planen einen Durchbruch. Derselbe findet stets zur Nachtzeit statt: lautlos schwimmt der ganze, oft aus vielen Tausenden bestehende Haufen ans Ufer und bewegt sich gleichfalls lautlos durch den Wald in schnurgerader Richtung zum nächsten See. Bemerkt man die Thiere, so lange sie noch auf dem Wasser sind, so gelingt es meistentheils dieselben zurückzutreiben, sind sie aber schon auf dem Lande, so ist Alles vorbei, und es bleibt Nichts übrig, als soviel derselben zu tödten, wie man noch habhaft werden kann. Zu diesem letzten Versuch haben die Wächter lange dünne Stäbe oder Ruthen bereit, mit welchen sie in die dicht gedrängte, eilig dahin watschelnde Gänseschaar scharf hineinhauen, oft mit einem Hiebe zwei oder drei Thiere erlegend. Aber das will immerhin nicht viel sagen, der Fang ist doch als misslungen anzusehen, und die Arbeit, vor Allem aber die kostbare Zeit sind vorüber: es gelingt nur selten in demselben Jahr an einem anderen See nachzuholen, was man an dem ersten versäumt hat. Ist aber das Misstrauen der Thiere nicht geweckt worden, so kann, kurz vor dem die Thiere flugreif werden, der Fang beginnen. Man wartet so lange, um die Vögel ordentlich fett werden zu

lassen, denn am Anfang der Mauser sind sie gewöhnlich mager, und läuft dabei auch weiter keine Gefahr, da geübte Leute am Gebahren der Thiere sofort merken, in welcher Verfassung dieselben sich befinden. Nun werden zu beiden Seiten des eingefriedigten Weges Wächter aufgestellt, damit die Thiere nicht ausbrechen können, die Halsumdreher begeben sich in die Falle und die Boote werden ins Wasser gelassen. Letztere sind, je nach der Gegend, ganz kleine Kähne aus Birkenrinde, oder sie bestehen aus dünnen Brettern, deren drei zum Bau eines Kahnes nöthig sind. Gelenkt und fortbewegt werden sie von je einem Insassen mit einer langen Stange, an deren jedem Ende ein kleines Schaufelbrett angebracht ist, ganz in der Weise wie das mit den zum Rennthierfange benutzten Booten zu geschehen pflegt. Die Boote bilden zuerst eine Linie längs des Seeufers, ausgenommen die Stelle, wo der Fangapparat seinen Anfang nimmt, und rudern dann langsam der Mitte des Sees zu. Die Vögel sammeln sich, die anrückende Bootreihe bemerkend, in einen grossen Haufen und werden so stetig der Stelle des Ufers zugetrieben, wo sich der durch belaubte Aeste möglichst verdeckte Fangapparat befindet. Schliesslich gehen sie an's Land und in die eingefriedigte Strasse, die sie der Falle zuführt, in welche sie vom erhöhten Stege aus hineinfallen und sofort von den dort befindlichen Leuten ergriffen und mit abgedrehten Hälsen auf einen Haufen geworfen werden. Bei Enten ist das ein leichtes Geschäft, hat man es aber mit Gänsen zu thun, so müssen die Leute öfters gewechselt werden, da die starken, in höchster Aufregung sich befindenden Thiere, die in Massen in die Falle stürzen, die Männer übel zerkratzen und zurichten. Ist das Tödten der Gänse ein etwas angreifendes Geschäft, so kann das Eintreiben derselben mitunter ein sehr gefährliches werden.

Merken die Thiere, während sie langsam dem Fangapparate zuschwimmen, von dorther irgend etwas, was sie erschreckt oder misstrauisch macht, so kommt es vor, dass sie plötzlich Kehrt machen und in hellen Haufen schreiend und kreischend durch die Kette der treibenden Boote durchzubrechen versuchen. Das endet oft sehr schlimm: in ihrer blinden Angst von den hinten Folgenden gedrängt, weichen die Gänse den Booten gar nicht aus, sondern steigen über dieselben hinweg. Da ist es nur nöthig, dass sich einige der geängstigten Thiere aufsetzen, der Kahn, der überhaupt kaum mehr als anderthalb Zoll über dem Wasser hervorragt, stürzt um, und der Insasse ertrinkt, da dort fast Niemand zu schwimmen versteht.

Dieses Mal waren 2300 Enten gefangen worden, meistentheils *Anas fuligula, caudacuta* und *glacialis*. Es war kein besonders günstiger Fang gewesen, da man den übermässig grossen Ssenj-See abgetrieben hatte, ein Unternehmen, das die Kräfte der wenigen Theilnehmer, einiger 20 Menschen, weit übertraf. Sie konnten daher auch nur einen geringen Theil der mausernden Vögel abschneiden und in den Apparat treiben, die übrigen entwichen seitwärts. Es waren im Ganzen 100 Pai's gemacht worden, von welchen für mich zwei bestimmt worden waren, so dass mir von den Leitern des Unternehmens 46 Enten richtig abgezählt wurden. Zu einem befriedigenden Fange rechnet man fünf- bis sechstausend Stück, es kommen aber unter Umständen noch viel mehr erbeutete Thiere vor. So sind vor drei Jahren auf einem See 40,000 Stück und das Jahr darauf 31,000 Stück gefangen worden. Das sind aber Ausnahmsfälle gewesen, 10,000 hingegen zu fangen gehört nicht zu den Seltenheiten.

Die Städter bewahren die Thiere auf, indem sie dieselben rupfen, reinigen, am Rückgrat durchschneiden und so

ausgebreitet in Fässern einsalzen. Die Jakuten hingegen nehmen das Knochengerüst ganz heraus, so dass sie eine glatte Haut und Fleischlappen erhalten, an dem nur die Schenkel hängen geblieben sind. Dann werden dieselben an ein Gerüst aus Baumzweigen aufgehängt, und unter demselben wird ein Rauchfeuer aus frischen Gräsern angezündet. Hat man sie so etwas geräuchert, so trocknet man sie vollends an der Luft und hält sie dann als genügend für den Winter vorbereitet. Zu einem erfreulichen Gänsefang rechnet man 3000 und mehr Stück, unter günstigen Umständen erbeutet man aber auch 6000 und mehr Thiere. Der Entenfang hat sein vorherrschendes Jagdrevier innerhalb des Baumwuchses, die Gänse ziehen jedoch zum Mausern die Seen der Tundra vor, und es sind daher vorherrschend die Bewohner von Russkoje Ustje und von Nishnekolymsk, die sich mit dem Fange derselben beschäftigen. Die Zubereitung der erbeuteten Gänse ist etwas anders, als die der Enten: man schneidet die Thiere nicht auf, sondern nimmt nur das Knochengerüst heraus, wodurch man einen Hautsack mit anhängenden Beinen erhält, dann wird ein Sack etwas ausgedehnt und zwei andere, zusammengewickelt, in denselben hineingesteckt, so dass in präpariertem Zustande immer drei Thiere eine Einheit bilden. Ueber den Geschmack lässt sich schwer zu einem Einverständniss gelangen, die Leute finden die so präparierten Gänse vortrefflich, eine Ansicht, die ich nicht theilen kann; denn es gelang mir, als ich im Winter 1866 in Russkoje Ustje war, nur sehr schwer, aus dem grossen Vorrath von Gänsen, die sie dort besassen, einige gut erhaltene Thiere auszusuchen, die Meisten stanken recht intensiv und waren für einen europäischen Gaumen nicht geniessbar.

Schon vordem wir den Ssenj költ erreichten, hatten sich westlich vom Wege dann und wann einzelne Hügel gezeigt,

sie waren nicht hoch und ragten ganz vereinzelt aus der ebenen Tundra hervor. Auch liessen sich am westlichen Horizont niedrige Rücken sehen, die letzten Ausläufer des Alaseja-Gebirges. Vom Ssenj kölj an jedoch wurde das Land hügelig und blieb es auch auf eine längere Strecke. Dreissig Werst ungefähr nördlich vom Ssenj kamen wir wieder an zwei grössere Seen, den Ulachán Tschokurdách und den Churagán Tschokurdách, die so nahe von einander liegen, dass ich anfangs meinte die schmale, circa fünfzig Faden breite Landenge, die sie von einander trennte, müsse von einer Wiska durchbrochen sein, ich konnte aber keine solche finden, auch meinte der Jakute, dass es eine solche nicht gäbe. Trotz dieses Nebeneinanderliegens fliesst der Ulachan in die Alaseja und der Churagán in die Grosse Tschukotschja. Dank der Hügellandschaft gab es hier stellenweise trocknen Boden und in Folge dessen auch gutes Grasland, das auch richtig von Jakuten aufgefunden und in Besitz genommen worden war. Es wohnte hier ein Starosta mit seinem Bruder, als der letzte feste Ansiedler, der letzte Vorposten zur Grossen Tundra. Was weiter folgen konnte, waren nur temporäre Wohnsitze von Fischern, hier aber wurde in jakutischer Weise Viehwirthschaft getrieben. Weiter nach Norden nahmen die Hügel schon bergartige Gestalt an, der Waldwuchs wurde immer lichter und niedriger und hörte schliesslich gegen 70 Werst nördlich vom Ssenj kölj ganz auf, um dann an der Alaseja nochmals zu erscheinen. Wir befanden uns daselbst in einer Gegend, die es ganz vergessen liess, dass wir die endlose Fläche zwischen dem Pelewoi-Gebirge und der Kolyma durchzogen, es war ganz bergig geworden. Von einer höheren Spitze, die wir hinaufgeritten waren, konnten wir, so weit das Auge in der etwas nebligen Luft zu unterscheiden vermochte, nur Berge und zwischen ihnen liegende Seen erblicken, — ein

kleines Gebirgsland mitten in einer unabsehbaren Ebene. Es dauerte freilich damit nicht lange, aber gegen dreissig Werst sind wir doch durch dieses Berg- und Hügelgewirr geritten.

Hier muss ich, ehe ich den weiteren Verlauf der Reise schildere, eines Ereignisses gedenken, das in der Folge für unsere Zwecke von Wichtigkeit wurde. Es ist oben schon erwähnt worden, dass ich angeordnet hatte, einer meiner Jakuten-Führer solle im Sommer 1869, während wir uns im Tschuktschen-Lande befanden, den Platz aufsuchen, an welchem der Tunguse Foka das Mammuth gefunden haben wollte, und mir mittheilen, was er daselbst gesehen. Das war auch geschehen. Die Resultate dieser Forschungsreise waren so wenig erfreulich gewesen, dass ich lange Zeit zweifelhaft war, ob ich die Tour dahin machen sollte, namentlich da es mir viel wünschenswerther erschien, das Oimekon-Land zu durchstreifen. Es war nur das einzige Bedenken, dass ich die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, nachdem sie es als geeignet anerkannt hatte, den Fundort zu untersuchen, doch nicht gut mit den Resultaten der Fahrt meines Pferdewächters abspeisen konnte, das mich veranlasste zur Kowtschetschja zu reiten und selbst nachzusehen, ob da was zu holen war. Ich befand mich also die ganze Zeit über in einer sehr schlechten Stimmung, die durch das Herumreiten in der sumpfigen Tundra durchaus nicht verbessert wurde. Die Pferde gingen so schwer, dass wir nur zu 30 und 40 Werst den Tag machten, also nicht mehr, als ein Fussgänger zu leisten pflegt. Regen hatten wir bisher nicht gehabt, und die Leute zerbrachen sich vergebens den Kopf, um zu ergründen, weshalb die Tundra so aufgeweicht und Seen und Wisken bis zum Ueberlaufen voll Wasser waren. Später, als wir an die Indigirka kamen, erklärte sich dieses Räthsel, das uns die Reise so unnützer Weise beschwerlich gemacht und

die Laune verdorben hatte. Unter solchen Umständen that die angenehme Nachricht wohl, die mir ein Jakute brachte, der mich in Ssrednekolymsk aufgesucht hatte und mir hierher nachgeeilt war, als er erfuhr, dass ich schon vor seiner Ankunft die Stadt verlassen hatte. Er war mit zwei anderen Jakuten im Frühjahr in die Tundra gezogen, um nach Mammuthzähnen zu suchen, wie das ja alljährlich zu geschehen pflegt. Sie hatten ihr Heil an den Ufern des Schandròn, auch eines der Flüsse, die zwischen Alaseja und Indigirka ins Eismeer fallen, gesucht, aber ohne besondern Erfolg. Eines Abends hatten sie ihr Nachtlager schon einrichten wollen und sich zerstreut, um nach Holz und Gestrüpp zu suchen. Bei dieser Beschäftigung hatte Einer von ihnen aus einem Uferabsturze ein Mammuthbein hervorragen sehen, dasselbe abgebrochen und mitgebracht. Mein Jakut, der wusste, dass der Tunguse Foka von mir mit Tabak beschenkt worden war, hatte gleich gemeint, man müsse den Ort genau merken und dann die Nachricht mir zukommen lassen. Das hatten sie denn auch gethan. Das Bein war, wie er sagte, über eine Arschin lang, mit Fleisch und Haut, die stellenweise noch behaart gewesen, bedeckt, es hatte horizontal aus der Wand herausgeragt und war, nachdem der Finder es einige Mal hin und hergeschwenkt hatte, abgebrochen und herausgezogen worden. Sie hatten nun ein Loch gegraben und das Bein in dasselbe gethan und zugeschüttet. Darauf waren sie an den Fundort gegangen und hatten an der Stelle, wo das Bein herausgezogen worden war, eine Mammuthrippe, die sie am Boden fanden, als Zeichen gesteckt, worauf er mit der Nachricht an mich abgeschickt worden war. Der Mann erhielt sofort die gleiche Quantität Tabak, die Foka erhalten hatte, und das Versprechen einer Belohnung, falls sich wirklich etwas finden sollte, womit er höchst zufrieden war und sich bereit erklärte mitzugehen und

mich selbst an die Stelle führen zu wollen. Wenn ich nun auch durch die Erfahrungen, die ich mit dem ersten Mammuth gemacht hatte, nicht gerade zu sehr sanguinischen Hoffnungen geneigt war, so kann ich doch nicht leugnen, dass ich diesmal wirklich hoffte Etwas zu finden, denn der Mann erzählte ganz vernünftig und wäre mir doch nicht nachgereist mit dem Anerbieten mich an Ort und Stelle zu führen, wenn er nicht seiner Sache sicher gewesen wäre. Wir konnten also unsere Reise in etwas hoffnungsvollerer Stimmung fortsetzen.

Als wir aus dem Hügelland herauskamen und wieder ganz freien Horizont vor uns sahen, konnten wir am nördlichen Horizont drei Berggipfel erkennen, von welchen der westlichste Ulachán Albeí, der mittlere Atschygí Albeí und der östlichste Kisselàch Tass genannt wurde. Die ersten Beiden liegen westlich von der Alaseja, der letztere aber auf der rechten Seite dieses Flusses. Aus dem ersteren fliessen die Gewässer, die zwischen Alaseja und Indigirka in das Eismeer gehen, aus dem Kisselàch Tass aber diejenigen, die östlich von der Alaseja bis zur Grossen Tschukotschja ihren Lauf haben. Gegen dreissig Werst von der Stelle, wo der Wald aufgehört hatte, begann er wieder und zwar in recht gutem Bestande. Es war das ein Zeichen, dass wir uns der Alaseja näherten, und in der That erreichten wir sie auch noch an demselben Tage. Hier, oberhalb der Mündung der Rossocha, ihres grossen linken Nebenflusses, ist die Alaseja noch immer ein ziemlich schmaler Fluss, trotz der anscheinend grossen Wassermengen, die ihr durch die Wisken von den zahllosen Seen zugeführt werden. Sie hat aber an beiden Ufern breite Schlammstreifen, die andeuten, dass ihr Wasserreichthum im Frühjahr zur Zeit der Schneeschmelze allerdings sehr bedeutend sein muss. Jetzt indessen

war der Fluss wieder im Steigen begriffen, was sich die Jakuten garnicht erklären konnten, ebenso wenig wie früher die weiche Oberfläche der Tundra. Der Untergrund derselben erwies sich natürlich, wie immer, gefroren, das aufgethaute Erdreich erstreckte sich nicht tiefer als 12—14 Zoll, dieses aber war eben stark mit Wasser durchtränkt, viel mehr, als das sonst um diese Zeit der Fall zu sein pflegt. Nachdem wir auf einem Floss über die Alaseja gefahren waren, das uns daselbst mit Fischfang beschäftigte Jakuten zur Verfügung gestellt, setzten wir unsere Fahrt auf waldlosem Terrain fort. Indessen ist das nicht die Waldgrenze, dieselbe befindet sich etwas unterhalb der Mündung der Rossocha oder Gawrila in die Alaseja. Wir hatten es vielmehr mit einer durch Waldbrand entstandenen Lücke im Baumwuchs zu thun, denn es waren hier und da noch verkohlte Stämme zu sehen, auch konnte man noch uralte Stubben im Boden bemerken. Erst nachdem wir über die Gawrila selbst bei der Mündung des Ssoldatyrach in dieselbe gesetzt und schliesslich den See Andreikölj erreicht hatten, lag die Grenze des Baumwuchses vor uns, und die Eismeertundra war erreicht. Von dort aus zieht sich der Wald, der hier in ziemlich starkem Bestande mit gegen zwei bis drei Faden hohen Bäumen plötzlich abbricht, wie eine Wand in westlicher Richtung hin. Er schliesst den unteren Lauf der Búja ein, lässt aber den Ssoldatyrach mit Ausnahme von dessen Mündung frei und erreicht, am Nordufer des Sees Balyktáchkölj vorbeistreichend, den Ostfuss des Pelewói-Gebirges, wo er sich nach Süden wendet. Die von Middendorff gemachte Beobachtung, dass der Wald an den Flüssen pfeilspitzenartig nach Norden vorspringt, lässt sich, so weit ich habe bemerken können, nur bei grösseren Flüssen deutlich wahrnehmen. Sehr deutlich ist das ersichtlich an der Lena, wobei aber die an beiden Ufern

derselben sich hinziehenden Höhen entschieden mit einwirken. In gleicher Weise sieht man, wie weiter unten bemerkt werden wird, an der Indigirka ein Vorspringen des Waldes am rechten, bergigen Ufer derselben, während das am linken, ebenen, viel weniger der Fall ist. An der Alaseja, die nur ein kleiner Fluss ist und beiderseits flache Ufer hat, geht der Wald auch nur wenig vor, aber doch immer auf eine Strecke von 10 bis 15 Werst. Von der Ostgrenze des Waldwuchses unterscheidet sich die Nordgrenze desselben entschieden dadurch, dass dieselbe nur von einem Baume, der Lärche, gebildet wird, während am Anádyr, so wie an der Penshina die Pappel und die Espe der Lärche den Vorrang abgewinnen. Wir hatten überhaupt, seit wir ins Seengebiet eingetreten waren, ausser der Lärche keinen anderen Baum mehr gesehen; Ellern und *Betula nana*, sowie Weiden treten wohl als Gebüsch auf, ausser der Lärche war aber kein anderer stämmiger Baum zu bemerken. Der Wald hat unstreitig nördlich vom Werchojanskischen Gebirge ein anderes Ansehen als südlich von demselben. Es lässt sich nicht sagen, dass er gerade kümmerlich wäre, man trifft noch immer auf recht stattliche Bäume, im Ganzen ist aber doch der Durchmesser ein geringerer geworden, es fehlt das mächtige Wachsthum, das man südlich vom Gebirge beobachten kann und das den dortigen Lärchenwäldern den Stempel des Kräftigen, Behäbigen aufdrückt. Reitet man durch die Lärchenwaldungen des Jakutskischen und Wiluiskischen Kreises, die sich scheinbar endlos ausdehnen, in welchen man auf 50 und mehr Werst keine Lichtung antrifft, so sieht man, dass der Baum daselbst absolut herrscht, dass er nichts ausser sich duldet und nur durch Beil und Feuer überwunden werden kann. Alljährlich brennt der Wald aus verschiedenen Ursachen, theils durch Sorglosigkeit

in Brand gesteckt, theils absichtlich, um bessere Weideplätze zu gewinnen. Aber das ficht ihn nicht an, wenn der Mensch nicht mit dem Beil die Arbeit des Feuers vollendet: nach einigen Jahren ist Alles wieder mit dichtsprossendem Unterholz bedeckt, und die Lücke füllt sich von Neuem. Durchreiten kann man den Lärchenwald südlich vom Gebirge nur auf den seit uralten Zeiten eingetretenen Jakuten-Pfaden, die ihn nach allen möglichen Richtungen durchkreuzen, ohne dieselben ist er absolut für Pferde und Menschen unpassierbar, wenn man nicht jeden Schritt mit dem Beil erkämpfen will. Man kann sich schwer eine Vorstellung machen von der Dichtigkeit, mit welcher der Nachwuchs selbst im bestbestandenen Walde, durch dessen Nadeldach die Sonne nur schwer durchdringt, emporwuchert. Wie Hanfstengel schiesst Stämmchen neben Stämmchen empor, so dass von Graswuchs keine Rede sein kann. Nördlich vom Werchojanskischen Gebirge fehlt aber dieses mächtige Wuchern und Wachsen, die Stämme stehen weiter von einander entfernt, der Wald ist lichter, so dass man ihn ohne grosse Beschwerden nach allen Richtungen auch ohne Pfad durchstreifen, ja selbst durchreiten kann, — er hat gewissermassen das Aussehen des Kiefernwaldes angenommen.

Je weiter man nach Norden vordringt, desto lichter wird auch der Wald, es treten in immer stärkerer Ausdehnung die grossen Kaltusse, die Hümpelmoore, auf, das Rennthiermoos, das man südlich vom Gebirge im geschlossenen Felde doch nur in bedeutender Höhe über dem Meere antrifft, beherrscht schon oft die Ebene, man sieht der Baum kommt wohl noch fort, aber behaglich ist es ihm schon nicht mehr. Hier kann man sich auch keine so ausgedehnten Waldbrände gestatten, wie man es im Süden thut, hat es freilich auch nicht nöthig, da der Wald nicht mehr hindert und

dem Menschen nicht in den Weg tritt, im Gegentheil ihm eine Schutzwand gegen die Schneestürme bildet. Südlich vom Gebirge nennt der Jakut nur den waldfreien Boden «Land», d. h. benutzungsfähiges Land, der Wald ist gleichbedeutend mit «Unland», man kann ihn zu nichts brauchen. Jeder Nassleg nennt, wenn er um seinen Besitzstand gefragt wird, nur die Lichtungen und See- und Flussufer, die ihm gehören, des Waldes thut er nie Erwähnung.

Vom Ssenj kölj an ungefähr trafen wir schon vielfach gipfeldürre Bäume, der Bestand wurde immer lichter, häufig trat er nur inselartig innerhalb der weit ausgedehnten Moore auf, kurz der Wald wurde kümmerlich, bis er schliesslich ungefähr unter 69° 30' nördlicher Breite ganz aufhörte.

Unser letztes Nachtlager innerhalb des Waldwuchses hatten wir also am Andreikölj, einem kleinen See, der sonst wohl kaum von mir besonders beachtet worden wäre, wenn ich nicht an seinem Ufer wieder auf eine Erscheinung gestossen wäre, die mir schon, seit wir die Mündung des Anadyr verlassen hatten, viel Kopfzerbrechen verursacht hatte, weil ich mir den Entstehungsgrund derselben zu der Zeit in keiner Weise erklären konnte. Wir hatten damals schon den Rückweg angetreten und zogen eben östlich von der Nerpitschja nach Norden, da sahen wir am Ufer eines ganz kleinen, unbedeutenden, zur Zeit sogar gänzlich ausgetrockneten Flüsschens unter der Rasendecke Eis. Wie aber war dasselbe dorthin gerathen? Wir befanden uns in einer sanft gewellten Ebene, erst am Horizont waren nach Norden höhere Bergzüge sichtbar. Die Ebene war eine der dort üblichen Hümpelmoore, selbst der Grund des jetzt vollständig trockenen Flüsschens bestand aus Hümpeln: es war ersichtlich, dass daselbst ein fliessendes Wasser nur bestehen konnte zur Zeit der Frühjahrsschneeschmelze. Die Eisschicht trat zu Tage in einer Mächtigkeit

von zwei und einem halben Fuss und bildete die Krone eines kleinen Hügels, der zum Flussbett zu von den Frühjahrswassern angefressen worden war und so sein Profil zeigte. Ueber dem Eise befand sich eine Erd- und Rasenschicht von circa 14 Zoll Mächtigkeit. Die vom Wasser angefressene Seite des Hügels mochte gegen sechs bis acht Faden lang sein und zeigte in dieser ganzen Länge die erwähnte Eisschicht. Bei näherer Besichtigung liess sich deutlich erkennen, dass das der Grasnarbe zunächst liegende Eis milchweiss war, unter ihr aber zeigte die Hauptmasse ein klares vollkommen festes Eis von tiefblauer Farbe, beim Anschlagen jedoch mit dem Hammer klangen sowohl das weisse, wie auch das blaue Eis hell an, bei einer Lufttemperatur von 4 Grad Réaumur unter Null. Der Analogie nach musste man annehmen, dass sämmtliche wellige Erhebungen der uns umgebenden Tundra durch solches Eis gebildet seien; dann aber konnte man mit derselben Wahrscheinlichkeit schliessen, dass überhaupt die Tundra des Tschuktschen-Landes auf Bodeneis ruhe, denn sie trug allenthalben denselben schwachwelligen Charakter, wie unsere damalige Umgebung. Der Boden war damals schon gefroren, Werkzeuge zum Graben hatten wir nicht mit uns, ich liess daher die Sache auf sich beruhen, weil ich immer noch glaubte, es mit einer vereinzelten Erscheinung zu thun zu haben, namentlich dachte ich damals an einen kleinen Taryn, der, vor seinem Aufschmelzen durch irgend einen Sturm mit Sand verschüttet, auf solche, doch immer mögliche Weise conserviert worden sei.

Wir hatten am Andrei-See unser Lager an dem gegen fünf Faden hohen Ufer desselben aufgeschlagen. Die Gegend war gleich nach dem Uebergange über die Gawrila hügelig geworden, und auch der See war von niedrigen Erhebungen umgeben. Das Ufer fiel schroff zum Wasserspiegel ab, und da

fand sich wieder dicht unter der Grasnarbe eine Eisschicht von mindestens einem Faden Mächtigkeit, d. h. so viel trat vom Eis zu Tage; ob sich dasselbe unter dem Erdreich noch weiter fortsetzte, konnte ich nicht ermitteln, da der weiche, schwappige Lehmboden jedes Graben unmöglich machte. Von der Beschaffenheit des Eises konnte ich gleichfalls nichts erfahren, da dasselbe, schräg zum Ufer abfallend, ganz mit einer dünnen, fliessenden Lehmschicht überzogen war. Es konnte nun sehr wohl der Fall sein, dass ich es hier mit einer den Sommer überdauert habenden Schneelehne zu thun hatte, denn das Profil war nach Norden gerichtet, ich liess daher Hacke und Schaufeln hervorholen, um Genaueres zu erfahren. Am Absturz selbst liess sich, wie gesagt, nichts anfangen, die Leute sanken tief in den Schlamm ein und konnten nur kleine Splitter Eis mit der Haue losschlagen, die noch dazu ganz mit Lehm verschmiert waren, ehe ich sie in die Hand bekam. Darauf versuchte ich mein Heil am Rande des Absturzes und grub gegen zwei Arschin ($4^2/_8$ Fuss Englisch) von demselben ins feste Erdreich hinein. Ich fand eine Moosdecke von 7 Zoll, dann eine Lehmschicht von 1 Zoll und schliesslich reines, festes Eis. Eine andere Grube, vier Faden vom Ufer und ebenso weit vom ersten Loch, zeigte anderthalb Fuss gelblichen, wie aus der Erde hervorgequollenen Lehm, dann zwei Zoll festen grauen Lehm und schliesslich reines, festes Eis. Noch eine dritte Grube wurde gegraben, fünf Faden von der ersten und vier Faden von der zweiten, so dass sie mindestens acht Faden vom Ufer des Sees abstand. Hier fand sich unter einer 7 Zoll starken Moosschicht eine Schicht von zwei Zoll grauen Lehms und dann festes Eis mit Lehmstücken gemischt. Also hatten wir es mit einer mindestens einen Faden mächtigen Eisschicht, die sich unter einer mit

Bäumen bestandenen, sehr schwachen Moosdecke befand, und nicht mit einer blossen Schneelehne zu thun. Unter den Wurzeln der Bäume selbst konnte ich nicht graben, überzeugte mich aber, dass das allerdings nicht sehr starke Wurzelwerk fest auf gefrorenem Boden aufsass, so dass sämmtliche Bäume an ihren Untergrund zu Anfang des August noch fest angefroren waren. Weiter unten wird über diesen Gegenstand noch ausführlicher die Rede sein; ich habe ihn aber hier schon angeführt, theils weil ich das Eis zuerst in dieser Tundra antraf, und dann auch, um auf das weitverbreitete Vorkommen desselben hinzuweisen.

Den folgenden Tag ritten wir in die endlos sich ausdehnende waldlose Tundra hinein. Als einziger, aber sehr sicherer Wegweiser vor uns dienten uns die Spitzen der Kleinen oder Atschygi-Albei, die über den Horizont der flachen Tundra sich erhoben. Bisher hatte ich immer noch die Seen, an denen wir vorbeizogen, abvisiren können, obwohl deren stellenweise recht viele wurden; von nun an war das jedoch unmöglich: wo man nur hinblickte, waren Seen, Seechen und Teiche, eine zahllose Menge, die jeder Arbeit spottete, so dass man, wenn man ein Bild der Gegend zu Karte bringen wollte, eigentlich nur einen Pinsel mit Farbe über dem Papier auszuspritzen hatte, es wäre das die richtigste Wiedergabe der wahren Sachlage gewesen.

Nach zwei Tagen Fahrt kamen wir am Fusse der Atschygi-Albei an und trafen daselbst zu meiner grossen Befriedigung einen Tungusen an, der hierher gekommen war, um nach einigen verlaufenen Rennthieren zu suchen. Er war aus der Gegend der unteren Indigirka und kannte daher Weg und Steg genügend. Das war gerade das, was ich nöthig hatte, denn mein Führer hatte nur übernommen, mich

bis zum Mammuthplatz zu bringen, weiter, sagte er, kenne er die Gegend nicht, namentlich könne er mich nicht an die Indigirka bringen, da er den Fluss niemals besucht habe. Das hatte allerdings insofern nicht viel auf sich, als man einen Fluss wie die Indigirka immer finden kann, andererseits aber war es von Wichtigkeit, denselben an einer Stelle zu erreichen, wo sich Menschen befanden, die uns über den Fluss bringen konnten und uns der Mühe enthoben längs des Ufers hinzuziehen, bis wir einen bewohnten Ort erreichten. Das aber übernahm der Tunguse, er kannte den Ort, wo Lasar Strukof, der Starosta der an der Indigirka wohnenden Russen, sich des Fischfangs wegen aufhielt und versprach mit uns zu reisen und uns vom Mammuthplatz dorthin zu führen.

Nachdem wir das nicht hohe Gebirge erstiegen, kamen wir sogleich ins Quellgebiet des Ulachán Chomóss Yrăch oder der Grossen Kówtschetschja, die von links den Atschygi Chomóss Yrăch oder die Kleine Kówtschetschja aufnimmt, an welcher sich das vom Tungusen Foka entdeckte Mammuth befinden sollte. So sehr ich vorwärts eilte, musste ich doch einen ganzen Tag still sitzen, weil es stark regnete und der Tunguse sich weigerte, seine Garderobe, freilich die einzige, die er besass, durchnässen zu lassen. Die heitere Witterung hatte überhaupt stark nachgelassen, es gab viel Nebel und feuchtes Wetter, was in der waldlosen Tundra allerdings eine unangenehme Sache ist, weil man das Nassgewordene in keiner Weise trocknen kann. Am 11. August trafen wir beim Fundplatz des ersten Mammuths, d. h. dessen, das uns der Tunguse Foka angekündigt hatte, ein, nachdem wir noch an einem Uferabhang der Grossen Kowtschetschja wieder auf zu Tage tretendes Bodeneis gestossen waren.

Es scheint mir hier angezeigt, etwas den historischen

Verlauf zu unterbrechen und, vorausgreifend, eine kurze Schilderung der ganzen Landschaft, in welcher die angekündigten Thierleichen liegen sollten, zu geben, da dies das Folgende weit anschaulicher machen wird.

Westlich von dem Flachlande, dem Gebiete der Seen und der Alaseja, erhebt sich am rechten Ufer der Indigirka ein in seinen höchsten Gipfeln gegen 4000 Fuss hoher Gebirgszug, der Pelewoi. Er beginnt unter dem Namen Tschaidach-Gebirge am rechten Ufer des in die Indigirka fallenden Schangín etwas südlich vom 69. Breitengrade, streicht dann als Pelewoi-Gebirge in nordöstlicher Richtung bis zu seinem höchsten Gipfel, dem Chilimilngä, an der Quelle des in den Balyktách fallenden Ottyräch. Von hier an trägt das Gebirge verschiedene Namen, die aber, wie mir aus den etwas verworrenen Erklärungen der Tungusen hervorzugehen schien, wohl nur die Benennungen der aus der allgemeinen Gebirgskette hervorragenden höchsten Gipfel bedeuten, von W nach Ost sind es der Ssor Dshetä (o5), der Ssyräch Taha, der Ulachan Albei und der Atschygi Albei, die vom Chilimilngä an in fast rein östlicher Richtung fortstreichen und erst am linken Ufer der Alaseja enden. Am rechten Ufer dieses Flusses findet der Gebirgszug noch eine Fortsetzung im Kiheläch- oder Kisseläch-Tass (Männer-Gebirge) von der grossen Zahl Kekuren, die auf demselben vorkommen sollen. Der Kiheläch-Tass wird nach Osten immer flacher und endet schliesslich im Hochufer der Mündung der Grossen Tschukotschja. Nach NW geht vom Chilimilngä noch ein Gebirgszug, der Púnga Tahá, längs der Indigirka, der sich in der Gegend des Deltaanfangs in die Tundra verliert.

Somit ist die Tiefebene der mittleren Alaseja durch eine Bodenerhebung, die sich von der Indigirka bis fast zur Kolyma in einem Abstande von über hundert Werst

vom Eismeer hinzieht, von demselben getrennt und bildet eine riesige, mit zahllosen Seen angefüllte Mulde. Nach Norden fliessen von dem Pelewoi-Gebirge und seinen Fortsetzungen eine Menge kleiner Flüsse ins Eismeer, von denen zwischen Indigirka und Alaseja besonders der Chára Yrach oder die Wschiwaja, der Schandrón mit seinem Nebenfluss Erbí oder Pilá und der Ulachán Chomossyrach oder Grosse Kowtschetschja allen Mammuthzahnsuchern wohl bekannt sind, weil an ihren Ufern vorherrschend viel der werthvollen Stosszähne dieses Thieres gefunden werden. Der Erbi soll seinen russischen Namen Pilá dem Umstande verdanken, dass nach dem Frühjahrshochwasser seine vom Wasser neuaufgerissenen Uferabstürze derartig reich an Zähnen seien, dass sie wie eine Säge (pila) aussähen. Wenn Letzteres auch nur als Hyperbel anzusehen sein möchte, so ist das doch immer richtig, dass diese Ufer alljährlich von vielen Leuten mit Erfolg abgesucht werden. Sie begeben sich stets im Frühjahr, nach dem Hochwasser, dahin und bezeichnen die Stücke, die sie gefunden haben, durch Einschnitte, jeder Finder mit seinem Zeichen, und lassen sie dann bis zum Herbst liegen, vollkommen sicher, dass Niemand dieselben anrühren werde. Unter solchen Umständen erschien es nicht als befremdlich, dass die Leute ausser den Zähnen und Knochen auch einmal vollständige Kadaver gefunden hatten, und war daher die Hoffnung eines glücklichen Erfolges meiner Reise, namentlich was das zuletzt angemeldete Thier anbetraf, durchaus begründet.

Bezüglich des zuerst gefundenen Mammuths freilich waren die Hoffnungen, die schon von Hause aus keine sehr glänzenden gewesen waren, durch einen Boten, den ich das Jahr vorher hingeschickt hatte, auf ein Minimum reduciert worden. Der F o k a hatte das Thier schon vor einigen Jahren

entdeckt, er hatte ein Bein, d. h. einen Beinknochen, an welchem noch einige Muskelfetzen hingen, aus der Erde hervorstehen sehen; das Jahr darauf hatten Raubthiere das Bein schon fortgeschleppt, er fand aber dafür das andere Bein des Thieres, worauf er seine Meldung machte. Der Jakut Jakob, den ich hingeschickt hatte, sah nur ein Stück Mammuthfell, das aber lose auf dem Boden lag, auf einer ebenen Stufe einer hohen, in den Boden eingerissenen Schlucht, nach seiner Meinung sei das Thier vom Hochwasser erfasst und fortgeschleppt worden. Dann aber fand er weiter unten einen Schädel aus dem Erdreich hervorragen, ohne indessen erforschen zu können, ob derselbe allein daliege, oder ob in der Erde noch ein ganzes Thier oder wenigstens ein ganzes Knochengerüst desselben stecke.

Die Besichtigung des Fundortes ergab Folgendes. Wir befanden uns an einem sogenannten Jar, d. h. an einem Steilufer, das ungefähr zwanzig Faden, also über vierzig Meter hoch sein mochte. Ein kleines Rinnsal, das hier in den Atschygi Chomossyräch floss, hatte in den Absturz eine tiefe Schlucht gerissen, die steil hinunter führte, in ihrer Mitte jedoch, etwas mehr zum Flusse zu, eine Stufe bildend. Das Thier sollte nun gegen 5 Faden oberhalb der erwähnten Stufe gelegen haben.

Jetzt lag jedenfalls kein Thier dort und hatte auch höchst wahrscheinlich früher keines daselbst gelegen; der Tunguse hatte sich durch aus dem Erdreich hervorragende Beinknochen, an welchen noch Muskel- oder Hautfetzen anhingen, täuschen lassen. Nach Beschaffenheit des Terrains konnte so etwas sehr leicht vorkommen: dass das Land herum voll Mammuthknochen und Stosszähnen steckt, ist ja unzweifelhaft. Da nun die Fundstelle sich gerade in dem Bette des kleinen Rinnsals fand, das die Kluft ausgewaschen hatte,

so liegt kein Grund vor zu bezweifeln, dass Bein- oder sonstige Knochen ausgewaschen wurden und somit den Anschein gewannen, als läge in der Erde ein Skelet auf dem Rücken und strecke die Beine von sich. An der Stelle und in der Nähe befanden sich allerdings Mammuthknochen, mächtige Beinknochen, noch theilweise mit stark verwitterten Muskelfasern und Sehnenresten behangen; aber es waren das nicht Theile eines und desselben Thieres, sie hatten ganz das Aussehen zufällig zusammengemischter Knochenstücke. Dann befand sich auch der Ort, wo das Thier gelegen haben sollte, hoch über der höchsten möglichen Frühjahrsfluth des Flusses, es konnte dasselbe folglich, wenn es sich überhaupt daselbst befunden hätte, nicht fortgeschwemmt worden sein, dazu war das Rinnsal zu schwach, es konnte ein Skelet wohl aber neu verschlammen. Wir gruben also nach und zwar so tief, bis wir auf gefrorenen Grund stiessen, es erwiesen sich aber nirgends Spuren eines Skelets. Nicht weit von der Stelle, wo wir gegraben hatten, fanden wir, auch im weichen ungefrorenen Boden, ein grösseres Stück Mammuthfell, gegen zehn Fuss lang und fünf bis sechs Fuss breit. Dasselbe war so gequollen, dass die Haut selbst ohne Haarwuchs eine Dicke von dreiviertel Zoll hatte; aber trotz dieser Dicke war es so morsch, dass es sehr stark zerfetzt und zerrissen worden war und sich nur mühsam ordentlich auf dem Boden ausbreiten liess. Es war noch mit Haar bedeckt, und ich vermuthe, dass ich es mit dem Rückenstück zu thun hatte, da sich an einzelnen Stellen, trotz Schmutzes und Zerrissenheit deutlich ein längerer Haarwuchs erkennen liess. Es hatte ganz den Anschein, als liefe über das Stück ein Streifen Fell, das viel mächtiger behaart war, dessen lange Kammhaare 7 bis 8 Zoll erreichten, und dass zu beiden Seiten dieser Streifen allmählich in

den übrigen Haarwuchs sich verlor. Ich glaube daher, dass das Stück, wo das längste und dichteste Haar sass, sich auf dem Widerrist befand, und dass diese Dichtigkeit und Länge, nach beiden Seiten zu den Schulterblättern hin abnahmen. Ich konnte am Fell mit grosser Sicherheit drei Haarsorten unterscheiden, erstens ein schmutzig-gelbliches Wollhaar, das ähnlich dem Wollhaar, wie es die sibirischen Pferde im Winter bekommen, dem Thiere Schutz gewährt haben muss gegen die grösstmöglichsten Kältegrade, dann ein längeres röthlich-braunes Deckhaar von ungefähr anderthalb Zoll Länge, dasselbe bedeckt an Stellen, wo das Fell gut erhalten war, das Wollhaar vollständig, ebenso wie das noch jetzt der Fall bei allen Pelzthieren ist, und drittens ein schwarzes Mähnenhaar, das, wie gesagt, stellenweise 7—8 Zoll wurde, stellenweise aber auch nicht viel länger war als das röthlich-braune Deckhaar. Gerne hätte ich das ganze Stück mitgenommen, aber es war einerseits sehr gross und schwer und andererseits derartig von Feuchtigkeit durchdrungen, dass es in solchem Zustande unmöglich mitgenommen werden konnte. Der Haarwuchs namentlich war wohl vorhanden, ja sogar auffallend vollständig vorhanden; aber die Haare sassen alle in der Epidermis, letztere jedoch löste sich leicht von der Lederhaut. Man konnte, wenn man einen Schopf Haare mit den Fingern erfasste, denselben sofort ohne jegliche Anstrengung mit einer papierdünnen Epidermis vom Leder abheben, es war also als ganz sicher anzunehmen, dass das Hautstück, in feuchtem Zustande mitgenommen, sämmtliche Behaarung verlieren und somit vollkommen werthlos werden würde. Vom Trocknen aber konnte keine Rede sein: wir vermochten mit Mühe und Noth soviel Gestrüpp und Treibholz auszutreiben, dass man einen kleinen Kessel zum Kochen brachte, an irgend ein Trocknen nass gewordener

Gegenstände, konnte, falls der Wind das nicht übernahm, in keiner Weise gedacht werden. Ich begnügte mich daher mit zwei Stücken Fell, die ich aus dem besterhaltenen Theile der Haut ausschnitt und vorsichtig, die Haare nach innen, zusammenrollte, in der Hoffnung, dass, wenn man dieselben auseinanderrollte, die Epidermis das Haar so festhalten werde, wie es auf der Haut aufgesessen hatte. Dann schritten wir zur weiteren Untersuchung des Ortes und fanden auch bald den Schädel, von dem der Jakut gesprochen hatte. Derselbe sass auf der Stufe, die den steilen Abhang in zwei ungleiche Theile, einen längeren oberen und einen kürzeren unteren theilte. Der Schädel sass fest im gefrorenen Erdreich, nur ein kleiner Theil desselben war sichtbar und die Annahme nicht ausgeschlossen, dass an ihm ein Skelet hängen könne. Zuerst musste das Wasser, das von oben herabrieselte, fortgeschafft werden; wir gruben also dem Flüsschen einen neuen Weg seitwärts und griffen dann zu den Hauen, um das gefrorene Erdreich zu beseitigen. Das ging nur langsam, denn der gefrorene feine Schlamm, aus welchem der Abhang bestand, setzte der Arbeit viel Widerstand entgegen. Als es zu dunkeln begann, sperrten wir das von uns gegrabene Flussbett und liessen das Wasser die Nacht durch auf die gefrorene Erde, in welcher der Schädel steckte, einwirken. In Folge dessen war es am anderen Tage etwas leichter zu graben und zu hauen, so dass wir den Schädel bald heraus hatten. Er war stark verletzt, schien überhaupt einem noch jungen Thiere angehört zu haben und stand in keiner Verbindung mit einem Knochengerüst, auch fehlte die Kinnlade. Es liess sich genau feststellen, dass der Schädel in festgeschichtetem Lehm gebettet gewesen war und dass sich, als man ihn fortgeschafft, die Schichtung im Erdreich fortsetzte, also dahinter

kein Skelet sein konnte. Nun war hier mit Graben nichts mehr zu thun; ich photographierte noch den Abhang und einen riesigen Block aus Moos und gefrorener Erde, der an einem verhältnissmässig dünnen Halse von der Grasnarbe oben frei in die Luft ragte, so dass es aussah, als könne er jeden Augenblick in die Schlucht stürzen. Er hielt aber während unserer Arbeiten aus und befindet sich möglicherweise noch jetzt dort.

Um nun die Stücke, die ich nicht mitnehmen konnte, aufzubewahren, falls man dieselben doch wünschen sollte, nahm ich gegen sechs Faden vom Abhange eine Grube auf, gegen vier Fuss im Quadrat. Zuerst fand sich 14 Zoll aufgethautes Erdreich, dann gegen 6 Zoll gefrorene Erde und schliesslich reines Eis. Die Grube wurde gegen vier Fuss tief ausgegraben oder vielmehr in festes Eis gehauen, das die Wände derselben von allen vier Seiten umgab, nur eine Kante bestand ihrer ganzen Lage nach aus gefrorener Erde. Innerhalb des festen Eises zog sich noch in einer Wand ein schräger Erdstreifen von gegen drei Zoll Mächtigkeit hin. Das Eis war fest und hart, splitterte unter der Haue, wie frisches Flusseis und hatte in keiner Weise die Neigung in strahlenförmige Spiesse zu zerfallen, wie man das bei Eisblöcken bemerkt, die eine zeitlang der Frühjahrssonne ausgesetzt gewesen sind. Dabei aber war es von einer unglaublichen Menge feiner Blasen durchsetzt, die, wo ihre Anzahl etwas geringer war und sich leichter übersehen liess, stets schnurgerade, vertikale Linien bildeten. Durchsichtig war das Eis nicht, was aber in diesem Fall von der Masse der Luftblasen herzurühren schien. In diese Grube wurde der Schädel, die Beinknochen mit daranhängenden Muskel- und Sehnenfasern und die übriggebliebene Oberhaut gelegt, dann eine zweite Grube ausgesenkt, die in reines Eis geschlagen

wurde, und mit dem so gewonnenen kalten Eise, die erste Grube ganz gefüllt, dann kam ein Moos- und Erdhügel und oben drauf ein Kreuz. So bezeichnet, kann der Ort durch jeden Russen von der Indigirka leicht wieder aufgefunden werden.

In der Schlucht selbst haben wir kein Bodeneis gefunden, die Seiten derselben bestanden aus von oben nachgestürztem Erdreich, und wo wir nach dem Schädel gruben, war offenbar in der Erde kein Eis.

Nun musste aber geeilt werden, alle Tage hatten wir mehr oder weniger Sprühregen, die Flüsse fingen an zu steigen, wir mussten also befürchten den Schandrón, an welchem das zweite Thier liegen sollte, nicht mehr durchreiten zu können.

Wir hatten bis dahin gegen vierzig Werst rein westlich zu reiten. Hier im Gebirge war der Boden allerdings etwas fester, so dass die Thiere leichter gehen konnten, aber mit Besorgniss hatten wir bemerkt, dass sie trotzdem anfingen von Kräften zu kommen. Daran war offenbar die schlechte Weide schuld: das harte Gras, das ihnen im Sommer nur noch gemundet hatte, schien jetzt im Herbst ungeniessbar geworden zu sein; sie frassen es wohl, aber nur weil eben kein anderes zu haben war, der Nährwerth desselben war jedoch ein zu geringer geworden, — die Kräfte nahmen ab. Wir ritten diese vierzig Werst vorherrschend durch Hügelland, um uns hatten wir höhere Bergrücken, namentlich nach Süden und Osten, brauchten jedoch nicht dieselben zu übersteigen. Trotzdem aber befanden wir uns umgeben von Kekuren oder Steinpfeilern, denselben, die uns schon von ferne sowohl bei Cap Kekurnyi, als auch auf anderen Bergrücken in der Nähe der Eismeerküste und schliesslich auf den beiden Schafbergen aufgefallen waren. Dort hatte es den Anschein gehabt, als sässen sie stets auf den höheren Berg-

rücken oben auf, hier jedoch erwies es sich, dass sie, obwohl sie vorherrschend in grösserem Maasse die Rücken krönten, doch auch allenthalben im Thal vereinzelt vorkamen. Sie hatten die wunderlichsten Formen, es gab Pfeiler, die eine Höhe von vier und mehr Faden hatten, und auch solche, die nicht viel grösser waren als die erratischen Blöcke der Ostseeprovinzen. Meistentheils waren die Füsse dieser sonderbaren Gebilde dünner als ihr oberer Körper, ja es kamen solche Kekuren vor, an denen man vorbeireitend das Gefühl hatte, ob es nicht besser sei, einen Umweg zu machen, denn der Koloss stand auf so schwachen Füssen, dass er jeden Augenblick hätte zusammenstürzen müssen. Sie ragten meistentheils unvermittelt aus der Rasen- und Moosdecke hervor und bestanden, so viel ich bemerken konnte, aus Granit, dessen Quarzkrystalle rauchgrau gefärbt waren und in dem der Glimmer sehr sparsam auftrat. Sie waren scharfkantig, doch etwas verwittert, der Fuss jedoch erwies sich in der Regel als geschliffen. Bei einigen der Säulen war der Fuss so zierlich ausgebuchtet rundgeschliffen, dass ein Steinschleifer keine schönere Hohlkehle hätte zu Stande bringen können. Man musste annehmen, dass der untere Theil der Pfeiler, oft in einer Höhe von gegen einem Faden der langdauernden Einwirkung der Meereswellen ausgesetzt gewesen wäre. Zugleich fiel der Umstand sehr auf, dass eine solche schleifende Einwirkung der Wellen sich nicht in Einklang bringen liess mit der jetzigen Configuration der Oberfläche. Ich habe nämlich dieselbe nicht nur auf den hochstehenden Pfeilern gefunden, sondern auch bei solchen, die viel tiefer im Thal standen, meistentheils aber war nur der untere Theil, nie über einen Faden von der Oberfläche an, geschliffen. Höher zeigten alle Pfeiler, die ich gesehen habe, scharfe, nur etwas verwitterte Kanten und Vorsprünge (72).

Den 14. August Abends erreichten wir den zweiten Fundort. Am rechten Ufer des Schandrón befand sich die Grube, in welcher das abgebrochene Bein aufbewahrt worden war. Wir holten es heraus und fanden, dass es gegen anderthalb Arschin,* also einen Meter lang und am Knie abgebrochen war. Frisch jedoch war der Bruch nicht, denn der Knochen zeigte an der von Haut entblössten Bruchstelle die tiefbraune Färbung, die alte Mammuthknochen und Stosszähne in der Erde anzunehmen pflegen. Etwas unter der Bruchstelle begann die Haut, hatte aber zuerst kein Fleisch unter sich, sondern lag fest am Knochen auf; dann aber wurde das Bein dicker und lief schliesslich in den Fuss aus, der die normale Form hatte und an welchem noch eine Hornzehe aufsass. Der Jakut behauptete, es seien zwei dagewesen, die andere sei damals abgebrochen, aber auch in die Grube geworfen worden, wir konnten sie aber trotz allem Suchen nicht finden. Die eine Zehe, die uns geblieben war, die sich aber auch leicht ablöste, da sie nur vermittelst feiner Hornlamellen an ihrer inneren concaven Seite sich am Fuss festhielt, ist uns schliesslich auch noch verloren gegangen. Bald fanden wir eine seichte Stelle, die uns gestattete durch den sonst tiefen Fluss zu reiten und waren nun am richtigen Ufer. Es war mittlerweile so dunkel geworden, dass ich den Fundort nicht besehen wollte, um nicht im Dunkel etwas zu thun, was sich später als schädlich hätte erweisen können. Am anderen Tage brachte uns der Jakut an die Stelle, wo die Rippe richtig in der Wand steckte. Der Ort bildete einen kleinen halbrunden Kessel, oben sah man unter der Grasnarbe Bodeneis gegen eine Arschin dick, dann folgte schwappiger Schlamm, der zum Fluss in schräger Richtung hinunterführte. Die Höhe der Kesselwand mag gegen sechs Faden betragen haben; in der einen Seitenwand gegen einen

Faden über dem Niveau des Flusses und ebenso weit unter der Oberfläche der hier schon niedrigen Wand stak die Rippe im Erdreich. Während ich die Stelle betrachtete, war einer der Kosaken auf die Wand geklettert und rief mir zu: «wie soll aber hier ein Mammuth Platz haben, wenn es ein so grosses Thier ist, wie Sie sagen». Ich folgte ihm und sah nun wohl auf den ersten Blick, dass wir umsonst unsere Reise gemacht hatten und eigentlich gleich nach Hause fahren konnten. Auf der anderen Seite befand sich ein ebensolcher Kessel, nur viel älterer Entstehung, denn er war schon ganz mit Grasnarbe bedeckt, das Bein hatte folglich in der hier nur gegen eine Arschin dicken Gräte gesteckt, die beide Kessel von einander trennte. Es war zweifellos, hier konnte sich kein Thier befunden haben, die Bruchfläche des Beines, das ich besass, war offenbar ganz alt, also war hier nichts. Indessen ist man auf der Reise, namentlich wenn man Unfall auf Unfall erfahren hat, wie das uns bisher während unserer ganzen Unternehmung in so reichem Maasse zu Theil geworden war, nicht mehr unbefangen genug, sich zu sagen, dass es das Vernünftigste wäre, nicht unnützer Weise noch mehr Zeit zu verlieren, sondern sich aufzumachen und fortzugehen. So hielt ich damals gegen meine bessere Einsicht den Gedanken fest, hier habe ein Thier gelegen, sei aber vor meiner Ankunft fortgeschwemmt worden, und habe das auch noch in meinem ersten Bericht an die Akademie, der noch unter dem Eindrucke meines Misserfolges abgefasst wurde, aufrecht erhalten. Jetzt will ich gerne zugeben, dass das ein Unsinn war und Herr von Schrenck unzweifelhaft Recht hat, wenn er meint, es seien nur zusammengeschwemmte Reste gewesen, die ich daselbst auflas, — man wird eben ärgerlich, wenn man nicht nur unnütze Arbeit gemacht hat, sondern um derselben willen andere Gelegenheiten ver-

passt, wo man mit Erfolg seine Zeit hätte anwenden können.

Da sich nun der zweite Kessel nicht fortschaffen liess, auch sein Alter durch die feste Narbe auf nicht unter 15 Jahre geschätzt werden konnte, so nahm ich an, das Thier habe auf dem Rücken gelegen, dann konnte es in der rasch breiter werdenden Gräte wohl noch Platz haben. Ich begann also den Kamm vorsichtig abzutragen. Zuerst traf ich, wie das auch natürlich war, auf durchwühltes Erdreich, es waren grosse Schollen, die vom Wasser aufgewühlt gewesen und dann wieder aneinander gefroren waren. In ihm fand ich ein zweites Bein, oder vielmehr nur das untere Stück eines solchen. Die Platte selbst hatte einen bedeutend grösseren Durchmesser, als die des zuerst gefundenen Beines, dann aber war sie abgebrochen und beim Abbrechen auch gedreht worden, so dass die Knochenstücke gegen einander stark verschoben waren. Sowohl Haut, als auch Muskeln waren noch vorhanden, Behaarung aber nur an einzelnen, wenigen Stellen anzutreffen, ganz so, wie das ja auch beim zuerst aufgefundenen Bein der Fall war. Die Behaarung war eine kurze, straffe, von gelblich-bräunlicher Farbe, wie das an den Beinen der Thiere stets zu sein pflegt.

Nachdem das Bein herausgegraben und sämmtliche Schollen abgetragen waren, kamen wir auf eine feste Schicht, aber noch auf keine geschichtete. Dieselbe ging in schräger Richtung zum Flusse zu und bestand in einer Mächtigkeit von gegen drei Zoll, aus grauem Lehm und Mammuthhaar durcheinander gemischt. Es hatte ganz das Aussehen, als sei hier ein Thier von oben herab zum Flusse gerutscht und habe hier der Fäulniss wegen nur lose sitzendes Haar im Lehm stecken lassen. Nach dieser Schicht kam fester, geschichteter Boden, in welchem ich noch einige Zeit eifrig

nachgrub, dann aber die Arbeit als ganz vergeblich aufgab. Unter dem gefundenen Haar fand sich aber solches, das die Länge des Mähnenhaares der Pferde hatte und deshalb mit dem Bein zusammen eingepackt wurde, da ich beim früher gefundenen Hautstück so langes Haar nicht bemerkt hatte.

Mit dem Mammuth war ich nun fertig. Das Ufer des Schandron bot aber noch eine interessante Erscheinung, die ich etwas näher untersuchen wollte, weshalb ich daselbst noch einige Tage verweilte. Der Fluss machte an der Stelle einen mächtigen Bogen nach Westen, wir befanden uns am Ostende dieser Schlinge und hatten einen gegen anderthalb Werst langen, nach Süden gerichteten, der Sonne durchaus ausgesetzten Abhang von etwa 10 Faden Höhe vor uns. Der Fluss hatte diesen Abhang in seiner ganzen Länge angefressen, das weiter nach Westen liegende Stück desselben schon vor längerer Zeit, so dass die eingestürzten Kessel schon mit Grasnarbe bedeckt waren, das nach Osten liegende Stück war neueren Datums, so dass die Zerstörung noch ununterbrochen vor sich ging, mit Ausnahme einzelner kurzer Strecken, wo sie, wie der neben dem Fundorte befindliche Kessel zeigte, auch schon ihren Abschluss gefunden hatte. In sehr vielen dieser noch im Abschmelzen begriffenen Kessel fand sich Bodeneis von stellenweise sehr grosser Mächtigkeit (73).

Vor Allem untersuchte ich einen grossen Kessel, an welchem ich die Mächtigkeit der Eisschicht, die gleich unter der Grasnarbe begann, zu $1\frac{1}{2}$ Arschin, also um eine halbe Arschin weniger als vier Faden messen konnte. Derselbe bot einen sonderbaren Anblick. Er bestand aus einem grossen Kreisabschnitt, war also in der Mitte, an der höchsten Stelle, vier Faden hoch, nach den Seiten senkte er sich bis ungefähr

auf die Hälfte dieses Maasses. Das Profil bestand aber keineswegs ausschliesslich aus Eis: gleich neben der Stelle, wo ich letzteres gemessen hatte, schien das Eis durch einen gegen anderthalb Faden breiten, senkrechten Erdkörper unterbrochen, der eine ziemlich regelmässige, horizontale Schichtung zeigte. Links in einiger Entfernung befand sich im Eise ein ebensolcher Erdkörper, der aber nur gegen anderthalb Faden tief reichte, worauf wieder reines Eis folgte. Noch weiter links reichte das Eis nicht bis an die Grasnarbe hinan, sondern zog sich in welliger Linie ungefähr einen halben Faden, bald mehr bald weniger unter derselben hin, der Zwischenraum war mit Erde gefüllt, die aber keine horizontale Richtung hatte, sondern eine solche, die in paralleler Linie der Figuration der Eisoberfläche folgte. Rechts von dem grossen, oben erwähnten Erdkörper befand sich in einiger Entfernung ein etwas breiterer, ebensolcher, nur niedrigerer, weil hier der Kessel sich schon senkte, dann folgte, wieder durch Eis getrennt, ein unter der Grasnarbe befindlicher Erdkörper, gegen einen Faden mächtig, dann erst folgte das Eis. In beiden Erdkörpern, war die Schichtung eine horizontale. Das rechte, östliche Ende dieses Kessels schloss zum benachbarten Kessel mit einem Erdkegel, der sich ans Eis anlegte und dessen Grasnarbe mit der Gesammtnarbe der Oberfläche noch zusammenhing. Ich liess nun zuerst diese Narbe abtragen und fand, dass der Kegel, der auch horizontal geschichtet war, sich fest an die Eiswand anschloss. So wie das kleine Stück Narbe, das auf dem Erdkegel auflag, entfernt worden war, zeigte sich gleich hinter demselben unter der übrigen Narbe wieder reines Eis. Um mich nun zu überzeugen, ob der zuerst erwähnte vertikale Erkörper einen durchgehenden Spalt im Eise bilde, oder nur in dasselbe eingebettet war, liess ich einen Faden vom Rande

des Kessels entfernt eine Grube vom einen Faden Seitenlänge einsenken, gerade über der Grenze zwischen Eis und Erde. Ich fand eine aufgethaute Erdschicht von gegen 16 Zoll Mächtigkeit, eine gleich starke Schicht grauen Thons, die gefroren war, und dann reines Eis, es war somit klar, dass der genannte grosse Erdkörper nur ein Erdeinschluss in festem Eise war. Das Terrain stieg vom Abhange bergan, die Grube hatte also zwei ansteigende Seiten, unter der Erdschicht stieg aber das Eis in gleicher Weise an, so dass die erstere allenthalben die gleiche Mächtigkeit vom 18 Werschok (circa 32 Zoll) zeigte, die Bodenoberfläche also in ihrer Contour der Oberfläche des Eises entsprach. Ausser dieser einen Grube habe ich dann noch einige andere in verschiedene Stellen des Hügels, dessen Abhang vom Fluss angefressen war, eingesenkt und dabei stellenweise reines Eis, stellenweise Erde angetroffen, der Eiskörper, der den Hügel bildet, schliesst also offenbar in seinem ganzen Verlauf Erdkörper von verschiedener Grösse und Form in sich.

Dann untersuchte ich einen zweiten Kessel. Da sich hier der Hügel schon sehr gesenkt hatte, so war der Absturz ein viel niedrigerer, er fiel auch dadurch auf, dass die Eiswand keine ganz gerade war, sondern schräg von oben nach unten sich ausschweifte, so dass der Fuss über einen Faden vorragte. Durchgehende Erdkörper fanden sich hier nicht, wohl aber reichte das Eis an drei Stellen nicht bis zur Grasnarbe hinan, sondern zeigte drei Ausbuchtungen. Die eine, kleinere, hatte eine rein convexe Gestalt, und in Folge dessen wies das Erdreich, das sie ausfüllte, bis an die Narbe parallele convexe. Schichten, die nach oben zu immer kleiner wurden, genau so als sei die Erde regelmässig in gleich dicken Lagen aufgeschüttet worden. Die beiden anderen Ausbuchtungen waren länger, hatten aber eine sehr vielfach ausge-

bogene Oberfläche, der auch hier die Erdschichten, die sie ausfüllten, in parallelen Linien folgten. Ferner fanden sich hier mehrere Erdkegel, die sich, wie das beim ersten Kessel schon erwähnt war, an die Eiswand anschlossen. Offenbar waren dieselben auch gänzlich von Eis umgeben gewesen, dann aber durch das allmähliche Zurückschmelzen desselben freigelegt worden. Hing aber der oben erwähnte Kegel an seiner Rückwand noch ganz am Eise, ja war seine Grasnarbe noch mit der allgemeinen verbunden, so war das hier nicht mehr der Fall. Am Fuss freilich sass sie noch fest an und theilweise in der Eisschicht, ihr oberer Theil war aber schon frei; in Folge dessen zeigte er aber auch keine regelmässige Schichtung mehr, sondern war in sich zusammengesunken und sah aus, als sei er aus einzelnen Schollen zusammengesetzt, die unregelmässig auf einander gestülpt zu sein schienen. Das Erdreich enthielt aber eine Menge Eistheilchen und musste, nachdem dieselben herausgeschmolzen waren, nothwendig zusammensinken und damit sein früheres regelmässiges Gefüge verlieren.

Am zweiten und dritten Tage unseres Aufenthaltes am Schandron stellte es sich heraus, dass ich mich auch ohne jene erste Grube, die oben erwähnt wurde, hätte überzeugen können, jener vertikale Erdkörper sei keine Unterbrechung des Eises, sondern von demselben umschlossen. Schon den folgenden Tag stürzte ein Theil desselben ein, und am Tag darauf war er ganz herabgestürzt, bildete am Fuss einen Erdkegel und machte die hinter ihm befindliche Eiswand frei. Wie weit aber das Eis sich unter der am Fusse desselben befindlichen Lehmschicht fortsetzte, ja ob es sich überhaupt weiter fortsetzte, habe ich nicht erfahren können. Erst schien es mir, wenn ich mit einer Stange in den schwappigen Lehm stiess, dass ich schliesslich auf den Eiskörper aufstiess,

so hart und fest schlug die Stange an. Aber bei einer anderen Gelegenheit konnte ich mich überzeugen, dass die Stange auf gefrorene Erde eben so hart aufstiess, es sich somit nicht behaupten lässt, ich habe damals das Eis wieder erreicht.

Noch eines der Profile, die ich untersuchte, will ich erwähnen, weil ich daselbst das Eis in zwei, allem Anschein nach von einander getrennten Schichten antraf. Der Absturz war an der Stelle ziemlich hoch. Unter der Grasnarbe war die Eisschicht gegen zehn Fuss mächtig und hatte vor sich einige Erdkegel, die mit dem Fuss noch am Eise anhingen. In der darauf folgenden Schlammschicht befanden sich aber mehrere derartige Kegel schon von älterer Bildung, die theilweise bereits mit Pflanzenwuchs bedeckt waren. Auf diese horizontale Stufe folgte hier aber nicht, wie es sonst stets der Fall war, das Niveau des Flusses, sondern es folgte ein zweites Profil, zwar von weit geringerer Höhe, welches aber auch eine Eisschicht blosslegte, dann erst senkte sich der Boden in schräger Richtung zum Fluss.

Betrachtete man, am Ufer hinschreitend, die Profile, die noch im Abschmelzen begriffenen, so wie auch die schon längst sich in Ruhe befindenden, so konnte man sich leicht den Gang des ganzen Processes erklären. Der Fluss reisst beim Eisgange das Ufer ein, in Folge dessen bildet sich ein Absturz, der, wenn er sich in dem nächsten Jahre vergrössert, das Innere des Hügels, den Eiskern blosslegen muss. Damit beginnt das Schmelzen des letzteren und schreitet allmählich immer weiter fort, so dass sich jener weit ausgebuchtete Kessel bilden musste. Dabei stürzt aber einestheils die obere Narbe nach und häuft sich am Grunde des Kessels an, ferner bilden sich aus den vom Eise eingeschlossenen Erdkörpern kegelförmige Erdhaufen, deren

Zahl sich stetig vermehrt, bis schliesslich die durch das abgestürzte Erdreich gebildete Schlammschicht so hoch anwächst, dass sie den Eiskörper bedeckt und somit vor weiterem Abschmelzen bewahrt. Da der Fluss während des Frühjahrswassers das jetzt stark abgeschrägte Ufer nicht mehr anfrisst, so tritt an demselben Stillstand ein, die Schlammoberfläche bedeckt sich mit Grasnarbe und mit der Zeit bietet der Kessel den Anblick einer schräg zum Flusse sich senkenden Böschung, bedeckt mit scholligen, aber begrasten Erdkegeln. Ganz so sehen auch diejenigen alten Kessel des Schandron-Ufers aus, bei welchen die Vergrasung schon eingetreten war.

Was nun das Eis selbst anbetrifft, so hatte es meistentheils an den Abstürzen eine graue schmutzige Farbe, weil von der überhängenden Grasnarbe stets Schlamm über dasselbe floss. Hieb man aber ein Stück Eis heraus, so war es klar und hell, aber ebenso mit in vertikalen Reihen stehenden kleinen Luftbläschen angefüllt, wie das schon am Kleinen Chomos-Yräch beobachtet wurde. Ferner konnte man hier noch eine Erscheinung bemerken, die mir wenigstens am Chomos nicht aufgefallen war, obwohl sie, wie ich vermuthe, auch dort vorhanden sein muss. Im dem an und für sich klaren Eise bemerkt man nämlich vielfach Spalten, in welchen sich eine ungemein dünne Schicht sehr feinen Schlammes befindet. Wird daher ein Stück Eis aufgethaut, so ist das Wasser nie so klar wie das Eis es war; weil es durch jenen Schlamm getrübt wird. Die Spalten waren ausserordentlich fein und die Lehmschicht im Folge dessen sehr dünn, wie man bemerken konnte, wenn es gelang ein Eisstück nach diesen Spalten auseinanderzuschlagen. Dennoch genügte die geringe Menge, um das Schmelzwasser merklich zu trüben.

An dem Ufer des Schandron, an welchem wir uns be-

fanden, reichte die angefressene Schicht nicht weiter, als wie schon angeführt, anderthalb oder zwei Werst; wir haben aber auf unserem Wege zum Pelewoi-Gebirge, ehe wir den Chilimilngä erreichten, noch an einigen Stellen anstehendes Bodeneis angetroffen, und zweimal noch fanden wir jene mit Grasnarbe bedeckten, wie aus Schollen zusammengesetzten kegelförmigen Erdhaufen, die wie eine Kolonie riesiger Ameisenhaufen aussahen.

Wie aber entstand jenes Eis, das ich selbst in einer Strecke von einigen Hundert Werst hier und da hatte zu Tage treten sehen und das, wie die Bewohner von Russkoje Ustje und von Oshogin an der Indigirka mir vielfach versicherten, in der Tundra eine sehr häufige Erscheinung ist, so häufig, dass sie fast stets sicher sind, für ihre im Herbst gefangenen Fische und Gänse solche natürliche Eiskeller ausgraben zu können. Es ist also mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass unter den welligen Hügeln, die die Tundra der Eismeerküste bedecken, sich ein weit ausgedehntes Eisfeld befindet, ja es unterliegt keinem Zweifel, dass sich das Bodeneis nach Süden auch noch in das Gebiet des Waldwuchses hinein fortsetzt.

Wrangell, Hedenström und andere Besucher des Hochnordens haben uns erzählt von Eisschichten, die sie im Flussufer angetroffen haben. Solche mit Erdschichten abwechselnde Eisschichten habe ich nicht nur in der Nähe des Eismeeres, sondern viel südlicher mitten in Waldwuchse an den Ufern des Sselegnäch angetroffen. Ihr Entstehungsgrund lässt sich aber leicht erklären: das Wintereis, das am Ufer, namentlich wenn dasselbe ein Flachufer ist, fest anfriert, löst sich nicht immer gleich ab, wenn der übrige Fluss schon ins Treiben gerathen ist. Stürzt nun ein Theil des Uferabhanges ein und bedeckt die noch festsitzende Eisdecke, so ist dieselbe

für alle Zeit geborgen, und falls sich derselbe Vorgang noch einige Male wiederholt, so bildet sich ein Uferprofil mit abwechselnden Eis- und Erdschichten. Das hat aber nichts gemein mit jenen Eisbergen von grosser Mächtigkeit und meilenweiter Ausdehnung. Letztere können meines Erachtens nur aus Schneefeldern entstanden sein. Gegenwärtig kennt die ganze Nordküste Sibiriens keine den Sommer überdauernden Schneefelder, selbst bis Cap Tscheljuskin hinauf ist die Erdoberfläche im Sommer vom Schnee entblösst und mit einer Pflanzendecke versehen. Wer aber die Tundra im Sommer bereist hat, der kann bezeugen, wie lange der Schnee derselben den Wirkungen der Sonnenstrahlen widersteht und wie kurz schliesslich nur die Zeit ist, während welcher die Oberfläche wirklich vollkommen schneefrei daliegt. Aber auch gegenwärtig giebt es in der Tundra nicht wenig Stellen, wo der Schnee, wenn auch nur in kleinen Partien, faktisch übersommert. Ich will hier nicht der mit tiefem Schnee angefüllten engen Schluchten gedenken, das sind zu entschiedene Ausnahmsbedingungen, als dass man dieselben in Betracht ziehen könnte. Ich will nur erwähnen, dass ein nach Norden gerichteter Abhang, eine muldenförmige Vertiefung oder eine andere Bodenfiguration, an welcher der Schnee etwas mächtiger sich ansammelt, als das sonst umher der Fall sein konnte, genügend sind, denselben bis tief in den Juli hinein ungeschmolzen zu erhalten, ja bei etwas kühlen Sommern ihn auch übersommern zu lassen. Und doch sind das nur kleine unbedeutende Schneeflecken inmitten eines stark von der Sonne erwärmten Erdbodens.

Durchschnittlich beträgt die Schneedecke im Jakutskischen Gebiet 21 Zoll, an der Küste des Eismeeres dürfte dieselbe wohl etwas mächtiger sein, aber im Grossen und Ganzen wird sie 28 Zoll Mächtigkeit im freien Felde wohl kaum

überschreiten. Um eine solche Schneeschicht fortzuschaffen, genügen meistentheils die Monate April und Mai, zu Anfang Juni ist das Meiste gethan und nur geschützte oder mächtigere Schneestücke dauern in den Juli hinein. Es ist aber die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass der Schnee anstatt 28 Zoll fünfzig und mehr Zoll mächtig die Tundra bedeckt. Wie würde sich die Sache dann gestalten? Es ist sehr fraglich, ob die Sonne im Stande sein würde, solche Massen in einem Sommer fortzuschaffen, besonders wenn sich zum starken Schneefall im Winter ein bewölkter und kalter Mai und Juni gesellen. Die Menge von Wärme, die beim Schmelzen des Schnees gebunden wird, ist sehr gross, und die Sonne überwindet sie doch nur unter Beihülfe der von ihr schon früher blossgelegten Bodenfläche. So lange die Schneedecke noch intakt daliegt, geht es mit dem Schmelzen, trotz der sengenden Sonnenstrahlen, immer sehr langsam vorwärts, man merkt kaum ein Zusammensinken des Schnees, und was am Tage thaut, friert in der Nacht wieder. Sobald sich aber innerhalb der weissen Decke einzelne schneefreie Punkte gebildet haben, auf welchen durch irgend einen Umstand der Schnee weniger stark gelegen hatte, geht die Sache reissend vorwärts. Die Erdoberfläche wird erhitzt, und von ihr aus schmilzt jetzt der Schnee rascher, als er das unter dem direkten Einfluss der Sonne thut. Diese mächtige Hülfe fällt aber fort oder kommt erst sehr spät, wenn die Erde nicht eine Arschin sondern zwei Arschin hoch mit Schnee bedeckt wäre, und ein solcher Fall könnte auch unter den heutigen Verhältnissen alle Jahr eintreten. Bleibt aber ein Theil des Schnees über Sommer, so kann darauf sehr leicht ein schneereicher Winter folgen, denn bei der durch den über Sommer liegengebliebenen Schnee bedingten niedrigen Lufttemperatur

würde in der hohen Breite im Herbst, d. h. Ende Juli und August, anstatt des Regens Schnee fallen. Es ist also durchaus nicht unwahrscheinlich, dass eine abermalige Schneeschicht von zwei Arschin oder mehr Mächtigkeit den Boden bedecken könne; unter solchen Umständen aber dürfte dieselbe von der Sonne nicht mehr überwunden werden: es hätte eine Schneeperiode begonnen, die erst unter dem Einfluss ganz besonders günstiger und lange günstig andauernder Temperaturverhältnisse wieder schwinden dürfte. Es scheint mir somit der Eintritt einer Schneeperiode unter den jetzt bestehenden Temperatur- und Niederschlagsverhältnissen der Erde als sehr möglich, eben wegen der von der Sonne nur sehr schwer überwindbaren verhältnissmässig geringen Schneemengen, die unter gewöhnlichen Verhältnissen jetzt alljährlich im Hochnorden herunterkommen. Es ist aber nur die Möglichkeit einer solchen Schneeperiode zuzugeben, alle übrigen von mir beobachteten Erscheinungen erklären sich dann ohne Schwierigkeit, während man sich ohne Annahme einer solchen in keiner Weise das Entstehen einer über Hunderte von Wersten sich ausdehnenden Eisschicht, die sich über Hügel und Thäler erstreckt, klar machen kann. Man braucht nur erlebt zu haben, welche Umwälzungen der Sturm schon unter den jetzt bestehenden Schneeverhältnissen hervorbringt, wie er im Verlauf eines halben Tages ein spiegelglattes Schneefeld, das so hart ist, dass weder Schlitten noch Menschen beim Beschreiten und Befahren desselben irgend welche Spuren zurücklassen, ganz durchwühlt und zersetzt: an einzelnen Stellen tritt der Erdboden ans Tageslicht, an anderen erheben sich hohe Schneeberge, die Fläche ist verschwunden, man glaubt in hügeligem Terrain zu sein. Hat man das einmal angesehen, so wird es nicht mehr auffallend erscheinen, dass alle diese Erscheinungen

bei Schneefeldern von dreifach und vierfach grösserer Mächtigkeit in viel gewaltigerer Weise auftreten müssen, dass sich mächtige Schneeberge aufthürmen, untermischt mit in denselben eingeschlossenen Erdkörpern und dass dieselben unter ihrem eigenen Druck zu Eis werden. Wo käme aber die Erde her, die die eingeschlossenen Körper und dann die schliessliche Decke bilden soll, auf welcher nachher die Grasnarbe erscheint. Es ist allerdings richtig, dass der Sturm, auch der stärkste, der im Norden weht, nicht im Stande sein dürfte eine feste Rasendecke auseinander zu reissen und den unter derselben befindlichen Untergrund in die Lüfte zu führen. Es giebt aber im Hochnorden keine ununterbrochene Grasdecke, der Stellen, die ganz unbewachsen oder nur mit einzelnen kümmerlichen Pflanzen bedeckt sind, kann man viele finden. Wir haben im Tschuktschen-Lande, der Heimath der Hümpelmoore, wenn einmal der Sturm über dieselben einhersauste, genug von den Erdtheilen zu leiden gehabt, die er uns in's Gesicht schleuderte. Traf nun aber der Sturm auf einen etwas trockenen Boden, so führte er so viel Staub und Steinchen mit sich, dass man die Schneebrille aufsetzen musste, um wenigstens die Augen gegen das heftige Anschlagen der kleinen Erdtheilchen zu schützen. Die Küsten des Eismeeres sind aber von einem breiten Saum feinen Sandes umgeben, wie sollte es da nicht möglich sein, dass Massen desselben aufgewirbelt würden, weitaus hinreichend die Schneefelder zu bedecken und vor jeder weiteren Einwirkung der Sonnenstrahlen zu schützen (74).

Die Kekuren, deren unterer Theil fast ausnahmslos als vom Wasser glatt geschliffen sich erweist, deuten an, dass das Land zu einer Zeit vom Meere bedeckt gewesen sein muss. Hat die Schneeperiode bald nach dessen Trocken-

legung begonnen, so ist eben auch kein Graswuchs vorhanden gewesen, und jene obenerwähnten Erscheinungen liessen sich unter dieser Vorbedingung noch leichter erklären. Es ist mir aber nicht gelungen, die untere Eisgrenze zu untersuchen; überall erwies sich die vorlagernde Schlammschicht als nicht fortschaffbar, ich kann daher nicht sagen, ob unter dem Eise eine alte Vegetationsschicht sich befindet oder nicht. Auch kann ich aus dem von mir gemachten Funde von Mammuthresten durchaus kein Verhalten derselben zu der Eisschicht ableiten. Was ich gefunden habe, ist meiner Ansicht nach Alles angeschleppt worden, selbst der Mammuthschädel, den ich allerdings aus anscheinend festem Erdreich herausarbeiten musste, ist aus einer anderen Gegend in seinem jetzigen Zustande angeführt worden, sonst hätte er nicht so starke Verletzungen aufweisen können. Gelebt können diese Thiere aber dort nicht haben, denn ein Mammuth vermag sich doch seinen Magen nicht mit dem sparsamen Pflanzenwuchs der Tundra zu füllen, selbst wenn es im Stande wäre des kurzen Grases habhaft zu werden, Baumwuchs hat aber zur Zeit der Schneeperiode daselbst ebensowenig bestanden, wie jetzt. (75).

Den 22. August verliess ich den Schandron, um der Indigirka zuzuziehen, die ich bei der Niederlassung Pochwaljnoje, nach der Versicherung des Tungusen, der mich dorthin zu führen versprach, erreichen sollte. Sieben Tage hatten mich meine Nachgrabungen gekostet, aber meine Hoffnung, eine solche lange Rastzeit werde unsere Pferde zum bevorstehenden schweren Marsche über das Gebirge stärken, war nicht in Erfüllung gegangen; im Gegentheil, die Thiere waren schwächer als früher. Die Gebirgsweide hatte sie nicht kräftigen können: so gut das Gras im Sommer sein mochte, so wenig nahrkräftig erwies es sich, ganz gegen

Erwartung, im Herbst. Es muss doch die nördliche, dem kalten Winde ausgesetzte Lage auf die Gewächse insofern einwirken, als sie die holzigen, faserigen Theile derselben übermässig entwickelt, die werthvolleren dagegen zurücktreten lässt. Die Folgen wurden sehr bald in höchst unerfreulicher Weise bemerkbar, denn schon nach dem ersten Marschtage erschienen die Thiere in einer Weise angegriffen, dass ein weiteres Reiten nicht mehr möglich war, wenn wir nicht den Verlust aller Pferde herbeiführen wollten. Ich beschloss daher zu Fuss zu gehen und nur das Gepäck aufzuladen. Dadurch war uns die Möglichkeit geboten, einerseits die Lastthiere zu erleichtern, andererseits aber auch immer zwei oder drei Pferde ledig laufen zu lassen, so dass wir in der Belastung wechseln konnten. Den ersten Marschtag ritten wir noch 35 Werst, mussten aber am Abend beim Nachtlager ein Pferd zurücklassen, weil dasselbe nicht mehr im Stande war, uns zu folgen. Wir durchquerten mehrere kleine Quellflüsse des Schandron und des in ihn fallenden Erbi, um auf den Schangin oder Schangurun herauszukommen, in dessen Laufe wir das Gebirge zu ersteigen hatten. Unterwegs konnte ich an einer Stelle bemerken, wie leicht die Flüsse hier ihren Lauf zu ändern im Stande sind. Von einem höheren Abhange sahen wir in das Thal des Schandron hinein, der daselbst eine ähnliche Schleife gebildet hatte, wie diejenige, an welcher wir die beiden Mammuthbeine gefunden. Er hatte ursprünglich seinen Lauf dicht unter einem halbkreisförmigen Abhang gehabt und denselben stark angefressen, wie aus den vielen, jetzt aber schon zum grössten Theil mit Pflanzenwuchs bedeckten Kesseln zu sehen war. Ich spähte eifrig nach, ob ich nicht Eisprofile entdecken könne, es gelang mir das aber nicht, sie waren Alle schon wieder mit Lehm und Schlamm bedeckt. Dass aber solche unter

der Decke vorhanden sein mussten, erwies sich unzweifelhaft aus den schon bekannten, wie Ameisenhaufen aussehenden Schollenhügeln, die in den mit Grasnarbe bedeckten Kesseln ebenso zahlreich vorhanden waren, wie ich sie unterhalb am Mammuthplatz gefunden. Diese ganze Flussschleife aber war jetzt verschlammt und schon mit Graswuchs bedeckt, der Fluss aber hatte sich einen neuen Weg gegraben an der Stelle, wo die Schleife die schmalste Landzunge bildete. Das alte Flussbett war indessen vollkommen deutlich durch die weit hellere Farbe des Pflanzenwuchses gekennzeichnet, so dass es sich haarscharf von der Umgebung schied, ja an einer Stelle war noch eine Insel durch dunklere Färbung mitten im alten Flusslaufe sichtbar, ganz so deutlich, wie es der Landmesser auf seinem Plane darzustellen vermag. Links von unserem Wege zeigte sich der Ssyräch-taha oder russisch Sserdze-kamenj (Herzstein), den die Tungusen Megon nennen; dann folgt der Ssor-djétä oder das Krähennest, nach rechts aber zweigt sich der Punga-taha ab, der zur Indigirka streicht und dieselbe oberhalb des Delta beim Platz Ushinina erreicht. Dieser nicht gerade sehr hohe Gebirgszug ist in sofern interessant, als er an einer Stelle so nahe an den Fluss hinantritt, dass derselbe ihn mit einem seiner Arme durchbrochen und somit die einzige Felseninsel seines ganzen langen Laufes gebildet hat. Die Insel selbst heisst Kamennaja, die felsige, und der Arm, der sie vom Festlande abschneidet, Sakamennaja Protoka. Ssor-djetä, Ssyräch-taha und ihre Fortsetzungen, die beiden Albei, sind, wie gesagt, nichts weiter als einzelne höhere Gipfel des Pelewoi-Gebirges, das vom hohen Helimilngä (Eiserner Pfeil) eine mehr östliche Richtung annimmt. Wir erstiegen das Gebirge im Laufe des Schangin und hatten von einem Absatz des Helimilngä ein prachtvolles Panorama vor uns: nach

Nordosten zog sich die lange Kette der oben genannten Gipfel, nach Nordwesten zweigte sich der Punga-taha ab, nach Süden hatten wir ein Gewirr von schneebedeckten Kuppen und Spitzen, das Pelewoi-Gebirge, vor uns. Sandte man aber den Blick nach Osten und Südosten, so blickte man in eine endlose Ebene, in das Gebiet der Seen. Der Helimilngä, der höher als die ihn umgebenden Spitzen schien, mag gegen 3000 Fuss Meereshöhe haben. Er war mit einer leichten Schneedecke versehen, die Schneespitzen aber, die wir weiter in Süd und Südwest vor uns sahen, schienen sich des weissen Schmuks schon lange Zeit zu erfreuen und waren offenbar von viel bedeutenderer Höhe. Zuerst gingen wir nach Süden am östlichen Abhange des Gebirges und erreichten am 26. August in circa 150 Werst Entfernung vom Schandron die Waldgrenze, jedoch nur auf kurze Zeit, denn da wir uns nun ans Uebersteigen der Kette machten, verliess uns die Lärche bald wieder. Erst nach abermaligen 70 Werst trafen wir allendlich auf geschlossenen Wald, den wir nun nicht mehr zu entbehren hatten. Meistentheils hatte ich gefunden, dass der Baumwuchs ziemlich plötzlich abbricht mit verhältnissmässig gutem Bestande. Die Bäume an der äussersten Grenze sind wohl kurzstämmig, höchstens zwei Faden über der Wurzel, bei ungemein geringen Jahresschüssen, aber ein Hinkriechen am Boden habe ich sonst nie wahrnehmen können. Nur auf dem Pelewoi war an der Stelle, wo wir allendlich ins Waldgebiet eintraten, eine solche sich an die Erde anschmiegende Form zu beobachten. Sie bot einen ganz eigenthümlichen Anblick: auf dem braunen, mit Moosen untermischten Rasen zeichneten sich grosse, zum weitaus grössten Theile zirkelrunde Kreise von der satten gelben Färbung ab, die die Lärchennadeln im Herbst annehmen. Es waren das Lärchenstämme von circa zwei Zoll

Durchmesser aber höchstens sieben Zoll Höhe, die nach allen Seiten fächerartige Zweige aussandten, die, dicht auf der Erde aufliegend, sich untereinander vielfach verzweigten, so dass der Boden vollkommen bedeckt war. Nur einige wenige Lärchenstämme hatten die Länge von zwei bis drei Fuss, in dem Falle zog sich jedoch der Stamm selbst dicht auf der Erde hin, nur nach seinen beiden Seiten und von der Spitze aus nach vorn Zweige aussendend, so dass sich kein Kreis, sondern ein längliches Oval bildete, aber immer lag Alles fest auf der Erde auf.

Der Marsch durch das Gebirge war sehr mühsam und beschwerlich, besonders für die Pferde, der Fussgänger konnte viel gefahrloser, wenn auch mit Vorsicht seines Weges ziehen. Die Ursache dieser Unbequemlichkeit, der auch zwei Pferde zum Opfer fielen, waren die Steinfelder, über welche wir hinüber mussten. Oft zogen sich diese entsetzlichen Steinhaufen auf mehrere Werst Länge hin, meistentheils aus grossen scharfkantigen Platten von sehr verschiedener Grösse und Dicke gebildet, die, wirr durcheinaderliegend, insofern gefährlich wurden, als Viele von ihnen im labilen Gleichgewicht lagen und einstürzten sobald man den Fuss auf dieselben setzte. Wir Fussgänger konnten der Gefahr entgehen, wenn wir in zweifelhaften Fällen entweder einen Umweg machten, oder mit dem Stocke die Sicherheit der Platten untersuchten; auch konnten wir häufig an den steilen Rändern der Felder weiter klettern, bei den Pferden half das Alles aber nichts, so dass zwei Thiere, trotz aller Vorsicht der Leute, sich die Beine derart verletzten, dass sie zurückgelassen werden mussten. Endlich, am 29. August, nach einen Marsch von 250 Werst, sahen wir ins Thal der Indigirka hinein und erblickten auch bald den mächtigen Strom, der wie ein breites Silberband, zahlreiche Inseln in sich schliessend,

durch die gelben Lärchenwälder hindurchleuchtete. Noch waren wir nicht am Ziel, wir hatten noch gegen 50 Werst beschwerlichen Weges, aber wir athmeten auf, denn unsere Lage war mittlerweile eine solche geworden, die man mit dem Prädikat unangenehm zu bezeichnen pflegt. Ich rechne gewöhnlich sehr gut und gehe in meiner Reise nie weiter, als mein Vorrath an Lebensmitteln gestattet, denn mit dem Hunger kann man nicht streiten. Diesmal hatte ich aber allerdings einen Irrthum begangen dadurch, dass ich so lange am Mammuthplatz blieb. Es liess sich aber nicht rascher arbeiten, und ich hoffte immer der Weg durch das Gebirge werde gut sein, da er uns aus dem Gebiet der Moräste hinaus bringen müsse; auch hatte ich ihn mir kürzer vorgestellt. Nun gingen aber unsere Vorräthe zu Ende, und die Thiere konnten nicht vorwärts. Wir machten durchschnittlich über dreissig Werst den Tag, während ich auf über vierzig gerechnet hatte und noch dazu einen ganzen Tag stillsitzen musste, weil der Tunguse erklärte, er könne uns im dichten Schneegestöber, das ihm den Ausblick auf die Berggipfel, seine einzigen Wegweiser, hinderte, nicht führen. Schliesslich trennte ich mich von meinen Leuten und den Pferden, nahm nur zwei Menschen, den Führer und einen Kosaken, Dunajef, nebst zwei Pferden mit mir und zog voraus. Die übrigen Leute sollten die ganz erschöpften Thiere ausruhen lassen und dann ganz langsam in unserer Spur weiter ziehen, bis ich ihnen Entsatz schicken würde. Wir hatten nur noch Zwieback und Thee, den theilten wir unter Alle, und ich zog vorwärts. Nun sind Thee und Roggenbrodzwieback in kleinen Rationen ein ungenügendes Essen unterwegs. Dann hatten wir alles Gepäck, auch das Zelt zurückgelassen und nur unsere Matratzen mitgenommen, weil das eine Pferd nicht mehr zu tragen vermochte, das andere aber nur für

alle Fälle mitgenommen worden war, um es, falls die Zwiebacke nicht ausreichen sollten, schlachten zu können. Ich muss gestehen, dass ich den Gaul manchmal ansah, ob es nicht an der Zeit sei, seinem mühevollen Leben ein Ende zu machen, denn die Zwiebacke waren höchst mangelhaft, aber die Inspection endete immer mit Begnadigung: seine dürren, nur mit Haut bedeckten Knochen versprachen einen zu schlechten Braten. Nun hatten wir endlich die Indigirka, und alle Noth war zu Ende. Am Morgen des 30. August zogen wir über den letzten Gebirgskamm und stiegen dann in ein weites waldiges und morastiges Flachthal hinab, das uns am Abend, als die Sonne schon sehr niedrig stand, an den Fluss führte. Hier will ich noch einer Kekurengruppe erwähnen, die mir eigenthümlich gebildet erschien. Sie befand sich auf dem letzten Höhenzuge und bestand aus gewaltigen Pfeilern, die sich in breiter Linie den Berg hinan bis oben auf seinen Kamm zogen, wo sie mitten in einem weitausgebreiteten Steinfelde aufhörten. Was dabei auffallend war, bestand darin, dass die Pfeiler alle eine gelinde Neigung nach einer Seite hatten und dass sie bis hoch hinauf gerundete Formen zeigten, also fast in ihrer ganzen Höhe unter dem Einfluss der Meereswellen gestanden haben mussten, was ich sonst niemals bemerkt hatte. Leider finde ich in meinem Notizbuch nicht angegeben, nach welcher Seite die Pfeiler den Eindruck des Geneigten machten, und kann es aus dem Gedächtniss durchaus nicht mit einiger Sicherheit nachholen, wohl aber ist mir das erinnerlich, und finde ich auch die schriftliche Aufzeichnung, dass man, an einzelnen Pfeilern stehend, diesen Eindruck nicht gewann, wohl aber, wenn man die ganze lange Reihe aus einiger Entfernung seitlich betrachtete: es schien dann, als sähe man eine Reihe menschlicher Figuren, die, im Rücken von heftigem Sturme

gefasst, sich etwas vorbeugten. Ich habe es auch noch fest in der Erinnerung, dass mir manchmal die Sache so erschien, als sei die Axe der Pfeiler vertikal, dieselben erschienen aber vorgebeugt, weil die hintere Seite schräge abgeschliffen war. So deutlich wie die Kekuren die Wirkung der Meereswellen an sich trugen, so ganz unberührt von denselben und scharfkantig waren die Blöcke des Steinfeldes, welches hierin mit allen von mir im Pelewoi-Gebirge angetroffenen derartigen Feldern vollkommen übereinstimmte, denn niemals habe ich bemerken können, dass sie Spuren des Wellenschliffs an sich trugen. Um uns den Leuten am anderen Ufer bemerkbar zu machen, zündeten wir ein grosses Feuer an und wurden dann auch hinübergebracht. Zur Zeit fand ich daselbst nur Lasar Strukof, den Starosta der zu Oshogin wohnenden Russen (76), vor; die ganze russische Einwohnerschaft befand sich jetzt zerstreut an den Ufern der Indigirka, mit dem grössten Eifer dem Fischfange obliegend. Zu meiner grössten Verwunderung hatte ich den Fluss im Hochwasser gefunden, jetzt zur Herbstzeit, wo er schon ganz wasserarm sein musste, und erfuhr nun von Strukof, dass sie Alle in grosser Sorge seien: sie hatten bis kurz vor meiner Ankunft garnicht fischen können, weil das Hochwasser alle Ufer überschwemmte und nur wenige Tage zurück ein Fallen des Niveau eingetreten sei, so dass sie befürchten müssten, nicht genügend Wintervorräthe einfangen zu können. Jetzt liess sich aus den Nachrichten, die die Leute hatten, auch der Wasserreichthum der Tundra erklären. Das Frühjahr war gut gewesen, und sie hatten anfangs auch reichen Fang gehabt. Dann aber, Ende Juni und Anfang Juli, hatten in der Gegend der Sselegnäch-Mündung gewaltige Regengüsse begonnen und den ganzen Juli und August angehalten. In Folge dessen war Alles voll

Wasser und die Indigirka überschwemmte ihre Ufer, obwohl von Oshogin an nordwärts nicht viel Regen gefallen war. Das waren sehr schlechte Nachrichten, denn aus ihnen ergab sich, dass meine Pferde mit allem meinem Gepäck unter strömendem Regen ihre Strecke gezogen sein mussten, ich also mit ziemlicher Sicherheit annehmen konnte, dass Alles nass geworden sei, sowie auch dass die Thiere höchst wahrscheinlich stark gelitten hatten. Es war ja noch möglich, dass die Führer, meiner Weisung nach, stark nach Süden ausgebogen waren, um dem verseuchten Distrikt auszuweichen, und dadurch vielleicht ohne Regen durchgekommen waren, aber diese Hoffnung stand auf schwachen Füssen und erwies sich auch in der Folge als eitel. Unangenehmer für den Augenblick war noch die Nachricht, dass ich nicht auf Pferde rechnen konnte; man hatte in Oshogin keine und konnte auch zu jetziger Zeit, wo Alles sich zum Fischfang zerstreut hatte, keine auftreiben. Erst über hundert Werst südlicher, beim Platze Tass konnte ich hoffen, einige Pferde gemiethet zu erhalten; der Weg musste also vorerst noch zu Fuss weiter fortgesetzt werden.

So weit war ich indessen noch garnicht. Zuerst musste daran gedacht werden, die im Gebirge zurückgelassenen Leute und Pferde einzuholen, wozu sich gleich einige Männer aufmachten. Dann aber mussten die Thiere, d. h. diejenigen von ihnen, die noch brauchbar waren, Ruhe haben und besseres Futter, ehe an eine Weiterreise gedacht werden konnte. Nach zwei Tagen trafen die besseren Thiere ein, den Tag darauf noch einige, die übrigen jedoch erschienen erst, als wir uns schon zur Abreise fertig gemacht hatten, und blieben daher in Pochwaljnoje. Sieben Tage hielt ich mich an diesem Orte auf und konnte diese unfreiwillige Pause doch insofern nutzbar machen, als ich über den unteren

Lauf der Indigirka von den höchst ortskundigen Leuten manche werthvolle Notizen zu sammeln vermochte. Dabei kam natürlich die Rede häufig auf Mammuthzähne und Funde, und Strukof bedauerte sehr, dass man so spät von solchen Dingen wie ausgesetzte Belohnungen erfahre, sonst hätte man wohl sich manchmal ein Stück Geld verschaffen können. So habe der bekannte Roshin, der sein Lebenlang sich mit Mammuthzahnsuchen befasst und am häufigsten von allen Bewohnern von Russkoje Ustje und Ust-Jansk die Eismeer-inseln besucht habe, vor circa dreissig Jahren mit seinem noch jetzt in Russkoje lebenden Sohne Prokofij den Schangin befahren, der bei Oshogin in die Indigirka fällt und ungefähr 150 Werst oberhalb der Mündung im Uferabhang ein Mammuth gefunden. Es waren nur der Kopf, der tief hinunter gehangen habe, und die beiden Vorderbeine sichtbar gewesen, der Leib und das ganze Hintertheil hatte in der Erde gesteckt. Da das Thier aufrecht in der Erde gesteckt hatte, so hatte der alte Roshin daraus den Schluss gezogen, dass diese Thiere stehends zu sterben die Gewohnheit hätten (всяко бываетъ, значитъ этотъ звѣрь стоя усыбалъ: es kommt Alles vor, also dieses Thier pflegte stehends zu sterben). Der Kopf sowohl, als auch die Brust und die Beine seien behaart gewesen; es hatte nur zwei kurze Stosszähne gehabt, die Roshin abgehauen und mitgenommen hatte. Es that mir leid, dass ich den Mann selbst nicht sprechen konnte, ich hätte gerne von ihm erfahren, ob unter dem tief herunterhängendem Kopf vielleicht der Rüssel zu verstehen sei, denn sonst ist nicht erfindlich, wie der Kopf am Mammuth tief herunterhängen kann. Strukof vermochte aber darüber nichts mitzutheilen, er hatte von ihm darüber nichts erfahren und konnte nur die oben angeführte wissenschaftliche Schlussfolgerung Roshin's über die Sterbensgewohnheiten des Thieres auftischen (77).

Bei Pochwaljnoje treten an den Fluss die letzten Ausläufer des Poloussnoje-Gebirges heran. Es ist das ein Gebirgszug, der, bei Shanki an der Jana, wo er sich an das Nordende des Tass Hajachtach anschliesst, beginnend, sich in der Richtung des Breitengrades bis zur Indigirka hinzieht. Von ihm nehmen die linken Nebenflüsse der Ujandina einerseits und die zum Eismeer fliessenden Gewässer andererseits ihren Ursprung; an der Jana ist er recht hoch und wild, weiter nach Osten aber flacht er sich ab, so dass seine Ausläufer bei Pochwaljnoje nur noch niedrige Hügel an den Fluss senden.

Den achten September brachen wir auf. Ich hatte schon Tags vorher die noch irgend tauglichen Pferde bis Poloussnoje vorausgeschickt, damit sie ganz langsam gehen könnten, und fuhr selbst diese Strecke in Begleitung Strukof's zu Boot. Bei Poloussnoje befindet sich gegenwärtig die Oshogin-Kirche, seit sie neu erbaut ist; sie hatte früher südlicher, näher zu Oshogin gestanden, war aber vom Fluss fortgerissen worden. Jetzt hatte man sie an einem blinden Nebenarm der Indigirka beim Ausfluss der Poloussnaja wieder errichtet, an ganz sicherer Stelle. Die Poloussnaja ist der Abfluss des grossen Oshogin-Sees oder jakutisch Tyhymei-kölj, der gegen dreissig Werst weiter am linken Ufer der Indigirka am Fusse des Poloussnoje-Gebirges liegt.

In Poloussnoje blieb ich einen Tag, um die Pferde ausruhen und die dortige gute Weide benutzen zu lassen. Der daselbst wohnende Geistliche kam zu mir, als er von meiner Ankunft hörte; er war ein Bruder des Missionärs in Markowo und froh etwas von demselben zu hören, da er seit Jahren keine Kunde von ihm erhalten hatte.

Den folgenden Tag, d. h. den 10. September, begann die Fussreise von Neuem. Wir gingen am Morgen aus und

kamen noch bei guter Tageszeit am See an, bis zu welchem die Oshoginer dreissig Werst rechnen, mir jedoch scheinen es nicht mehr, als höchstens sechsundzwanzig zu sein. Es ist das ein prächtiges Wasser, seine gute dreissig Werst lange Südseite ist flach, die Nordseite jedoch von hohen, jetzt schneebedeckten Bergen eingefasst, die drei mächtige Buchten bilden. Während wir dort waren, herrschte stilles Wetter, so dass das Wasser nur leicht ans Ufer brandete, im Sturm jedoch soll es gewaltige Wellen werfen und wird daher von den Leuten fast nie quer überfahren, weil ihre leichten Wetka's den aus den bergigen Schluchten hervorstossenden Winden nicht stand zu halten vermögen. Es ist natürlich, dass ein so unnahbares Wasser einen Sagenkreis um sich bildet, und da kann man denn von den Leuten die grause Kunde hören, es sei nicht möglich den See zu befahren, weil in demselben Hechte von riesiger Grösse vorkämen, welche, aus dem Wasser hervorschnellend, den kühnen Schiffer aus der Wetka rissen und in die Tiefe entführten. Ja der Geistliche in Oshogin, der doch sonst ein ganz vernünftiger Mann war, schien einiges Grauen vor dem grossen Wasser zu haben, weil das Eis in demselben oft bei ganz stillem Wetter ins Treiben gerathe. Das kann sich nun allerdings wohl so verhalten, etwas Wunderbares ist aber nicht dabei nöthig anzunehmen, weil die Sache sich höchst einfach erklärt. Der Oshogin-See hat nämlich eine Eigenthümlichkeit, die auch andere grosse Seen, wie der Unarba, der Ssenj-kelj und andere theilen: er friert zuerst im Herbst ganz glatt zu, dann aber, gegen Januar ungefähr, geräth das Eis in Bewegung, platzt, schiebt sich aufeinander und bildet mitunter recht hohe Schollenberge. Es rührt das offenbar vom niedrigen Wasserstande her, der zu Ende des Winters in allen Seen und Flüssen des Hochnordens sehr bemerkbar wird.

Da der Boden zum weitaus grösseren Theil in gewisser Tiefe ewig gefroren ist, so wird der Wasserzufluss im Winter sehr gering und in Folge dessen muss, da der Abfluss zum Meere ununterbrochen fortdauert, das Niveau sowohl der Flüsse, als auch der zahllosen Seen merklich sinken. Dass dem so ist, bemerkt man sehr leicht daran, dass man, wenn man über einen breiteren Fluss oder über einen See fährt, nicht sofort auf ebener Fläche sich befindet, wenn man das Eis erreicht hat, sondern noch etwas auf gesenkter Eisbahn hinabfährt, ehe man die horizontale Ebene erreicht; gleicherweise fährt man etwas bergan, ehe man beim Verlassen der Eisdecke das feste Land erreicht. Da das Eis einer sehr bedeutenden Dehnbarkeit fähig ist, spaltet sich dasselbe gemeiniglich nicht, sondern bildet eine zusammenhängende concave Fläche, ganz in derselben Weise, wie es auf den Flüssen im Frühjahr beim Steigen des Wassers eine convexe Oberfläche bildet und längere Zeit so verharrt, ehe es sich von den Ufern löst und ins Treiben geräth. Jeder, der im Frühjahr auf der grossen sibirischen Heerstrasse, über Jenissei, Ob, Irtysch und andere Riesenströme gesetzt hat, kann davon erzählen, wie er zuerst zu Boot gefahren ist, dann eine Werst oder auch mehr zu Fuss zu gehen hatte und schliesslich wieder sich in's Boot setzen musste, das ihn an's entgegengesetzte Ufer brachte. Bei den ganz grossen Seen verhält es sich aber insofern anders, als die Eisdecke zu gross und schwer ist und daher die Ausdehnung nicht aushält; sie reisst mit gewaltigem Krache in kleine Theile, die von den Wellen hin und her geworfen und über einander geschoben werden, so dass sich Schollenberge bilden. Bei einem See aber, der, wie der Oshogin-See, von einer Seite von hohen, vielfach zerklüfteten Bergen umgeben ist, kann sehr wohl von jenen aus ein Theil des

Wassers durch Stosswinde in Bewegung gesetzt werden, während das Südufer sich ruhig verhält, so dass es, falls man nicht ordentlich Acht giebt, wohl den Anschein haben mag, als bewegten sich die Eisberge bei ganz ruhigem Wetter und Wasser. Diese meine Ansicht wurde mir noch zum Ueberfluss den folgenden Tag von einem alten Jakuten bestätigt, der schon zwanzig Jahre dort lebt und sich mit Fischfang beschäftigt. Von den grossen Hechten wusste er natürlich nichts, sagte aber wohl, dass er selbst nie über den See gefahren sei, weil man sich nie auf ihn verlassen könne. Er sei nur wenig schmäler in der Breite als in der Länge, und man laufe daher Gefahr in einen plötzlichen Windstoss und starke Wellen zu gerathen, während man doch das Ufer bei vollkommen ruhigem Wetter verlassen habe. Er selbst war daher nie weit vom Ufer abgefahren, sondern hatte sich stets längs desselben gehalten; wohl aber hätten zuweilen junge Bursche, die den See nicht kannten, den Versuch gemacht, denselben zu durchqueren, es sei ihnen aber meistentheils schlecht ausgekommen, sie seien lange herumgeworfen worden, ehe es ihnen gelang wieder festen Boden unter sich zu haben. Auffallend war die Menge von *Nostoc pruniforme*, die der See ausgeworfen hatte, das Südufer war in seiner ganzen Länge mit einer dicken Schicht dieses Gewächses bedeckt. Ich habe dasselbe nur an diesem See gefunden, die Kolymsker aber behaupteten, dass dasselbe bei vielen anderen Seen auch ausgeworfen werde. Zur Zeit, als wir uns daselbst befanden, war der See von einer grossen Anzahl Fischern, Jakuten sowohl, als Tungusen und Russen, besucht, die sich zu jetziger Zeit mit dem Fange eines Fisches Krassna beschäftigten, der sich von den übrigen durch sein rothes Fleisch auszeichnet, das sonst bei den Fischen des Kolymschen Kreises nicht bemerkbar ist.

Uebrigens traf ich in Ust-Jansk einen sehr ähnlichen Fisch, dort wird er von den Russen Subatka, der Zahnige, genannt, weil er allerdings eine Menge von Zähnen an sich trug, die selbst die des Taimenj bedeutend überstieg. Am Oshogin-See nannten sie ihn seines rothen Fleisches wegen Krassna, die Jakuten aber auch Tojen-Balyk (Herren-Fisch). Unter den von mir gesammelten Fischen muss ein Exemplar dieses Thieres sein. Der See ist überhaupt sehr fischreich, daher weit und breit bekannt und von allen Seiten besucht. Den folgenden Tag gingen wir weiter, ungefähr dreissig Werst hart am Ufer des Sees und dann noch zwei Werst in den Wald hinein, es war das der letzte gute Weg, den wir bis Abyi hatten. Das Gestade war trocken und hart, so dass es sich leicht ging. Von da aber war es merklich, dass wir uns dem grossen Seenkomplex der Ujankina und des unteren Sselegnäch näherten. Wir hatten allerdings bis dahin noch gegen 260 Werst zurückzulegen und zwar durch vorherrschend bergiges oder doch welliges Land, aber der Ueberfluss an Bodenfeuchtigkeit begann auch hier schon seinen Einfluss zu zeigen. Die Indigirka nimmt von der Poloussnaja bis zum Delta eigentlich nur einen Nebenfluss von irgend welcher Bedeutung auf, die Allaicha, weil das Poloussnoje-Gebirge, von W. nach O. streichend, hier den Fluss erreicht und keinen Raum zur Entwickelung eines Flussnetzes übrig lässt, wie ja am rechten Ufer das Pelewoi-Gedirge mit dem Pungataha eine ebensolche Wirkung hervorbringt, so dass daselbst auch nur ein Fluss auf dieser ganzen Strecke zuströmt, die Ertscha. Von der Poloussnaja an beginnt aber eine ganze Reihe von theilweise sehr bedeutenden linken Nebenflüssen, von welchen wir bis Abyi sechs theilweise zu überschreiten, theilweise an ihren Quellen vorbei zu gehen hatten, es sind das: Kostroman, Kurung-yräch, Ssala, Ssudorocha,

Konepter, Ujandina. Alle diese Flüsse mit Ausnahme der Ujandina haben nur einen kurzen Lauf, werden jedoch von einer Menge von Seen gespeist, die durch vorherrschend vergraste Wisken unter sich in Verbindung stehen, so dass die Menge der das Land durchsetzenden Seen und Rinnsale eine sehr bedeutende ist. Die Ssudorocha ist zudem ein sehr wasserreicher Fluss, denn sie ist die Wiska des Edshegetei-kölj, eines Sees, den ich selbst nicht gesehen habe, der aber nach Angabe der Leute dem Oshogin-See an Grösse nicht nachsteht und ebenso wie dieser am Südabhange des Poloussnoje-Gebirges liegt, so dass auch sein Nordufer von hohen Bergen eingeschlossen ist.

Bisher hatten wir ziemlich gleichförmiges Wetter gehabt, es fror dazwischen etwas, dann stieg das Thermometer wieder über Null, zuweilen fiel unbedeutender Schnee, den die Sonne wieder fort nahm; den 14. September jedoch, an welchem Tage wir uns am Platze Tass befanden, wo sich eine grössere Menge Jakuten des Fischens halber zusammen gefunden hatte, fiel der Schnee gegen 7 Zoll hoch bei ungefrorener Erde und thaute nicht mehr auf. Schon als er fiel, bei stillem Wetter in grossen dicken Flocken, wurden die Leute sehr bedenklich und meinten, das könne sehr schlimm werden. Es hatte den Sommer hindurch viel geregnet, in Folge dessen gab es überall schönen Graswuchs, aber wenig Heu, weil die fortwährenden Regen die Heuarbeit aufhielten, ja mitunter ganz verhinderten. Das ist eine schlimme Lage für den Jakuten, der es nicht wagen kann sein Vieh, wie der Burjat es in Transbaikalien thut, den Winter über im Freien zu halten; einerseits ist die Kälte zu gross, andererseits hat er mit einer gegen 22 Zoll hohen Schneedecke zu rechnen, die der Burjat, Unglücksjahre immer ausgenommen, in der Regel auf seiner Steppe nicht kennt. Der

Jakut kann seine Pferde wohl im Winter sich selbst überlassen: der dicke Winterpelz derselben bewahrt sie hinlänglich vor dem Frieren, und das Futter scharren sie sich unter dem Schnee hervor. Das Rindvieh hat aber die ganze kalte Jahreszeit Stallfutterung unbedingt nöthig. Hätte der Schnee noch einen Monat auf sich warten lassen, so konnten die Leute immer auf einen leidlichen Winter hoffen: die Pferde fanden dann eine ausgezeichnet schöne Winterweide, da das Gras allenthalben hoch und dicht stand, das Rindvieh aber konnte noch eine gute Zeit hindurch hinausgetrieben werden, denn eine Kälte von 20—25° unter Null hält es zur Noth auch aus. Jetzt stand die Sache aber mit einem Schlage ganz anders: thaute dieser Schnee nicht mehr auf, was sehr zu befürchten war, so wurde das dichte Gras an den nassen Boden angedrückt und musste in Zeit von einigen Tagen ganz ungeniessbar werden. Mir sind die Gespräche, die die Leute dort führten, so frisch in der Erinnerung, als hätte ich sie gestern vernommen, denn alle Befürchtungen, die dort ausgesprochen wurden, trafen bald darauf ein und in einem Maasse, wie es die Leute damals selbst wohl noch nicht für möglich gehalten haben. Auf dem Platze Tass fand ich endlich Pferde, und somit hatte die 400 Werst dauernde Fussreise ihr Ende erreicht. Es war ein sehr angenehmes Gefühl, wieder im Sattel sitzen zu können und nicht mehr nöthig zu haben, im aufgeweichten und noch dazu mit Schnee bedeckten Boden herumzuwaten.

Den 18. September erreichte ich endlich Abyi und fand Quartier beim Golowa des Ulusses Elget, Wassilii Jefimof, der seine Jurte am grossen Abyi-See stehen hatte. Meine Pferde waren auch schon hier: 38 Thiere sollten es sein, waren aber nur 36, weil zwei unterwegs gestürzt waren. Aber in welchem Zustande fand ich diese Pferde vor, auf denen ich

noch die ganze lange Reise bis Jakutsk zurückzulegen hatte? Nach dem, was ich über Wind und Wetter in diesem Jahre schon erfahren hatte, erwartete ich allerdings nicht Thiere in voller Kraft zu finden, aber doch immer solche, die noch zu brauchen waren, — und ich sah sechsunddreissig Skelete vor mir, die ihre Köpfe traurig hängen liessen und denen das Stehen lieber zu sein schien als das Gehen.

Ich bezweifle, dass es jemals einem Menschen schlimmer und widerwärtiger gegangen ist, als mir auf dieser ganzen, zwei Jahre dauernden Reise von Jakutsk und zurück. Ich will nicht davon reden, dass wir nur einen Theil dessen wirklich zu wege bringen konnten, was wir unternommen hatten durchzuführen, das sind Dinge, die man nicht in seiner Gewalt hat, unbestimmte Hoffnungen und Erwartungen, die in Erfüllung gehen können, oder auch nicht. Aber dass in solch einem Umfang Berechnungen, auf langjährige Erfahrung und praktische Kenntniss des Landes und Klimas gegründet, zu Wasser wurden, wie mir das dieses Mal fortwährend passierte, ist schwerlich jemals dagewesen. Jetzt befand ich mich schon auf dem grossen Wege nach Jakutsk, die Reise war also, genau genommen, bereits zu Ende, trotzdem aber stand ich nun plötzlich vor der Frage, wie ich all mein mit vieler Mühe gesammeltes wissenschaftliches Material nach Jakutsk schaffen sollte. Mit diesen Thieren ging das nicht, Alles, was man von ihnen in ihrer jetzigen Verfassung erwarten konnte, war, dass sie sich selbst nach Hause brächten, denn der Gedanke, sie einfach in Abyi zu lassen bis zum nächsten Jahr, musste sofort aufgegeben werden, weil sie sich ohne Winterweide und ohne Heu nicht durchschlagen konnten. Wie aber waren sie in einen so entsetzlichen Zustand gerathen? Das war, wie mir der Golowa Wasilii Jefimof, ein sehr tüchtiger und gescheuter Mann, auseinander-

setzte, auf höchst einfache Weise geschehen. Am 28. August war die ganze Karawane in Abyi angekommen, zwei Pferde hatten sich unterwegs durch Stürzen so beschädigt, dass sie unbrauchbar geworden waren. Die Thiere waren, wenn auch nicht in voller Kraft, was man nach einem Marsche von Kolymsk an auch nicht erwarten konnte, so doch in einem solchen Zustande angekommen, dass man darauf rechnen konnte, sie würden sich bis zu meiner Ankunft vollständig erholen und den Weg bis Jakutsk vollkommen gut überwinden. Bis Anfang September war auch Alles gut gegangen. Jefimof hatte sie auf gute Weide gestellt, über die man ja dieses Jahr in Ueberfluss verfügen konnte, so dass die Thiere sich schon merklich erholt hatten und ganz munter und wohlauf waren. Da kam aber jener Schneefall, der hier stärker auftrat, denn es fiel eine fusshohe Schneeschicht, und schon zwei Tage nach demselben frassen weder Pferde, noch Vieh das sauer und schimmlig gewordene Gras, und jene wenigen Tage, die seitdem verflossen waren, hatten hingereicht meine ganze Heerde zu Grunde zu richten! Die Leute erklärten das damit, dass die Thiere doch schon angegriffen gewesen wären und sich erst im Stadium der Aufbesserung befunden hätten; ihre eigenen Heerden, die den Sommer über ruhig geweidet hätten, seien wohl noch nicht in so hohem Grade abgefallen, aber es werde nicht lange dauern, so werde man sie nicht mehr von meinen Thieren zu unterscheiden vermögen. Diese Prophezeihung trat, wie wir bald sehen werden, vollkommen ein, meine Lage wurde aber dadurch in keiner Weise gebessert. Hier muss ich aber gleich erwähnen, dass ich von den Leuten, namentlich von Jefimof und den Starosta's der Jakuten, in einer Weise unterstützt worden bin, wie ich es, obwohl ich sie ja gut kannte, doch nicht erwartet hatte.

Als ich in Abyi eintraf, war Jefimof selbst nicht zu Hause, ich fand aber Alles zu meiner Aufnahme bereit: er liess sich durch einen seiner Söhne vertreten und hatte gesagt, dass er selbst bald eintreffen werde. Als er schliesslich ankam, war es sein Erstes, mich zu beruhigen: sie seien Alle jetzt in dieser schlimmen Lage, aber ich würde nicht sitzen bleiben, dafür wollten sie sorgen, da es ihnen sehr wohl bekannt sei, ich reise nicht zu meinem Vergnügen hier herum, sondern im Auftrage des Gouverneurs, dem sie Alle unterthan seien. Er bat mich nur mich einige Tage zu gedulden, er habe nach seinen Starosta's geschickt, sie wollten sich berathen und mir dann ihre Ansicht, wie zu verfahren sei, mittheilen. Ich wartete also und benutzte die Zeit, meine Kasten auszupacken, nachzusehen, wie es mit den Sammlungen stand, zu trocknen, zu ordnen, kurz es war genug zu thun. Glücklicherweise hatten die ununterbrochenen Regengüsse, von denen meine Karawane fast täglich heimgesucht worden war, keinen allzugrossen Schaden angerichtet: am stärksten hatte das Herbarium gelitten, das theilweise stark verschimmelt war, die Bälge jedoch befanden sich in leidlicher Verfassung und konnten vollständig ausgetrocknet werden; dort war also kein unverbesserlicher Schaden zu verzeichnen. Schliesslich erschien Jefimof mit einem ganzen Haufen Jakuten und trug vor, was sie als das Beste unter den gegebenen Umständen vorzuschlagen hätten. Dieses bestand in Folgendem: von einer sofortigen Weiterreise sei keine Rede, weder meine Pferde, noch die der Jakuten könnten den Weg bis zu dem ersten bewohnten Orte des Werchojanskischen Kreises aushalten. Es seien bis dahin über sechshundert Werst, von denen die ersten zweihundert allerdings durch das Gebiet ihres Ulusses gingen und mit Heu versehen wären, dann aber kämen vierhundert Werst absolut menschenleerer Oede. In ge-

wöhnlichen Jahren habe das nicht viel auf sich, weil man am Sselegnäch auf circa zweihundert Werst Tschiboga habe, durch welche die Thiere so gekräftigt würden, dass sie die übrigen zweihundert im Gebiet des Dogdo ganz gut überwänden. In diesem Jahr hätte aber der Sselegnäch, der ungewöhnlich hoch durch die fortwährenden Regen angeschwollen gewesen sei, sämmtliche Tschiboga-Felder, die sich gewöhnlich hart am Ufer befinden, überschwemmt und mit Sand überschüttet, so dass daselbst kein Futter zu finden sei. Ich müsste daher mit Rennthiernarten die Reise nach Werchojansk machen, die Thiere wären aber gegenwärtig noch Alle in den Gebirgen, auch könne man, da noch keine Winterbahn da sei, die Narten nicht benutzen. Ich müsse also warten, bis entschieden Frost eingetreten und alle Seen festgefroren seien, was ungefähr in der Mitte des Oktober eintreten werde. Dann würden für mich leichte Narten fertig gestellt werden, mit der betreffenden Anzahl Thiere, die solle ich denn auf jeder Station wechseln und so bis Werchojansk fahren. Das Gepäck werde auf Frachtnarten langsam nachfolgen bis Werchojansk, da auf der Station nicht so viel Fuhrwerke und Thiere vorhanden seien, um es expedieren zu können. Die Pferde sollten auf Heu gestellt werden. Es hätten mehrere Jakuten erklärt, dass sie nicht Heu genug hätten, um ihr Vieh durchzuwintern, sie wollten daher Alles schlagen, so lange man wenigstens noch das Fleisch geniessen könnte, und seien daher erbötig, mir ihr Heu zu geringem Preise zum Verkauf anzubieten, mir könne das noch helfen, ihnen aber nicht. Es sei für sie keine Berechnung, ihre Thiere bis zum December oder Januar etwa mit Mühe und Noth durchzuhungern und sie dann schliesslich doch zu schlagen; sie würden das daher jetzt thun. Dann könnten meine Pferde unter stetem und gutem Futter

bis zum Sselegnäch gehen, dort, an den letzten Heuschobern angekommen, solle den Thieren so viel aufgeladen werden, als sie zu tragen vermöchten, etwa 6 Pud auf jedes, und dann sei der Versuch zu machen, sie bis zu den ersten Ansiedelungen des Werchojanskischen Kreises durchzubringen, das könne misslingen, könne aber auch gelingen, — ein anderes Auskunftsmittel gäbe es nicht.

Diese Auseinandersetzung frappierte mich in hohem Grade, ich sah ja wohl, dass es schlimm stand, aber ich hatte nicht geglaubt, dass die Noth eine so grosse sei, dass die Leute an das Schlagen ihres Viehes, fast ihres einzigen Subsistenzmittels, denken mussten. In der nun folgenden Erörterung erwies es sich denn auch, dass sie nur mit dem Schlimmsten gerechnet hatten, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein. Es sei ja, obwohl sie hier an Ort und Stelle ihr Vieh nicht durchbringen könnten, immer noch eine Spur von Hoffnung da, das anderwärts mit Erfolg zu versuchen. Sie hatten daher nach allen Seiten Boten ausgeschickt, um sich zu erkundigen, ob man wohl an der Kolyma oder an der oberen Indigirka im Oimekon-Hochlande das Vieh überwintern könne. In solchem Falle sollten die Heerden mit Eintritt des Frostes fortgetrieben werden. Sie verhehlten sich aber auch nicht das höchst Schwankende und Unsichere dieser Hoffnung, denn es war kaum anzunehmen, dass daselbst die Verhältnisse anders lägen, im Gegentheil, man musste sich gefasst machen, schlechte Nachrichten zu erhalten, da das Regenwetter des Sommers allen Anzeichen nach sehr weit verbreitet gewesen sei.

Das ist denn auch der Fall gewesen: Anfang Oktober kamen Leute von der oberen Indigirka, um sich umzusehen, ob man nicht im Seengebiet Unterkunft finden könne. Im Oimekon-Hochlande war im Juli Schnee gefallen, der einige

Tage gelegen hatte; dadurch war das Gras so verdorben worden, dass sie kein Heu hatten machen können, dann hatten sie aber auch sehr frühen und reichen Schneefall gehabt, so dass die Sachen dort noch schlimmer standen, als um Abyi herum. Auch von der Kolyma her kam nichts Erfreuliches, sie hatten dort ein schlechtes Heujahr gehabt, da die Regen vielfach hindernd eingewirkt hatten, indess glaubte man doch, dass wenigstens einiges Vieh dort untergebracht werden könne, weil durch die Seuche im Frühsommer der Viehstand daselbst so stark reduciert worden war, dass einiges Heu abgegeben werden konnte. Darauf richtete man sich denn ein. Am 9. Oktober liess Jefimof den grössten Theil seiner Pferde schlagen, weil sie kaum noch auf den Füssen stehen konnten und an ein Durchwintern nicht zu denken war. Ich habe die Thiere selbst gesehen, es waren gegen fünfzig Stück, die in der That noch elender aussahen, als meine Pferde drei Wochen vorher. Als sie geschlachtet waren, erwies sich das Fleisch als so saft- und kraftlos, dass es nicht mehr geniessbar war, und das war mit Thieren der Fall, die den ganzen Sommer hindurch auf guter Weide gestanden hatten. In ähnlicher Weise verfuhren die anderen Jakuten: Jeder berechnete, wie viel er schlagen müsse, um doch Einiges durchzubringen. Es blieb aber nicht beim Schlagen der Pferde allein, da man auch das Vieh nicht alles durchwintern konnte. Sie hatten auch den letzten Rettungsanker, auf den sie noch einige Hoffnung gesetzt, verloren. Da nämlich die Seen den Sommer über sehr hohes Niveau gehabt hatten, so war es nicht möglich gewesen, die Ufer derselben, die das beste Heu liefern, abzumähen. Nun geschieht so etwas aber ziemlich häufig, und die Leute helfen sich dann dadurch, dass sie das hohe Gras ruhig stehen lassen, bis Frost eintritt und die Seen am Ufer, wo das Wasser nur

flach ist, frieren. Das pflegt meistentheils früh im Herbst einzutreten, und sie mähen dann über dem Eise das oft noch ganz grüne Gras ab und erhalten, da Thauwetter nicht mehr zu befürchten ist, oft noch treffliches und reichliches Winterfutter. Sie hatten nun immer noch geglaubt, das Gras am und im Wasser werde vielleicht sich als noch brauchbar erweisen; wie jedoch der Frost eintrat und man mit dem Mähen begann, machte man sofort die traurige Erfahrung, dass das Vieh auch dieses Futter nicht annehmen wollte. Es war ein unerhörtes Unglück über das Land hereingebrochen, aber zum Verwundern war, wie ruhig und gehalten die Leute ihren Wohlstand zusammenstürzen sahen. Es ist ja allerdings nicht zu vergessen, dass der Fischreichthum ihrer Seen sie vor dem Verhungern schützte und dass ihre Heerden bei Weitem nicht so zahlreich waren, wie diejenigen in den Kreisen Jakutsk und Wiluisk, aber ihr Wohlstand war doch dahin auf Jahre, denn ein Viehstand lässt sich nach solchem Missgeschick doch erst nach Verlauf einer langen Zeit wieder herstellen. Nicht nur ist es Niemandem eingefallen ein gutes Geschäft zu machen dadurch, dass er mir Heu zu möglichst hohem Preise verkaufte, denn dass ich solches haben musste, wusste ja jedes Kind, ich habe auch noch von zwei oder drei Jakuten sehr ansehnliche Heuschober einfach geschenkt erhalten. Als sie mir dasselbe anboten, erwiderte ich ihnen, sie sollten es mir doch verkaufen, ich wäre mit Geldmitteln genügend versehen, sie dagegen könnten, wenn sie auch ihr Vieh alles vernünftiger Weise schlagen müssten, doch noch einen kleinen Erlös wohl in ihrem Unglücke brauchen. Das liessen sie jedoch nicht gelten, sondern meinten, dass könne ihnen doch nur wenig helfen, ruinirt seien sie doch, daher wollten sie das lieber dem Kaiser geben, da ihnen ja sehr wohl

bekannt sei, die Thiere gehörten nicht mir, sondern dem Kaiser; Kaufleuten würden sie ihr Heu wohl verkaufen, dem Kaiser jedoch gäben sie es sehr gern. Derselbe Grund wurde auch stets angeführt, wenn ich mich über die geringen Preise wunderte, die sie von mir für ihre Schober verlangten: sie wollten am Kaiser in seiner Noth nichts verdienen und dieselbe nicht ausbeuten. Und so haben sie es bis zuletzt gehalten. Meine Pferde gingen früher von Abyi ab als ich, und da war denn verabredet worden, ich solle an solchen Stationen, wo die Thiere sich nur kurze Zeit aufhielten, keine ganzen Schober abkaufen, sondern für den Tag und den Kopf eine bestimmte Summe—es war, wenn ich nicht irre, 10 Cop.—bezahlen, also das sonst unter gewöhnlichen Umständen Uebliche. Wie ich nun später nachkam und mit den Leuten Rechnung hielt, erwies es sich, dass die Thiere an manchen Stellen bis zu anderthalb Tagen und mehr gestanden hatten, ich also nachzahlen musste. Diese Nachzahlung habe ich aber nirgends entrichtet, es hiess immer, das sei nicht von Belang, die Thiere hätten nicht viel gefressen, da sie schon satt an Ort und Stelle gekommen seien, und was der Gründe mehr waren: und das Alles aus dem einzigen Grunde, weil es des Kaisers Pferde waren. Es ist sehr zu bedauern, dass so viel Bereitwilligkeit und aufopfernder Sinn doch schliesslich ohne Erfolg geblieben sind: es gelang mir nicht die Thiere durchzubringen, sie sind Alle unterwegs gestürzt, — nicht ein Einziges hat Werchojansk erreichen können.

Bis zum 14. Oktober musste ich in Abyi bleiben und habe dieses ganze Unglück und die Versuche, die gemacht wurden, demselben die Stirne zu bieten, mit angesehen. Neben der Sorge, noch so viel als möglich vom Viehstand zu retten, gingen die Bemühungen, sich reichlicher mit Fisch-

vorräthen zu versorgen, als man das sonst wohl zu thun pflegte. Jefimof machte sich auch zur Indigirka auf, wo sie gewöhnlich im Herbst grossen Fang veranstalten, der sehr viel Aehnlichkeit mit dem auch bei uns üblichen Reusenfange hat. Sie wählen dazu eine Stelle aus, wo der Fluss viele Inseln hat und auch nicht sehr tief ist. Solch eine Stelle wird so viel als möglich, wenn das Eis nämlich schon sicher hält, mit Stangen, die bis auf den Grund gehen müssen, abgesperrt. Da der Fluss reissend ist, so verursacht dieses Absperren viel Arbeit und kann auch niemals ein vollständiges genannt werden. Dann werden an mehreren Stellen die sogenannten Mereshen eingestellt, das sind eigentlich die Fangsäcke ihrer grossen Zugnetze, die zu diesem Zwecke abgelöst und ähnlich wie die Reuse eingestellt werden. Der Fisch, der im Winter seinen Rückzug zum Meere antritt, fängt sich in diesen Säcken oft in sehr bedeutender Menge, so dass man mitunter eine sehr reiche Ernte hat. In diesem Jahr kamen sie nun zwar nicht mit leeren Händen zurück, aber reich konnte der Fang auch nicht genannt werden. Jefimof brachte auf seinen Antheil reichlich dreissig Pud mit, behauptete aber, dass er sonst gewöhnlich fünfzig bis siebzig Pud als Antheil erhalten habe. Im Ganzen war allerdings an Fisch kein Mangel, wie ja auch die Leute immer versicherten, dass sie gerade keinen Hunger zu befürchten hätten, denn so viel Nahrung, als zum Erhalten des Lebens nöthig sei, fänden sie in den zahllosen Seen stets vor.

Endlich rückte denn auch der Tag meiner Befreiung heran. Längst schon war Kälte eingetreten, die Seen waren alle gefroren und die Rennthiere herbeigetrieben, so dass ein längeres Verweilen nicht mehr nöthig erschien. Am 14. Oktober konnten wir unsere Narten besteigen und die Fahrt über die Seen beginnen. Wie aus der Nebenkarte ersichtlich,

war es eben nur eine Fahrt über Seen, die sich in endloser Reihe von der Ujandina an bis zum Sselegnäch erstreckten, und zwar sind auf der Karte zwei solche Reihen verzeichnet, die sich wohl schneiden, dann aber wieder auseinandergehen. Auf der Generalstabskarte hat man den Fehler begangen, unsere beiden Marschrouten, die des Topographen Afonassjef und die meinige, durcheinander zu werfen; das ist insofern fehlerhaft, als wir keineswegs immer ein und dieselbe Richtung einhielten. Das Land ist eben allerorts derartig mit solchen Seen bedeckt, dass es gleichgültig ist, wo man fährt, die Marschroute wird stets eine Kette von Seen, getrennt durch kaum bemerkbare Zwischenräume festen Landes, darstellen. Selbstverständlich hat man eine vollständige Ebene vor sich, ja das Land ist so flach, dass man schon von Abyi an die höchsten Spitzen des Ssylgytschar-Gebirges am Horizont erblicken kann. Die Rennthiere waren frisch, so dass wir im Ganzen gut vorwärts kamen und schon am 17. Oktober den Sselegnäch und mit ihm das Gebirge erreichten.

Der Sselegnäch war sehr schlecht zu befahren: nicht nur hatte er noch viele offene Stellen, sondern er hinderte die Fahrt noch ganz besonders durch das viele Aufwasser, das aus seinen Ufern über die Eisfläche floss und oft von Ufer zu Ufer reichte. Wie schon früher am Kleinen Anui, konnte ich auch hier vielfach beobachten, dass zwischen offenen Stellen im Eise und Aufwasser gar kein Zusammenhang bestand, dass somit letzteres nicht dem Umstande seine Herkunft verdankte, dass nach schon grösstentheils gebildeter Eisdecke das Niveau des Flusses im Steigen begriffen sei, sondern, dass es aus der Erde selbst hervorquelle, dieselbe also nicht in einem Zustande des ewig Gefrorenseins sich befinde. Wir hatten ja damals erst die zweite Hälfte des Oktober, also war ein weiteres Gefrieren des Erdbodens

nicht ausgeschlossen, am Anui jedoch trifft man das Aufwasser selbst zur Zeit der Rückkehr vom Jahrmarkt in grosser Menge an, also zu einer Zeit, wo der Winter schon seinem Ende zugeht.

Unterhalb der Mündung des Tongmot traf ich auf einen Tungusen, der die Stellung der Postrennthiere übernommen hatte, wir sollten also unsere müden Thiere gegen neue umwechseln. Das beanspruchte einen Aufenthalt von zwei Tagen, da er der schlechten Weide wegen seine Heerde weiter im Gebirge weiden liess. Der Mann war Zeuge des Hochwassers im Sommer gewesen, das ihn selbst und seine Familie in eine höchst bedrängte Lage gebracht hatte. Sein Zelt befand sich an einem Felsvorsprung hart am Ufer des Sselegnäch, und hinter demselben erhob sich eine steile Felswand, die selbst für einen Tungusen nicht übersteigbar war. Er hatte geglaubt daselbst ganz sicher zu sein und war das auch insofern, als das Wasser an sein Zelt nicht heranreichte, aber als er eines schönen Morgens erwachte, fand er den Fluss derart gestiegen, dass ihm sein letzter Bergpfad, auf welchem er noch eine Verbindung mit der Aussenwelt aufrecht erhielt, von tobenden Fluthen abgeschnitten worden war. Ueber zwei Wochen hatte das Hochwasser angehalten, gespeist durch fortwährende Regengüsse, die auch sonst ganz trockene Bergschluchten in schäumende Wildbäche umwandelten. Was er an Lebensmitteln besass, war schliesslich aufgezehrt, und der Hunger begann. Da gelang es ihm, drei Enten im Fluge so zu schiessen, dass dieselben auf sein schon sehr kleines Territorium niederfielen. Diese drei Thiere hatten ihn und seine Familie gerettet, obwohl es schon wieder sehr bedenklich zu werden anfing, als endlich das Wasser insoweit fiel, dass er wieder seine Jagdzüge unternehmen konnte. Mir war dieser Tunguse insofern

von grossem Nutzen, als ich in ihm einen Menschen von auffallendem Ortssinn fand, der sein Jagdgebiet vom Hochlande Oimekon bis an die untere Jana rechnete und sehr genau kannte. Nicht nur konnte ich meine früher schon gesammelten Notizen einer vortrefflichen Controle unterwerfen, sondern er vervollständigte ausserdem meine Karte in sehr wesentlicher Weise. Unsere jakutischen Führer hatten wohl den Tongmot gekannt, aber ohne sein Flusssystem, ja noch dazu den Fluss an eine falsche Stelle gesetzt, indem sie dem Topographen die Mündung des Bereläch als Mündung des Tongmot angegeben hatten. Vom Bereläch selbst, der ein mächtiges Flusssystem in sich aufnimmt, hatten sie keine Ahnung gehabt und mir in keiner Weise erklären können, auf welche Weise man vermittelst des südlichen Dogdo in früheren Jahren nach Saschiwersk gezogen war. Nach ihrer Ansicht sollte man von den oberen Zuflüssen des Dogdo auf die Nebenflüsse der Indigirka gelangen. Das stimmte aber durchaus nicht mit den alten Angaben Sauer's und Anderer, die diesen Weg gezogen waren. Mein Tunguse kannte aber das Gebiet des Bereläch ganz genau, so dass die Karte, die ich nach seinen Angaben zusammenstellen konnte, sich in vollkommene Uebereinstimmung mit den alten Quellen bringen liess.

Ferner war mir die Reise bis zum Tass-Hajachtach zu so früher Jahreszeit insofern von grossem Interesse, als ich jetzt die grossen Taryne, die um Mitte December schon Alles auf weite Strecken hin mit ihrem Eise überdecken, erst im Entstehen begriffen fand, so dass die Flüsse, deren Ufer früher gar nicht mehr zu unterscheiden gewesen waren, sich deutlich erkennen liessen. Die jakutischen Führer hatten behauptet, der Njecharan fliesse in die Kyra; es erwies sich aber, dass er mit selbstständiger Mündung in den Ssele-

gnäch fällt, und man längere Zeit über Hümpelmoor zu fahren hatte, ehe man von ihm aus die Kyra erreichte. Es ist unglaublich, welch ungeheure Eismassen hier im Laufe des Winters angesammelt werden, und wie wenig sich die Theorie eines ewig gefrorenen Erdbodens halten lässt den Wassermengen gegenüber, die hier den ganzen Winter hindurch in beständigem Fliessen sich befinden. Die Kyra selbst, an welche wir vor dem Ersteigen des Gebirges gelangten, fliesst, nachdem sie den eigentlichen Höhenzug verlassen hat, ziemlich rasch in einem weiten flachen Thale, von rechts und links nimmt sie Zuflüsse auf, die gleichfalls, so weit man den Blick in die Seitenthäler eindringen lassen kann, in breiten flachen Sohlen, zahllose Seitenarme bildend, ihr Wasser dem Hauptstrome zusenden. Es ist eine Bodenformation, wie gemacht für Tarynbildung. Denn damit letztere erfolgreich vor sich gehen kann, ist es durchaus nothwendig, dass nicht nur ein fortwährender Wasserzufluss vorhanden sei, es benöthigt noch einer nicht zu starken Senkung des Bettes, damit das Aufwasser in dünnen Schichten über das schon früher gebildete Eis sich ergiesse und in Folge dessen auch rasch gefrieren könne. Ist die Thalsenkung sehr steil, so kommt es selten zur Bildung ausgedehnter Taryne. Entweder fliesst das Wasser, falls es reichlich vorhanden ist, den Winter hindurch ohne zu frieren, oder es bildet sich bei geringerem Zufluss ein Wall von Grundeis, der Stauungen verursacht. Die so gebildeten Becken steigen eine Zeit lang, bis das Eiswehr den Druck nicht mehr aushalten kann und die ganze Wassermasse durchbricht und sich ergiesst, worauf das Wehr sich von Neuem zu bilden beginnt. Alle diese Flüsse und Flüsschen waren damals spiegelglatt gefroren, die zahllosen Kieselbänke jedoch, die als Inseln in den vielfach verzweigten

Flussbetten lagen, schienen auf den ersten Blick mit Schnee bedeckt zu sein. Versuchte man aber, um nicht auf dem glatten Eise zu fahren, auf eine solche Insel abzubiegen, so standen die Thiere sofort gegen drei bis vier Zoll tief im Wasser oder vielmehr in einer breiigen, aus Wasser und Schnee gebildeten Masse: der Taryn begann sich zu bilden. Weiter hinauf im Gebirge trafen wir auf ein anderes Verhalten des Flusses. Derselbe kommt, wie schon früher gesagt wurde, aus einem morastigen See oben auf dem Sattel der Tass-Hajachtach, dem nach Westen der eine Arm des Dogdo seinen Ursprung verdankt. Oben auf der Wasserscheide und noch ein Stück weiter hinunter war schon Alles fest gefroren, ja möglicherweise bis auf den Grund gefroren, denn die Wassermenge, die der Kyra von oben zugeführt wurde, ist nur sehr gering, und es hatte allen Anschein, als habe daselbst gegen Ende Oktober schon jede Thätigkeit derselben aufgehört. Aber ungefähr in der Mitte des östlichen Abhanges erhielt die Kyra zwei Zuflüsse, die offenbar unterirdisch flossen, denn der Fluss, der bis dahin höchst wasserarm gewesen war, machte an dieser Stelle starke Zickzackwindungen, die ihn an zwei Stellen bis an die Steilwand der Uferfelsen brachten, so dass es den Anschein hatte, als seien die Felsen unterwaschen und hingen über. Hier wird der Fluss plötzlich sehr wasserreich und fliesst mit grosser Heftigkeit dahin, fast den ganzen Winter hindurch keine bleibende Eisdecke über sich duldend. Es ist das die gefährliche Stelle des Passes, die man daher möglichst vermeidet des Nachts zu passieren, weil man einem unfreiwilligen Bade im höchsten Grade ausgesetzt ist. Wir fanden damals den Wasserstand nicht hoch, aber es war sehr interessant zu sehen, wie der Fluss gerade im Begriff war, sein Wehr zu bilden. Er hatte am unteren Rande der

offenen Stelle sich schon stark mit Grundeis verstopft, so dass das Wasser anfing über das Eis sich einen Ausweg zu bahnen und seitlich auszutreten, wobei es fortwährend Grundeis auf die hindernde Eisdecke warf. Dadurch war von Ufer zu Ufer der Rand des festen Eises schon mit einem gegen einen Fuss hohen Walle von Grundeis umsäumt, der freilich noch nicht stark genug war, den Abfluss des Wassers ganz zu hindern, so dass dasselbe noch durch ihn durchsickerte, oben sich aber doch schon staute. Es war damals bereits ziemlich kalt, man hatte am Tage von 14—18° unter Null Réaumur, die Minima erreichten mitunter schon — 26°, also musste das Wehr fortwährend an Widerstandskraft gewinnen und dann das Steigen des Flusses stetig zunehmen. Hier war eine Tarynbildung des starken Falles wegen ausgeschlossen, aber zu einer Stauung waren alle Bedingungen gegeben. Erfahrungsmässig wird dieselbe jedoch nicht übermässig hoch: wenn ich nicht irre, lässt der Fluss es selten zu mehr als 5 oder 6 Fuss kommen, dann durchbricht er den Damm und stellt sein früheres Niveau wieder her.

Als wir den Ort verliessen, hatten wir noch ein Beispiel, wie rasch das Wasser zu frieren vermag, wenn es in dünnen Schichten über das Eis fliesst. Der Kosak Dunajef führte einen grossen, schönen Hund mit sich. Das Thier hatte, während wir die Eisbildung untersuchten, sich hingelegt und etwas geschlafen. Wir achteten nicht weiter auf dasselbe, sondern setzten nach vielleicht halb oder dreiviertelstündigem Aufenthalt unsere Reise fort. Bald liess uns aber das höchst jammervolle Geheul des Hundes uns umdrehen, wo wir denn fanden, dass das arme Thier vollständig angefroren war und elendiglich hätte umkommen müssen, wenn wir nicht zu seiner Befreiung herbei geeilt wären. Er hatte sich höchst bequem seitlich längelang auf das mit

einer dünnen Schneeschicht bedeckte Eis gelegt; das Wasser war herangekommen, hatte den Schnee durchtränkt und war dann gefroren, ohne dass das Thier, durch seinen dichten Pelz geschützt, das bemerkt hatte. Nun mühte es sich vergebens ab, denn da es auf der Seite gelegen hatte, konnte es seine Füsse nicht anstemmen und befand sich in einer absolut hoffnungslosen Lage.

Mit dem Uebersteigen des Tass-Hajachtach traten wir in's Gebiet der Jana und in eine Umgebung ein, die sich von der bisherigen wesentlich unterschied. Westlich von dem Gebirge giebt es keine solche Muldenbildung mehr, wie wir sie östlich von demselben in dem Seengebiet der Alaseja und der Ujandina gehabt hatten. Sobald wir aus dem Gebirgsthale des Dogdo heraus waren, hatten wir eine weite Hochebene vor uns, die bis Werchojansk keine nennenswerthe Unterbrechung erlitt; die letzten Ausläufer des Werchojanskischen Gebirges erreichen die grosse Strasse kaum mehr und der hohe Gebirgsstock, der sich an der Gabel der Jana und Adytscha erhebt, ist wohl von derselben deutlich sichtbar, erstreckt sich aber nicht mehr bis zu ihr. Seen giebt es hier wenig, man hat trockenen harten Weg das ganze Jahr hindurch. Kaum hatten wir das eigentliche Hochgebirge hinter uns, so bemerkten wir schon im Thale des Dogdo, dass das Land unter dem Einflusse eines sogenannten Haseneinbruchs (nabeg saizef) stand: rings umher war der Schnee mit Spuren dieser Thiere bedeckt, mitunter in so unglaublicher Menge, dass man auf weite Strecken zu beiden Seiten des Weges keine intakte Schneedecke erblicken konnte, dann und wann traf man auf Hauptwege, die so fest und breit eingetreten waren, dass es den Anschein hatte, als habe man einen Saumpfad vor sich. Die Masse der Thiere musste eine unglaubliche sein, und so erwies es sich auch in der That, als

wir uns wieder den Wohnungen der Menschen näherten. Auf jeder Jurte sahen wir das Dach mit erlegten Hasen beladen; sie lagen dort in solchen Massen, dass die Leute nicht im Stande waren, mit dem Abbalgen derselben gleichen Schritt zu halten. Uns verkaufte man keine Hasen, sondern bot uns so viele an, als wir nur immer wollten, gegen die einzige Bedingung, beim Abbalgen zu helfen. Solche Haseneinwanderungen treten nicht nur im Kreise Werchojansk auf, ich habe diese Erscheinung auch am Wilui beobachtet, und zwar scheint dieselbe sich einer gewissen Regelmässigkeit unterzuordnen und etwa alle 8—10 Jahre wiederzukehren; sie dauert selten mehr als ein Jahr an und hat zur Folge gewöhnlich ein sehr gutes Fuchsjahr, so dass sie von den Leuten stets freudig begrüsst wird. Das Pelzwerk ist ja nicht viel werth, die Kaufleute geben selten mehr als zwei oder drei Kopeken für das Stück, aber wenn auf einen Mann einige hundert Felle kommen, so ist das auch mitzunehmen; jedenfalls ist ein solches Jahr für den Bedarf der Leute selbst von grosser Wichtigkeit, da sie nicht nöthig haben, ihr Geld für Rennthierfelle auszugeben. Das Werthvollste aber bleibt für sie immer der Umstand, dass sie auf den ganzen langen Winter mit Fleischvorrath versehen sind, — für den fischarmen südlichen Theil des Werchojanskischen Kreises ein sehr wichtiger Umstand, da sie alsdann nicht nöthig haben ihren Fleischbedarf den Heerden zu entnehmen.

Endlich, den 28. October, kam ich in Werchojansk an, musste aber daselbst bis zum 7. November bleiben. Auch hier war sehr tiefer Schnee gefallen; namentlich im Gebirge selbst hatte er dem Verkehr starke Hindernisse in den Weg gelegt, so dass am Ort schon bekannt geworden war, einzelne Karawanen der Kaufleute hätten aus Erschöpfung der

Thiere ihre Waaren am Wege niederlegen müssen. Mein Gepäck konnte ich nicht erwarten, ich hatte aber für Rennthiere zu sorgen, die dasselbe von Werchojansk nach Jakutsk schaffen sollten. Die mir so gewordene Zeit benutzte ich zur Zusammenstellung einer Karte des Jana-Systems, da ich im Kaufmann Ssemen Gorochof einen Mann fand, der als langjähriger Schreiber des Werchojanskischen Ulusses das Land vortrefflich kannte und mir die werthvollsten Aufschlüsse gab.

Den 7. November fuhr ich weiter, konnte aber des schlechten Weges und der vielfachen Schneestürme wegen nur langsam weiter kommen, so dass ich erst am 14. Nov. oben auf dem Gebirge stand und mich zum Hinabsteigen bereit machte. Während zu diesem Zweck die Narten an einander und die Rennthiere hinten an dieselben gebunden wurden, konnten unsere scharfsehenden Jakuten bemerken, dass unten am Fuss des Abhanges Leute und Narten seien, die sich anschickten die Wand zu ersteigen. Auf ein Begegnen durfte man es unter solchen Umständen nicht ankommen lassen, und uns blieb daher nichts übrig, als lange Zeit geduldig zu warten, bis die Aufsteigenden uns erreicht hätten. Es war das sehr unangenehm auf der kahlen Höhe, namentlich da der Wind heftig aus Norden zu blasen begann und uns mit seiner ganzen Gewalt packen konnte. Endlich kamen sie an, und zwar waren es alte Bekannte, der Kosak Koteljnikof, der unsere Reise mitgemacht hatte und von mir den anderen Herren der Expedition mitgegeben worden war. Jetzt kehrte er nach Nishnekolymsk zurück und war sehr erfreut mich zu treffen, da er Briefe von Neumann an mich hatte. Aus denselben erfuhr ich zunächst, dass die Herren schon lange in Jakutsk sich befanden und nicht begreifen konnten, wo ich so lange blieb. Es war das

eine neue Aufforderung an mich, möglichst rasch selbst nach Jakutsk zu eilen, was ich denn auch that.

Mein erstes Verlangen nach Ankunft daselbst war natürlich zu erfahren, was meine Gefährten hatten leisten können und ob es ihnen besser gegangen sei als mir. Aber auch hier vollkommene Täuschung; sie hatten die von mir gewünschte Richtung nicht einzuschlagen vermocht, sondern sich den altbekannten Weg über das Oimekon-Hochland an den Nebenfluss des Aldan, die Chandyga, führen lassen und was das Schlimmste war, sie hatten nicht mal die Marschroute bis an den Aldan geführt, sondern dieselbe mit der Kolyma abgeschlossen. Es war das sehr bedauernswerth, denn nicht nur waren alle meine Hoffnungen auf Aufschlüsse über das ganz unbekannte Gebiet der obersten Kolyma und Indigirka nicht in Erfüllung gegangen, es war auch der Glücksfall unbenutzt gelassen worden, der sich dieses Mal darbot, dass man Anfang und Ende einer sehr langen Marschroute an einander schliessen konnte, da sie von Osten an denselben Punkt des Aldan wieder ankamen, von welchem wir zwei Jahre vorher nach Norden aufbrachen, an die Mündung des Tukulan (78).

Mit unserer Ankunft in Jakutsk war unsere Reise beendet, es erübrigte mir noch das Gepäck zu erwarten und dasselbe nach Irkutsk zu befördern, was schon nicht mehr hierher gehört.

Anmerkungen

zur Reise in den nordöstlichsten Theil des Jakutskischen Gebietes in den Jahren 1868—1870.

---

1. Der Gouverneur von Irkutsk Treskin war in vieler Hinsicht ein Mann von höchst origineller Natur und nicht gewöhnlicher Begabung. Es ergiebt sich das schon aus dem Umstande, dass im Volksgedächtniss, in welchem die verschiedenen, auch die höchstgestellten Administrativbeamten sich gemeiniglich nur einen sehr kurzdauernden Platz zu bewahren pflegen, dieser Mann sich eine bleibende Stelle erworben hat und zwar im Bösen sowohl, als auch im Guten. Man kann sich indessen nicht der Bemerkung entziehen, dass das Böse mehr und mehr zu verblassen beginnt, das Gute dagegen immer mehr in den Vordergrund tritt. Ursprünglich Postbeamter in Moskau, wurde Treskin vom neuernannten Generalgouverneur Pestel nach Irkutsk mitgenommen, und als dieser Letztere bald darauf Sibirien verliess und dieses Land von Petersburg aus verwaltete, liess er Treskin als Gouverneur von Irkutsk zurück. Welch eine wichtige Aufgabe damit an diesen herantrat, kann man sich aus dem Umstande klar machen, dass das damalige Gouvernement Irkutsk fast mit dem jetzigen Ostsibirien

zusammenfiel, also alles Land umfasste, was östlich der Gouvernements Tobolsk und Tomsk liegt. Die jetzigen Gouvernements fehlten, man hatte allüberall eigentlich nur Kreisverwaltungen, die ihre Verhaltungsmaassregeln sich aus Irkutsk zu erbitten hatten. Diesen weit ausgedehnten Länderkomplex, spärlich bevölkert von verschiedenen eingeborenen Völkerschaften und nur wenigen Russen, von denen noch ein Theil aus verschickten Verbrechern bestand, sollte nun der bisherige Postbeamte regieren. Er brachte zu dieser schweren Aufgabe mit sich eine höchst mangelhafte Bildung, die eigentlich nur im Lesen und Schreiben, sowie in einer angelernten Beamtenroutine bestand, aber eine unbeugsame Willenskraft, die vor nichts zurückschrak und einen tüchtigen praktischen Verstand. So ausgerüstet, begann er sein unumschränktes Regiment, das von einer gewissen Partei in Irkutsk noch heute als ein ausnehmend schlechtes geschildert wird. Der gemeine Mann hat Treskin aber stets als gerechten, wenn auch strengen Gouverneur hoch gehalten. Er war hart, ja oft grausam hart, aber der gemeine Mann, der in jenen Zeiten an äusserste Härte seitens seiner Vorgesetzten durchaus gewöhnt war, schätzte an ihm seinen praktischen Blick und seine Erziehungskunst. So wird ihm zu gute geschrieben, dass die der Stadt Irkutsk zunächst liegenden burjatischen Dörfer, deren Bewohner gegenwärtig die Stadt vorherrschend mit Korn versorgen, überhaupt Ackerbau gelernt haben. Dieser mongolische Stamm, der im Gouvernement Irkutsk und im Gebiet Transbaikalien von Alters her seine Wohnsitze hat, treibt bis auf den heutigen Tag zum weitaus grössten Theil Nomadenwirthschaft; nur die Irkutsk zunächst angesessenen Genossen desselben sind Ackerbauer, und zwar sind sie es seit Treskin's Zeit. Er gebrauchte zweierlei Mittel, um sie willig zu machen, den

Feldbau zunächst neben der Viehzucht und sodann vorherrschend zu betreiben. Einerseits zog er sie zu den Kronslieferungen heran und bewilligte ihnen für ihr Korn sehr hohe Preise, andererseits liess er den Stock in sehr ausgiebiger Weise walten. Er pflegte häufig sowohl die Dörfer der Burjaten, als auch die der russischen Bauern zu besuchen und besichtigte eingehend die einzelnen Wirthschaften. Fleissige Wirthe, die grosse und gut bestellte Felder aufzuweisen hatten, wurden belobt und häufig auch belohnt, faule dagegen erhielten unbarmherzig Schläge.

Er hat seine Thätigkeit jedoch nicht auf das ihm zunächst gelegene Land beschränkt, wo er persönlich sich mit der Lage der Dinge bekannt machen konnte; auch das weit abgelegene Jakutskische Gebiet, das als besonderer Administrativbezirk schon seit dem Jahre 1805 von Irkutsk abgetrennt war, aber noch unter der Oberleitung desselben stand, erfreute sich der wohlthätigen Einwirkung seines praktischen Sinnes. Daselbst war unter Anderem das Handelsgeschäft an der unteren Kolyma zwischen den dortigen Bewohnern und den Tschuktschen gründlich in's Stocken gerathen, so dass man sich schliesslich an Treskin wandte, weil die Gewalten in Jakutsk es nicht verstanden, die Sache wieder in's rechte Geleise zu bringen. Da erliess denn Treskin auf Grundlage der eingezogenen Nachrichten die Marktregeln für den Tschuktschen-Markt am Anui, ungefähr im Jahre 1817, und diese Regeln haben sich bis zum Jahre 1870, wo sie veränderter Umstände wegen aufgegeben werden mussten, als durchaus praktisch erwiesen. Es ist erstaunlich, mit welch richtigem Takt der Mann aus den durchaus einseitig gefärbten Berichten, denn die Tschuktschen konnten garnicht gehört werden, das Richtige getroffen hat, so dass sowohl die Kolymsker, als auch die Tschuktschen befriedigt waren.

In den historischen Notizen wird noch von Treskin zu reden sein, namentlich von der schwierigen Lage, in die er gleich anfangs gerieth, als er sich einer übermächtigen und an jede Art von Willkür und Aussaugungskunst gewöhnten Oligarchie örtlicher Kaufleute und Geldprotzen gegenüber sah. Mit diesem alten Uebel Sibiriens, dem rücksichtslosen Ausgebeutetwerden des Armen durch den Reichen, hat Treskin einen Kampf auf Tod und Leben geführt, und das ist wohl hauptsächlich der Grund dessen, dass der gemeine Mann ihn noch heute in gutem Andenken hegt. Es ist höchst bezeichnend für die auch jetzt noch andauernde Lage der Dinge in Sibirien, dass man sich, wenn man in der Stadt Irkutsk das Gespräch auf alte, längst vergangene Zeiten bringt, von Treskin und seinen Helfershelfern die grausigsten Dinge erzählen lassen kann. In den Augen des Irkutsker Kaufmanns oder Händlers ist Treskin der Bösewicht der Bösewichte — ein entsetzlicher Tyrann und Blutsauger. Ganz anders aber hört man die alten Geschichten aus dem Munde der Bewohner der grossen Dörfer, die die Stadt von allen Seiten umgeben. Ob jetzt wohl noch Leute zu finden sein werden, die sich jener Zeit erinnern, oder mit in derselben gelebt haben, vermag ich nicht zu sagen, wohl aber habe ich Ende der fünfziger Jahre noch sehr viele alte Männer gesprochen, die sogar den Mann selbst noch sehr gut gekannt hatten. Da habe ich häufig erzählen hören von seiner unglaublichen Thätigkeit, von seinem scharfen Blick, der in Alles drang, von seiner Fürsorge, der nichts zu gering und unbedeutend war, und von seiner Gerechtigkeit, die den kleinen Mann ebenso anhörte und in seine Angelegenheiten ebenso einging, wie sie sich den Mächtigen gegenüber verhielt.

Treskin ist bekanntlich später durch Speranskij ab-

gesetzt und vor Gericht gestellt worden, und zwar aus gutem Grund, denn neben allen seinen hervorragenden Eigenschaften war auch die Bereicherungssucht bei ihm stark entwickelt, und er hat es allem Anschein nach nicht unterlassen, seine hohe Stellung durch mancherlei Erpressungen zu beflecken. Wie gesagt, es wird anderen Orts Gelegenheit sein über diesen Mann zu reden; hier sollte nur auf den Umstand aufmerksam gemacht werden, dass er sich trotz seiner vielen Fehler warmes Andenken bei denen erhalten hat, deren Urtheil und Meinung gemeiniglich ganz ungehört bleibt. Es hat in Irkutsk eine grosse Menge Gouverneure und Generalgouverneure gegeben, sie haben dort geschaltet und gewaltet und schliesslich ihre Posten in die Hände ihrer Nachfolger abgegeben und Niemand hat ein Gedächtniss für sie gehabt. Diesen Mann kennt man aber nicht nur im Irkutskischen Gouvernement, auch in Irkutsk und Werchnekolymsk habe ich von ihm reden hören und, wie gesagt, viel mehr in gutem als in bösem Sinne und stets mit ganz besonderer Hochachtung von seinem unglaublichen Scharfsinn und seiner unermüdlich fürsorglichen Thätigkeit. Speranskij hat ihn von seinen Posten entfernt, aber es ist ein Zeichen von dessen klarem Blick, dass er, wie er sich auch in seinen Briefen ausgesprochen hat, eine hohe Meinung von der praktischen Tüchtigkeit Treskin's hatte; und Jeder, der Sibirien etwas kennt, wird sofort inne werden, dass in der grossen Gesetzsammlung, die das Land nach Speranskij und durch dessen Thätigkeit erhielt, der Geist Treskin's herrscht.

2. Das anfängliche Fehlschlagen der Versuche, Amerika und Europa vermittelst eines Telegraphenkabels durch den Atlantischen Ocean zu verbinden, hatte die

grosse amerikanische Westtelegraphen-Gesellschaft veranlasst, mit der russischen Regierung in Verhandlung zu treten, um eine Verbindung durch das Beringsmeer herzustellen. Der Draht sollte amerikanischerseits bis in die Gegend des Norton-Sundes reichen, dann sollte ein Kabel durch's Beringsmeer bis ungefähr zur Anadyr-Mündung gelegt werden und von da an der Draht im Thale der Flüsse Anadyr, Main und Penshina bis zum Ochotskischen Meer und dann längs der westlichen Küste dieses letzteren bis zur Mündung des Amur gehen, wo er sich mit dem sibirischen Telegraphen zu verbinden hatte. Dieser Vorschlag war in St. Petersburg angenommen worden, und mit dem Jahre 1867 begannen die Arbeiten. In Sibirien wurden dieselben mit grossem Eifer und bestem Erfolge unter Leitung des Herrn Ssergei Ssergejewitsch Abasa geführt. Es war aber dabei nothwendig geworden, etwas Genaueres über Tschuktschen, Korjaken, Jukagern und sonstige Völkersplitter, die im Gebiete des Anadyr und der Penshina ihr Wesen hatten, zu erfahren, und dieser Umstand wirkte sehr entschieden mit, die Expedition, deren Abfertigung sonst wohl längere Zeit in Anspruch genommen haben würde, zu beschleunigen. Allerdings hörte jedoch von dieser Seite das Interesse bereits auf, ehe wir noch Jakutsk endgültig verlassen hatten; denn als wir noch daselbst mit den letzten Besorgungen zur Abreise beschäftigt waren, langte bereits die Nachricht an, dass das zuletzt gelegte Kabel vortrefflich arbeite. Somit war jeder vernünftige Grund, eine Ueberlandleitung durch ein so schwieriges Gebiet zu führen, geschwunden, und es war klar, dass das Unternehmen sofort fallen gelassen werden würde, was denn auch geschah.

3. Man könnte es auffallend finden, dass im hohen Norden das Vorkommen der Stechinsekten ein so starkes sein soll, dass es sogar für den Verkehr als Hinderniss aufzutreten im Stande wäre; aber man darf dabei nicht die wenn auch nur kurze Zeit andauernde, sehr intensive Wärme des Continentalsommers ausser Acht lassen. Die Durchschnittstemperatur des Sommers in Werchojansk + 13,6 C. ist allerdings um zwei Grad geringer als diejenige Estlands, + 15,8, sowie auch die einzelnen Sommermonate eine geringere Durchschnittstemperatur zeigen, nämlich Juni in Werchojansk + 13,4 gegen + 15,4 in Estland, der Juli + 15,4 gegen + 16,8 und der August + 11,9 gegen + 15,3; es hindert das aber nicht, dass mitunter die Hitze im Kreise Werchojansk jenseits des Polarkreises eine weit intensivere ist, als man das in Estland beobachten kann. Treten Ende Mai und Anfang Juni nur einige heitere Tage nach einander auf, wie das gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, so erreicht die Luft im Schatten sofort eine Temperatur von 23—26 Grad C. und darüber, und das ist vollkommen hinreichend die vorigjährigen Mückeneier in Masse auszubrüten. Dass dann in regnigten und windigen Tagen die Temperatur wieder auf 7 und 8 Grad C. sinkt und auch dauernd in dieser Höhe bleibt, hat in Bezug auf Stechinsekten leider nichts zu bedeuten, sie befinden sich scheinbar sehr wohl, ja die Kühle scheint ihre blutgierigen Instinkte nur zu verschärfen. In unseren glückseligen Gegenden, wo der Morast doch stark gegen das trockene Land zurücktritt, kann man sich durchaus keine Vorstellung machen von den Mückenwolken, die in der Wildniss Sibiriens den unglücklichen Reisenden umschwärmen, der gezwungen ist, im Sommer und namentlich im Juni, welcher für den Nordosten der Mückenmonat ist, seine mühevolle

Strasse zu ziehen. Das gutgenährte fette Thier widersteht den Angriffen der Insekten, da dieselben es bald aufgeben es zu incommodieren, weil die dicke und mit einem Fettpolster versehene Haut das Blutsaugegeschäft sehr erschwert; das abgemagerte Pferd oder Rind aber ist ihnen eine willkommene Beute und geht oft unter ihren Stichen zu Grunde. Es ist das wohl weniger dem Blutverlust zuzuschreiben, als dem Zustande der Aufregung, dem die Thiere schliesslich anheimfallen, so dass sie aufhören zu fressen, rastlos umherlaufen und schliesslich kraftlos zusammenbrechen und verenden. Diesem Loose verfallen nicht nur die Hausthiere, auch die der Wildniss unterliegen ihm mitunter. In unser Standlager zwischen Indigirka und Kolyma kam einmal ein wildes Rennthier, das doch sonst so menschenscheu ist, gerannt. Die Leute fingen und tödteten es mit geringer Mühe, sahen aber bald, dass sie ihm vergeblich das Leben geraubt hatten, denn zur Speise war es nicht zu gebrauchen: der Magen war fast vollständig leer, und die Muskeln waren dergestalt reduciert, dass man den Kadaver fortwerfen musste.

4. Die Zahl der Werste, 150 auf jede Station, ist nicht buchstäblich zu nehmen. Die Krone rechnet zwischen Jakutsk und Srednekolymsk 2315 Werst, das ist aber nur eine Annahme, die sich auf keinerlei Messung, sondern nur auf zufällige Schätzung stützt. Was nun die Stationen und die Entfernungen anbetrifft, die zwischen denselben liegen, so theilt sich die ganze Strasse in zwei sehr verschiedene Theile, einerseits die Strasse von Jakutsk bis zum Aldan, 180 Werst mit acht Stationen, andererseits der Weg vom Aldan über Werchojansk bis Ssrednekolymsk mit 2135 Werst und nur sechzehn Stationen. Somit kommt auf jede

Station des letzteren Weges eine mittlere Entfernung von 138 Werst; in Wirklichkeit jedoch sind die einzelnen Stationen doch noch ziemlich unregelmässig hingestellt, was ihre Entfernungen anbetrifft, denn es giebt da z.B. eine Station, Ssuruktach, mit nur 80 Werst und eine andere, Kyreläch, mit 270 Werst. Auch diese noch sehr mangelhafte Verbindung ist schon als ein grosser Fortschritt gegen früher zu betrachten, denn da hatte man 4—500 Werst zurückzulegen, ehe man wieder die Thiere wechseln konnte. Die Krone geht überhaupt im Vervollkommnen ihrer Postverbindungen sehr langsam und allmählich vor, es ist noch nicht lange her, dass man auf dem grossen Wege aus Europa nach Irkutsk noch Stationen von 40—50 Werst Entfernung hatte, die aber jetzt schon getheilt sind; ebenso stand es mit dem Wege zwischen Irkutsk und Jakutsk, was aber auch bereits überwunden ist. Mit diesen, so zu sagen, am Ende der Welt liegenden Strassen, die die Krone für's Erste noch zu eigenem Gebrauch eingerichtet hat, ohne sie dem Publikum zur Benutzung zu öffnen, geht sie noch bedächtiger um und thut ganz recht daran. Das Publikum würde diese Wege so selten benutzen, dass auf nennenswerthe Einnahmen seitens der Fahrgäste nicht zu rechnen wäre, und für Regierungszwecke reicht der jetzt bestehende Apparat, seit man die früheren vielhundert Werst langen Entfernungen getheilt hat, vollkommen hin. Da es hier vor Allem auf Billigkeit ankommt, so stellt man die Stationen so auf, dass sowohl Pferde, als auch Rennthiere leicht bei denselben unterhalten werden können, sucht also gute Futterplätze auf, und aus dieser Ursache erklärt sich auch die noch vorkommende grosse Verschiedenheit der einzelnen Stationsstrecken. Bequem ist allerdings das Reisen auf diesen Wegen nicht, auch hat man bei Errichtung derselben an alles Andere eher ge-

dacht, als an unaufhaltsame Weiterbeförderung der Posten und Beamten. Zeit ist in Asien überhaupt und somit auch in Sibirien noch kein Werthgegenstand, damit muss man sich zufrieden geben. Es ist mir häufig genug vorgekommen, dass ich beim Erreichen einer solchen Station dieselbe vollständig von Menschen und Thieren entblösst gefunden habe. Passiert nun so etwas einem einfachen Kosaken, sei es, dass er mit der Post reist, sei es, dass er einfach als Expresser Papiere zu überbringen hat, so lässt er sich daselbst häuslich nieder, heizt im Winter die kalte Jurte, so gut es geht, kocht sich sein Essen aus seinen Reisevorräthen und wartet, bis der Posthalter mit den Fahrthieren sich einfindet. Als Beamter aber, der doch nicht so viel Zeit übrig hat, ist man nicht so geduldig, sondern hilft sich, so gut es gehen mag. Zuerst sieht man sich die Thiere an, mit denen man angekommen ist, und sind dieselben noch leistungsfähig, so erklärt man einfach dem Fuhrmann, dass er noch eine Station weiter zu machen hat. Das gefällt nun den Leuten meistentheils nicht, ist aber auch gleichgültig: denn der Dienst der Krone hat den Vorrang vor Privatrücksichten und schliesslich lässt ein Glas Branntwein zur rechten Zeit die Leute sofort eine rosigere Anschauung ihrer Lage gewinnen. Sind die Thiere aber stark angegriffen, so giebt man ihnen einen oder zwei Ruhetage und setzt dann seine Reise mit ihnen fort. Das kommt aber selten vor, denn wenn man diese Wege und die Vorkommnisse auf denselben kennt, so reist man von Anfang an vorsichtig und vermeidet es die Thiere zu sehr anzustrengen, da man niemals wissen kann, was in der menschenleeren Einöde noch bevorsteht, und man also vor Allem darauf bedacht sein muss, sich die Thiere bei Kräften zu erhalten.

5. Jakutsk, die Stadt, ist in gewisser Hinsicht das Centrum des Pelzhandels des ganzen gleichnamigen Gebietes: dorthin strömt der grösste Theil der in den Kreisen Wiluisk, Werchojansk und Kolymsk erjagten edlen Felle zusammen, nur der Kreis Olekminsk, sowie Theile der Kreise Wiluisk und Jakutsk verhandeln ihre Jagdbeute schon auf der Strecke zwischen Olekminsk und Jakutsk, und zwar zum grössten Theil in der Stadt Olekminsk, an welcher die die Lena herabkommenden Barken und Powosken der Irkutsker Kaufleute gegen zwei Wochen anhalten. Zum Theil bringen die Jakuten ihre Ausbeute in die Städte; es sind das aber nicht die Jäger selbst, sondern auch schon Aufkäufer und Unternehmer, die in der Wildniss herumziehen und das Rauchwerk den einzelnen Jägern abhandeln, nach Werchojansk aber und Kolymsk ziehen die Jakutsker Kaufleute hin, da die Entfernungen zu gross sind, als dass die kleinen Aufkäufer dieselben überwinden könnten. Sie versehen sich zu diesem Zweck während der Jahrmarktszeit in Jakutsk, die vom 10. Juni bis zum 1. August dauert, mit den nöthigen Waaren und machen sich gewöhnlich Mitte September von Jakutsk auf, um sich an den Aldan zu begeben, von wo die eigentliche Reise beginnt. Nach Jakutsk kehren sie Mitte Juni des folgenden Jahres zurück. Diese Herren sind somit fast das ganze Jahr unterwegs und führen ein schweres, an Anstrengungen und Mühseligkeiten überreiches Leben, von welchem nur Einige sich so viel erübrigen, dass sie sich im Alter zur Ruhe setzen können. Viele dagegen beschliessen ihren Erdenlauf auf der Reise, ja es kommt vor, dass sie buchstäblich im Sattel sterben. Bis zum Aldan, wo die Waaren allendlich für den Transport auf Saumthieren eingerichtet werden, ziehen Alle eine Strasse, ja noch das Werchojanskische Gebirge wird von ihnen auf ein und der-

selben Strasse überstiegen; von da an jedoch geht jeder den Weg, der ihm der beste dünkt. Um sich die Art und Weise dieses Handels klar vorstellen zu können, ist es nothwendig darauf einzugehen, wie überhaupt im Norden Sibiriens die Jagd auf Edelfell betrieben wird. Der eigentliche Jäger, und nur Jäger, ist der Tunguse oder Tungus, wie er in Sibirien richtiger genannt wird, er streift das ganze Jahr hindurch in den seinem Stamme seit unvordenklichen Zeiten angehörenden Jagdrevieren umher und nährt sich ausschliesslich von Bogen, Flinte und Fischnetz. Was er während der Jagdzeit, deren erste, bessere Hälfte vom October bis Ende November, die zweite, weniger werthvolle vom Februar bis Mitte März dauert, erbeutet hat, bringt er meistentheils selbst, ohne Mittelsperson, auf den Markt. Der Jakute ist eigentlich Viehzüchter, die Jagd ist bei diesem Volke schon längst nicht mehr Lebensbeschäftigung, wohl aber giebt es auch unter ihnen viele gute Schützen und Leute, die sich hauptsächlich von der Jagd nähren. Das sind aber meistentheils arme Leute, die als Knechte in den Dienst irgend eines wohlhabenden Jakuten oder auch eines russischen Unternehmers treten gegen festen Gehalt und Kost. Da wird er dann zu allerhand Arbeiten gebraucht, sobald aber die Jagdzeit eintritt, erhält er Schiessbedarf und Wegkost und begiebt sich auf die Jagd, nicht eher zurückkehrend, als bis die Saison beendet ist. Was er erbeutet, gehört seinem Brodherrn, der ihn dann zur zweiten Jagdzeit wieder ausschickt. Um nun die so erbeuteten Felle aus den ersten Händen, die nur in ganz seltenen Ausnahmsfällen in der Lage sind, dieselben zur Stadt zu bringen, erhandeln zu können, haben sich seit uralten Zeiten in Sibirien mitten in der weg- und pfadlosen Wildniss Marktplätze, sogenannte Ssuglan's gebildet, an welchen sich zu ganz fest bestimmten Tagen Pelzjäger und

Pelzhändler von allen Seiten einstellen, um Waaren der verschiedensten Art, sehr selten aber baares Geld gegen Jagdbeute einzutauschen. Ssuglan heisst eigentlich — es ist ein jakutisches Wort — Festversammlung, wird aber bis nach Transbaikalien hinein allenthalben in Ost-Sibirien für diese Wildnissjahrmärkte gebraucht. Diese Plätze findet man im ganzen weitausgedehnten Flussgebiet der Lena, im Gebiet des Anui und auch an der Jana, Kolyma und Indigirka. Wann und wie sie entstanden, kann jetzt kein Mensch angeben; wohl lässt sich aber bei einigen ein vielhundertjähriges Alter nachweisen, indem es feststeht, dass an solchen Orten die Stämme Sibiriens zu Handelszwecken zusammengekommen sind, lange ehe die Kosakeneroberer sich im Lande zeigten. Sie sind wohl ebenso alt wie die Tungusen- und Jakuten-Wege, die auch kein Mensch angelegt hat, deren Anlage wenigstens nicht nachgewiesen werden kann, die aber in allen Richtungen den unermesslichen Lärchenwald durchziehen und ihn überhaupt erst erschliessen. Ohne diese Pfade könnte es sich wohl Niemand beikommen lassen, in das undurchdringliche Lärchendickicht ohne Beil einen Pfad bahnen zu wollen, und auch mit so bewaffneter Hand würde er sich bald von dem undankbaren Geschäft zurückziehen. Was nun die Wege der jakutskischen Kaufleute in den Kreisen Werchojansk und Kolymsk anbetrifft, so hat sich daselbst die Sache insoweit etwas anders gestaltet, als es dort eigentliche Ssuglane nur noch sehr wenige giebt, die Pelzjäger aber zu gewissen Tagen an ein für alle Mal festgestellten Punkten eintreffen, die auf den verschiedenen Wegen liegen, die die Kaufleute auf ihren Reisen nothwendig berühren müssen. Gewöhnlich wählt man dazu solche bewohnte Jurten oder Häuser, wo sich guter Heuschlag befindet und die Leute daher den Som-

mer über fleissig Heu machen, in der Hoffnung, den vorüberziehenden Kaufleuten dasselbe für ihre erschöpften Saumthiere zu verkaufen. An solchen Punkten halten die einzelnen Karawanen auf einen oder einige Tage an, um die Thiere zu füttern, es ist also eine gute Gelegenheit vorhanden, zu gleicher Zeit Handel zu treiben. Sei es aber in der pfadlosen Wildniss, sei es an der Haltestelle des Kaufmannes, immer bringt der Jäger die verschiedenen Erzeugnisse seiner Jagd herbei, je nach der Gegend, in welcher der Ssuglan abgehalten wird. Ist derselbe am Utschur gelegen, so spielen die Hauptrolle die kostbaren Zobel des oberen Aldan-Gebiets, sehr schöne Eichhörnchen von tiefdunkler Farbe, die von den Chinesen mit schwerem Gelde bezahlten Geweihe des Edelhirsches, die Felle des Elenns, des Murmelthieres, die Beutel des Moschusthieres und Füchse verschiedener Färbung. Vom Hochlande des Oimekon kommen die Eichhörnchen höchster Qualität, vom Wilui schöne Hermeline, Füchse aber und Eichhörnchen von so geringer Güte, dass die Krone dieselben nicht als Jassak annimmt. Nördlich vom Werchojanskischen Gebirge bringt der Jäger sehr schöne Füchse namentlich auch schöne Schwarzfüchse und Eichhörnchen von mittlerer Güte, aber schon keine Zobel mehr. Dieselben sind auch in jenen Gegenden früher in grosser Menge erbeutet worden, jetzt aber daselbst gänzlich ausgestorben; dafür aber giebt die Küste des Eismeeres eine grosse Menge Eisfüchse mit weisser Färbung und die Ufer der in's Eismeer fallenden kleinen Ströme liefern die werthvollen Mammuthstosszähne. Schliesslich jedoch treten auf dem Tschuktschen-Markt am kleinen Anui wieder Marder, Bieber und Füchse der schönsten Färbung auf, die aber sämmtlich nicht in Asien, sondern in Amerika erbeutet sind. Die Händler dagegen führen auf den Markt Blät-

tertabak, Baumwollenzeuge, allerhand Eisenwaaren, Flinten mit Feuerschlössern, Glasperlen, russische Butter, Thee, namentlich Ziegelthee, Zucker und Zwieback. Der Handel ist ein reiner Tauschhandel, baares Geld kommt fast gar nicht vor. Die Waaren sind aber trotzdem in Geld abgeschätzt, und zwar geschieht das in der Weise, dass die Jagderzeugnisse zu den in der Stadt Jakutsk üblichen Preisen angesetzt werden: der hochwerthige Zobel zu vierzig Rubel das Stück, der rothe Fuchs zu drei Rubel fünfzig Kopeken, das Eichhorn zu zwölf bis achtzehn Kopeken das Fell, je nach der Güte desselben, wobei aber nicht die einzelnen Felle untersucht werden, sondern die Gegend, von wo sie herkommen. So heisst es Eichhörnchen vom Oimekon achtzehn Kop., die vom Utschur sechzehn Kop. u. s. w. Die Kaufmannsgüter werden aber zu ganz anderen Preisen angesetzt, als das in Jakutsk gebräuchlich ist: Butter, die eine grosse Rolle bei den Pelzjägern spielt und in Jakutsk 4—5 Rubel das Pud kostet, geht auf dem Ssuglan für zwanzig Rubel, der Ziegelthee anstatt für sechzig Kopeken für ein bis zwei Rubel, die Arschin Baumwollenzeug anstatt für fünfundzwanzig für fünfzig und sechzig Kop., vor Allem aber wird der Blättertabak, den man in Jakutsk für vierzig Kop. das Pfund erhält, mit anderthalb Rubeln für dasselbe Gewicht verkauft, wenn en gros gehandelt wird. Der kleine Mann aber, der nur wenige Felle hat, kauft blattweise und zahlt ein Hermelin oder ein Eichhörnchen für ein Blatt. Da nun zwanzig bis dreissig Blätter auf ein Pfund Tabak gehen, so wird der Preis für das höchst begehrte Reizmittel ein überaus theuerer. Im grossen Ganzen gilt bei diesem Handel wohl die Regel, dass stets dieselben Jäger mit denselben Händlern Tauschgeschäfte treiben und dass sich Andere nicht darin zu mischen haben. Es ist das ein sehr alter Ge-

brauch, der wohl auch darin seinen Grund haben mag, dass der Jäger immer auf Schuld nimmt und daher im folgenden Jahre selbstverständlich bei seinem vorigjährigen Händler zu erscheinen und ihm vorerst die Schuld mit diesjähriger Beute zu zahlen hat, wo er dann wieder neue Waare auf Schuld erhält. Auf den Handelswegen jenseits des Werchojanskischen Gebirges wissen die Pelzjäger sehr wohl, welche Richtung der Kaufmann, mit dem sie handeln, einzuschlagen pflegt und erwarten ihn denn auch regelmässig an dem ein für alle Mal festgesetzten Punkte. Sollten andere Kaufleute früher als der bestimmte eintreffen, so gehen sie mit denselben keine Kaufgeschäfte ein, sondern warten, bis ihr bekannter Händler eintrifft. So sollte es sein und ist es wohl auch in der Regel, namentlich wenn die Kaufleute jeder zur rechten Zeit eintreffen und sich die Felle nicht vorweg nehmen lassen. Es kommen aber auch hier häufig genug Menschlichkeiten vor; es beschuldigen sich dann beide Theile und es ist schwer, im betreffenden Fall zu entscheiden, wer der Betrüger und wer der Betrogene sei. Von Seiten der Pelzjäger hört man wohl klagen, dass sie trotz aller Anstrengungen nicht nur nie aus ihren Schulden herauskommen, sondern im Gegentheil immer tiefer in die Bücher der Händler hineingerathen. Die Händler dagegen führen an, dass die Jäger niemals die alte Schuld voll bezahlen, sondern nur Theile derselben, trotzdem aber immer neue Waare auf Schuld verlangen und auch erhalten. Jedenfalls geschieht es nicht allzuselten, dass irgend ein Händler plötzlich einen Weg einschlägt, den ein Anderer regelmässig zu befahren gewohnt ist. Er erscheint in solch einem Falle früher an den einzelnen Handelsstellen, als der Andere es gewohnt ist, und bietet seine Waare aus. Die Jäger, die ihr erbeutetes Fellwerk als Schuld für früher

erhaltene Waare abzugeben haben, lassen sich bereden und verkaufen dasselbe dem Eindringling für baar. Dieser zieht seine Strasse weiter, um es am nächsten Punkte ebenso zu machen, und der Kaufmann, der nachkommt und hofft, alte Schulden einzukassiren, findet das Feld schon abgeerntet. Dann beginnen endlose Klagen über gegenseitiges Uebervortheilen u. s. w., die aber nie bewiesen werden können und nur dazu dienen, den Neid und den Argwohn Aller gegen Alle fortwährend wach zu erhalten. Daher eilen die Händler auch mit solcher unruhigen Hast immer vorwärts, ein Jeder bemüht, seine Operationen vor dem Anderen sorgfältigst geheim zu halten, Alle aber darin einig, es womöglich zu verhindern, dass sich neue Personen in ihr Handelsgebiet einschleichen. Wie sehr das Alles auf gespanntem Fusse steht, habe ich Gelegenheit gehabt selbst zu erfahren. Im Jahre 1868 hatte ich im Auftrage des Gouverneurs die Kreise Werchojansk und Kolymsk zu revidiren. Ich hatte meinen Weg zuerst die Lena hinunter genommen (es war im December 1865) und war dann über Ssichtäch, Ustjansk, Russkoje Ustje nach Nishnekolymsk gegangen. Daselbst erhielt ich im Frühjahr mit der Post unter anderen dienstlichen Papieren vom Gouverneur den Befehl, für Sicherung der Waaren und des Vermögens eines Kaufmannes Bereshnef zu sorgen, der plötzlich unterwegs gestorben sei und eine Wittwe mit fünf Kindern hinterlassen habe. Das war ein sehr trauriger Fall: Bereshnef, ein noch junger Mann, hatte sich, wie mir gesagt wurde, mit grosser Energie auf den Pelzhandel geworfen, und da er es sehr gut verstanden haben sollte, mit den eingeborenen Stämmen umzugehen, und dabei weniger erpicht auf Gewinn gewesen sei, eine grosse Liebe unter den Leuten genossen, so dass seine Verbindungen sich stark zu erweitern und

seine Handelsgeschäfte von Jahr zu Jahr sich auszudehnen begannen. Auch in diesem Jahre hatte er seine Karawanen nach Kolymsk abgefertigt und sich selbst auf den Weg gemacht, als er plötzlich unterwegs in einer Powarnja an einem hitzigen Fieber erkrankte und nach einigen Tagen starb. Die Wittwe mit vier oder fünf kleinen Kindern blieb in der denkbar schlimmsten Lage zurück: die Waaren zerstreut auf der Kolymsker Strasse, je nachdem die Karawanenführer ihre Strasse zogen, die Schulden aber, die auch bei Bereshnef einen sehr grossen Posten ausmachten, ziemlich aussichtslos, da es nicht anzunehmen war, dass die Schuldner, nun ihnen die einzusetzende Vormundschaft ja keinen weiteren Kredit mehr geben konnte, zahlen würden; thaten sie das aber nicht, so waren die Schuldbücher nicht viel werth, da an Processen mit tungusischen und sonstigen Pelzjägern nicht zu denken war.

Weder kannte ich Bereshnef und seine Familie, noch die Lage seines Geschäftes, ich wandte mich daher mit dem Befehl des Gouverneurs an die damals gerade in Nishnekolymsk eintreffende Kaufmannschaft, um so lieber, als ich erfahren hatte, dass Bereshnef, selbst aus Ssrednekolymsk gebürtig, unter den Handeltreibenden viele Freunde und Verwandte habe. Aber zu meinem grössten Erstaunen fand meine Aufforderung, für Wittwe und Waisen eines Standesgenossen eintreten zu wollen, sehr kühle Aufnahme. Man meinte achselzuckend, dabei sei nichts zu machen, das sei ein Unglück von Gott geschickt, da sei nicht zu helfen, das Vermögen sei verloren, und an ein Einkassiren der Schulden sei gar nicht zu denken, da die Pelzjäger dieselben, dem alten Herkommen gemäss, nur einzahlten, wenn sie wieder neuen Kredit erhielten. Es könne gar nicht anders sein, denn erhielten sie keinen Kredit, so könnten sie den Winter

nicht überstehen, sie seien somit gewissermaassen gezwungen zu anderen Händlern überzugehen. Könnte ihnen weiter kreditirt werden, so stände die Sache wohl etwas besser, aber immer noch schlecht genug, da der Leiter der Sache selbst nicht mehr am Leben sei, nun aber habe die Vormundschaft, wie es ja auch nicht anders sein könne, angeordnet die Geschäfte zu liquidiren, da sei alle Mühe vergeblich, und ausserdem habe Jeder mit seinen Angelegenheiten genug zu thun. Auch die nach und nach in Kolymsk eintreffenden Waaren Bereshnef's hielten die Händler für ziemlich verloren. Hier habe Jeder schon seinen Waarenvorrath und brauche daher dieselben nicht, gehandelt werde aber im Kleinhandel nur auf Kredit. Es fände sich daher nur der eine Ausweg, nach dem Jahrmarkt das ganze Quantum per Auction loszuschlagen; aber dabei könne natürlich kein grosser Erfolg erwartet werden, denn Jedermann wisse, dass einmal hergeführte Kaufmannsgüter nicht zurückgebracht werden könnten, und werde sich daher diese aussichtslose Lage zu Nutzen machen. Den Kommentar zu diesen unerfreulichen Erörterungen erfuhr ich in Nishnekolymsk von den dortigen Bewohnern, die durchgängig den Tod Bereshnef's sehr bedauerten, da er ein coulanter Mann gewesen war, der niemals die oft äusserst drückende Lage der armen Pelzjäger ausgebeutet hatte, und daher sehr geliebt und geschätzt wurde. Daher wären, meinte man allgemein, die Jakutskischen Kaufleute sehr zufrieden, einen so gefährlichen Rivalen auf gute Art losgeworden zu sein und freuten sich schon, die Jagdbeute, die sonst in die Hände Bereshnef's hätte übergehen müssen, für sich einheimsen zu können. Ich musste also die Sache als ziemlich verloren ansehen und hatte kein Mittel, dem Wunsch des Gouverneurs nachzukommen, da ich doch unmöglich für die Hinterbliebenen hätte Handel treiben können

und selbst, wenn ich das hätte thun wollen, nicht wusste, wie es anzufangen. Da kam eines Abends ganz spät der Kaufmann Nikolai Alexejewitsch Ssolowjof zu mir, ein Mann, der durchaus nicht zu den Wohlhabenden gehörte, aber sich eines guten Rufes unter den Kolymskern erfreute. Er sagte mir, er möchte gerne den Hinterbliebenen Bereshnef's einen Dienst erweisen, da er selbst vom Verstorbenen manches Gute erfahren und eigentlich ihm es verdanke, dass er als Kaufmann jetzt handeln könne; aber er fürchte sich in Unannehmlichkeiten zu gerathen, da er ein in den Gesetzen unerfahrener Mann sei und daher leicht in Verwickelung gerathen könne, wenn sich seine Genossen gegen ihn erhöben. Ich forderte ihn auf, mir den Beschluss der Vormundschaft vorzulegen, da man vor allen Dingen wissen müsse, was dieselbe angeordnet habe. Da ergab es sich nun, dass dieselbe allerdings befohlen hatte, nach Möglichkeit die Geschäfte zu liquidieren und nach Jakutsk zu schaffen, was noch zu retten sei. Ferner erwies es sich, dass Bereshnef seine Schuldbücher sehr gut und ordentlich geführt hatte, so dass Ssolowjof, wie er sagte, einen vollkommenen Einblick in den Gang des Geschäftes gewonnen hatte. Die Schuldner waren meistentheils gute Leute, von denen man wohl sicher Zahlung erwarten könnte, wenn man ihnen wieder auf Kredit, wenn auch in beschränkter Weise, Waaren gäbe; das aber, habe er von seinen Genossen gehört, ginge gar nicht an, Jeder, der sich auf Kreditgeben einlasse, käme entschieden in die Lage als Verschleuderer von Pupillenvermögen dem Gericht übergeben zu werden.

Nach sorgfältiger Durchsicht aller Papiere konnte ich ihn nun insofern beruhigen, als die Vormundschaft ja durchaus nicht in kategorischer Weise befohlen, jedes Kreditgeben zu unterlassen, sondern nur den Wunsch ausgedrückt habe,

nach Möglichkeit zu retten und die Geschäfte abzuschliessen. Da aber das absolut nicht ohne beschränktes Kreditgeben angehe und mir der Gouverneur befohlen habe für Rettung des Vermögens Sorge zu tragen, so erhalte er hiermit von mir aus den Befehl in der von ihm vorher angegebenen Weise die Geschäfte für Rechnung der Hinterlassenschaft zu führen und mir von Zeit zu Zeit über den Gang derselben Bericht zu erstatten. Damit fiel ihm ein Stein vom Herzen: er hatte nur eine grosse Angst vor den Gerichten gehabt, was man ihm wahrlich nicht verübeln konnte, nun aber ging er rüstig vor und mit dem besten Erfolge. Um ihm die Sache etwas zu erleichtern liess ich den alten Amwraorgin, den Tschuktschenhäuptling, sowie die Aeltesten der Lamuten, Jukagern, Tschuwanzen und wie die Völker da Alle heissen, zu mir kommen, theilte ihnen die Sachlage mit und forderte sie auf, unter ihren Stammesgenossen dahin zu wirken, dass die Schulden ordentlich eingezahlt würden. Das versprachen sie auch, baten aber um einen theilweisen weiteren Kredit, weil die Lage der Schuldner sonst eine ganz aussichtslose sei. Auch von ihnen hörte ich das Lob Bereshnef's in allen Tonarten und erhielt das Versprechen, für das Recht der Kinder eines solchen Mannes aus allen Kräften einstehen zu wollen. Das ist auch gehalten worden, und Ssolowjof ist nicht nur seitens der so sehr gefürchteten Gerichte unbehelligt geblieben, sondern hat seine Sache so gut geführt, dass in kurzer Zeit das ganze Vermögen gerettet war, und dass er, als ich im Jahre 1889 Kolymsk wieder besuchte, mir sagen konnte, er kassire jetzt gerade die letzten Schulden ein, — es sei fast nichts verloren gegangen.

Dieser Vorgang wirft freilich kein sehr schönes Licht auf den Geist der jakutskischen Kaufmannschaft, aber es ist

daraus nicht zu schliessen, dass sie Alle schlechte Menschen seien: sie sind Leute, die sich ihr Brod unter fortwährenden Mühen und Strapazen erwerben, und die dadurch etwas hart und gewinnsüchtig geworden sind; aber das dürfte unter ähnlichen, schwierigen Umständen auch anderswo der Fall sein. Schwer aber ist ihr Leben wohl. Anfang November vom Aldan aufbrechend, ziehen sie in harter Winterkälte durch unwegsame Schneeeinöden Jeder seine Strasse, Einige über Werchojansk, Andere über Ustjansk, noch Andere über Russkoje-Ustje, oder über Saschiwersk, Alle aber dem gemeinsamen Endziel, Nishnekolymsk und dem Tschuktschen-Markt am Anui zu. Wo die Gelegenheit sich bietet, wird gehandelt, nirgends kann ein längerer Aufenthalt genommen werden, erst in den Ortschaften an der Kolyma, in Ssrednekolymsk, Nishnekolymsk und am Anui halten sie sich je eine oder zwei Wochen auf. Dann beginnt die Rückreise ganz in derselben Weise, und schliesslich langen sie Anfang Juli in Jakutsk wieder an, wo das Fellwerk, so wie die Mammuthstosszähne, gegen Waare der Irkutsker Kaufleute eingetauscht und dann im September die lange Handelsreise wieder angetreten wird. Zu Hause sind sie also von den zwölf Monaten des Jahres nur gegen zwei, das ist ihre Erholungszeit und die Zeit, in welcher sie sich des Zusammenlebens mit ihrer Familie erfreuen können. Und so geht es Jahr für Jahr, das ganze Leben hindurch. Mancher könnte wohl sich im Alter zur Ruhe setzen, theils aber ist ihm das Herumreisen und Wandern schon zur zweiten Natur geworden, theils ist es auch, aus den oben angeführten Gründen, sehr schwer, das Geschäft abzubrechen, und so geht es denn gemeiniglich weiter, bis endlich der müde Körper nicht mehr kann, und der Mann unterwegs stirbt. So kannte ich einen alten, über siebzig Jahr, alten Mann, Feofan Wassiljewitsch Ssolowjof,

der Jahr für Jahr seine Reise machte, bis er in Werchojansk 76 Jahr alt an Entkräftung starb. Ein anderer Kaufmann ist todt vom Pferde gesunken mitten auf dem Wege und schon als Leiche nach Werchojansk gebracht worden. Hat so ein Kaufmann geheirathet, so nimmt er wohl in den ersten Jahren seiner Ehe sein junges Weib mit sich, aber lange kann eine Frau derartige Strapazen auch nicht aushalten: mir zeigte ein junger Kaufmann, mit dem ich eine Strecke Weges zusammen reiste, einen grossen, absolut jeden Waldwuchses entbehrenden Hümpelmorast und sagte dabei: «hier, auf diesem Morast bin ich geboren». Es geht also das Zusammenreisen von Mann und Frau nicht gut, wenn die Reise im Sattel fast ein Jahr dauert, und so leben denn Frau und Kind in Jakutsk, der Mann aber zieht fortwährend in der Wildniss umher. Dass ein solches Leben den Menschen hart macht, ist wohl nicht zum Verwundern.

6. In Jakutsk kostet ein gutes Pferd, das schon an Lasttragen gewohnt ist, vierzig bis fünfzig Rubel, für Pferde aber, die den schweren Kolymsker Weg auszuhalten hatten, musste man von fünfzig bis sechzig Rubel zahlen. Da nun ein Unternehmer für den Hinweg 20 Rubel und wohl ebenso viel für den Rückweg verlangte, wir aber für den letzteren ja nur eine verhältnissmässig geringe Zahl von Pferden nöthig hatten, so hatte ich anfangs wohl Lust mich mit Miethpferden zu behelfen; denn in der That ist der Weg für die Pferde sehr schwierig, und ein Verlust von Thieren kann sehr leicht eintreten. Es ist ja allerdings wahr, dass das Jakuten-Pferd den Winter sehr gut bei Weidefutter übersteht, ja dabei fett wird; aber dann darf es auch nicht gebraucht werden. Es hat dann Tag und Nacht Zeit, sich sein Futter unter dem Schnee zu suchen und findet es auch

in genügender Menge; wenn es aber später belastet den Tag über zu gehen hat, so ist ihm die freilich lange Nacht nicht genug, um den Verlust an Kräften wieder herstellen zu können, zumal die bei den Halteplätzen sich befindenden Weiden nicht immer von guter Qualität sind. Es haben sich im Laufe der Zeit längs den Kaufmannswegen wohl nach und nach Futterstationen gebildet in der Weise, dass Jakuten und auch Russen, die selbst keinen Viehstand haben, sich bei einem guten Heuschlage niederlassen und dort im Laufe der guten Jahreszeit so viel Heu machen, als sie nur irgend vermögen, allein zu dem Zweck, es den durchziehenden Karawanen zu verkaufen. Das erleichtert allerdings die den Pferden gestellte Aufgabe; aber diese Futterstationen sind bis heute so selten gesät und durch so weite Strecken von einander getrennt, dass sie nur für Erholungspunkte gelten können und die Hauptsache immer die Weide bleibt. Ist nun einmal das Gras im Sommer schlecht gewachsen, ist eine am Flusse gelegene Weide zur Zeit des Hochwassers mit Sand überschüttet worden, hat im Herbst sich eine Kruste Glatteis über dem Grase gebildet, oder ist der Schnee im Winter tiefer als 22 Zoll gefallen, so kann die Weide den Thieren nicht das Nothwendige liefern, und die besten und kräftigsten Pferde fallen im Laufe weniger Tage. Ich habe die Gründe angegeben, die mich veranlassten, schliesslich nach langem Ueberlegen doch mit eigenen Pferden zu reisen; aber man wird weiter unten sehen, dass ich damit kein Glück gehabt habe: von den fünfundsiebenzig schönen Thieren, die ich auf der Reise besass, erreichten nur fünfundzwanzig den Aldan, und auch diese waren so entkräftet, dass sie in der Folge stürzten. In jenem Unglücksjahre stürzte aber auch der grösste Theil der Kaufmannspferde.

7. Die Machorka, auch Tscherkasskischer Tabak in Sibirien genannt, ist ein Blättertabak, den man vom Jahrmarkt zu Nishnij-Nowgorod für Sibirien bezieht; er ist so stark und narkotisch, dass er nur aus ganz kleinen Pfeifen, die nur einige wenige Züge gestatten, geraucht wird und auch so nicht unvermischt gebraucht werden kann. Man sieht daher bei dem gemeinen Mann unter dem Tabaksbeutel stets ein stück Espenbork hängen, wovon er mit seinem Messer sich einige Späne abschabt und dieselben zu gleichen Theilen mit dem Tabak vermischt, ehe er seine Pfeife stopft. Da nun die eingeborenen Stämme Sibiriens diesen Tabak allen anderen Sorten vorziehen, und er ihnen ein absolut unentbehrliches Genussmittel geworden ist, so hat man vielfach sowohl um Irkutsk herum, als auch in Transbaikalien den Anbau desselben versucht und auch scheinbar ganz gute Erfolge erzielt, denn das Kraut wächst dort vortrefflich und giebt reiche Ernten. Trotzdem will es aber nicht gelingen, den durch den weiten Transport sehr theueren tscherkasskischen Tabak zu verdrängen, da Jakuten sowohl als Tungusen, Tschuktschen u.s.w. denselben dem sibirischen Produkt weit vorziehen, indem sie das letztere für schwach und zu wenig aromatisch erklären. Mir ist das stets unerklärlich erschienen, denn europäisches, wie sibirisches Produkt verbreiten einen gleich unerträglichen Geruch, aber die Tschuktschen namentlich merken den Unterschied beim ersten Zuge aus der Pfeife und nehmen nur europäischen Tabak. Man muss eben Kenner sein, der Laie hat hier nicht mitzusprechen.

8. So war es früher, in der Folge hat aber die Krone ihr Salzmonopol auch in Sibirien fallen lassen, zum grossen Nachtheil des Landes. Was in anderen Theilen

des Reiches als ein grosser Fortschritt bezeichnet werden muss, ist nicht zum Heil Ost-Sibiriens ausgefallen. Dieses sehr ausgedehnte Land hat an und für sich Salz in genügender Menge, dasselbe ist aber so sehr ungleich vertheilt, dass nur das Monopol der Krone Abhülfe schaffen und den zur Volkswohlfahrt unumgänglich nöthigen Artikel zu erträglichen Preisen feil bieten konnte. Transbaikalien ist bei Sselenginsk und dann zwischen Onon und Argunj an der chinesischen Grenze mit Salz versorgt, im Gouvernement Irkutsk findet sich Salz einerseits zwischen Krassnojarsk und Irkutsk, andererseits, wie erwähnt, an der Lena. Damit hat es aber auch sein Bewenden, namentlich ist der ganze Norden und Osten bis an's Eismeer und Ochotskische Meer gänzlich ohne Salz. Davon ist freilich auszunehmen der mittlere Wilui, an dessen rechtem Ufer mächtige Salzfelsen im Gebiet seines Nebenflusses Kempendei zu Tage treten und ausserdem auch reichhaltige Salzquellen angetroffen werden. Es sind auch Versuche gemacht worden, von dort Salz für das Gebiet Jakutsk zu gewinnen und somit die Zufuhr von Ustj-Kut überflüssig zu machen. Aber es erwies sich, dass die Transportkosten so bedeutend waren, dass man die Sache fallen liess und wieder anfing das Gebiet von der Lena aus zu versorgen. Und trotzdem hat man es für möglich gehalten das Monopol, das Alle in gleicher Weise mit nicht theuerem Salze versorgte, aufzugeben und das ganze Land wehrlos der Speculation zu überantworten.

9. Die Kreisstadt Kirensk, zum nördlichen Kreise des Gouvernements Irkutsk gehörig, hat jetzt nur wenig Bedeutung. Allenfalls dient sie als Zwischenstation für den Handel zwischen den Goldwäschen des Olekma-Wilui'schen Goldwäscherbezirk und als Mittelpunkt für den Pelzhandel

der Umgegend, namentlich bringen die Pelzjäger des Kirenga-Thales und der nördlichen Baikal-Berge ihre Jagdbeute in diese Stadt. Immer ist es aber nicht so gewesen; es gab eine Zeit, wo die Lena von der Mündung des Kut an, bis etwa fünfzig Werst unterhalb Kirensk der Schauplatz wilder Kriegsthaten und wüsten Waffenlärms war. Es tritt nämlich das Flussgebiet des Jenissei auf dieser Strecke dicht an die Lena selbst heran, so dass man aus dem ersteren in die letztere durch Ueberschreiten nur schmaler und mässig hoher Bergrücken gelangen kann. Der Ilim hat seine Quellen ganz in der Nähe der Mündung des Kut; er ändert seine anfangs nördliche Richtung bald in eine westliche und fällt dann in die Angarà, die nach Aufnahme dieses Nebenflusses auch bald ihre anfangs nördliche Richtung mit einer entschieden westlichen vertauscht und den Jenissei etwas oberhalb der Stadt Jenisseisk erreicht. Noch viel auffallender jedoch ist das Herantreten des Jenissei-Systems an die Lena gegen fünfzig Werst unterhalb Kirensk ungefähr beim Dorfe Banschtschikowo; hier erreichen die linken Uferberge der Lena nach Müller's Beobachtung eine Höhe von 562 Fuss über dem Flusse, und da dieser selbst gegen 800 Fuss über dem Meere sich befindet, so dürfte also die absolute Höhe der Berge auf 1360 Fuss circa anzunehmen sein. Nach der Unteren Tunguska, die hier kaum mehr als zwanzig Werst in gerader Richtung vom Spiegel der Lena entfernt ist, fällt diese Wasserscheide gleichfalls steil ab, so dass höchst wahrscheinlich Tunguska und Lena an dieser Stelle gleiche Meereshöhe haben. Es ist aber hier schon in auffallender Weise sichtbar, dass die Lena sich durchaus von den anderen grossen Strömen Sibiriens unterscheidet, dass sie nämlich in ihrem ganzen Laufe in einer, tief in das umgebende Hochland eingeschnittenen Rinne fliesst. Fährt man

zu Boot den Strom hinunter, so hat man das Gefühl, als würde derselbe von beiden Seiten von Gebirgszügen begleitet, die bald hart an den Fluss herantreten, bald an dem einen oder dem anderen Ufer kleine Ebenen freilassen. Oben an der Quelle hat das nichts Auffallendes, weiter aber nach unten, liegt die Sache doch anders, und man kann sich anfangs diese nicht endenwollenden Gebirge gar nicht recht erklären. Bei Kirensk aber kann man schon, sobald man auf dem linken sowohl, als auch auf dem rechten Ufer die Höhen erstiegen hat, wahrnehmen, dass man es nicht mit Uferbergen zu thun hat, sondern mit dem Hochlande selbst. Die Wasserscheide von 560 Fuss Höhe befindet sich allerdings zwischen dem Spiegel der Tunguska und der Lena, geht man jedoch weiter in's Land hinein, so hat man wenig von Bergen zu verspüren, überall sieht man nur schwach welliges, mit dichtem Lärchenwalde bestandenes Terrain. Ganz wie die Lena, ist auch die Kirenga, deren Quellen in der Nähe der Lena-Quelle liegen, von hohen Uferbergen eingeschlossen, die aber gleichfalls nur die Abhänge des Hochlandes sind, in welches der Fluss sich tief eingefressen hat. Diese Eigenthümlichkeit des Hauptstromes erstreckt sich auch auf sein ganzes System, überall finden sich in das weit höhere Land tief eingeschnittene schmale Flussthäler, woher es sich denn auch erklärt, dass im ganzen Gebiet der Lena nie so weit ausgedehnte Ueberschwemmungen bekannt sind, wie das in dem System des Jenissei und namentlich des Ob zur Regel gehört; wohl aber kann das Frühjahrswasser aus eben demselben Grunde häufig eine Höhe erreichen, die das im Westen Sibiriens Vorkommende bei Weitem überschreitet.

Wie oben angeführt, nähern sich zwei grosse Nebenflüsse des Jenissei der Lena, die Angarà oder Obere Tunguska und die Untere Tunguska. Dieser Umstand ist für

die Jakuten, die alteingesessenen Bewohner des Lena-Thales, seiner Zeit sehr verhängnissvoll geworden, denn während die verschiedenen Stämme Sibiriens sich im Allgemeinen nur eines Eroberungszuges zu erwehren und nur einem Gebieter sich schliesslich zu unterwerfen hatten, wurden den unglücklichen Jakuten die Segnungen des Westens von zwei Seiten mit Feuer und Schwert aufgezwungen. Im Jahre 1600 war von Tobolsk aus am Tas die Festung Mangaseisk gegründet worden, welche ihrerseits, als weiteren Vorstoss nach Osten, am unteren Jenissei nicht weit von der Mündung der Unteren Tunguska im Jahre 1607 Turuchansk erbaute. Dieser Posten begann sofort eine sehr lebhafte Thätigkeit zu entwickeln, und zwar waren es nicht so sehr die Kosaken, als viel mehr die Promyschlenniks, jene verwegenen Abenteurer, denen kein Weg zu schwer und keine Strapaze zu gross war, falls es nur etwas zu gewinnen gab, die von Turuchansk aus die Wildniss nach immer neuen Schätzen zu durchstreifen begannen. Wenigstens finden wir in den alten Quellen, in welchen die Bestände der einzelnen Trupp's angegeben sind, die zu Eroberungszügen ausgerüstet wurden, dass die Zahl der Kosaken eine meist sehr kleine im Vergleich zu der der Promyschlenniks zu sein pflegte. So finden wir eine Truppe, die im Jahre 1626 abgefertigt wurde, mit 28 Kosaken und 189 Promyschlenniks angegeben, eine andere bestand aus 312 Promyschlenniks und 44 Kosaken. Indem diese Männer die Untere Tunguska hinaufzogen, erfuhren sie durch Tungusen, dass am unteren Wilui und an der Lena ein reiches Volk, die Jakuten, lebe, und meldeten im Jahre 1620 darüber nach Moskau, sich von dort die Erlaubniss zur Unterwerfung dieses mächtigen Volkes erbittend. Dann tritt aber ein Stillstand von zehn

Jahren ein, ehe sich die Turuchansker an den genannten Flüssen zeigen. Unterdessen aber hatten von Jenisseisk aus Streifzüge die Angarà hinauf stattgefunden und etwa im Jahre 1628 zu der Entdeckung des Ilim und der Lena geführt. Von dort aus verfuhr man selbständiger und schickte schon im Jahre 1629 Chripunow mit dreissig Kosaken an die Lena, denen 1630 der Ataman Iwan Galkin folgte, welcher auch sofort an der Mündung des Kut die erste Befestigung an der Lena, Ustjkut, erbaute. Aber auch Galkin scheint es den Machthabern in Jenisseisk nicht recht gemacht zu haben, denn schon im Jahre darauf, 1631, erscheint ein neuer Anführer und zwar kein Anderer als der höchst tüchtige Peter Beketof, der die Lena hinunterfuhr, Jakutsk gründete und überhaupt der einzige war, der es verstanden hat nicht nur zu rauben und zu plündern, wie das in den historischen Notizen ausführlich dargestellt ist. Im Jahre 1630 erschienen nun aber auch die Turuchansker Kosaken und Promyschlenniks von der Unteren Tunguska her und begehrten, auf einen Moskauer Ukas sich stützend, als Herren des Landes anerkannt zu werden. Für die Burjaten, die damals an der oberen Lena, noch viel weiter nach Norden lebten, als das jetzt der Fall ist, und für die Jakuten hatte das nun vor allen Dingen die unangenehme Folge, dass sie doppelt mit Jassak belegt, d. h. zweimal ausgeraubt wurden, denn die Oberherrschaft erdulden war zu jener Zeit gleichwerthig mit beraubt werden. Jede Partie verlangte für sich reichliche Zobelausbeute und gründete ihr gutes Recht dazu auf Säbel und Feuergewehr. Mit Beketof's Abtheilung geriethen freilich die Turuchansker zuerst unter Führung Martyn Wassiljef's und dann unter der Iwan Korytof's an der oberen Lena nicht in Streit, weil jener selbst damals mit wichtigen Dingen im Norden

beschäftigt war. In der Folge aber richteten die Turuchansker am Wilui eine Art selbständigen Staat, eigentlich ein Räubernest, ein und haben von dort aus noch manche Jahre sowohl mit den Jakuten, als auch mit den Jennisseisker Kosaken blutige Kriege geführt und unsägliches Unheil angerichtet. An der Mündung der Kirenga in die Lena wurde erst im Jahre 1649 eine Festung errichtet.

10. Das ganze Land östlich von der oberen Lena bis zur Oberen Angarà und zum System des Witim einerseits und bis zur Olekma andererseits ist überhaupt erst näher bekannt geworden, seit am Bargusin sowohl, als auch im Winkel zwischen Lena, Witim und Olekma Goldwäschen eröffnet wurden. Früher war dieser ganze Landstrich eine menschenleere Einöde, die nur von Pelzjägern besucht wurde. Das geschah in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts. Bald darauf hatte auch die Transbaikalische Expedition in diesem Gebiete zu arbeiten begonnen, und namentlich sind es die Topographen Ussolzef und Orlof, die als Glieder dieser Expedition es geographisch erschlossen haben. Aus ihren Marschrouten und Höhenmessungen haben wir zuerst erfahren, dass wir es daselbst im Westen mit einem vielfach zerklüfteten Alpenlande, im Osten dagegen mit einer weit ausgedehnten Hochebene zu thun haben, durch welche das reich entwickelte Flusssystem des Witim, in weitem Bogen die Hochgebirge umgehend, der Lena zufliesst. Die Baikalberge, die sich vom linken Ufer der Sselenga in zwei bis dreitausend Fuss absoluter Höhe längs des See's hinziehen, werden je weiter nach Norden bedeutend höher, so dass sie in der Nähe des oberen Bargusin, wo sie zwischen den Quellen eben dieses Bargusin und des Witim den Namen Ikàt-Gebirge führen, weit über 5000 Fuss absoluter Höhe erreichen müssen. Wir besitzen allerdings keine direk-

ten Messungen seiner Spitzen, wohl aber haben wir die Höhe eines Passes, der von der Quelle des einen Flusses zu der des anderen führt, und die beträgt 5800 Fuss; da die Pässe daselbst aber tief eingeschnitten zu sein pflegen, so wird die Erhebung der Gipfel über den Kamm wohl weit mehr als tausend Fuss betragen. Dieser selbe Gebirgszug setzt seine nordöstliche Richtung weiter fort, über den Witim hinaus bis an die Tscharà; in diesem weiteren Verlaufe nimmt das Gebirge die Namen Muja- und Tscharà-Gebirge an von dem Namen dieser beiden Flüsse. Das ist ein wild zerklüftetes Gebirgsland, das sich von hier aus westlich bis an die Lena erstreckt und, obwohl seine höchsten Gipfel nur fünf bis sechstausend Fuss über dem Meer haben werden, an Unzugänglichkeit nichts zu wünschen lässt. Vom Ostabhange des Ikat-Gebirges entspringt der Witim einem kleinen See, dem Witim-See, von 4700 Fuss Meereshöhe und macht einen grossen Bogen nach Süden und dann nach Osten. Seine Quellen liegen fast in einer Breite mit den Lena-Quellen, nur in viel bedeutenderer Meereshöhe, denn das Dorf Lenskij Dessjatok, wo sich diese Quellen befinden, liegt nicht viel über 1900 Fuss Meereshöhe. Von jeher hat man die Lena für den Haupt- und den Witim für den Nebenfluss erklärt, wohl aus dem Grunde, weil die erstere den neuen Ankömmlingen, den Russen, den Weg nach Norden öffnete, während der letztere mit Ausnahme der tungusischen Jäger wohl nur Wenigen bekannt war. Das ist aber auch der einzige Vorzug, den die obere Lena für sich in's Feld führen kann, in jeder anderen Hinsicht ist ihr der stolze Witim bei Weitem überlegen; nicht nur ist sein Lauf bis zur Vereinigung mit der Lena gute vierhundert Werst länger, als der der letzteren, er hat auch ein viel reicher entwickeltes Flusssystem und führt eine unvergleichlich

grössere Wassermenge dem Hauptstrome zu. Es kann das auch gar nicht anders sein. Die Lena hat in ihrem oberen Laufe ein höchst beschränktes Gebiet, im Westen treten die Nebenflüsse des Jenissei bis hart an sie selbst heran, im Osten beengen sie die Baikalberge. Bis zur Mündung des Witim nimmt sie daher auch nur einen Nebenfluss von nennenswerther Bedeutung auf, die wild von den Baikalbergen herabstürzende Kirenga, und allenfalls etwas oberhalb des Witim noch die Tschuja, denn die anderen Flüsschen, die ausserdem in sie fallen, von links die Kulinga, Ulgà und Kut oder auch Kutà und von rechts die Tschaja, sind ganz unbedeutende Gewässer. Dagegen nimmt der Witim von links auf, ausser zahllosen kleinen Flüssen und Bächen: die Tschína, die Zípa mit dem Amalát, die Múja und die Másna, von rechts den Choloí, die Kondá, die Kárenga, den Kalakán, den Kálar, den Ssylbä oder Kuánga nebst vielen anderen kleinen Gewässern. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn er schon weit oberhalb seiner Mündung in die Lena in der Gegend der Mündung der Muja als ein mächtiger, über eine Werst breiter Strom dahin fliesst und bei seinem Zusammenfluss mit der Lena entschieden den Eindruck des mächtigeren Gewässers hervorbringt. Er hat aber den Nachtheil, dass er trotz seiner Mächtigkeit zu den verschlossenen Flüssen zu rechnen ist, und damit hängt es wohl auch zusammen, dass er seine Wasser durch nur wenig bevölkerte Gebiete wälzt. Er hat nämlich in seinem unteren Laufe zwei Stromsperren, die jede Flussfahrt, besonders jede Flussauffahrt zur Unmöglichkeit machen. Die nördliche Fortsetzung des Ikat-Gebirges, das Muja-Gebirge, zieht sich nämlich, wie schon oben angeführt, in nordöstlicher Richtung ungefähr dem Laufe der Lena parallel und stellt sich somit dem Witim auf seinem Wege nach Westen entgegen. Dieses

Hinderniss hat er allerdings im Laufe der Jahrtausende durchbrochen und sich durch das Gebirge und einen östlichen Parallelzug desselben durch zwei enge Schluchten Bahn gebrochen, dabei aber sind in seinem Bette so mächtige Felsentrümmer übrig geblieben, dass sich die Wasser des Flusses nur wild schäumend durch dieselben durchzwängen können, und an ein Befahren des Flusses durch diese beiden Schluchten nicht zu denken ist. Die beiden Schwellen heissen, die obere beim linken Nebenfluss Párama, die Párama- oder Grosse Schwelle, die ungefähr hundertvierzig Werst unterhalb liegende die Deljun-Oron-Schwelle. Die Anwohner des Flusses versuchen wohl, und beim Hochwasser gelingt der Versuch zuweilen, Heu auf Flössen hinabzubringen, indem sie dasselbe stark an die Balken des Flosses befestigen, in der Nähe der Schwellen das Fahrzeug mitten im Fluss verlassen und dann, längs des Ufers die Schwelle umgehend, unterhalb nachsehen, was von demselben unzerschlagen über die Strudel geschwommen ist. Die Flösse sollen wohl meistentheils in stark mitgenommenem Zustande wieder auftauchen, da das Heu aber von den Goldwäschen zu sehr gutem Preise gekauft wird und der Witim reich an den schönsten Wiesen ist, so werden diese Versuche denn doch wiederholt. Es liegt aber auf der Hand, dass man derartige Zwangsfahrten nur mit sehr wenigen Produkten unternehmen kann, und der Fluss ist somit nur als ein verschlossener zu betrachten. Das Muja-Gebirge senkt sich nach Südosten zu einem tiefen Thal herab, welches von der Muja in einer Höhe von 1300 Fuss über dem Meer durchflossen wird. Mit diesem Höhenzuge schliesst die wilde Bergwelt des Baikal nach Osten ab. Zwar erhebt sich vom rechten Ufer des Flusses ein noch höherer Gebirgszug, das südliche Muja-Gebirge, dasselbe hat aber schon einen ganz anderen Cha-

rakter. Vom Flussthale steigt es sehr allmählich zu einer Kammhöhe von über fünftausend Fuss über dem Meer auf, von waldlosen Kuppen überragt, die sich gegen achthundert bis tausend Fuss höher erheben, nach Osten dagegen ist der Abfall sehr gering, so dass der Kamm hier nur etwa tausend Fuss über der Sohle sich hinziehen dürfte, und nun dehnt sich bis zum Jablonnoi-Gebirge eine weite, hügelige Ebene hin, durchfurcht von vielfachen Flüssen und Flüsschen, sämmtlich dem System des Witim angehörig. Dieses weite Gebiet hat eine schwach muldenförmige Senkung, in deren tiefstem Theile der Witim fliesst, von dessen Thale an das Land sich wieder allmählich hebt, so dass es an der Stelle, wo die grosse Heerstrasse westlich von der Stadt Tschita über den Jablonnoi-Abhang führt, eine Meereshöhe von 3600 Fuss hat. So wildgebirgig das Land westlich von dem Muja-Gebirge bis zur Lena ist, so eben und flach ist es im Flussgebiet des Witim. Um von der Muja zur Oberen Angara zu gelangen, muss man eine Wasserscheide von über dreitausend Fuss über dem Spiegel der Flüsse ersteigen, ja von der Muja zum Bargusin erklären die Tungusen den Uebergang für geradezu unmöglich; die Quelle der Kondá dagegen, die in den Witim fliesst, und die der Udá, die in die Sselenga geht, liegen in einer Ebene nebeneinander. Diese Hochebene, die früher auch ein ziemlich unbekanntes Land war, ist seit dem Jahre 1866 mehr in den Verkehr gezogen worden. Im genannten Jahre nämlich durchzog eine Expedition, ausgerüstet von den Goldwäschern des Olekma-Witim'schen Systems, dieselbe in der Richtung von der Tichono-Sadon'schen Goldwäsche im System der westlichen Nebenflüsse der Tschará bis Tschita. An dieser Unternehmung, die ausgeschickt worden war, um zu erforschen, ob es möglich und vortheilhaft sei, Viehtransporte

aus Transbaikalien zu den Goldwäschen zu leiten, nahm auch Fürst Kropotkin theil und hat dieselbe ausführlich in seinem Werke «Отчетъ объ Олекминско-Витимской экспедиціи» beschrieben. Durch diese Arbeit sind wir im Stande über Alles, was sich auf das Land östlich vom Ikat-Muja-Gebirge bezieht, recht klar zu sehen, dasjenige aber westlich von diesem Gebirgszuge hat er nur wenig und namentlich nur am unteren Witim gesehen, kann uns also darüber keinen Aufschluss geben. Er bringt darüber nur das, was ihm die Tungusen erzählten, und das stimmt vollständig mit den früher schon bekannten Nachrichten über die Wildheit und Unzugänglichkeit des dortigen Alpenlandes überein. Möglich, dass in nächster Zukunft darüber nähere Auskunft bevorsteht; denn es verlautete ja, man habe die Absicht die sibirische Bahn nördlich vom Baikal zu führen; da wird denn vorher das Terrain genau untersucht werden. Es ist freilich nicht recht ersichtlich, weshalb die Bahn gerade durch den ödesten und wildesten Theil des Landes geführt werden soll, aber darüber wird ja wohl die Regierung in ihrer Weisheit entscheiden.

Wie sich nun die vom Ostrande des Baikal in nordwestlicher Richtung ziehenden Gebirgszüge jenseits des Witim verhalten, ist in der geographischen Erklärung zur Karte angeführt worden, hier erübrigt nur noch darauf hinzuweisen, wie sie auf das untere Witim-Thal eingewirkt haben. Bei der Grossen oder Párama-Schwelle wird das Flussbett so sehr eingeengt, das zur Zeit des Hochwassers der Witim nicht vermag seine Massen durchzuzwängen, dieselben also seitlich austreten müssen. Oberhalb der Schwelle befindet sich am rechten Ufer das steile, von Bergen eingezwängte Thal des Ssylbä, welches nur wenig überschwemmt wird, am linken Ufer jedoch mündet die Muja, die zwischen den

beiden oft genannten Ketten, dem Nördlichen und dem Südlichen Muja-Gebirge in einem über zwanzig bis dreissig Werst breiten, ebenen Thale dahinfliesst. In dieses Thal nun ergiessen sich die Wasser des Witim in ausgiebigster Weise und verwandeln, indem sie zugleich den Lauf der Muja stauen, das Flussthal in einen langgestreckten, riesigen See. Der Witim hat aber sein Hochwasser nicht, wie die Lena und wohl die meisten Ströme und Flüsse Sibiriens, im Frühjahr. Um die Zeit, d. h. in der zweiten Hälfte des April und ersten des Mai, steigt der Witim nur wenig, er fliesst in seinem mittleren Laufe hauptsächlich durch Steppenland mit einer unbedeutenden winterlichen Schneedecke. Im Juni jedoch, wenn die Sonne heiss brennt, gerathen die Schneemassen der Quellen des Flusses selbst und die des Hochgebirges im Gebiet seiner beiden rechten Nebenflüsse, des Kalakán und des Kalar in's Schmelzen und führen gewaltige Wassermengen heran. Dann hat aber überall das Wachsthum begonnen, und wenn nun die Wiesen des linken Witim-Ufers und des flachen Thales der Muja zur Zeit, wo die Hitze schon eine sehr sengende ist, auf eine Woche überschwemmt werden, so entwickeln sie ein Wachsthum, wie ich ein ähnliches in den gesegneten Thälern Ost-Sibiriens nicht gesehen habe. Wohl haben die Wiesen der Baraba-Steppe an den Ufern des Ob und Irtysch das Ansehen eines wogenden Kornfeldes, wohl reicht auch in den Niederungen des Wilui das Gras noch an den Bauch der Pferde, ein so üppiges Wuchern aber, wie im Ueberschwemmungsgebiet des Witim und der Muja herrscht dort nicht. Wie wir durch dieses Meer von farbigen Blüthen und strotzenden Gräsern ritten, schlugen die Spitzen derselben über unsere Sättel zusammen, und ein Zug Reiter, der uns entgegenkam, sah aus der Ferne ganz sonderbar aus, man

bemerkte nur Kopf, Arme und Brust, alles Uebrige war vom Grase verdeckt. Deutlich liess sich erkennen, in wie mächtiger Weise das Sommerwasser das Wachsthum gefördert hatte, nicht nur zeigten sowohl Bäume wie Sträucher eine ungemeine Ueppigkeit der Belaubung, die Schlammspuren, die man an den Gräsern stets ganz in der Nähe der Spitzen bemerken konnte, wiesen darauf hin, dass die sommerliche Ueberschwemmung es ausschliesslich gewesen war, die jene Ueppigkeit ermöglicht hatte. Wirkt somit bei der Oberen grossen Schwelle das Muja-Gebirge noch heutigen Tages auf den Fluss ein, indem es ihn zu solchen Ueberschwemmungen zwingt, so sieht man weiter nach unten, oberhalb der Deljun-Oron-Schwelle, wie dasselbe in einer früheren Epoche das Flussbett beeinflusst hat. Die untere Schwelle ist niedrig, es bilden sich daselbst auch keine so einengende Schluchten, wohl aber hat sie den Witim veranlasst, sein Bett in einer Strecke von über zwanzig Werst seeartig auszudehnen: er bildet dort ein Gewirr zahlloser Inseln und ist mit seinem rechten Ufer so nahe an einen grossen See, den Oron-See, herangetreten, dass ein Durchbruch erfolgt ist und See und Fluss jetzt ein Ganzes bilden. Interessant ist der Oron-See insofern, als in demselben, wie ja auch im Baikal, Seehunde vorkommen, die man sonst weder in der Lena noch im Jenissei findet. Im Baikal sind dieselben so häufig, dass mit ihren Fellen ein schwunghafter Handel getrieben werden kann, der Oron dagegen kann nicht so viele liefern, wohl aber haben sich die Thiere daselbst bis jetzt erhalten können.

11. Die Station, die sich am linken Ufer der Lena befindet, heisst Nochtuiskaja. Dieser Name ist jedoch vollständig in den Hintergrund getreten, seit sich in den fünfziger

Jahren am rechten Ufer des Stromes, an der Mündung des kleinen Flüsschens Matscha die Residenzen der Goldwäscher zu erheben begannen; jetzt nennt Jedermann an der Lena den Ort Matscha. Es ist auch in anderen Goldwäschenbezirken üblich, ausser der eigentlichen Wäsche noch eine sogenannte Residenz zu haben, wo sich die Hauptverwaltung des ganzen Betriebes und die hauptsächlichsten Speicher befinden. In ganz ausserordentlichem Grade ist das aber an der Lena geschehen, weil die Verhältnisse es durchaus verlangten. In den Wäschen des Jenissei, des Bargusin, so wie denen Transbaikaliens überhaupt spielt die Residenz keine so grosse Rolle, weil man dort die Vorräthe eines jeden Jahres auch in demselben Jahre anführen kann, und zwar zum grössten Theil ohne umzuladen mit demselben Transportmittel, der Fuhre. An der Lena gestaltet sich das ganz anders: dort können die Barken mit den verschiedenartigen Waaren, die ein so umfangreicher, viele hunderte von Menschen in Bewegung setzender Betrieb erfordert, erst im glücklichsten Falle Ende Mai eintreffen, der Betrieb hat aber schon mit dem März begonnen. Vom Ufer der Lena liegen die meisten Wäschen noch über hundert Werst ab, mitten im tollsten Gewirr der Berge und Schluchten; es kann daher die Weiterbeförderung nur auf Saumpferden vor sich gehen oder auf Rennthieren, und dazu lässt sich nur der Herbst und Spätwinter benutzen. Man muss also Alles, was man braucht, schon im Jahre vorher an die Lena führen und dort aufstapeln können, anders lässt sich der Betrieb nicht durchführen. So ist denn am früher öden Flussufer eine lebhaft bewegte Niederlassung entstanden, mit Speichern, in denen Werthe von Hundertausenden lagern, die ihrer Weitersendung entgegensehen. Um diese ganze Kolonie zu verwalten, haben die Goldwäscher eine

Commission aus sich ernannt und zahlen derselben eine bestimmte Zahl von Rubeln für jeden Arbeiter, den sie auf ihren Wäschen beschäftigen. Mit dieser sehr bedeutenden Summe sind zu bestreiten: die Polizei, die natürlich eine Hauptrolle spielt und spielen muss; denn die Arbeiterbevölkerung setzt sich zum grössten Theil aus den Verschickten zusammen, die wegen geringer Verbrechen nicht zur Gefängnisshaft in Sibirien sondern nur zur Ansiedelung verschickt sind; die Geistlichkeit und der Unterhalt der Kirche und des Gottesdienstes; schliesslich die Post und das Gesundheitswesen. Alles das muss von den Goldwäschen bezahlt werden, die Regierung ernennt wohl die Beamten, überlässt aber die Besoldung derselben denen, zu deren ausschliesslichem Nutzen sie zu fungieren haben. Die Kirche ist gut versorgt, so dass der Gottesdienst vollkommen, wie er sein soll, gehalten werden kann, und Kranke und Sterbende des Seelsorgers nicht entbehren. Die Polizei aber hat den Löwenantheil für sich genommen, und der Posten des Gornyi Isprawnik daselbst gehört zu den bestgagierten in ganz Ost-Sibirien. Dem Range nach steht dieser Beamte in der gleichen Stellung, wie ein Beisitzer der Kreisverwaltung zum Chef derselben, dem Isprawnik, ist auch officiell dem Isprawnik von Olekminsk zugeordnet. In der That jedoch ist seine Stellung eine unabhängige und seine Besoldung namentlich eine ausserordentlich hohe. Früher bezog er von den Goldwäschen einen Gehalt von 16,000 Rubeln, in der Folge ist derselbe aber bis auf 22,000 erhöht worden, so dass der Isprawnik, wenn nicht in letzter Zeit eine Verschlechterung des Gehaltes eingetreten ist, jährlich nur weniger als der Generalgouverneur von Ostsibirien bezog, viel mehr aber als irgend ein sonstiger Beamter. Ebenfalls gut versorgt ist die Post,

der Beamte derselben hat aber auch eine Menge Dienste zu leisten, die nicht in seine amtlichen Verpflichtungen eingeschlossen sind. Eigentlich ist er nur verpflichtet, Briefe u.s.w. zu empfangen und sie den darnach Fragenden auszuhändigen. Damit ist aber den Goldwäschern wenig gedient. Zwar so lange die Residenzen in Matscha in voller Thätigkeit sind, kann ihnen Alles leicht über den Fluss zugestellt werden. Das ist aber durchaus nicht immer der Fall. In Matscha halten sich die Leiter des Geschäftes nicht ständig auf, sie besuchen die Residenzen nur dann, wenn es dort etwas zu thun giebt, wenn Waaren zu empfangen oder abzufertigen sind, oder wenn der grosse Zahlungstermin im Herbst eintritt und die Arbeiter in Massen abgelohnt werden. Für gewöhnlich halten sich daselbst nur die nöthigen Magazinaufseher und Wächter auf, die Leiter dagegen befinden sich auf den Wäschen. Da ist es immer von grosser Wichtigkeit, die Correspondenz ohne Aufenthalt zugestellt zu haben, und der Postbeamte ist eben zu diesem Zweck reichlich besoldet. Er muss aber auch eine Zahl verwegener Menschen im Dienst halten, denn es ist durchaus nicht Jedermanns Sache, bei Wind und Wetter, mag der Schneesturm sausen oder Regen und Hochwasser die Pfade unwegsam machen, Botendienste von der Lena in die Wildniss zu den Wäschen zu besorgen. Aber für gutes Geld kann man eben Alles haben. Nimmt man noch gut eingerichtete Krankenhäuser hinzu, so hat man wohl Alles beisammen, was sich in Matscha befindet: ein wohleingerichtetes Anwesen, hervorgebracht durch die Goldwäschen und nur derselben wegen bestehend. Gearbeitet und geschafft wird dort das ganze Jahr hindurch. Im Frühjahr, sobald das Eis den Fluss hinabgegangen ist, erscheinen Barken und Dampfschiffe und laden ihre Waaren aus, was den ganzen Sommer hindurch un-

unterbrochen andauert. Hat sich aber die Lena mit Eis bedeckt, so kommen einerseits lange Schlittenreihen, die Butter, gefrorenes Fleisch, Heu, Fisch u. s. w. anführen; ferner erscheinen Jakuten mit Saumpferden und Tungusen mit Rennthieren, um die Vorräthe aus den Speichern den Wäschen zuzuführen, was wieder den Winter über ohne Unterbrechung vor sich geht, — kurz, zu thun giebt es dort das ganze Jahr hindurch. Die belebteste Zeit jedoch ist das Ende des September, wenn die Masse der Arbeiter die Wäschen verlässt und zu den Residenzen strömt, um dort abgelohnt zu werden; dann findet das grösste Leben jedoch nicht auf dem rechten Ufer der Lena, sondern auf dem linken statt. Die Station Nochtuiskaja ist ein kleines Dörfchen von etwa acht oder zehn Wohnhäusern, das das ganze Jahr hindurch kaum von anderen Menschen als Durchreisenden besucht wird. Im Herbst aber ändert sich das: schon zu Anfang des September sieht man das Flussufer sich beleben, eine Reihe grosser und kleiner Boote sind an den Strand gezogen und die Besitzer derselben eifrigst beschäftigt, sich am Lande allerhand Behausungen einzurichten. Einige bauen vollständige leichte Häuser auf, Andere richten sich zeltartig ein, noch Andere begnügen sich, einfach Tannenstämme einzupflanzen und somit einen eingefriedigten Platz herzustellen. Alles das sind fliegende Gastwirthschaften, einzig zu dem Zwecke errichtet, den die Goldwäschen verlassenden Arbeitern allerhand Erfrischungen und Lebensmittel anzubieten. Auf dem rechten Ufer der Lena nämlich, als zum Gebiet der Wäschen gehörig, dürfen gesetzlich keinerlei derartige Wirthschaften, namentlich keine Schenken bestehen. Die Arbeiter müssen daher, sobald sie ihre Abrechnung erhalten haben, die bereitgehaltenen Boote besteigen und sofort auf das linke Ufer hinüberfahren, wo denn

auch Alles zu ihrem Empfange bereit ist. Da nun aber auf eine Zeit von gegen vierzehn Tagen bei der Station eine Menge von mehreren Tausend Arbeitern zusammenkommt, einzig zu dem Zwecke, sich in wüsten Orgien für die langen Monate schwerer Arbeit, die sie soeben glücklich überstanden, schadlos zu halten, und ausserdem die Mehrzahl dieser Menschen aus Leuten besteht, die schon an und für sich nicht geneigt sein dürften, das Eigenthum oder gar Gesundheit und Leben ihrer Kameraden zu schonen, so ist es durchaus nöthig, während dieses Arbeiterauszugs scharfe Aufsicht und strenge Polizei walten zu lassen. Der Isprawnik der Goldwäschen hat damit gar nichts zu thun, sein Gebiet endet mit dem rechten Ufer des Flusses, es kommt daher zu dieser Zeit stets der Kreischef des Olekminsker Kreises zur Station, dem der Gouverneur von Irkutsk noch von sich aus Verstärkung zuschickt. So habe ich auch Gelegenheit gehabt, als Beamter für besondere Aufträge daselbst während des Auszuges zu fungieren und die Ordnung aufrecht zu erhalten. Vor allen Dingen bedarf man einer sehr bedeutenden Anzahl zuverlässiger und handfester Männer, um im Stande zu sein, Tag und Nacht unaufhaltsam Runden herumgehen zu lassen, und da die gewöhnlichen Mittel der Kreisregierung dazu weitaus nicht reichen, so werden eben ausserordentliche Hülfsquellen geschaffen. Man sucht sich unter den Bauern der Stationsdörfer gegen dreissig ordentliche, gesunde Leute aus und nimmt sie für diese Zeit eidlich in Dienst. Sie erhalten eine tägliche Zahlung für ihre Arbeit, die wahrlich keine leichte ist, dieser Posten aber wird gedeckt durch eine Zahlung, die der Kreischef auf die Inhaber jener fliegenden Wirthschaften, die oben erwähnt wurden, legt, und einen noch höheren Tribut, den die Branntweinverkäufer zu entrichten haben.

Das ist recht und billig, denn sie machen Alle in diesen Tagen glänzende Geschäfte; auch zahlen sie das sehr gern, denn nur die fortwährend das Ufer auf und ab marschierenden Runden, mit ihren Achtung gebietenden schweren Knüppeln, halten den wilden, betrunkenen Haufen in leidlicher Ordnung. Ausgeschenkt darf werden vom frühen Morgen an, sobald es hell wird, bis Abends neun Uhr; dann müssen alle Wirthschaften geschlossen sein. Aber das hindert nicht, dass Lärm, Tanz, Spiel und Trinken die ganze Nacht hindurch dauern, denn draussen ist es nicht kalt, Feuer kann man sich am Ufer der Lena anzünden, so viel man will, und hat also nur dafür zu sorgen, dass man sich den nöthigen Branntweinvorrath anschafft, ehe die Uhr neun schlägt. Nur darauf wird sehr streng gesehen, dass sich kein Weibervolk zu dieser Zeit im Dorfe einstellt; Alles was nicht nachweisen kann, dass er jährlichen festen Wohnsitz auf der Station Nochtuiskaja hat, muss ohne Einwände den Ort verlassen, Besuche und Verwandschaften gelten nicht, sie müssen unerbittlich auf eine andere Jahreszeit verschoben werden.

So vorbereitet, erwartet man die Ankunft der Gäste. Endlich erscheint das erste mit Arbeitern beladene Boot. Mit lautem Hurrah! stürzen die Leute an's Land, und das Erste, was sie thun, ist, dass sie ihre Mützen abreissen und fortwerfen, um sich sofort mit einer neuen Kopfbedeckung zu versehen. Wessen Mittel es vermögen, der lässt auch seine übrige Kleidung der Mütze folgen und tritt, äusserlich wenigstens, als ein neuer Mensch auf. Es ist das ja auch ganz gut, denn zum weitaus grössten Theile erscheinen die Leute in höchst fragwürdigen Anzügen, aber ich habe nicht erfahren können, warum immer die Mützen fortgeworfen und mit neuen vertauscht wurden. Das muss so sein, war die einzige Antwort, die ich auf meine Fragen erhalten konnte.

Kaum sind die neuen Kopfbedeckungen angeschafft, so begiebt sich die ganze Gesellschaft in die freundlich winkenden Gastwirthschaften, um sich zu stärken; inzwischen landen unaufhörlich Böte mit Arbeitern, die nach vollzogenem Mützenwechsel auch denselben Erholungsstätten zuströmen, und in kurzer Zeit sieht man sich von einem wogenden Gedränge ziemlich wild und unheimlich ausschauender Gesellen umgeben, das unaufhaltsam anwächst. Anfangs geht Alles noch recht ruhig und anständig her; aber bald beginnt der lange entbehrte Branntwein seine Wirkung zu äussern, und die Runden haben alle Hände voll zu thun, um zu verhindern, dass Lachen und Singen nicht in Prügelei und Todtschlag umschlagen. Wir hatten auch genügend uns anzustrengen: von fünf Uhr Morgens, wo aufgestanden wurde, bis spät Abends konnte man kaum eine Minute Zeit sein eigen nennen, fortwährend gab es zu untersuchen, zu verhören, Streit zu schlichten, Schuldige zur Strafe zu verurtheilen u. s. w., bis man endlich spät in der Nacht sich todtmüde hinlegte und froh war, wenn man bis zum Morgen schlafen konnte, ohne noch in der Nacht geweckt zu werden. Obwohl es den ganzen Tag zu schlichten und Urtheil zu sprechen gab, so fand doch jeden Morgen um sechs Uhr eine Hauptgerichtssitzung statt, in welcher sämmtliche wegen Trunkenheit in Haft Genommene verhört und die in der Nacht dingfest Gemachten abgeurtheilt wurden. Das war denn jedes Mal eine sehr bedeutende Anzahl Menschen, so dass die Sitzung im Freien vorgenommen werden musste und zwar vor einem sehr grossen Publikum, denn womöglich die ganze anwesende Menschenmenge ermangelte nicht, sich zu diesen Verhandlungen einzufinden. Zuerst kamen wegen Betrunkenheit Eingesteckte vor. Dieselben haben weiter keine Strafe zu erwarten; es ist aber

auf das Strengste den Runden vorgeschrieben, Jeden, den sie betrunken liegen sehen, sofort fortzubringen, ihm die Taschen auszuleeren und den Inhalt derselben einzuliefern. In unserer Dienstwohnung war das grösste Zimmer mit möglichst viel Tischen angefüllt, und auf diese wurden die einzelnen Taschenbefunde in gesonderten Haufen hingelegt und unter Schloss und Riegel aufbewahrt. Es ist das eine unerlässlich nothwendige Maassregel, um die Leute vor dem Bestohlenwerden nach Möglichkeit zu schützen; wenn sie daher am anderen Morgen vorgerufen werden, so tragen sie ausser dem sehr wohl erklärlichen Katzenjammer noch eine ängstliche Neugier zur Schau, die sich dadurch erklärt, dass sie nicht wissen, ob man etwas und was man noch in ihren Taschen gefunden hat. Einige erklären hocherfreut, dass sie Alles wieder erhalten haben und danken für Nachtlager und Vorsorge, Viele aber sind schmerzlich enttäuscht, wenn es sich erweist, dass man in ihren Taschen viel weniger gefunden hat, als sie noch glaubten zu besitzen. Es hat die Runde sie eben nicht früh genug aufgefunden und fremde Hände hatten daher Zeit sich in denselben zu schaffen zu machen. Nach Abholung der Trunkenbolde kommen die wirklichen Verbrecher vor: meistentheils ist es Taschendiebstahl, oft auch Prügelei, selten im Ganzen Raub und Todtschlag. Nur die beiden letzten Kategorien werden ernsthaft genommen und die Schuldigen dem Untersuchungsrichter überantwortet; Alles Andere wird an Ort und Stelle untersucht, sofort abgeurtheilt und das Urtheil, das ausnahmslos in körperlicher Züchtigung besteht, executiert. Bei solchen Anlässen ist nur rasche und summarische Justiz gute Justiz, und ich kann wohl sagen, dass in der ganzen Zeit meines Dienstes in Jakutsk beim Arbeiterauszuge zu Matscha schwere Verbrechen nur höchst selten vorgekommen sind, obwohl die

Mehrzahl der Arbeiter damals, wie gesagt, aus Verschickten bestand.

Ein wüstes und ein tief zu bedauerndes Treiben ist es aber doch, das jeden Herbst daselbst stattfindet. Die Arbeiter bringen, wie man sich aus den Büchern der Residenzen überzeugen kann, eine Summe von einigen hunderttausend Rubeln über die Lena und ein sehr grosser Theil dieses Geldes bleibt in den Händen der Schankwirthschaften. Es ist ein alljährliches Vorkommniss, dass die Goldwäscher ausser den Summen, die sie an Gehalt auszuzahlen haben, noch eine sehr nambafte Summe im Laufe der zwei Wochen an Vorschussgeldern auszahlen. Das erklärt sich damit, dass die Arbeiter, wenn sie ihren ganzen ersparten Gewinn vertrunken haben, wieder über den Fluss fahren und sich auf das nächste Jahr verdingen. Sie erhalten alsdann einen Vorschuss, sind aber bei sehr strenger Strafe verbunden, sich zum März wieder auf den Wäschen einzufinden, haben sich also wieder auf einen Sommer verkauft, das schwer erarbeitete Geld hat nur auf einige Tage ausgehalten und noch ist der ganze lange Winter durchzumachen. Sehr klein verhältnissmässig ist die Zahl der Arbeiter, die ihren Lohn ordentlich zusammenhalten und daher auch nach ein oder ein paar Jahren gewöhnlich die Arbeit auf den Wäschen aufgeben, um mit dem erarbeiteten Sparpfennig irgend ein Geschäft zu beginnen. Diesen schadet die Goldwäscherarbeit nicht, da ein kräftiger Mann dieselbe immer einige Zeit aushalten kann. Diejenigen jedoch, die jahraus jahrein sich auf die Wäschen verdingen und den Winter sich irgend wie mühsam durchbetteln, bis der nächste Sommer neue Sklavenarbeit bringt, gehen bald zu Grunde. Ich weiss nicht, ob es richtig ist, wenn man an der Lena, wo die Arbeiten örtlicher Umstände wegen allerdings sehr schwer sind, an-

nimmt, ein Mann vermöge durchschnittlich nicht länger als sechs Jahre derartige Anstrengungen zu ertragen, wahrscheinlich ist diese Annahme aber wohl. In anderen Goldwäschebezirken hat man Versuche gemacht, die Arbeiter, sobald sie abgelohnt waren, sofort weiter zu befördern, ohne ihnen zu gestatten, den schwererworbenen Lohn so sinnlos zu verschleudern; ob aber diese Versuche von Erfolg begleitet gewesen sind, kann ich nicht sagen, da mir die Nachrichten darüber fehlen. Man kann ja wohl verhindern, dass sich beim Ausgangspunkte gleich die Blutsauger in solchen Mengen einfinden, wie das an der Lena der Fall war und, ich glaube, noch ist, wie will man es aber verhindern, dass der Arbeiter sein Geld vertrinkt, wenn er dazu ein Verlangen hat. Schankwirthschaften kann er ja überall finden.

12. Der Beruf eines Karawanenführers ist ein im höchsten Grade angreifender und verantwortlicher. Er hat fünfzehn Pferde zu führen und dafür zu sorgen, dass die Thiere den beschwerlichen Weg wohlbehalten zurücklegen, ferner verantwortet er natürlich für die Kaufmannsgüter, die ihm anvertraut worden sind. Während der Reise sind die Thiere derart eines an's andere befestigt, dass um den Hals des Vorderpferdes eine ganz lose Schlinge gelegt wird, dann der Strick an den Schwanz des Thieres angebunden und schliesslich an den Zaum des Hinterthieres befestigt wird, dieses erhält dann wieder ein Schlinge um den Hals u. s. w. bis zum letzten Pferde. Dadurch wird das Vorderthier, falls das Hinterthier sich schleppen lässt, wenigstens nicht am Halse in Mitleidenschaft gezogen, wohl aber kann es doch sehr incommodirt werden, wenn der Führer nicht ordentlich aufpasst. Pferde aber, die die Neigung haben sich schleppen

zu lassen, und diese Neigung kommt oft genug vor, sind zu Transportthieren, namentlich auf weite Strecken, wenig zu brauchen. Ferner kommen solche Thiere vor, die nicht ordentlich Schritt zu halten vermögen, sie bleiben nach und müssen sich dann und wann auf kurze Zeit in Trab setzen, um die Karawane einzuholen, können also gar nicht im Zuge gebraucht werden. Hat aber so ein Pferd die Gewohnheit im Gehen stets zu fressen, sich hier und da, wo Gras aus dem Schnee herausguckt, ein Büschel abzureissen oder im Vorbeigehen einen Weidenzweig abzubeissen, so ist ein solcher Gaul sehr hoch geschätzt und wird gut bezahlt, weil er stets bei Kräften bleibt und wohlgenährt ist. Dann wieder haben einige Pferde die hochgeschätzte Tugend, sich beim Fressen sehr langsam fortzubewegen, sie thun nicht eher einen Schritt weiter, ehe sie Alles um sich herum abgeweidet haben und setzen dann dicht nebenan die Arbeit fort. Andere dagegen gehen im Fressen fortwährend langsam vorwärts oder sind schwer zu befriedigen, versuchen hier, gehen an eine andere Stelle, versuchen dort. Die kann man durchaus nicht brauchen, denn erstens dauert es oft lange, ehe man sie am Morgen auffindet, und dann ist ihr Magen noch leer, weil sie vor lauter Suchen und Aussuchen sich nicht vollgefressen haben. Kurz es giebt eine Menge Tugenden oder Fehler, die ein Saumthier haben kann, und die dem Führer sein Amt entweder sehr erleichtern oder es ihm bis zur Unmöglichkeit erschweren können. Eine nicht geringe Sorge eines guten Karawanenführers bilden die Weideplätze. Die Kaufleute halten sich beim Nächtigen wohl ausnahmslos an die Powarnja's; ein guter Karawanenführer jedoch thut das keineswegs. Er soll den ganzen, langen Weg so im Kopfe haben, dass er weiss, wo, ganz unabhängig von den Powarnja's, gute Futterplätze sich be-

finden; er reist daher womöglich allein, weil er dann gute Weide aufsuchen kann, und, ungehindert von fremden Thieren, die seinigen genügendes Futter erhalten. Es ist keine kleine Aufgabe fünfzehn Pferde den Tag über zu führen, fortwährend aufzumerken, ob nicht irgend ein Gaul in der Kette zieht, oder die freifolgenden nicht zu weit nachbleiben, ob nicht Sättel schief gezogen worden sind u. s. w. Ist die Tagesstrecke zurückgelegt und ein guter Weideplatz gefunden, so müssen, auch meistentheils allein und ohne Hülfe, fünfzehn Pferde sofort entlastet werden, was doch bei jedem Thier ein Abheben und am Boden in vollkommener Ordnung ein Aufstellen von sechseinhalb Pud, im Ganzen somit von beinahe hundert Pud ausmacht. Anfangs werden die Schabraken den Pferden noch gelassen, weil sie sich warm gegangen haben und leicht erkälten könnten, wenn die Rücken sofort der ganzen Einwirkung der Winterkälte blossgestellt wären. Nach einer Stunde jedoch muss der Führer dieselben abnehmen, die Rücken der Pferde sorgfältig besehen, ob sich nicht hier oder da eine geriebene Stelle befindet und dann sämmtliche fünfzehn Schabraken einer genauen Durchmusterung unterwerfen und, falls er irgendwo eine harte Stelle (sie sind aus Stroh gesteppt und von beiden Seiten mit Leinwand benäht) oder Verdickung bemerkt, dieselbe sofort ausbessern. Hat er nun sein angreifendes Tagewerk beendet, so kann er an Speise und Erholung denken. Er sucht sich also trockenes Holz zusammen und zündet sich sein Feuer für den Kochtopf an. Befindet sich seine Haltestelle bei einer Powarnja, so geniesst er doch wenigstens die geringen Bequemlichkeiten, die eine solche bieten kann. Hat er aber, als sorglicher Führer, auf sich nicht achtend, an einem Ort angehalten, wo er seine Thiere besser versorgt glaubte, so ist eben der Himmel

seine Decke und das Feuer die einzige Annehmlichkeit, die ihm zu Theil werden kann. An und für sich ist das Nächtigen unter freiem Himmel auch im Winter nicht so schlimm, als man sich es wohl denken möchte. Es ist mir vorgekommen, auf der offenen Tundra des Eismeeres, vom Schneesturm überrascht oder sonst anderer Gründe wegen, nächtigen zu müssen, wo es entweder gar kein Feuer anzumachen gelang, oder doch aus mitgebrachtem Holz nur mit vieler Mühe und Noth ein so geringes, dass es allenfalls gelang das Wasser für den Thee zum Sieden zu bringen, dann aber dasselbe erlöschte, und es ging doch, obgleich es natürlich beschwerlich und angreifend war. Aber Niemand wählt sich ja solche Positionen des Vergnügens halber aus, und das Nächtigen bei 40° Réaumur unter Null ist im Walde schon sehr erträglich, wenn man mit dem Nöthigen ausreichend versorgt ist. Das ist denn auch die Ursache, dass die Leute es in dieser Beziehung so sehr leicht nehmen. Man legt gewöhnlich auf den Schnee eine Filzdecke und darauf ein Bärenfell, zum Zudecken benutzt man dann eine sehr breite und lange Felldecke, die im Nothfall einestheils über den Kopf hinausreicht, andererseits am Fussende eine sackartige Einrichtung hat, so dass die Füsse bis zu den Knieen in der letzteren Platz finden. Unter solchen Umständen ist die Eigenwärme des menschlichen Körpers vollkommen hinreichend zur Erhaltung des Wohlbefindens, mag nun draussen ruhiges Wetter herrschen oder Schneesturm und mag auch das Thermometer bis 50° unter Null herabsinken; man hat es nur so einzurichten, dass das Fussende des Lagers gegen den Wind gekehrt ist, so kann kein Wetter einem etwas anhaben. Der einfache Jakute ist aber keineswegs so reichlich mit Kleidungsstücken versehen, wie wir verzärtelte Menschen sie mitzunehmen pflegen, wenn wir uns auf

die Reise begeben, auch ist es ihm viel zu schade, die Tragkraft seines Saumthieres unnöthiger Weise in Anspruch zu nehmen. Er behilft sich ohne solche Dinge, indem er unter sich einige Pferdeschabraken ausbreitet und sich mit seinem Pelzrock, den er zur Nacht regelmässig auszieht, zudeckt: das und sein Feuer ist ihm vollkommen genug, selbst beim bösesten Wetter. Ich fand ein Mal in der Nacht, als ich aufstand, dass unser Feuer fast verlöscht war, ich suchte daher einige Holzklötze, um dasselbe wieder aufzufrischen. Bei der Gelegenheit bemerkte ich denn, dass dem einen Führer sein Pelzrock abgerutscht und der Kopf und Oberkörper schon ganz weiss bereift waren. Es war sehr kalt, und ich fürchtete, der Mann könne erfrieren, daher weckte ich ihn auf, damit er sich einige Bewegung mache. Er war aber höchst unzufrieden, dass ich ihn geweckt hatte und legte sich brummend auf die andere Seite, weiter bedurfte er keiner Erwärmungsmittel. Es ist ein schweres Brod, und nur die unglaubliche Gleichgültigkeit der nordischen Völker gegen die Unbilden der Witterung macht es möglich, dass sich Liebhaber dieser Beschäftigung zu einem so geringen Lohne finden.

13. Am Tukulan liegen die Grenzen beider Waldbäume so nahe, dass sie wohl als zusammenfallend betrachtet werden können. Am Wege selbst schwindet zuerst *Pinus sylvestris*, dann aber sehr bald darauf auch *Pinus abies*, es ist aber wohl möglich, dass an anderen Punkten das umgekehrte Verhältniss stattfindet. Auch wachsen beide Bäume, so weit ich es habe beobachten können, in Sibirien niemals promiscue, da die Tanne (*Pinus abies*) ausschliesslich am Rande der Flüsse oder auf kleinen Inseln anzutreffen ist. Am Wilui und Olenek hat Müller die Grenzen etwas weiter ausein-

ander liegend gefunden, da er die letzten Kiefern am Kihinti (des Ijeiko, der Unteren Tunguska) nördlich vom 64° Breitengrade antraf, die Tanne aber, *Pinus abies*, bis zum Ssurungna-See, im Quellgebiet des Wilui, reichte, was gegen einen Breitengrad weiter nach Norden ausmachen würde. Die Polargrenze beider Bäume reicht somit am Wilui weiter nach Norden, als im Werchojanskischen Gebirge, was sich wohl dadurch erklären lässt, dass die Höhe über dem Meer dort eine geringere ist als hier. Nach Osten ist mir aber nur bekannt, dass an der unteren Ochota die Kiefer vorkommt, dort ist sie so grossstämmig, dass Ssarytschof sie zum Schiffbau verwenden konnte. Ist dort nun ihre Nordgrenze, so wäre dieselbe gegen den Wilui um volle vier Breitengrade südlicher gelegen, was allerdings eine sehr starke Curve wäre. Wenn man indessen in Betracht zieht, in wie hohem Grade die Nadelhölzer die Nähe des Meeres fliehen, wie sie z. B. in Kamtschatka sich auf das innere Gebirgsland beschränken und an die Küste durchaus nicht herantreten, wie sie sogar in ihrem ausdauerndsten Vertreter, der Lärche, über das Stanowoi-Gebirge nach Osten nicht hinausgehen, so könnte es wohl der Fall sein, dass sich die Polargrenze der Bäume in der Nähe des Ochotskischen Meeres in der That so weit nach Süden senkt.

14. Müller unter Tungusen und Jakuten Seite 233 f. Müller, der ähnlich wie Neumann, leicht friert, muss sich am 2. December 1874 in sehr pessimistischer Stimmung befunden haben, denn er entwirft ein schreckenerregendes Bild vom Werchojansker Pass. Gut ist derselbe allerdings nicht, aber auch nicht so schlecht, wie er ihn schildert. Es ist wahr, dass er, von der Höhe gesehen, viel imposanter erscheint als von unten, da man von oben die

ganze Höhe auf einmal übersieht und das Auge, durch die einfache Weisse der Schneedecke getäuscht, eine falsche Vorstellung von der Steilheit des Abstiegs empfängt. Ich bin sowohl im Juni, als auch im November in's Thal des Tukulan hinabgestiegen und muss allerdings zugeben, dass der Pass im Winter sehr viel steiler ausschaut, als wenn er nicht mit Schnee bedeckt ist. Im Juli versuchte ich sogar den Pass hinabzureiten, nachdem ich den Sattel vermittelst Schwanzriemen so fest, als möglich, hatte aufschnallen lassen. Zuerst ging das auch, wenn auch schwierig. Dann aber wurde die Senkung so steil, dass ich im Sattel gehoben wurde und daher absteigen musste, zu Fuss jedoch ging es ganz gut. Auch müssen die Nartenmänner, die Müller und Czekanowsky begleiteten, sehr ungeübte Leute gewesen sein, denn die meinigen führten im Winter 1870 die Narten vollkommen bequem hinunter, indem sie die Rennthiere hinten anspannten. Die Zugriemen waren hinten an die Narte gebunden und dann den Thieren um den Nacken gelegt, dieselben trabten ganz bequem hinunter und hielten dabei mit hochgehobenen Köpfen den Lauf der Narten auf, so dass Alles sehr gut von statten ging. Schon der einzige Umstand, dass Saumthiere, mit sechs Pud, also 240 bis 260 Pfund beladen, den Pass hinauf- und hinabsteigen, beweist, dass derselbe nicht allzusteil sein kann.

15. Die in den Städten befindlichen Jurten sind allerdings nur für Menschen eingerichtet, der Jakute jedoch verbindet die seinige stets mit dem Chotón, d. h. dem Viehhof, in welchem er sein Rindvieh hält. Eine solche vollständige Jakuten-Jurte bildet ein sehr langgestrecktes Viereck, ist von aussen sorgfältig mit einer dicken Lage Mörtel verschmiert,

der aus einem Gemisch von Kuhdünger und Lehm besteht, und hat nur eine einzige Thür, nämlich die Thür der Wohnung selbst, die sich stets an dem einen Ende des Oblongs befindet und fast immer ein vollständiges Quadrat bildet. Vom Chotón ist der Wohnraum nur durch eine unverschmierte Stangenwand getrennt, so dass allerdings der letztere durch die Wärme, die die Heerde verbreitet, mit erwärmt wird, aber auch die Gerüche, die sie ausströmen, freien Zuzug haben. Das Hornvieh, viel weniger abgehärtet als das Pferd, kann im Winter durchaus nicht im Freien gehalten werden; auch fällt der Schnee im Jakutskischen Gebiet viel zu tief, als dass das erstere sein Futter unter demselben hervorscharren könnte, es ist daher gänzlich auf Heunahrung angewiesen. Nur einmal täglich wird das Vieh herausgelassen, theils der Tränke wegen, theils um den Chotón zu reinigen; denn die Jakuten sorgen sehr dafür, dass der Mist täglich hinausgeschafft werde. Zu diesem Zweck hat das Vieh stets den Weg durch die Jurte selbst, d. h. durch den Wohnraum zu wählen, da, wie schon gesagt, das Gebäude nur einen einzigen Ausgang hat. Da ist denn der Kamin sehr am Platz, denn nur durch den starken Luftzug, den er verursacht, ist es möglich, auf diese Weise mit dem Vieh zusammenzuleben und doch eine im Ganzen gesunde Luft einzuathmen.

16. Ich schreibe dieses aus dem Gedächtniss, da ich die Beobachtungen schon längst eingeliefert habe und mich nicht mehr genau erinnern kann, wie viele Monate dieselben umfassten. Nur so viel ist mir im Gedächtniss geblieben, dass die Wintermonate, namentlich ein Theil des December, sowie der Januar zweimal beobachtet waren und dass der Januar des einen Jahres den des anderen Jahres an Kälte

weit übertraf; es war, wenn ich nicht irre, ein Unterschied von fünf Grad Réaumur verzeichnet. Daher sind erneute Beobachtungen im höchsten Grade wünschenswerth, um festzustellen, welche der beiden Temperaturen die normale sei.

Ich habe überhaupt Herrn Chudjakof später nicht mehr gesprochen; er war nach Ustj-Jansk oder sonst wohin geschickt worden, und das war für den Isprawnik Bubjakin genügender Grund, ihm die Instrumente abzunehmen. Durch diese höchst unnütze Vielwesrigkeit, die mit hochgradiger Besorgtheit um das Kronseigenthum (nämlich meine beiden Thermometer) erklärt wurde, ging diese ausgezeichnete Gelegenheit mehrjährige Beobachtungen zu erhalten unbenutzt vorüber. Es hatte daher vollständig das Aussehen, als sollte nicht so sehr das Eigenthum der Krone, das durchaus in keiner Gefahr schwebte, da Chudjakof auch an seinem neuen Wohnort unter der strengsten Aufsicht der Polizei verblieb, gewahrt werden, als dass der edle Isprawnik den armen Verschickten verärgern wollte, indem er demselben eine Beschäftigung raubte, die ihm angenehm war und die langen einsamen Tage verkürzen half.

17. In den Erklärungen zur Karte habe ich ausführlich dargethan, dass das Werchojanskische Gebirge, als echtes Randgebirge nur einen hohen Abhang hat, der nach Süden gerichtet ist, dass es aber nach Norden nur sehr allmählich abfällt. Es hat das Land daher, wenn man es in der Breite von Werchojansk durchzieht, durchaus nicht den Charakter eines Gebirgslandes, es ist ein hochebenes Flachland. Allerdings sollen die oberen und mittleren Läufe der grossen rechten Nebenflüsse der Jana, also die mächtige Adytscha mit ihren Nebenflüssen, Börylach, Nelgehe und Tostach, noch

von hohen Bergen eingeschlossen sein, auch finden sich daselbst durchaus keine Wiesen, so dass die Jakuten den Landstrich durchaus meiden, die Strasse jedoch nach Kolymsk ist bereits ganz eben. Meine Begleiter, die, wie angeführt, einen etwas südlicheren Weg eingeschlagen hatten (sie bogen nämlich bei dem Urotschischtsche Tschepany an der Jana ab), mussten, um auf das Flüsschen Chaptschagui und vermittelst desselben in's Thal des Börylach zu gelangen, einen sehr hohen Gebirgszug ersteigen. Indessen scheint mir, als müsste das Wort «hoch» hier mit «steil» übersetzt werden, denn sie haben offenbar nur den Thalrand der Jana erstiegen, den wir umgingen, da wir direkt nach Werchojansk fuhren und mithin das Thal der Jana nicht verliessen. Die Jana sowohl, als auch die Adytscha, der Tostach und die übrigen grossen Nebenflüsse haben sich tiefe, aber auch sehr breite Flussthäler ausgewaschen, wie es die Lena ja auch gethan hat, das ändert aber den Charakter des Landes als einer Hochebene durchaus nicht, sondern beweist nur, dass die allgemeine Erhebung über dem Meer selbst in der Breite der Stadt noch eine sehr bedeutende ist. Anders verhält es sich indessen mit dem Ygnach-Chaja und dem Kiheläch-Tass, die sich steil nach allen Seiten erheben und einen in die Gabel der Jana und Adytscha sich einzwängenden mächtigen Gebirgsstock von allerdings nur geringer horizontaler Ausdehnung bilden. Die Längsachse des Gebirges ist gegen fünfzig Werst lang, und gegen zwanzig Werst vom Zusammenfluss der Jana und Adytscha bricht es gegen Norden ziemlich steil ab, nach Süden dagegen sendet es von den beiden Hauptspitzen noch einen etwas niedrigen Kamm aus, der aber auch nicht bis zum Kolymsker Weg reicht. Bunge hat die Waldgrenze auf beiden Gipfeln bis fast 2000 Fuss Meereshöhe gefunden, einzelne verkrüppelte Exemplare von

Pinus Cembra pumila reichten jedoch noch über dreitausend Fuss hinauf.

18. Man kann auf verschiedenen Wegen von Jakutsk bis zu dem Platze Tabalach gelangen, daselbst aber vereinigen sich sämmtliche Pfade, denn von diesem Orte aus kann das Tas-Hajachtach-Gebirge nur in einem Pass überschritten werden, seit man den südlichen Dogdó, der auf Saschiwersk hinaus führt, nicht mehr als Weg benutzt. Aber auch um an diesen zu gelangen, kann doch Tabalach nicht gut vermieden werden, weil eben nach Süden zu schon wieder Berge auftreten und keine Weide mehr anzutreffen ist. In den Erklärungen zur Karte ist angegeben, in wie auffallender Weise das ganz unbedeutende, kaum bemerkbare Flüsschen, das eigentlich nur eine Wiske oder nur ein eine ganze Reihe kleiner Seen verbindender Kanal ist, die Geographie des Jana-Systems beeinflusst hat. Es kann sich das nur dadurch erklären, dass der Name Tabalach eben ein Jedermann im Norden sehr geläufiger ist, d. h. Jedem, der Reisen nach Kolymsk zu unternehmen hat, und dass die gelehrten Geographen des Irkutsker Generalstabes daraus geschlossen haben, es müsse ein grosser Fluss sein. Wichtigkeit hat das Flüsschen, wenn man es so nennen will, nur für die Reisenden nach Kolymsk, weil die Seenreihe, die sich dort am linken Ufer des Tostach hinzieht, eine Menge guter Heuschläge bietet, und sich daher Jakuten dort angesiedelt haben, die nicht nur Futter für ihre Heerden in genügender Menge finden, sondern auch alljährlich eine Menge Heuschober für die durchreisenden Karawanen bereit halten. Das ist aber auch nach Osten die letzte Niederlassung der Jakuten, östlich vom Tostach finden sich schon keine Weiden mehr in irgend wie bedeutender Ausdehnung,

und bald beginnt dann das Gebirge Tass-Hajachtach und mit demselben ein einige hundert Werst breites Stück Weges, das absolut unbewohnt ist.

19. Meine Schätzung der Entfernung zwischen Werchojansk und Ssrednekolymsk ist um 45 Werst geringer ausgefallen, als die meiner Reisegesellschaft; mit der gewöhnlich üblichen, von der Regierung angenommenen, 1415 Werst, variirt sie um 105 Werst. Trotzdem bin ich der Meinung, dass eine ordentliche Messung mit der Kette noch bedeutend unter meine Angabe heruntergehen werde. Es ist mir von Topographen gesagt worden, dass mit dem Peilkompass allein aufgenommene Marschrouten stets zu lang würden und selbst bei geübten Arbeitern ein Plus von sechs Werst auf das Hundert durchschnittlich nicht zu den Seltenheiten gehöre. Dieselbe Erfahrung habe ich auch an mir gemacht: trotz aller Vorsicht mussten die aufgenommenen Entfernungen beim Eintragen in die Karte stets gekürzt werden. Das gilt schon auf kürzeren Strecken in verhältnissmässig gleichartigem Terrain, sobald man aber grössere Strecken zurückzulegen hat und nicht in der Lage ist, von Zeit zu Zeit sichere astronomische Aufnahmen mit einflechten zu können, werden, namentlich bei vielfach wechselndem Terrain, die Fehler sehr störend, — stets ist aber zu bemerken, dass die Entfernungen zu gross werden. Im Text ist im Folgenden ausführlich auf die Umstände hingewiesen worden, die die von Jakuten herrührenden Angaben ganz besonders unsicher machen, da nun aber die Distanzannahmen der Regierung ausschliesslich auf Schätzungen von Jakuten beruhen, so ist mit Sicherheit anzunehmen, dass dieselben um ein Bedeutendes über die wirkliche Entfernung hinausgehen.

20. Hier fehlen mir alle nur irgend wie sicheren Quellen, und ich habe daher die Russkaja Rossocha nicht auf meiner Karte angegeben. Unter den sonst der Wildnisspfade kundigen Männern konnte ich Keinen ausfindig machen, der den Weg nach Saschiwersk genau kannte. Auf meinem Rückwege nach Jakutsk hatte ich wohl einen Tungusen, der darüber genaue Auskunft geben konnte, von Kolymsk aus an den Sselegnäch bestellt. Der Mann war, wie ich später erfuhr, auch dort gewesen und hatte über eine Woche auf mich gewartet, ich wurde aber durch eine ganze Reihe unerhörter Unglücksfälle so sehr in meiner Reise aufgehalten, dass ich erst sehr viel später am genannten Fluss eintraf, und so lange hatte der Tunguse nicht warten können. Ich fand nun wohl am Sselegnäch einen Tungusen, der daselbst sein Jagdrevier hatte und die Gegend weit herum sehr wohl kannte, über die Rossocha jedoch konnte er mir keine Auskunft geben, da er es nicht mit Handelswegen zu thun gehabt hatte, sondern seine eigenen Pfade dem Wilde nach gegangen war. Er kannte eine Menge Wildbäche, aber nur unter tungusischen Benennungen, und es liess sich nicht aus seinen Erzählungen schliessen, ob dieselben mit dem genannten, so sehr übel berüchtigten Hohlthale zusammenträfen. Der Ssordach sowohl, als auch der Bereläch mit seinen Nebenflüssen kommen Alle aus dem Gebirgslande, das der Köch-Tass und der von demselben sich abzweigende Tass-Hajachtach bilden. Dasselbe erstreckt sich nach Norden bis an die Mündung des Sselegnäch in die Indigirka und ist nach allen Seiten von Bergketten durchzogen.

21. Das Fischen mit dem Zugnetz unter dem Eise ist im ganzen Jakutskischen Gebiet üblich und giebt oft sehr reiche Ernten. Die Leute behaupten, der Fisch stände zur Zeit der starken Kälte unbeweglich in eng geschlossenen Haufen,

und es sei daher nothwendig, wenn die Fischerei Erfolg haben solle, auf einen solchen Haufen oder Tabun (gleich Heerde), wie sie es dort nennen, zu stossen. Das ist freilich stets nur ein Glücksfall, wohl aber habe ich es selbst im Kreise Wiluisk gesehen, dass die Leute zwei- oder dreimal die Netze ganz leer herauszogen, dann aber mit zwei Zügen in einer anderen Richtung so glücklichen Erfolg hatten, dass der Sack des Netzes mit Fischen zum Zerreissen angefüllt war. Es werden zum Fischen vorerst einige grössere Löcher in's Eis geschlagen, und erst wenn diese Arbeit gemacht ist, kommen die Leute mit dem Zugnetze an. In eine dieser grossen Oeffnungen lässt man das Netz hinein und schlägt dann mit einem spitzen Eisen zwei Reihen kleiner Löcher in's Eis, in welche Stangen mit Haken gesteckt werden, zum Lenken der langen dünnen Ruthen, vermittelst welcher das Netz unter dem Eise fortgezogen wird bis zur nächsten grossen Oeffnung, aus welcher man es herauszieht. Diese grossen Oeffnungen halten sie sehr sorgfältig auch bei der strengsten Kälte offen, indem sie das sich daselbst bildende Eis stets fortschaffen, bis der See keine Ausbeute mehr giebt und sie sich einen anderen aufsuchen müssen.

22. Der Kreis Kolymsk ist sehr schwach bevölkert, namentlich beträgt die Zahl der zu demselben gehörigen Jakuten nur 3500 Köpfe beiderlei Geschlechts. Diese bilden ein Ganzes, einen Uluss, der wieder in zehn Unterabtheilungen oder Nasslege zerfällt. Jeder Nassleg steht unter einem Starosta, der Uluss aber unter einem Golowa. Derselbe wird von den Starosten aus ihrer Zahl auf drei Jahre gewählt, und der Mann, der jetzt diesen Posten inne hatte, wohnte in der Nähe der Station und des Sees Bershestäch.

Er war ein tüchtiger Mann, der seinem Amte sehr wohl vorstand; damals besass er schöne Heerden und lebte in gutem Wohlstande, im Sommer des Jahres 1870 aber ging das Alles zu Grunde. Gerade in diesem Seengebiet brach die Sibirische Pest aus, eine wahrhaft fürchterliche Krankheit, die sich zu dem nicht nur auf Pferde und Vieh erstreckt, sondern auch auf den Menschen leicht ansteckend wirkt. Trotz der nördlichen Lage scheinen die heissen Tage des Juni auf die mit Wasser durchtränkten Moräste des Kolymsker Kreises ebenso fiebererzeugend zu wirken, wie in den Steppen der Baraba. In gewissen Zwischenräumen entsteht die Krankheit im Gebiet der Seen, bald hier, bald dort, und können die Heerden aus der Umgegend nicht rasch genug fortgerettet werden, so gehen sie unerbittlich verloren. Der Golowa war gerade im Sommer 1870 nach Jakutsk gereist und fand, als er zurückkam, fast seinen ganzen Viehstand vernichtet. In den Steppen der Baraba hat ein solches Unglück nicht allzuviel zu bedeuten, denn aus den südlichen Kirgisensteppen kann immer leicht wieder Vieh erworben werden, und in einigen Jahren haben sich die Heerden neugebildet. Nördlich vom Werchojanskischen Gebirge stellt sich die Sache aber dadurch sehr viel schlimmer, als die Fruchtbarkeit sowohl bei Pferden, als auch bei Kühen eine geringe ist, und das Anwachsen der Heerden daher nur sehr langsam von statten geht.

23. Ueber die Rennthierjagden beim Uebergang über den Anádyr wird weiter unten noch ausführlich die Rede sein, hier ist nur zu erwähnen, dass dieselben noch zu Wrangell's Zeit am Grossen Anui sehr reiche Beute gaben, mit der Zeit aber hat das Thier seine Wanderungen

mehr nach Osten verlegt, und es findet daher nur noch am Anádyr das Rennthierstechen statt.

24. Der Lamute ist in jeder Hinsicht der Stutzer der Wildniss. Man braucht nur seine Kleidung anzusehen, die nicht nur, bequem und leicht, die Körperbewegungen in keiner Weise behindert, sondern auch so geschmückt und verziert ist, als es die Mittel nur irgend gestatten. Der Rock aus Rennthierfellen ist stets mit grösster Sorgfalt gemacht, so dass auf die Farbe der verwandten Felle die genaueste Rücksicht genommen wird, und die Kleidungsstücke daher das Aussehen haben, als seien sie aus gleichfarbigem Zeuge, nicht aber aus dem an Schattirungen reichem Fell des Thieres gemacht. Stiefel, Gürtel, Feuerzeug, Köcher und was er sonst noch an und um sich hat, ist zierlich mit Stickereien und Schnitzereien geschmückt, so dass Alles zusammen an dem leicht und schlank gebauten Manne einen gefälligen Eindruck macht. Ganz besonders aber wenden die Mädchen und Weiber grosse Sorgfalt auf ihren Schmuck. Sie tragen gleich wie die Männer einen vorn offenen Unterrock, der die Brust frei lässt. Letztere wird bedeckt bis über den Unterleib durch eine Art Weste, die aber vorn ganz geschlossen ist und bei den Männern mit feingeschnittenen Ledertroddeln geschmückt, bei den Weibern in ihrer ganzen Ausdehnung mit Perlen benäht wird. Die Lieblingsfarben der Lamuten sind offenbar blau und weiss, und daher ist das Bruststück auch stets mit blauen Arabesken auf weissem Grunde benäht. Es kommen auch schwarze und rothe Perlen vor, aber dieselben werden nur in sehr geringer Menge, theils des Schattirens wegen, theils um eine lebhaftere Wirkung hervorzubringen, angewandt. Die fast immer ordentlich gehaltenen Haare sind mit Schnüren

blauer und weisser grosser Perlen, sowie auch mit Münzen durchflochten und bieten einen sehr angenehmen Kontrast zu den stets ruppig aussehenden Häuptern der Tschuktschinnen. Das Alles kostet viel Geld, denn die Händler, die die Leidenschaft der Lamutinnen für Putz wohl kennen, lassen sich gut für ihre Glasperlen bezahlen. Die Silbermünzen, die sie in den Haaren tragen, sind offenbar Familienstücke und vererben von Mütter auf Kinder und Urgrosskinder, denn man findet unter ihnen oft sehr alte und in Asien gewiss sehr seltene Stücke. So fand ich im Zopf einer Lamutin am Markt in Ostrownoje eine Münze von der Grösse eines Rubels, mit der Aufschrift Ludwig's XIV. Die Lamuten übertragen aber ihre Vorliebe für Putz und Nettigkeit auch auf Wohnung und sonstige Geräthe. Die Urossá, die beim Jakuten ein gewaltig grosser und sehr hoher, oben offener Kegel ist aus in die Erde gestossenen und am oberen Ende durch einen weiten Ring zusammengehaltenen Stangen, die dann mit möglichst gleichmässigen Stücken Birkenrinde bedeckt werden, hat bei den Lamuten ein ganz anderes Aussehen. Allerdings ist ja die Bestimmung und der Zweck der Urossá beim Jakuten ein anderer, als beim Lamuten. Der Erstere wohnt vorherrschend in der Jurte, wohlhabende Jakuten errichten sich aber auch gerne für den Sommer eine Urossá, einerseits weil es in derselben stets kühl und luftig ist, andererseits aber auch, weil ihm das Ungeziefer in den Jurten zur Sommerzeit denn doch zu viel wird. Der Jakute kann also die Urossá auch sehr gut entbehren, sie ist ein Luxusgegenstand, den sich nur die Wohlhabenden erlauben. Dem Tungusen und Lamuten ist die Urossá das einzige Wohnhaus, das er kennt, er kann in keinem anderen wohnen, es ist ihm überall zu beengt und bedrückend. Da er nun aber sich fortwährend auf der Wan-

derung befindet, so hat seine Urossá nur sehr kleine Dimensionen und ist so eingerichtet, dass sie bequem aufgeladen und fortgeschafft werden kann, und zwar auf dem Rücken so schwacher Thiere, wie das Rennthier es ist. Die Stangen sind so leicht und handlich gemacht, als es nur irgend mit der von ihnen verlangten Festigkeit sich vereinigen lässt, die Bedeckung derselben aber, die Birkenrinde, wird mit ausgezeichneter Sorgfalt behandelt. Die weisse Rinde ist in lange, gegen eine Elle breite Streifen doppelt zusammengenäht, sorgfältig geglättet und durch Behandlung weich und geschmeidig gemacht und schliesslich mit Perlen und bunten Lederstücken in hübschem Muster ausgenäht. So sieht die Urossá höchst gefällig aus und lässt sich rasch aufstellen, abnehmen und verpacken; denn die geschmeidigen, gegen 10 Fuss langen Rindenstreifen können leicht aufgerollt und auf den Rücken der Rennthiere befestigt werden.

25. Es handelt sich hier um ein sogenanntes Gesetz der Taigá (Taiga wird in Sibirien die menschenleere Wildniss genannt). Deren giebt es eine ganze Menge und sie werden, trotzdem sie nirgends verzeichnet sind, getreulich gehalten. Es gilt als Regel, dass in den Dörfern und Ansiedelungen der Russen das allgemeine Reichsgesetz zur Anwendung kommt, unter den eingeborenen Stämmen aber, falls es Civilfälle unter ihnen selbst anbetrifft, die Gebräuche der Taigá mit herzugezogen werden. Criminalfälle werden stets nach dem Reichsgesetz verhandelt. In diesem Falle hier galt es nun als althergebrachter Brauch, dass im Herbst, sobald das wilde Rennthier Anstalten macht sich nach Süden zu wenden, der Gebrauch des Feuergewehres längs des ganzen Laufes des Anadyr nicht gestattet sei. Die Lamu-

ten, die sich überhaupt nicht für Allgemeinunternehmungen interessiren, kümmerten sich um diesen Gebrauch keineswegs, es unterliegt aber keinem Zweifel, dass, falls eine Klage von den Isprawniks käme und ein Fall des Schiessens seitens einer bestimmten Person wirklich nachgewiesen worden wäre, der Schuldige hätte bestraft werden müssen. Viele dieser Gebräuche der Taigá sind an und für sich dem Beamten wohl bekannt, aber es kommt doch mitunter vor, dass die Parten sich auf solche Wildnissgesetze berufen, von welchen man sonst nichts vernommen hat. In solchen Fällen wendet man sich an glaubwürdige, einflussreiche Personen unter den indigenen Stämmen, vorherrschend an die Starosta's, deren Ausspruch über die Gültigkeit des angerufenen Brauches entscheidet.

Um einen Begriff von der Bedeutung zu geben, die diese auf Gebräuche gegründete Rechtspflege für das Leben jener Stämme hat, erscheint es mir nicht überflüssig, hier einige derselben zu erwähnen. Vor Allem ist darauf hinzuweisen, dass die sibirischen Volksstämme, die Jakuten nicht ausgeschlossen, den Diebstahl noch durchaus als Civilsache betrachten und denselben, falls keine Russen dabei in irgend einer Art interessirt sind, stets als solche aburtheilen. Dabei ist bezeichnend, dass in Bezug auf den Schadenersatz, den der Schuldige zu leisten verpflichtet ist, immer noch das Thier, als früherer einziger in Frage kommender Besitz, die Grundlage bildet. Der uralte Brauch sagt: für ein Bein, ein Thier; sind zwei Pferde oder zwei Kühe, oder zwei Kälber gestohlen worden, so müssen also acht Pferde oder Kühe oder Kälber erstattet werden, falls es gelingt den Schuldigen zu ermitteln. Ganz auf derselben Grundlage verfährt man, wenn Rauchwerk gestohlen worden ist. Dasselbe muss auch nach dem Grundsatz für ein Bein

ein Thier, vierfach ersetzt werden, immer in derselben Gattung, wie entwandte. Da sich nun mit der Zeit das Verzeichniss der stehlenswerthen Dinge sehr vergrössert hat, so halten die Leute im Allgemeinen an dem Grundsatz fest, dass auch in allen anderen Fällen der überwiesene Dieb den vierfachen Werth des Gestohlenen zu ersetzen hat. Kann er aber nicht zahlen, so wird er dem Geschädigten auf eine bestimmte, dem Werth der Entschädigung entsprechende Zeit als Arbeiter übergeben, und kann derselbe keine Arbeiter gebrauchen, so darf er den Verurtheilten einem Anderen verdingen, erhält aber in diesem Falle den Arbeitslohn ausgezahlt.

Gleichfalls von grosser und einschneidender Wichtigkeit sind trotz Staat und Kirche die Ehegesetze. Nach denselben gehören die Töchter unbedingt den Eltern und können ohne deren Einwilligung nicht in die Ehe treten, geschweige das elterliche Haus verlassen. Bei Tschuktschen und Korjaken herrscht der Brauch, dass der zukünftige Eidam um die Tochter eine bestimmte Zahl von Jahren dient, wie der Erzvater Jakob um Rahel und Lea, die anderen Völkerschaften aber haben wohl alle den Kaufpreis oder Kalym. Der Brautwerber erscheint beim Vater der Braut und macht mit demselben den Kalym ab. Ist das besorgt und der Kalym allendlich in Vieh und Pferden eingeliefert, so findet die Hochzeit, d. h. die Uebergabe der Tochter statt, die nun mit ihrer Mitgift in's Haus des Mannes überzieht. Gegen dies Alles könnte die Kirche und somit auch die Regierung nichts einzuwenden haben und hat es auch nicht; das Ueble dabei ist aber die Gewohnheit der Leute, die Trauung nicht kirchlich zu machen, sondern es für's Erste bei dem einfachen Familienakt bewenden zu lassen. Die Geistlichkeit hat sich Mühe vollauf gegeben, wenigstens bei den Jakuten,

die sämmtlich in den Listen als rechtgläubige Christen verzeichnet sind, diesen Missbrauch auszurotten, es will ihr aber nicht gelingen. Die kirchliche Trauung folgt bei den Jakuten, namentlich bei den Vornehmen und Reichen, erst dann, wenn es sich erwiesen hat, dass der Mann auf Nachkommenschaft rechnen kann. Bis zu diesem Zeitpunkt wartet er und seiner Ansicht nach mit voller Berechtigung, denn er argumentiert, er habe ein Weib genommen, um Nachkommenschaft zu erzielen: erweist es sich nun, dass sein Weib unfruchtbar ist, so kann sie ihm diesen Zweck nicht erfüllen, und er schickt sie alsdann ihrem Vater wieder in's Haus. Ein Unrecht hat er nach dem Gebrauche seines Volkes nicht begangen, denn der Vater der Entlassenen hat ja den Kalym erhalten, und dieser ist ihm verfallen, die Mitgift aber, die die Frau mitgebracht hatte, ist ihr wieder ausgehändigt worden, folglich besteht von keiner Seite ein Grund zur Klage. Hätte er sich aber gleich kirchlich trauen lassen, so wäre er, da die Ehe nach orthodoxer Anschauung ein Sakrament ist, unlöslich an eine kinderlose Frau gebunden und jedes Mittels beraubt eine Nachkommenschaft zu erhalten. Tritt der andere Fall ein, dass die junge Frau aus irgend einem Grunde nicht beim Mann bleiben will, so kann der Vater sie zurückfordern, muss aber in solchem Falle den Kalym aushändigen und geht ausserdem der Mitgift verlustig. Indessen muss hier gleich angeführt werden, dass dieser Fall sehr selten eintritt, während der erstere durchaus nicht zu den Ausnahmen gehört Es soll nun allerdings nach den Ansichten der Leute auf einer so entlassenen Frau keine Schmach ruhen, in der Praxis stellen sich die menschlichen Leidenschaften und Gefühle aber nicht so kühl zur Sache, und derartige Vorkommnisse erregen viel böses Blut. Während meines Aufenthalts im Kreise Wiluisk habe

ich selbst im Jahre 1865 einen derartigen Fall erlebt. Dort hatte im Uluss Ssuntar am mittleren Wilui der Starosta eines Nasslegs die Tochter eines Amtscollegen aus einem anderen Nassleg geheirathet. Beide stammten aus den vornehmsten Familien der Chatscha oder des Landstrichs, den der Wilui in seinem grossen Knie umschliesst, an dessen südlicher Biegung sich die Kirche Ssuntar befindet. Die in dieser Halbinsel belegenen Nasslegs halten sich und gelten auch allgemein für die vornehmsten, ihre alten Geschlechter führen ihre Herkunft noch heutzutage auf die obere Lena zurück, und es unterliegt im ganzen Uluss gar keinem Zweifel, dass der Golowa stets nur aus diesen vornehmen und reichen Familien gewählt werden könne. Die Heimführung der Braut war mit grossen Festlichkeiten verbunden gewesen, hatte aber natürlich ohne Mitwirkung der Kirche stattgefunden. Es verliefen zwei Jahre in vollkommen ungetrübtem Eheglücke, nur Eins fehlte: es erwies sich, dass die Frau unfruchtbar war. Der Mann, ohne seine Frau irgend etwas merken zu lassen, sah sich nach einer anderen Lebensgefährtin um, die er sich ja auch nur aus den Kreisen der hohen Aristokratie holen konnte. Nachdem seine Verhandlungen von Erfolg begleitet worden waren, theilte er dem Weibe einfach mit, sie solle ihre Mitgift einpacken und zu ihrem Vater zurückkehren, denn in kürzester Zeit werde er sich eine andere Frau in's Haus bringen. Da half nun nichts weiter, sie packte ein und er sorgte in ausgiebiger Weise dafür, dass sie die ziemlich weite Reise wohlbehalten und mit allem Anstande zurücklegen konnte, worauf er sich sein neues Weib in's Haus führte. Wie ich in Ssuntar war, hatte das Alles bereits stattgefunden, und ich erfuhr die Umstände erst durch den Vater der Entlassenen, als er zu mir kam, um mit mir Raths zu pflegen,

was für Schritte er thun könne, um die gekränkte Ehre seiner Tochter wieder herzustellen. Da liess sich aber nichts machen: selbst wenn er die Angelegenheit vor den Richter gebracht hätte, wäre eine Verurtheilung des Mannes nicht wohl zu erreichen gewesen, da er sowohl, als seine Tochter selbst eingewilligt hatten, dass letztere in das Haus des Anderen zöge ohne priesterliche Einsegnung; also konnten sie auch keine Anklage auf gebrochenes Eheversprechen oder auf Ehebruch anstrengen, wenigstens nicht mit Aussicht auf Erfolg. Bezeichnend ist aber der Umstand, dass die gekränkte Eigenliebe bei ihnen doch stark genug war, sie einen Versuch zur Ausserkraftsetzung des alten Herkommens machen zu lassen, welchem gemäss sie doch früher selbst gehandelt hatten. Diese Versuche aber, die Sache vor die Gerichte zu bringen, wurden ihnen seitens der Jakuten sehr verübelt. Da beide Parteien zu den vornehmsten Geschlechtern gehörten, so erregte die Sache natürlich viel Aufsehen, und mir wurde von sehr angesehenen Leuten eine der entlassenen Frau durchaus günstige Anschauung vorgetragen. Man bestritt in keiner Weise das Recht eines Mannes vor Allem für Nachkommenschaft zu sorgen und ein Weib zu entlassen, das ihm beharrlich keine Kinder schenke; dieser Fall habe aber hier gar nicht vorgelegen. Das Paar sei viel zu kurze Zeit verheirathet gewesen, sie seien beide noch sehr junge Leute und der Mann hätte noch sehr gut einige Jahre warten können, ehe er es zu einem solchen Schritte kommen liess. Daher seien hier nach aller Vernünftigen Ansicht noch andere Gründe maassgebend gewesen, und hätte der Vater nicht den dummen Schritt gethan, die Sache an die russischen Behörden zu bringen, so hätte sich noch Manches ändern können, nun aber sei es zu spät, und jeder müsse dem Manne recht

geben, der von seiner unfruchtbaren Frau sich geschieden habe. So waren die Ansichten einflussreicher Männer, die meinten, die allgemeine Missbilligung hätte den Mann sehr wohl dazu zwingen können, die erste Frau wieder in's Haus zu nehmen und die zweite, die sich eingedrängt, ihrem Vater zuzuschicken; denn der Grund, den er zu seiner Rechtfertigung angeführt habe, könne nicht als stichhaltig angesehen werden.

Das sind wohl die wichtigsten Gebräuche, es giebt aber derselben eine ganze Menge, nach denen sich das Leben in der Wildniss regelt und denen man auf Schritt und Tritt begegnet. So ist es mir häufig vorgekommen, dass meine Begleiter, wenn sie unterwegs Thiere fanden, die sich in Schlingen gefangen hatten, dieselben ohne Bedenken herausnahmen und als Jagdbeute zu sich steckten. Das ist vollkommen erlaubt, nur darf es nur essbares Wild sein, nicht Pelzthiere, welche nicht entnommen werden dürfen. Ist es aber Esswild, so begeht man kein Unrecht, wenn man es sich aneignet, nur ist man verpflichtet, die Schlinge oder Falle oder den Selbstschuss wieder ordentlich aufzustellen, so dass sich wieder Wild in denselben fangen kann. Ebenso thaten sie, wenn sie auf Flüssen und Seen Stellnetze aufgestellt fanden, ja es kam vor, dass Jakuten sowohl als Tungusen auch darauf aufmerksam machten, dass ich an gewissen Stellen des Flusses, den ich zu befahren hatte, ordentlich Umschau halten solle, es seien dort Netze aufgestellt, und ich könne dort frische Fische finden, nur solle ich darauf sehen, dass meine Leute sowohl Netze als auch Angelhaken ordentlich wieder aufstellten. Aber dies Alles bezieht sich nur auf Esswaaren in der Wildniss, Alles was Handelswerth hat, darf von Niemand angerührt werden. Die Mammuthzahnsucher z. B. gehen gewöhnlich im Frühjahr nach dem

Hochwasser an ihre Arbeit. Sie suchen dann, sowie die Flüsse wieder ihr altes Niveau erreicht haben, an den frisch aufgerissenen Uferstellen nach etwa aus dem Erdreich herausragenden Stosszähnen. Haben sie einen solchen gefunden, so machen sie mit einigen Schnitten ein Zeichen hinein und lassen ihn dann ruhig an Ort und Stelle, um ihn zu gelegener Zeit abzuholen; dabei können sie vollkommen sicher sein, dass Niemand weiter den Fund berührt, ebenso wie Niemand ein Pelzthier aus einer Falle nehmen wird, die ihm nicht gehört. Schliesslich sind auch die Jagdgebiete der einzelnen Stämme durch ein uraltes Herkommen begrenzt, und im Streitfalle werden diese Eintheilungen auf das Gewissenhafteste respectirt, obwohl in pelzreichen Gegenden die Betheiligten selbst nicht immer streng auf ihrem Recht bestehen.

26. Jassak heisst die Abgabe, die die sibirischen Völkerschaften alljährlich zu leisten haben. Es ist die einzige Steuer, mit der dieselben belegt sind, und sie unterscheidet sich von den sonstigen Steuern des Reichs durch folgende Eigenthümlichkeiten. Sie fliesst erstlich nicht in die Reichskasse, sondern in die Kaiserliche Privatschatulle; zweitens wird sie nicht in Geld erhoben, sondern in Pelzwerk und zwar in solchem Pelzwerk, das sich im Jagdgebiet des betreffenden Stammes in genügender Menge vorfindet; es werden aber nur Zobel, Füchse, Eichhörnchen und Hermeline angenommen. Das wäre die ursprüngliche Bestimmung über den Jassak, wie er von Katharina II festgestellt wurde. Diese Kaiserin hat indessen nur sanktioniert, was der Kosak Peter Beketof, der Begründer des Jakutskischen Gebietes und zugleich der einzige wirklich tüchtige Verwalter desselben in der alten Zeit, zuerst eingeführt hatte. Drittens ist mit

dem Jassak, und darin liegt das Hauptverdienst, das sich Beketof um die armen, gequälten Jakuten erworben hat, nicht der einzelne Mann, sondern stets der Stamm belegt. Jeder Stamm und jedes Geschlecht (es ist aber hierbei Geschlecht im Sinne der Gens aufzufassen und betrifft eine Reihe von Familien, die sich auf einen gemeinschaftlichen Vorfahren zurückführen, so dass die Zahl der Glieder einer solchen Gens oft mehrere hundert Kopf beiderlei Geschlechts beträgt) ist mit einer bestimmten Menge von Fellen einer bestimmten Pelzart belegt, und für diese hat der Starosta allein aufzukommen, mit den einzelnen Geschlechts- oder Stammesgliedern hat es der Jassakeinsammler nicht zu thun.

An diesen drei Bedingungen ist im Laufe der Zeiten nur so viel geändert worden, als man die von den Stämmen zu liefernden Felle auf Geld geschätzt hat und von den den Jassak einsammelnden Beamten verlangt, dass nicht Felle unter dem allerdings sehr mässig gegriffenen Schätzungswerth angenommen werden. Eine weitere Folge dieser Massnahmen war die, dass man, wie z. B. im Kreise Wiluisk, von einzelnen Gegenden der Gemeinden der Stämme kein Pelzwerk mehr annahm, weil dasselbe minderwerthig war und die Abgabe daher in Geld verlangte. Dann geschah es aber andererseits, dass andere Stämme, deren Pelzwerk viel werthvoller im Handel geworden war, als die Jassakkommission geschätzt hatte, darum einkamen in Zukunft in Geld zahlen zu dürfen, was denn auch stets gewährt worden ist. Was den Jassak noch ausserdem in den Augen des ihn Leistenden sehr vortheilhaft von den sonstigen Steuern unterscheidet, ist einerseits seine sehr niedrige Ziffer, andererseits sein Unvermögen, Steigerungen zu erfahren. Daher hängen die Jassakpflichtigen mit ungemeiner Zähigkeit an demselben und sind sehr schwer dazu zu bringen,

sich in eine andere Kategorie einzeichnen zu lassen. Es giebt nämlich für Sibirien drei grosse Gruppen, in welche das Landvolk als Steuerzahlende eingetheilt wird: Sesshafte, Nomaden und Herumschweifende, d. h. Jäger- und Fischervölker. Die erste Kategorie hat den vollen Steueransatz zu zahlen, wie die Bauern in den europäischen Gouvernements; die zweite zahlt auch Steuern, ist aber von einigen derselben befreit; die dritte Kategorie zahlt nur Jassak und ist ausserdem von der Leistung der Militairpflicht befreit, befindet sich also in einer ausnehmend günstigen Position. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, dass die Leute sich mit allen Kräften dagegen stemmen, aus einer niederen Steuerklasse in eine höhere versetzt zu werden, wie das eigentlich geschehen müsste, so wie die Lebensweise eine andere wird. So wie ein Jägerstamm aufhört in der Jagd seinen Haupterwerb zu suchen und sich dagegen auf Viehzucht legt, müsste er sowohl im Interesse des Fiskus, als auch in seinem eigenen in die zweite Kategorie und ein Nomadenstamm, der sich mit Ackerbau ausgiebig beschäftigt, in die erste versetzt werden. Das geschieht aber in den meisten Fällen nicht, die Verhältnisse liegen noch im Ganzen so einfach, dass die Leute die Vortheile, die ihnen aus dem Vorrücken in die obere Kategorie erwachsen, noch gar nicht zu schätzen im Stande sind und daher in solch einer Versetzung nur eine Steigerung ihrer jährlichen Leistungen sehen, der sie sich nach Möglichkeit widersetzen. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man in Transbaikalien bei einem reichen Wirth einkehrt, in einem grossen stattlichen Dorfe, wo man im Hause Alles erhalten kann, was überhaupt in einer behäbigen Bauernwirthschaft zu haben ist, und dann gesprächsweise vom Hausherrn erfährt, dass er ein Jassakzahler sei. Er leitet seine Abstammung von Tun-

gusen her, die sich vor mehr als hundert Jahren hier unter den Bauern Transbaikaliens niederliessen, sesshafte Lebensweise annahmen, allmählich anfingen Ackerbau zu treiben und sich schliesslich derartig der russischen Bevölkerung assimilierten, dass sie durch nichts von derselben sich unterscheiden als durch den einzigen Umstand, dass sie stets fortfuhren sich Tungusen zu nennen, sich in den Listen als solche zu führen und Jassak zu zahlen. Diese Leute haben sich sogar in ihrem Aussehen durch fortwährende Mischheirathen derartig verändert, dass jede Spur asiatischer Schädel- und Gesichtsbildung geschwunden ist, von der tungusischen Sprache haben sie längst keine Ahnung mehr, aber sie zahlen den höchst unbedeutenden Jassak, während die Nachbarn nebenan zu all' den verschiedenen Steuern herangezogen werden, die auf dem Bauernstande lasten.

Solche Dinge können natürlich nur vorkommen bei einer so oberflächlichen schablonenmässigen Anschauung über die Dienstpflichten, wie sie unseren Beamten noch in hohem Grade eigen ist. Es heisst allerdings im Gesetz, die herumschweifenden und Nomadenvölker sollen nicht mit Gewalt zur ansässigen Lebensweise angehalten werden, sondern man soll ihnen nur möglichst behülflich sein und ihnen nach Kräften den Uebergang erleichtern, wenn sie darnach streben. Daraus folgert nun der Beamte, er könne auch den schon seit Generationen ansässig Gewordenen nicht zwingen höhere Steuern zu zahlen, als derselbe selbst wünscht und wartet in Geduld, bis demselben ein solcher Gedanke kommt; bis dahin ist der Fiskus der Geschädigte und hat alle Aussicht, noch sehr lange der Geschädigte zu bleiben.

27. Die russische Bevölkerung an der Indigirka und Kolyma kennt den Brodgenuss gar nicht, sie geniessen

wohl ausnahmsweise Mehlspeisen, aber die Bereitung des Brodes ist ihnen unbekannt. Es rührt dies daher, dass nördlich vom Werchojanskischen Gebirge es bisher nicht möglich gewesen ist, Kornbau zu treiben und wahrscheinlich auch nie möglich sein wird, und dass der Transport von Jakutsk aus auf Saumthieren je weiter, desto theuerer wird. An der Jana backen die Leute sich wohl noch Brod, da von Jakutsk bis Werchojansk immer nur bis gegen 800 Werst zu rechnen sind, die noch zum grössten Theil mit Rennthierschlitten befahren werden können, der Transport also ein verhältnissmässig billiger ist. Aber auch an der Jana kann man nicht vom täglichen Brod reden, es ist immer ein Luxusgegenstand, den sich nur der Wohlhabende häufiger gestatten darf; an der Indigirka und Kolyma jedoch kennt man dieses Nahrungsmittel im Allgemeinen nur durch Hörensagen, zum Genusse desselben gelangen nur Diejenigen, bei denen die durchreisenden Kaufleute einkehren und denen sie von ihren Reisevorräthen einen aussergewöhnlichen Genuss bereiten. Die Krone hält allerdings an beiden Flüssen in den Centren der Niederlassungen der Russen Magazine mit Roggenmehl, der Preis desselben ist aber ein so hoher, dass sich die Leute es für gewöhnlich gar nicht kaufen. Die Magazine kommen daher nur im Hungerjahre in Betracht, wenn der Fischfang missrathen ist und schreckliche Noth die Leute treibt, Zuflucht zu den Mehlvorräthen der Regierung zu nehmen. In solch einem Falle wird jedoch kein Brod gebacken, sondern es wird aus Mehl und Wasser eine Art Suppe gekocht, und diese, mit den geringen Fischvorräthen, die man noch haben mag, gemischt, leitet die Bevölkerung nothdürftig über die Schreckenszeit hinüber, bis im Frühjahr der Fisch wieder die Flüsse hinaufzusteigen beginnt. Aber die Leute nehmen zu diesem Nahrungsmittel nur in der

höchsten Verzweiflung Zuflucht, denn der unerschwingliche Preis des Mehles (an der Jana gegen vier, an der Kolyma gegen fünf bis sechs Rubel das Pud) fällt jenen armen Menschen in den Hungerjahren, in welchen sie sich ja nicht einmal den Unterhalt erwerben konnten, doppelt und dreifach schwer. Der Isprawnik ist angewiesen den Leuten, sobald Hungersnoth herrscht, das Mehl auf Schuld abzugeben und hat die letztere dann wieder einzukassieren; das aber ist bei der Armuth der Leute nicht leicht, und endlos sind daher ihre Restanzen, da eine zweite Hungersnoth zu folgen pflegt, ehe die Schulden der vorhergehenden getilgt sind. Wenn nun das Mehl Kronseigenthum wäre, so könnte man leicht durch Vermittelung des Generalgouverneurs bei der Staatsregierung Nachlass erlangen, da es sich ja eigentlich um aussichtslose Forderungen, kontrahiert in Zeiten äusserster Verzweiflung, handelt. Das Mehl ist aber Eigenthum des Jakutskischen Gebietes, es wird durch ein Kapital angekauft, das sich auch noch auf Treskin zurückdatiert. Dieser Mann hätte nämlich erkannt, dass das ganze Jakutskische Gebiet mit dem vornehmsten Nahrungsmittel, dem Brod, in unzerreissbaren Banden lag, in welchen es eine kleine Anzahl Händler zu ihrem grossen Vortheil und Nutzen festhielt. Die Lena ist die einzige Verbindungsader, der einzige Weg, auf welchem unter sehr geringen Kosten das Mehl aus dem kornreichen Balaganskischen Kreise des Gouvernements Irkutsk bis zur Stadt Jakutsk, ja bis zur Mündung des Stromes selbst geführt werden kann. Dieser Weg ist aber nur sehr kurze Zeit offen: sobald die Lena sich mit Eis bedeckt, hört jeder Transport schwerer Waaren auf. Kamen nun die Mehlbarken den Fluss im Sommer hinabgeschwommen, so lebte Alles auf, die Preise sanken, das Mehl war Jedem zugänglich. Das dauert den Sommer über, dann aber kommt die Zeit, wo Jeder,

der nicht in Jakutsk überwintern will, daran denken muss, sich auf den Heimweg zu machen. Die Händler aus Irkutsk waren alsdann in einer nicht ganz angenehmen Lage: was verkauft war, dafür hatte man nicht weiter zu sorgen, was fing man aber mit den nicht verkauften Resten an; den Fluss hinauf dieselben zurückzuführen ging der grossen Kosten wegen nicht an, den Winter über den Handel als Jakutsker Kaufmann fortsetzen, war auch nur selten mit Vortheil verbunden, sie mussten also das Unverkaufte auf jede nur irgend annehmbare Weise loszuschlagen versuchen. Das war der Moment, auf den die zwei drei Händler, die den Mehlverkauf an sich gerissen hatten, mit Sehnsucht warteten. Das Mehl ist ein Produkt, das jeder Russe braucht, das aber unter so kleinen Verhältnissen, wie sie im Jakutskischen Gebiet doch die weitaus vorherrschenden sind, nicht Jedermann im Vorrath ankauft, besonders da es ja daselbst keine Bäcker giebt, sondern Jeder für seinen Hausbedarf selbst backt. So konnte das unverkaufte Mehl von den Barken aus in ihre Hände gerathen und zwar zu einem Preise, den sie selbst bestimmten, und dann waren sie vollständig Herren der Lage. Durch derartige Nothverkäufe gewitzigt, führten die Irkutskischen Kaufleute überhaupt nur so viel Mehl die Lena hinab, als sie erfahrungsmässig rechnen konnten im Sommer an den Mann zu bringen, und der eigentliche Mehlhandel des ganzen weitausgedehnten Gebietes war und blieb in den Händen einiger Blutsauger, die sich auf Kosten der Bevölkerung in hohem Grade bereicherten. Heutzutage, wo der Kornbau, wenn auch sehr langsam und unter grossen Hindernissen, doch immer mehr sich im Norden ausbreitet und auch bereits an den Aldan und den Wilui vorgedrungen ist, hat das nicht so sehr viel zu sagen, das Land hat angefangen seine Bewohner selbst zu versorgen;

zu Treskin's Zeiten war aber die Lage eine sehr schlimme. Da griff er zu einem Mittel, das allerdings nur erst mit der Zeit in Wirksamkeit treten konnte, aber dafür desto sicherer geholfen hat. Er legte auf die gesammte Bevölkerung, d. h. auf Russen und Jakuten, denn die übrigen kleinen Völkersplitter kamen hierbei nicht in Betracht, eine jährliche Steuer von einigen Kopeken auf den männlichen Kopf und trieb dieselbe mit grosser Energie ein. Das Geld lief in die Kasse der Jakutsker Regierung, und sobald sich ein kleines Kapital gebildet hatte, begann er mit demselben im Balaganskischen Kreise, der an die obere Lena grenzt, Mehl aufzukaufen und auf Barken nach Jakutsk zu verschiffen. Dort wurde nun, so lange der Markt daselbst dauerte und die Barken der Irkutsker Händler Mehl zu annehmbaren Preisen feil boten, gar nicht gehandelt, trat aber der Herbst ein, so kaufte er die Reste der Irkutsker Kaufleute auf und regulierte nun den Winter über das Mehlgeschäft, indem er, sobald die Jakutsker Händler die Preise zu schrauben begannen, seine Vorräthe dem Publikum zur Verfügung stellte. Es ging langsam, denn man hatte nur wenig, aber mit jedem Jahre stieg das Kapital und die Ankäufe wuchsen mit demselben. Zur Zeit, wo ich in Jakutsk lebte, d. h. in den sechziger Jahren, hatte die Steuer schon aufgehört, man besass ein Kapital von über zweihunderttausend Rubel, welches durchaus hinreichte, um das Land vor Mangel zu schützen, da man in Jakutsk, wo sich gegenwärtig die Verwaltung dieses Kapitals befindet, stets der alten Regel gefolgt ist, nicht den Mehlhandel an sich ziehen zu wollen, sondern nur ein Regulator des Preises zu sein. Nebenbei bestehen noch private Mehlmagazine, die unbehindert Handel treiben, so lange sie die Lage nicht auszunutzen streben; die Magazine des Kapitals werden nur geöffnet, wenn

die Kaufleute entweder kein Mehl mehr haben, oder wenn sie versuchen aufzuschlagen. Die Verwaltung des Kapitals verkaufte aber grundsätzlich nur gegen baar und liess den Schuldverkauf nur auf besondere Anordnung des Gouverneurs zu, wenn ausserordentliche Nothstände eintraten; sie konnte der ganzen Anlage und Bestimmung des Kapitals nach keine Geschenke machen, weil dieses keine Verluste erleiden durfte. Indessen verschloss man sich nicht den grossen Nöthen, die im Norden immer von Zeit zu Zeit ausbrachen, und hatte doch dann und wann Schuldposten in der Art gestrichen, dass man dieselben zu den Kosten der Anschaffung des Mehles zuschlug und dasselbe um diesen Zuschlag theuerer verkaufte; denn nach der Regel sollte das Mehl in Jakutsk selbst sowohl, als auch in dem Kreise zum Selbstkostenpreise verkauft werden, inclusive natürlich die Transportkosten bis zum betreffenden örtlichen Magazin und unter Aufschlag von sechs Procent vom rotierenden Kapital. Unter solcher Berechnung kostete das Mehl in Jakutsk selbst nur sehr unbedeutend theurer als in der Stadt Irkutsk, denn der Transport die Lena hinunter ist sehr billig und der Balaganskische Kreis der fruchtbarste des Irkutsker Gouvernements. Theuer war das Mehl nur an der Indigirka und Kolyma der hohen Transportkosten wegen; die liessen sich aber nicht wegschaffen.

Um aber doch wenigstens den Leuten daselbst zu Zeiten der Hungersnoth zu helfen, hat man einen Ausweg gefunden, der dem Verwalter des Kapitals, d. h. der Regierung des Jakutskischen Gebietes alle Ehre macht und allerdings das Richtige getroffen zu haben scheint. Man ist dabei von dem unanfechtbaren Satz ausgegangen, dass das Mehl und namentlich das Brod kein nothwendiges Nahrungsmittel für die Bewohner der beiden genannten Flüsse bilde, man also

davon absehen könne, ihnen dasselbe zu herabgesetztem Preise, Anderen zum Schaden, zuzuführen. Wohl aber sei unter Umständen Mehl absolut nothwendig, um die Bevölkerung vor Hungersnoth zu bewahren, und in solchem Falle müsse es ihnen zugestellt werden und zwar zu einem Preise, der den in Jakutsk üblichen nicht überschreite. Dazu sei aber nur eine nicht grosse Menge Mehl nöthig, die sich sehr wohl aus den Erfahrungen früherer Jahre berechnen lasse, und die nicht in Betracht komme gegenüber der Menge, die in Jakutsk verkauft wird. Man gestattete also den Isprawniks von Werchojansk und Kolymsk das Korn aus den Magazinen der Indigirka und Kolyma zu Jakutsker Preisen zu verkaufen, vergass aber leider den Herren mitzutheilen, dass sich das nur unter der Bedingung der Hungersnoth und zu ganz bestimmten Mengen auf den Kopf der Bevölkerung zu beziehen habe. Wäre diese sehr vernünftige Bedingung eingehalten worden, so hätte im Nothfall das Volk daselbst geschützt werden können, das Mehl aber wäre in Jakutsk nur um zwei oder höchstens drei Kopeken auf das Pud gestiegen. Das war eine einfache und billige Rechnung, die in der Folge auch so eingeführt worden sein soll und dann nur zum Segen der Leute gereichen kann. Sehr bezeichnend ist aber der Umstand, dass jener Fehler in der Vorschrift sofort dazu diente, in Kolymsk ein höchst verwerfliches Wucher- und Betrugsgeschäft einreissen zu lassen, unter dessen Wirkung nicht nur die dortigen Einwohner, sondern auch ich mit meiner Reisegesellschaft zu leiden hatten. Mein Vorgänger im Amt, Anatofsky, der seinen Posten schon den Sommer vorher in die Hände seines Gehülfen abgegeben hatte und fortgereist war, erhielt noch vor dieser Abreise den Befehl, von nun an das Mehl zu Jakutsker Preisen zu verkaufen und that das auch sofort, aber in so unbedacht-

samer Weise, dass er Jedem Mehl abgab, der es nur haben wollte. Da sich nun in Bälde Leute fanden, die den Vortheil der Lage begriffen, so war nicht nur in kurzer Zeit alles Mehl in festen Händen, sondern es trat sogar Mangel ein, indem immer dieselben Personen von Neuem nach dem billigen Mehl verlangten. Die Magazine waren leer, aber der Isprawnik Anatofsky hatte noch die Proviantmagazine, die gar nicht dem Brodkapital gehören, sondern dem Militärressort, das aus denselben die Kosaken und Beamten mit Proviant nach bestimmten Gesetzen versorgt. Er gab nun Ordre, auch aus diesen Magazinen, aus welchen unter keiner Bedingung verkauft werden darf, Mehl abzulassen, und es dauerte nicht lange, so war alles Mehl in Privathänden. Ende December kam ich in Kolymsk an, und es war eine der ersten Anordnungen, die ich traf, dass ich den mir als Isprawnik zukommenden Mehlvorrath auszufolgen befahl, um sobald als möglich Zwiebak für unsere Reise anfertigen zu lassen; denn dies wichtige Geschäft hatte ich auf Kolymsk verschoben, um nicht die grosse Last unnöthiger Weise von Jakutsk aus mitschleppen zu müssen. Meine Anstellung als Isprawnik datierte vom April des Jahres, es war somit für mich ein Vorrath von Mehl aufgelaufen, der für unsere Expedition unter gehöriger Oekonomie ausreichen konnte. Als Antwort ward mir aber die betrübende Kunde, dass in dem eigentlichen Kronsmagazin auch kein Mehl mehr sei. Das verhielt sich allerdings so: alle früheren Vorräthe im Kronsmagazin sowohl, als auch in den verschiedenen Magazinen des Brodkapitals waren zu den billigsten Preisen in die Hände einiger Spekulanten gelangt, die nun fordern konnten, was sie wollten. Das thaten sie denn auch, ja es fanden sich unter den Händlern Leute, die da glaubten, sie könnten meine, nach ihrer Ansicht aussichtslose Lage zu einem ganz einträg-

lichen Handel ausnutzen und mir daher das Pud Roggenmehl zu drei Rubel anboten, während sie selbst, wie aus den Büchern ersichtlich war, dem Magazin nur gegen einen Rubel gezahlt hatten. Das hiess nun den Bogen etwas zu straff anspannen, und daher zerbrach er ihnen denn auch soweit, dass ich meine Expedition vollkommen reichlich mit Mehl ausrüsten konnte. Es erwies sich nämlich, dass diese Herren auch aus dem Proviantmagazin Mehl erstanden hatten; da dieses Institut aber durchaus nichts verkaufen darf, so liess ich die Mehlvorräthe der Herren mit Beschlag belegen, deckte somit theilweise die Ansprüche des Proviantressorts und überliess ihnen das Klagerecht. So viel ich von dieser Sache, über die ich an einem anderen Ort ausführlich berichten werde, habe erfahren können, ist jedoch von diesem Klagerecht in keiner Weise Gebrauch gemacht worden. Wie gesagt, folgt die ausführliche Darlegung dieser interessanten Sache an einem anderen Ort, aber hier muss noch erwähnt werden, dass die Unverfrorenheit der Händler so weit ging, dass sie sich in Jakutsk das Korn ausfolgen liessen, das sie zur Fracht nach Ssrednekolymsk übernommen hatten, sodann einen sehr annehmbaren Preis für die Fracht selbst einstrichen, und schliesslich durchaus ohne Mehl in Kolymsk erschienen und dort nur die Formalität beobachteten, dass sie oder ihre Strohmänner bei dem Magazinaufseher erschienen und von ihm gegen sofortige baare Zahlung alles Mehl aufkauften und zwar zu Jakutsker Preisen, das sie in der That gar nicht angeführt hatten. Aber die Regierung in Jakutsk erfuhr, dass das Mehl in Kolymsk empfangen und dass es daselbst verkauft sei, und war ihres Theils zufrieden.

Es ist entschieden niederdrückend, dass durch solche elende Manipulationen selbst die wohlthätigsten Absichten

paralysiert werden und geradezu in ihr Gegentheil umschlagen. Man kann es nur als ein unerhörtes Glück ansehen, dass damals, also in den Jahren 1869, 70 und 71, keine Hungersnoth im Kolymsker Kreise ausbrach; denn in solch' einem Falle hätte die Kreisregierung derselben ganz mittellos gegenüber gestanden. Vor dem billigen Mehle hatte man doch immer noch gefüllte Magazine und konnte daher, wenn auch zu exorbitant hohen Preisen, den hungernden Menschen Nahrung geben. Nun aber hatte die Vorsorge der Oberverwaltung in Jakutsk für solche Fälle ein billiges Mehl schaffen und somit der Noth der Leute abhelfen wollen, hatte jedoch dadurch nur erreicht, dass sämmtliche Vorräthe des Kreises aus den Händen der Krone in die der Händler übergegangen waren und diese jetzt im Falle einer Hungersnoth der Bevölkerung Opfer abpressen konnten, die wahrhaft schauderhaft werden mussten. Mit mir hatten sie es ja auch versucht, waren aber an einen Stärkeren gerathen, was hätte ihnen aber im Falle der Noth ein hungernder Fischer oder Pelzhändler entgegensetzen können, — er wäre ihnen rettungslos zur Beute verfallen.

Wie schon gesagt, soll man in späterer Zeit, denn ich führte lebhafte Klage in Jakutsk über die von mir angetroffenen Missbräuche, insofern einen Riegel vorgeschoben haben, als es der Kreisverwaltung vorgeschrieben worden ist, wann, wie viel und unter welchen Umständen sie Mehl zu billigen Preisen abzulassen hat, und in solchem Falle kann die Sache ja ihren unzweifelhaften Nutzen haben. Wie sich aber die Angelegenheit gegenwärtig in der That verhält, vermag ich nicht zu sagen, da mir spätere Nachrichten fehlen, andererseits aber auch grosse Veränderungen im Kornbau und Kornhandel des Jakutskischen Gebiets eingetreten sind. Es heisst, es werde jetzt so viel Korn im Lande erzeugt,

dass der Transport aus dem Irkutsker Gouvernement bedeutend nachgelassen habe. Kurz, ich vermag nicht zu sagen, wie in jetziger Zeit für die Leute daselbst gesorgt wird; gesorgt aber muss werden, denn die schrecklichen Hungersnöthe, von denen sie heimgesucht werden, liegen in den örtlichen Verhältnissen, und mit denselben muss gerechnet werden. Es heisst unter Anderem auch, die jetzige Verwaltung des Jakutskischen Gebiets wolle den Landtransport über Werchojansk ganz aufgeben und an dessen Stelle die Kolyma vom Ochotskischen Meer, d. h. von Gishiginsk aus, mit Mehl versorgen. Das ist ein Projekt, das auch früher schon vielfach besprochen und überdacht worden ist, das man aber, trotz vieler guter Seiten, doch immer wieder aufgab, weil die sich demselben entgegenthürmenden Schwierigkeiten so gross und ausschlaggebend waren, dass man an dasselbe nicht heranzutreten sich getraute. Es müssen sich also in späterer Zeit neue Aussichten und Wege geöffnet haben, diese aber entziehen sich vollständig meiner Beurtheilung.

28. Diese Angabe bezieht sich auf das Jahr 1870. Es ist aber sehr wohl möglich, dass die Kosakenstaniza von Nishnekolymsk jetzt bereits aufgehoben worden ist, denn ihr Bestehen lässt sich nur durch Vergesslichkeit erklären. Die Leute haben absolut nichts zu thun: allenfalls braucht man sie dazu um jedes Frühjahr, ehe man sich auf den Jahrmarkt an den Anui begiebt, die Häuser daselbst von Schnee reinigen und das nöthige Brennholz anführen zu lassen. Das ist aber doch kein Dienst der Krone, und daher nicht ersichtlich, weshalb die Staniza überhaupt noch fortbesteht. Ebenso auffallend ist es, dass sich an der Kolyma sowohl, als auch an der Jana noch Bauern vorfinden. Man

fragt sich wohl erstaunt, wie es möglich sei, Bauern in Gegenden zu haben, wo man sich nur von Jagd und Fischfang nähren kann? Das lässt sich nur so erklären (wenigstens habe ich im Archiv von Jakutsk und Kolymsk keine andere Entstehungsweise ausfindig machen können), dass die Leute aus irgend einem Grunde zu früheren Zeiten an ihre jetzigen Wohnorte übergeführt worden sind. Solche Ueberführungen sind ja auch sonst in Sibirien nichts Seltenes und kommen noch heutigen Tages vor. Ist es der Regierung aus irgend einem Grunde daran gelegen einen Punkt zu besiedeln, so sucht sie sich die dazu nöthigen Menschen auf eine höchst einfache Weise. Sie wendet sich an die in der Nähe liegenden Dörfer und macht einer so grossen Anzahl von Bauernwirthen, als sie nöthig hat, den Vorschlag überzusiedeln. Sie giebt ihnen am neuen Ort reichlich Land, das ihr ja in Sibirien in ungezählten Dessjatinen zu Gebote steht, steuert zu den Reisekosten bei, giebt eine baare Geldsumme zur ersten Einrichtung und, schliesslich die Hauptsache, verkündet Steuerlass auf eine Reihe von Jahren. Diese Mittel ziehen immer, und wenn sie nicht ziehen, so kann leicht ein gelinder Druck angewandt werden, dem die Leute sich dann ohne viel Murren unterwerfen. Aber, wie gesagt, das letztere Mittel braucht nur selten angewandt zu werden. Es ist das auch ganz natürlich: der russische Bauer hat ja keinen Grundbesitz, er hat das Land nur zur Nutzniessung; daraus folgt einerseits, dass ihm durchaus jede Anhänglichkeit an den Grund und Boden fehlt, andererseits aber auch, dass die Regierung, als einzige Grundeigenthümerin, mir sagen kann: «diese Aecker gebe ich dir nicht mehr zur Pacht, wohl aber jene dort und noch dazu die Mittel zum neuen Anbau und mehrjährigen Steuererlass».

Nun ist es ja wohl wahrscheinlich, dass die Vorfahren

der jetzigen Bauern an der unteren Kolyma und unteren Jana wirklich an ihren früheren Wohnorten Bauern waren; aber sehr auffallend ist es, dass man sie auch nach der Uebersiedelung an's Eismeer Bauern bleiben liess und ihnen Bauernsteuern auferlegte, die sie bis heute zahlen, während die um sie herum genau in denselben Verhältnissen lebenden Jakuten und Jukagern bloss den Jassak zu leisten haben.

29. Die Bewohner der unteren Kolyma und des unteren Laufes der beiden Anui bilden gegenwärtig, obwohl sie sich aus Russen, Jakuten und Jukagern zusammensetzen, nur eine Völkerschaft, in welcher sich die einzelnen Elemente, aus denen sie entstanden ist, nur kaum noch unterscheiden lassen. Es ist das der einzige Fall, wo es gelungen ist, Jakuten, die sonst so sehr zäh an ihren Stammeseigenthümlichkeiten festhalten, vollständig zu russificieren, so vollständig, dass sie kaum mehr ihre eigene Sprache kennen, sondern Alle russisch sprechen und sich russisch kleiden. Wenn man sich sonst im Jakutskischen Gebiet umsieht, so ist man mitunter wohl erstaunt zu sehen, wie leicht die Russen zu Jakuten werden, jakutische Kleidung und Gewohnheiten annehmen, in Jurten wohnen, ja schliesslich nicht nur geläufig jakutisch, sondern auch nur jakutisch sprechen, das heisst die russische Sprache vollkommen verlernen. Von den sehr häufigen einzelnen Erscheinungen dieser Art will ich schweigen, weise aber auf zwei Dörfer in der Nähe von Olekminsk und auf das Dorf Njurba im Kreise Wiluisk hin: in den beiden ersteren wohnen gegen 1800 Personen beiderlei Geschlechts, im letzteren gegen 300 Menschen. Alle drei Dörfer sind wohlhabend, treiben Ackerbau und, wie das ja im ganzen Gebiet der Fall ist, vorherrschend Viehzucht, — die Bewohner derselben sind aber fast ausnahmslos Ja-

kuten geworden. Ich hatte in den beiden Olekminskischen Dörfern Dienstgeschäfte mit dem Golowa und schickte daher nach ihm; er kam auch, aber wir konnten uns nicht verständigen, da ich, im Glauben, es mit russischen Bauern zu thun zu haben, meinen Dolmetscher nicht mitgenommen hatte, der Golowa jedoch kein Wort russisch verstand. Ich schickte in's Dorf nach einem des Russischen kundigen Mann, und schliesslich brachte man mir denn auch einen Burschen, der zur Noth etwas russisch konnte; das war Alles, was sich in zwei Dörfern auffinden liess! Wir haben hier also eine Anzahl von über 2000 Russen, die in kompakter Masse zusammenwohnen und nicht im Stande gewesen sind, ihre Nationalität einem asiatischen Volksstamme gegenüber aufrecht zu erhalten. In ähnlicher Weise hört man es in Jakutsk auch häufig genug, dass sich dortige Einwohner, Russen, in ihrer Unterhaltung nicht ihrer eigenen Sprache, sondern der jakutischen bedienen. Das soll auch unter der besseren Gesellschaft früher vorgekommen sein, ich habe daselbst aber nur russisch sprechen hören, ausgenommen einige alte Kaufmannsfrauen, die es zuweilen bequemer fanden, jakutisch untereinander zu schwatzen; unter den niederen Ständen hört man das aber sehr oft. Dem gegenüber berührt es auffallend, dass man gar keine Beispiele kennt, wo Jakuten vollständig Russen geworden wären, — ausser jenem einen Nassleg, der sich an der unteren Kolyma niedergelassen hat. Es scheint mir aber, dass gerade der Umstand, dass nur der eine Nassleg seine jakutische Nationalität aufgegeben hat, die ganze sonst sehr unerklärliche Erscheinung in's rechte Licht setzt. Die Russen kamen in's Jakutskische Gebiet doch in einer verhältnissmässig geringen Anzahl von Familien und liessen sich in einem Lande nieder, in welchem die übermächtige nordische Natur sehr energisch auf sie

einwirken musste und ihnen namentlich eine ihren früheren Gewohnheiten sehr widersprechende Lebensweise aufdrang. Vor allen Dingen mussten sie die eigentliche Lebensbedingung der Bauern, den Ackerbau, aufgeben und sich auf die Viehzucht werfen. In diesem letzteren Erwerbszweige fanden sie aber die alteingesessenen Bewohner des Landes schon als Meister vor und mussten sich nothwendig den Gebräuchen derselben fügen, denn die Vieh- und Pferdezucht des Jakutskischen Gebietes unterscheidet sich sehr wesentlich von der in Russland üblichen Art dieses Gewerbes. Wenn man dazu noch in Betracht zieht, dass unter den als Eroberer eindringenden Russen sowohl, als auch unter ihren späteren Nachzüglern höchst wahrscheinlich, wie es noch jetzt der Fall zu sein pflegt, das männliche Geschlecht weit stärker vertreten gewesen sein wird als das weibliche, und dass in Folge dessen die neuen Ankömmlinge vielfach die wohlhabenden Töchter des Landes zu Weibern genommen haben werden, so lässt es sich wohl erklären, dass die Sitten und Gebräuche der Jakuten nach und nach Einzug fanden bei den neuen Herrschern. Ganz das Gegentheil findet sich bei den Jakuten: diese hatten von den neuen Ankömmlingen nichts zu entlehnen, was ihnen in ihrem materiellen Wohlsein hätte förderlich sein können; auch heiratheten russische Mädchen wenigstens in den alten Zeiten nicht in jakutische Familien. Sie standen ausserdem den Russen in kompakten Massen gegenüber, und es war ihnen also leicht, ihre Volksthümlichkeit den Herrschern und Unterdrückern gegenüber aufrecht zu erhalten. Dass das aber nicht in Folge eines stärkeren Stammesbewusstseins geschah, erweist der einzige Fall, wo Jakuten zu Russen wurden, zur Genüge. Jener eine Nassleg des Kolymschen Ulusses, der sich an der unteren Kolyma niederliess, sagte sich mit dieser Ueber-

siedelung von der ganzen Lebensweise des Volkes los. Wie schon oben mehrfach angeführt, ist der Jakute ausschliesslich Nomade, darin wurzelt sein ganzes Dasein, die Beschäftigung mit Jagd und Fischfang ist stets nur Nebensache gewesen und geblieben, bis auf den heutigen Tag. Am neuen Wohnort aber ging es mit der Viehzucht nicht mehr; es sind ja auch dort noch Grasebenen, aber die harten *Carices* der hohen Breiten haben nur wenig Nahrungswerth, und wenn es auch nicht unmöglich ist, dort einige Kühe und Pferde zu halten, so kann doch von einer eigentlichen Viehzucht nicht mehr wohl die Rede sein. Das darf wohl behauptet werden, obgleich der Beweis noch nicht erbracht ist, aber Jakuten hätten sich vom Nomadenleben sicherlich nicht losgesagt, wenn sie es für möglich gefunden hätten es zu führen. Die Heimath der Jakuten ist das Quellgebiet der Lena. Von dort sind sie successive bis über das Werchojanskische Gebirge hinausgedrängt worden, aber überall sind sie Jakuten, d. h. Nomaden, geblieben, sie haben derart zäh an ihren Sitten und Gewohnheiten gehalten, dass man keinen Unterschied bemerkt, weder in Sprache noch in Kleidung, weder in Wohnung noch in Geräthschaften, mag man nun in eine Jurte an der mittleren Kolyma oder in ein hocharistokratisches Anwesen an der Lena oder an der Chatscha treten. Nur an der unteren Kolyma ist es anders: dort findet man keine Jurte mehr, sondern nur Häuser, dort ist der Nomade ansässiger Flussfischer geworden, dort spricht der Jakute russisch, kleidet sich russisch und hat seine ursprüngliche Sprache ganz verlernt. Allerdings haben die dort lebenden Jukagern und Tschuwanzen auch ihre Volkseigenthümlichkeiten längst abgelegt, diese wenig zahlreichen Völkerreste kommen jedoch weniger in Betracht, haben auch sonst nicht so viel Widerstandskraft gegen fremde Einflüsse

entwickelt, wie die Jakuten, sie sind Tschuktschen unter Tschuktschen geworden, ebenso wie sie Russen unter Russen wurden.

30. Die ganze Schwierigkeit in der Lebensversorgung der Bewohner der nordischen Flussmündungen liegt darin, dass sie in dieser Hinsicht einzig und allein auf den Fischfang angewiesen und dass die Entfernungen der einzelnen Flussmündungen von einander so gross sind, dass eine gegenseitige Aushülfe im Fall einer partiellen Noth nicht mehr stattfinden kann. Am günstigsten ist in dieser Beziehung die Lena gestellt: einerseits ist der Fluss ein so riesiger, die Menge der hinaufsteigenden Fische, des über zweihundert Werst sich ausdehnenden Delta's mit seinen zahllosen Mündungen eine so enorme, dass daselbst nicht so leicht ein Mangel eintreten kann. Ferner sind die Bewohner der unteren Lena und ihres Delta's nicht auf den Fluss allein angewiesen, sie haben in nächster Nähe einerseits die Mündung des Olenek, andererseits die sehr fischreiche grosse Bucht Bor-Chaja, die besonders im Winter sehr energisch aushilft. Die Jana ist ein verhältnissmässig kleiner Fluss und hat bedeutend weniger Fisch als die Lena, die Zahl der Anwohner ihres untersten Laufes ist aber auch eine geringere, und diese finden ausserdem an den zahlreichen Seen, die sich südlich des Caps Swjatoi-Noss hingelagert haben, eine sehr beachtenswerthe Unterstützung. Die Indigirka und die Kolyma könnten bei etwas mehr Unternehmungsgeist wohl auch in sehr schlechten Jahren die Menschen ernähren, wenn an diesen beiden Strömen nicht das Rennthier als Fahrthier durch den Hund verdrängt worden wäre. Wann und warum das geschehen ist, lässt sich nicht mit Sicherheit ermitteln, das höchst folgenschwere

Faktum liegt aber vor, und damit muss gerechnet werden. Es lässt sich nicht leugnen, dass der Hund als Fahrthier viele Vorzüge vor dem Rennthier hat. Er ist leicht zu züchten und von ganz unglaublicher Ausdauer, so dass er im Fall der Noth entschieden der Retter seines Herrn werden kann. Hungrig und entkräftet, zieht er die Narte sowohl durch den tiefsten Schnee, als auch über entblösste Flächen und achtet es nicht, dass seine Pfoten oft so mitgenommen werden, dass die Spuren blutig sich abdrücken, er zieht, so lange er sich überhaupt noch auf den Füssen erhalten kann. Dann ist der Hund entschieden ein Hausthier, er lebt stets beim Hause, kann also jederzeit angespannt und in Dienst gestellt werden. Das Rennthier dagegen kann nicht bei den Wohnungen des Menschen leben, es ist stets ein Thier der Wildniss. Im Sommer frisst es allerdings Gras und vorherrschend Weidenzweige, aber auch dann findet man es nicht in der Nähe der Häuser, das Thier muss also in die Wildniss geschickt werden; namentlich ist das im Winter der Fall, wo es ausschliesslich auf die Moostundra angewiesen ist, in der es, Futter scharrend, umherstreift. Dadurch entsteht der Uebelstand, dass man, wenn man das Thier nöthig hat, es erst suchen oder Wächter halten muss, Alles Dinge, die man bei Fahrhunden nicht braucht. Ferner ist das Rennthier durchaus nicht so ausdauernd wie der Hund, es fällt bei schlechtem Futter sehr bald ab und versagt den Dienst; ferner ist es im Schneesturm durchaus kein so zuverlässiger Begleiter und versagt gerade da, wo man auf seine Hülfe vorherschend angewiesen ist. Wenn der Sturm über die weiten baum- und strauchlosen Flächen dahinsaust, wenn man nicht mehr erkennen kann, ob die Flocken vom Himmel herabkommen oder ob der Sturm den Bodenschnee aufwühlt, wie der Samum die Sandmassen der Sahara, da bringt der

Hund die Narte doch noch zuweilen zum heimischen Herd, denn sein scharfer Instinkt lässt ihn auch im wildesten Aufruhr der Elemente den Ort auffinden, wo die Häuser sich befinden, aus welchen er seine tägliche Nahrung zu erhalten gewohnt ist. Das Rennthier jedoch leistet dem Winde keinen Widerstand, es ist nicht möglich es andauernd gegen den Sturm ankämpfen zu lassen, es weicht stets ab und sucht mit dem Winde zu laufen. Dadurch verliert auch der sicherste Tundrafahrer schliesslich die Richtung und weiss nicht mehr, wo er sich befindet. Es gilt aber im Allgemeinen als Regel, dass man dem wilden Toben der Elemente nicht Trotz bietet, wenn nicht zwingende Umstände solches im speciellen Fall fordern sollten, sondern dass man, sobald man nichts mehr um sich her erkennen kann, die Thiere abspannt und sich ruhig hinstreckt und wartet bis das Unwetter nachlässt. Das ist langweilig, denn es dauert mitunter einige Tage, aber es ist das Vernünftigste, denn es erhält die Kräfte der Thiere sowohl, als der Menschen, während man beim planlosen Umherirren dieselben unnütz verschleudert und daher zu Grunde gehen kann. Nun ist man ja wohl im Stande, sich und die Hunde aus den mitgenommenen Vorräthen zu ernähren, bis die Fahrt wieder fortgesetzt werden darf, das Rennthier muss aber losgelassen werden, damit es Weide suchen kann, und das ist eine sehr gefährliche Sache. Die Thiere verrennen sich bei Sturmwetter der Art, dass man sie später nicht wieder finden kann, ja sie gerathen mitunter in ein so tolles Rennen, dass sie vor dem Sturm herrasen, bis sie irgend wo in einen Abgrund stürzen oder einfach vor Erschöpfung hinsinken und dann gewöhnlich verenden. Alle diese Uebelstände, die das Halten von Rennthieren mit sich bringt, sind unläugbar vorhanden, sie sind aber nicht unüberwindlich. Wenn die Tschuktschen mit ihren Rennthieren durch ihr ödes Land

fahren, so können das die Russen auch und thuen es ja auch ausschliesslich an der Lena und zum grössten Theil an der Jana, wo auch früher der Hund das einzige Fahrthier war, seit dem Jahre 1856 aber wieder Rennthiere eingeführt wurden und nun beide Thiere neben einander gehalten werden, trotz der Uebelstände, die es mit sich bringt, Hunde sowohl als Rennthiere in einer Niederlassung zu haben. Es können jedenfalls alle Unzukömmlichkeiten, die das Fahren mit Rennthieren mit sich bringt, den einen grossen Vortheil nicht aufwiegen, dass das Thier sich sein Futter selbst sucht, seine Haltung daher eine sehr leichte ist, vor allen Dingen aber, dass es nicht dasselbe Nahrungsmittel beansprucht, auf welches der Mensch in jenen Gegenden allein und ausschliesslich angewiesen ist. Das ist jedenfalls das Entscheidende. Es ist unverantwortlich unter so exclusiven Verhältnissen, wie es diejenigen sind, unter welchen die Bewohner der nordischen Flussmündungen sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben haben, sich ein Hausvieh anzuschaffen, das auf eine und dieselbe Nahrungsquelle mit dem Menschen angewiesen ist. Ob man bei besserer Ausnutzung der Reichthümer, die das Eismeer darbietet, namentlich bei eigentlicher Seefischerei nicht reichlich Nahrung für Mensch und Hund und zwar in allen Jahren erbeuten könnte, ist eine Frage für sich, aber es hat keinen Sinn sich mit derselben zu befassen, da es auf lange Zeit wenigstens ganz ausgeschlossen ist, dass die indolente Bevölkerung des Hochnordens sich zu einer vervollkommneteren Ausbeutung des Fischüberflusses werde emporraffen können. Man ging nun zuerst darauf aus, durch Errichtung von Fischmagazinen wenigstens in etwas dem schrecklichen Hunger zu steuern. Die Vorschriften, die in dieser Hinsicht seitens der Regierung erlassen wurden, waren an und

für sich ganz vernünftig, sie wurden nur, wie das häufig zu geschehen pflegt, nicht ordentlich befolgt und brachten daher auch nur geringen Nutzen. In der Kolyma, die uns hier zunächst interessirt, fängt man vom Frühjahr angefangen die Lachsarten: Njelma, Muksun, Omul und Tschir, dann den Taiménj, die Quappe, zu welchen im Herbst noch der Stör hinzukommt. Der Muksun, die Njelma und der Omul erreichen durchschnittlich ein Gewicht von 30 Pfund bis zu ein Pud zehn Pfund, und ist hier zu bemerken, dass der im Eismeer gefangene Omul nur den Namen mit dem Fisch gemein hat, der im Baikal in so grossen Mengen gefangen wird, dass er in Transbaikalien sowohl, wie im Jakutskischen Gebiet eine Hauptnahrung des Volkes bildet. Der Tschir ist ein kleinerer Fisch und wiegt wohl nur selten bis zwanzig Pfund, der Taiménj erreicht jedoch ein Gewicht von über drei Pud, die Quappe ein solches von über ein Pud, und der Stör wird bis zu einem Gewicht von vier Pud gefangen. Das ganze Frühjahr und den ganzen Sommer hindurch dauert der Fang dieser grossen Fische, mit Ausnahme des Störs, der, wie gesagt, erst später in den Fluss steigt, also haben die Leute Zeit genug sich Vorräthe zu sammeln und dieselben zum Winter zuzubereiten. Das geschieht nun, da man in Nishnekolymsk auffallender Weise den Fisch nicht salzt, durch Trocknen. Den grössten und schönsten Fischen schneidet man die Haut ab, in der Weise, dass an derselben eine Fleischschicht von dreiviertel Zoll Dicke verbleibt. Diese Haut nun mit dem daran haftenden Fleisch hängt man zum Trocknen auf, theils einfach an die Luft, theils in den Rauch; dasselbe geschieht mit dem Rückgrat, an welchem auch noch eine sehr bedeutende Menge Fleisch haften bleibt. Gut behandelt, giebt das ein sehr wohlschmeckendes und gesundes Nahrungsmittel, Júk-

kola genannt, das sich das ganze Jahr hindurch gut aufbewahren lässt. Eine andere, Porssa genannte, Aufbewahrungsweise besteht darin, dass man das an der Luft halbgar gewordene Fleisch der Rückgratsknochen von denselben ablöst, klein zerhackt und dann mit Fischfett kocht. So gekocht, bewahrt man es in Tonnen auf und nimmt es gewöhnlich auf die Reise mit, weil es verhältnissmässig das Nahrungsmittel in concentrirtester Form darstellt. Das Fischfett wird aber vom Tschir gewonnen, der an seinem Hauptdarm einen fast das ganze Innere der Bauchhöhle füllenden Fettlappen trägt, den man beim Reinigen des Fisches abtrennt. Das Wetter ist jedoch in Nishnekolymsk durchaus nicht stets dem Dörren an der Luft günstig, es geht daher mancher werthvolle Vorrath verloren. Das veranlasst aber die unglaublich trägen und indifferenten Menschen nicht, ihre Fische zu salzen, trotzdem dass die Regierung ihnen Salz zu dem Preise von Jakutsk in unbeschränkter Menge zur Verfügung stellt. Die Leute sind dort von einer Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit, die alles Maass überschreitet. Kaum ist die Winterzeit vorbei, und der erste Fisch beginnt, noch unter dem Eise, den Fluss hinauf zu steigen, so ändert sich mit einem Schlage das Lebensbild in den Niederlassungen: Alles macht sich an's Aussetzen der Stellnetze, man sieht die Leute des Abends vergnügt nach Hause kommen, beladen mit Fisch, und es herrscht allenthalben Frohsinn, und laute fröhliche Gesänge ertönen. Dass man nicht gleich anfangs an Wintervorräthe denkt, ist natürlich, Alle haben nur einen Gedanken — sie wollen sich ordentlich satt essen, nach der langen Fastenzeit. Aber es ist vom Uebel, dass dies Essen oder vielmehr Fressen bis tief in den Sommer hineindauert. Es ist unglaublich, was für Massen von Speise die Menschen vertilgen können, und wenn sie sich satt und

übersatt gegessen, legen sie sich hin um auszuruhen, haben sie sich ausgeruht, so setzen sie wieder den Kochtopf an's Feuer und so fort. Der Fluss ist unerhört fischreich, ein Zug mit dem Zugnetz bringt dreissig bis vierzig grosse Fische, ja es kommt vor, dass man über hundert mit einem Zuge an's Land schafft. Aber sie nutzen die Zeit nicht ordentlich aus, es wird viel zu viel derselben mit Essen und Schlafen verbracht, und doch ist jeder ruhige windstille Tag, der ein ununterbrochenes Fischen gestattet, von der allergrössten Wichtigkeit. Ist der Sommer überhaupt ein günstiger, scheint die Sonne hell, und ist die Wasserfläche unbewegt, so geht es ja auch mit diesem faulen Leben, man kann doch noch immer genügende Vorräthe für den Winter sammeln; aber langjährige, immer und immer wiederkehrende Erfahrung sollte die Leute doch endlich gewitzigt und sie gelehrt haben, dass man auf die Witterung in Nishnekolymsk und Umgegend sich niemals verlassen kann, dass Regen und Wind wochenlang wehen können, so dass sowohl das Fangen, als das Dörren der Fische unmöglich wird. Aber es hilft Alles nichts, es wird in den Tag hineingelebt, bis die Noth da ist.

Der Sommerfang hat vorherrschend das Ansammeln von Vorräthen für den Menschen zum Zweck, nur die kleinen Fische, die man mitfängt, sowie die minder grossen Exemplare der Edelfische werden der Länge nach gespalten und gedörrt, aber weit weniger sorgfältig, als man das mit den grossen Fischen thut: das ist Hundefutter und heisst Juchála zum Unterschied der für den Menschen bereiteten Jùkkola. Die Hauptnahrung für den Hund bildet aber der Häring, der jedoch erst im August in die Flüsse steigt. Die Benennung Häring ist eine örtliche, der Fisch ist durchaus kein Häring, sondern ein *Salmo*, hat aber allerdings die Grösse des nor-

wegischen Härings, so dass hundert Stück auf ein Pud zu vierzig Pfund russisch gerechnet werden. Ist das Wetter günstig, so wird der sogenannte Häring in grossen Mengen gefangen, und dann ist man für den Winter wohl versorgt. Man sucht nun wohl so viel Häring zu trocknen, als man nur irgend kann, kommt aber damit gewöhnlich nicht weit, weil mit der zweiten Hälfte des August die Luft schon nicht mehr zu dörren vermag; man ist daher gezwungen, den grössten Theil der Häringsvorräthe in gefrorenem Zustande aufzubewahren. Für den Consum an Ort und Stelle hat das weiter nichts auf sich, wohl aber ist es durchaus nicht einerlei, ob man auf die Reise getrocknetes oder gefrorenes Hundefutter mitnehmen muss. Es ist ja ein grosser Uebelstand, an dem das Fahren mit Hunden leidet, dass man das gesammte Futter mitzunehmen hat, die Möglichkeit also, mit diesen Thieren in die reine Wildniss Reisen zu unternehmen, eine sehr begrenzte ist. Bei angestrengtem Fahren muss jeder Hund acht Fische täglich erhalten, das macht auf vierzehn Hunde hundert und zwölf Fische auf den Tag also über ein Pud. Bei raschem Fahren kann man die Narte mit nicht mehr als vierzig Pud belasten; es ist also ersichtlich, dass man mit Hunden nur kürzere Fahrten machen kann oder nur solche, bei welchen man durch vorher angelegte Vorrathskeller unterstützt wird. Daher sucht man auf die Reise womöglich nur Juchála oder getrocknete Häringe mitzunehmen, die um ein Bedeutendes leichter sind. Es liegt nun aber in der Natur der Sache, dass der Häringsfang sehr leicht im schlimmen Sinn durch die Witterung beeinflusst werden kann, weil um diese Jahreszeit schon häufig Stürme vorherrschen. Die Regierung hatte also schon seit langer Zeit die Vorkehrung getroffen, dass bei jeder Niederlassung Vorrathsmagazine eingerichtet werden sollten, wel-

chem Befehl natürlich sofort Folge geleistet wurde; aber, versteht sich, schablonenhaft und daher in einer Weise, die der ganz vernünftigen Maassregel die Spitze abbrach. Wie sich von selbst versteht, ist der Erdboden an der unteren Kolyma ewig gefroren; er thaut wohl oberflächlich gegen acht bis zehn Werschok (gleich vierzehn bis siebzehn Zoll englisch) auf, bildet aber weiter in der Tiefe eine vollkommen festgefrorene Masse. Unter solchen Umständen ist es nicht schwer Vorrathskeller anzulegen, was den Leuten gut genug bekannt ist, denn sie benutzen die Eigenthümlichkeit ihres Erdbodens ausgiebig, z. B. beim Fischfang in den Seen, wo sie die Beute durchaus nicht gleich mitnehmen, sondern Gruben in den Eisboden aushauen und somit improvisierte Vorrathskammern herstellen. Ja, in gut und rationell angelegten Kellern, kann man Vorräthe jahrelang gefroren erhalten. In einer Gesellschaft, in welcher auf die örtlichen Eiskeller die Rede kam und der ich beiwohnte, liess der Hauswirth zum Mittagsessen zwei Schüsseln auftragen, auf der einen lag eine riesige Njelma, die vor bereits drei Jahren gefangen worden war, und auf der anderen ein am vorigen oder an demselben Tage erbeuteter Fisch, genau ist mir das nicht erinnerlich. Es wurde versucht, gewettet, welcher der Fische der alte und welcher der frische sei, schliesslich musste jedoch der Wirth den Streit schlichten. Allerdings muss man, wenn man die Vorräthe so lange Zeit und wenn man sie mit Rücksicht auf Wohlgeschmack erhalten will, jedes einzelne Stück mit einer hermetisch schliessenden Eisumhüllung versehen. Das geschieht in sehr sorgfältiger Weise, indem man die Vorräthe an den Fluss bringt, nachdem sie vollständig durchfroren sind, und sie dann unzählige Mal in's Wasser taucht. Der Mann beginnt mit dem ersten Stück, taucht es in's Wasser und stellt

es hin, dann folgt das zweite und s. w. Ist er die Reihe durchgegangen, so fängt er von vorn wieder an. Da sich jedes Mal nur eine ganz dünne Schicht Eis bildet, so dauert die Arbeit, wenn sie ordentlich gemacht sein soll, recht lange; dann aber hat jedes Stück schliesslich eine Eisschicht von über einen halben Zoll um sich und kann jahrelang liegen. Die Sommertemperatur dieser Eiskeller bleibt immer noch mehrere Grad unter Null, also kann die umhüllende Schicht, wenn sie auch verdunstet und im Laufe der Zeit stets dünner wird, nicht aufthauen und hält sich, wie obiger Versuch beweist, durch drei Jahre. Es könnten somit keine Schwierigkeiten zu bewältigen sein beim Aufbewahren der Fischvorräthe in den Magazinen. Indessen hat die Erfahrung gelehrt, dass das doch möglich ist. In Hungerjahren erwies es sich, dass die Magazine leer waren, gerade um die Zeit, da sie ihren wohlthätigen Einfluss äussern sollten. Bei der Untersuchung ergab es sich, dass die Leute allerdings Fisch alljährlich in die Magazine gesammelt hatten und somit bei der herbstlichen Revision gemeldet werden konnte, dieselben seien vorschriftsmässig gefüllt; nicht gemeldet aber wurde, dass sie alljährlich im Frühjahr die Wintervorräthe der Magazine austheilten, mit der Bedingung, dass dieselben zum Herbst wieder eingeliefert würden. Das hatten sie, wie sie angaben, deshalb gethan, weil der Fisch des vorigen Winters im Sommer regelmässig verdarb und gänzlich unbrauchbar wurde. Das war zwar richtig, aber er verdarb, weil die Magazine oberirdisch gebaut waren, wie die Kornmagazine, und durchaus keine Keller hatten. Es ist selbstverständlich, dass durch dieses Verfahren die ganze Maassregel illusorisch wurde, denn das Magazin sollte gerade dann eintreten, wenn der Fang ein so ungenügender gewesen war, dass man nicht

genug Fisch für den Winter hatte erbeuten können. Es ist das keine Fabel, die hier erzählt wird, es ist die reine Wirklichkeit, und es ist noch hinzuzufügen, dass nur sehr energische Anstalten zu einer summarischen Züchtigung sämmtlicher männlicher Gemeindeglieder, vom 21-jährigen Alter an, die Leute endlich veranlasste, in verhältnissmässig sehr kurzer Zeit alle Magazine mit Kellern zu versehen, so dass der Fisch nicht mehr im Frühjahr ausgetheilt zu werden braucht, — es ist nur nöthig in guten Jahren, im Herbst, den Magazin-Fisch gegen frischgefangenen umzutauschen, und soll das regelmässig geschehen. Ob aber diese nothwendige Maassregel auch wirklich vorschriftsmässig durchgeführt wird, ist nach Obigem wohl zweifelhaft.

Gegen die schlimmste Noth helfen die Magazine wohl aus, aber eine Sicherstellung kann man das immer nicht nennen, denn es können auch zwei schlechte Jahre einander folgen, und gegen eine solche Kalamität besteht das Institut der Magazine nicht. Es giebt überhaupt nur zwei wirkliche Heilmittel gegen die schwer bedrängte Lage jener Ansiedelungen: entweder geben die Leute das Halten der Fahrhunde auf, oder die Tschuktschen ziehen mit ihren Heerden über die Kolyma und schaffen dort einen Viehstand, der allen Kalamitäten die Waage halten dürfte. Die grosse Tundra zwischen Kolyma, Alaseja und Indigirka kann gewaltige Rennthierheerden unterhalten und einen sicheren Rückhalt in Hungersjahren gewähren.

31. Das Pelzwerk, das die Tschuktschen anführen, ist, mit sehr geringen Ausnahmen, die sich auf einige weisse Eisfüchse und wenige Rothfüchse beschränken, amerikanischer Herkunft. Der Biber, der in alten Zeiten wohl häufig in Sibirien gewesen sein muss, denn man findet im Jakuts-

kischen Gebiet nicht selten die Benennungen «Bieberflüsschen», «Bieberhain», ist jetzt wenigstens im Osten ganz verschwunden; im westlichen Sibirien soll er noch dann und wann anzutreffen sein. Der Marder ist im Jakutskischen Gebiet nicht heimisch, meines Wissens wenigstens daselbst nie zu Markt gebracht worden. Der Fuchs aber, der in ganz Asien sehr weit verbreitet ist und vielfach erlegt wird, trägt in diesem Welttheil ein anderes Colorit, als der in Amerika erbeutete. Man kennt in Asien, wenigstens im östlichen Theile desselben, den Rothfuchs, den Schwarzfuchs mit weissen Haarspitzen, den man in Sibirien Tschornoburaja (чернобурая лисица) nennt und den eigentlichen Schwarzfuchs Tschornaja (черная лисица). Und zwar sind das Alles nur Farbennüancen, nicht einmal Varietäten, denn die Fälle sind nicht selten, dass die Leute beim Ausheben der Fuchsnester, was namentlich die Jakuten sehr lieben und sich durch Aufziehen der Brut ein gutes Geschäft machen, rothe und schwarze, sowie rothe und schwarze Füchse mit weissen Haarspitzen finden. Es sind aber die sibirischen Rothfüchse nicht so intensiv roth gefärbt, wie die amerikanischen Exemplare, die Ognjofka (огневка), welche die Tschuktschen auf den Markt führen. Man findet im Jakutskischen Gebiet wohl auch dann und wann recht schöne rothe Füchse, das ist aber stets eine Ausnahme und nur in Kamtschatka, das sich in seiner Thierwelt überhaupt stark an Amerika anlehnt, trifft man häufiger so schöne Felle an. Amerika ausschliesslich eigen ist jedoch der Fuchs, den man Ssiwoduschka (сиводушка) nennt. Das Fell dieses Thieres hat einen gelben Grundton, d. h. die Wolle oder «das Wasser», wie es der Pelzhändler nennt, ist schwärzlich gelb, das Kreuz aber, das jeder Fuchs mehr oder weniger deutlich auf seinem Rücken trägt, ist bei diesem Thiere schwarz, so dass dasselbe auf

dem gelblichen Grunde in Verbindung mit dem schwarzen Kammhaar des ganzen Felles ein sehr schönes Aussehen hat. Ferner hat das Fell auf der Bauchseite von der Kehle bis zum Schwanz einen breiten tiefschwarzen Streifen, der ausserordentlich hoch geschätzt wird. Früher wurde ein solches Fell in Jakutsk gern genommen und mit sechzehn bis achtzehn Rubeln bezahlt, während ein rother Fuchs höchstens vier Rubel werth war. Ferner fand man zuweilen bei den Tschuktschen den sogenannten Blaufuchs (голубой песецъ), eine in Amerika häufige Varietät des längs der ganzen sibirischen Eismeerküste weit verbreiteten weissen Eisfuchses (песецъ). Es ist allerdings wahr, dass man dann und wann den grauen Eisfuchs (Blaufuchs ist eine falsche Benennung, entstanden aus unrichtiger Uebertragung des russischen Wortes goluboi mit blau, während das Wort eigentlich taubengrau heisst und daher sehr wohl zur Bezeichnung der Farbe dieses Fuchses passt, denn sein Fell hat genau die Schattierung der Halsfedern der wilden Taube) auch in Sibirien erlegt, aber solche Fälle kommen so selten vor, dass die Leute an der unteren Lena ein solches Fell einmal zu mir brachten und mich fragten, was das für ein sonderbares Thier sei. Da ich dergleichen schon bei den Kolymsker Händlern in Jakutsk gesehen hatte, konnte ich ihnen die gewünschte Auskunft geben.

Wie aus dem Text zu ersehen, waren also die Waaren, die Hauptgegenstand des Handels bildeten, genau geschätzt und hätten also auch keine Streitigkeiten vorkommen können. Im Ganzen geschah das auch nicht; dann und wann gab es aber doch zu schlichten und Recht zu sprechen, und zwar in Folge einer Eigenthümlichkeit des sibirischen Fellhandels, die wieder auf einem Gesetz der Taigà beruht. Es gilt nämlich unweigerlich der Brauch, dass Fell, Fell

ist, dass also nicht gewählt und nicht verworfen werden darf: zehn Füchse sind zehn Füchse u. s. w.; es darf nicht gesagt werden: diese Füchse sind besser als jene. Das ist unangefochten, und Niemand rüttelt an diesem Grundsatz; aber es kommen doch Fälle vor, wo der Unterschied der Felle ein so auffallender wird, dass man sich nicht zufrieden geben will. Das trifft namentlich bei den Bibern zu, deren Grösse ganz auffallend verschieden sein kann. Nun haben die Tschuktschen, wenn es zum eigentlichen Tausch kommt, ihre Füchse und Marder immer zu zehn, und ihre Biber und Ssiwoduschki immer zu fünf in ein Bündel gebunden und sind im Ganzen wohl so gerecht gesinnt, dass sie gute und minder gute Exemplare gleichmässig untereinander mischen, so dass sich Niemand beklagen darf, sein Antheil sei schlechter ausgefallen, als der eines Anderen. Es kam aber ein Fall vor, wo ein raschfingriger, hurtiger Kaufmann die Schnüre, die die Biberbündel zusammenhielten, durchgeschnitten und sich mit grosser Gewandheit die schönsten Felle ausgesucht hatte, das gab nun ein grosses Geschrei. In einem anderen Falle hatte ein Tschuktsche in seinen Biberbündel zu je einem Fell eines ganz jungen, nicht über zehn Zoll langen Thieres gethan, das noch die Milchhaare nicht gewechselt hatte, und wollte auch hier den Grundsatz, Fell ist Fell, aufrecht erhalten. Es wurde aber entschieden, dass eine solche Deutung nicht dem Sinne dieses Gesetzes entspreche, und er musste mit anderen Fellen herausrücken.

32. Ueber dieses Volk und den Handel der Tschuktschen mit demselben wird weiter unten die Rede sein.

33. Aus dem früheren Kriege der Russen mit den Tschuktschen ist allerdings ersichtlich, dass letztere keine Stammeshäupter besassen, in der Weise, wie man das bei

den anderen Völkerschaften zur Zeit der Eroberung des Landes anzutreffen gewohnt war. Die einzelnen Berichte der Besatzung der Festung am Anadyr lassen deutlich die Schwierigkeit durchblicken, die sich bei allen Verhandlungen mit den Tschuktschen aus dem Umstande ergab, dass dieselben keine verantwortliche Person hatten, die im Namen des Volkes bindende Abmachungen treffen konnte. Offenbar hatten sie weder gewählte, noch örtliche Stammeshäupter; es ist indessen daraus nicht zu schliessen, dass unter ihnen vollständige Anarchie herrschte. Allerdings lassen die Sagen, die Wrangell berichtet wurden, von einem Stammeshäuptling, der nach Norden entflohen sei, und dergleichen, nicht auf das Vorkommen von Aeltesten schliessen: sie sind an und für sich schon so schwankend und im Munde der Leute so vielfach geändert und verdreht worden, dass man den Wahrheitskern, den sie enthalten mögen, nicht mehr herausschälen kann. Wohl aber deutet der Umstand, dass die Tschuktschen ein Wort für Aeltesten, Erém, haben, entschieden darauf hin, dass ihnen das Institut nicht ganz fremd gewesen ist. Es treten im Laufe der Feindseligkeiten unter ihnen auch stets solche Personen auf, die die Führerrolle haben, nur wechseln die Namen fortwährend, es sind bei jedem Feldzuge fast durchgängig wieder andere Männer, die den Befehl haben, und nur sehr selten trifft es sich, dass ein und derselbe Mann dauernd als einflussreiche Person auftritt. Es hat durchaus den Anschein, als habe der Einfluss der jeweiligen Anführer immer nur auf ihrem grösseren Heerdenreichthum beruht, der es ihnen ermöglichte, auch eine grössere Anzahl Männer in ihr Interesse zu ziehen und ihnen somit den Uebrigen gegenüber Ansehen und Gewicht gab. Es ist aber auch nicht ausser Acht zu lassen, dass bei einem über ein so

weit ausgedehntes Land dünn gesäten Volk, das mit seinen Heerden sich in fortwährender Bewegung befand, an eine wirklich geordnete staatliche Einrichtung gar nicht gedacht werden kann. Auch bei den Jakuten, deren Lebensweise eine viel weniger bewegliche war, da sie sich von jeher immer nur auf ein regelmässiges Wechseln ein und desselben Sommer- und Winterstandorts beschränkte, ist die Oberherrschaft der Häuptlinge eine nominelle gewesen und hat nur zur Zeit der Kämpfe einer grösseren Autorität Platz gemacht. Das ist aber entschieden festzuhalten, dass eine absolute Gleichheit Aller niemals stattgefunden hat, es sind stets reiche und wohlhabende Familien dagewesen, die eine Art Aristokratie bildeten und einen Einfluss auf die Uebrigen ausübten, ähnlich wie ihn Játorgin und nachher in grösserem Maassstabe sein Sohn Amwraorgin ausübten und noch jetzt ausüben. Die ganze Geschichte der Festung Anadyrsk weist darauf hin, dass die Tschuktschen kein allgemeines Stammoberhaupt, wohl aber eine Aristokratie hatten. Es wird bei den einzelnen Zusammenstössen sowohl, als auch bei friedlichen Verhandlungen stets erwähnt, dass man es mit einer grösseren oder geringeren Anzahl einflussreicher Männer zu thun gehabt habe, und dass die Verhandlungen immer resultatlos geblieben seien, weil die Tschuktschen-Führer sich für incompetent erklärten bündige Verträge zu schliessen, da nicht Alle erschienen seien und sie nicht dafür einstehen könnten, dass das Beschlossene auch von den Abwesenden gut geheissen werde. Ob sie mit Absicht nicht in voller Anzahl erschienen, um einen Grund zu haben, ihnen ungünstige Abmachungen nicht zu Stande kommen zu lassen, oder ob die einzelnen Häupter untereinander in stetem Antagonismus lebten, ist schwer zu entscheiden; das Dasein einer Aristokratie kann jedoch nicht in Abrede gestellt wer-

den, und zwar einer Aristokratie, in welcher die Autorität der einzelnen Mitglieder eine weit schwankendere war, als bei den Jakuten, weil der Wohlstand eines Rennthiernomaden an und für sich ein schwankenderer ist, als der eines solchen, der sein Vermögen in Pferde- und Rindviehheerden besitzt. Die Heranbildung einer Aristokratie ist überhaupt im Nomadenleben bedingt und eine nothwendige Folge der durch das Halten grosser Heerden bedingten Lebensführung. Der Besitzer grosser Heerden steht seinem ärmeren Stammesgenossen viel mächtiger und einflussreicher gegenüber, als zum Beispiel ein Grossgrundbesitzer dem Kleingrundbesitzer. Der Grundherr, der eine grosse Menge Acker besät, muss ja wohl die Zahl seiner Arbeiter vermehren; er wird aber nicht mehr säen, als er verkaufen kann, und das geerntete Korn repräsentiert ihm einen Geldwerth, aus welchem er vor allen Dingen die Kosten seiner Bewirthschaftung zu decken hat und erst den Rest sein Eigenthum nennen kann. Er steht, namentlich in Sibirien, wo ja kein Privateigenthum an Grund und Boden gekannt wird, seinen Leuten immer nur als der Miethherr, der seine Arbeiter mit Geld bezahlt, gegenüber, wie jeder andere wohlhabende Mann, es bildet sich unter solchen Umständen kein näheres Verhältniss. Der Besitzer reicher Heerden hat eine wesentlich andere Stellung. Sein Vieh ist ihm allerdings auch ein Geldwerth, aber durchaus nicht in dem Grade, wie dem Grundbesitzer sein Korn, er hält seinen zahlreichen Viehstand nicht zu dem Zweck, möglichst viel zu verkaufen, sondern nur um viel zu haben und weil ihm das Vermehren der Heerden nichts kostet. Er bezahlt seine zahlreichen Hirten mit ihren Familien nur sehr mässig mit Geld, er giebt ihnen aber ihren ganzen Lebensunterhalt, und zwar geniessen sie denselben von den Heerden, die sie bewachen.

Wie der Reichthum des Herrn von Vater auf Sohn forterbt, so erben auch die Söhne und Nachkommen der Hirten die Dienststelle und das Dienstverhältniss mit, so dass sich zwischen Reichen und Armen ein festes Verhältniss bildet, wie das eines Patrons zu seinem Klienten, wie das eines Oberherrn zu seinem Untergebenen. Dazu nun tritt für den reichen Nomaden die volle Möglichkeit hinzu, der Wohlthäter seiner armen Landsleute zu werden, ohne dass er dabei eine Einbusse seines Wohlstandes zu erleiden braucht. Es ficht ihn durchaus nicht an, den Fleischtopf füllen und den Hungrigen speisen zu lassen; denn die Thiere seiner Heerden sind an und für sich nicht werthvoll, wenigstens durchaus nicht stets verwerthbar, es würden ihm so wie so viele Thiere überalt werden, wenn er sie nicht schlachtete; kurz er kann, wenn es darauf ankommt, täglich eine Menge Menschen speisen, ohne dass er es, so zu sagen, merkt, — er kann ohne irgend welche Beschwerde für sich den Freigebigen spielen, und nichts hat in den Augen der Menge so sehr das Wesen des Vornehmen an sich, als leicht ausgeübte Freigebigkeit.

In Ost-Sibirien kann man noch heut zu Tage eine solche aristokratische Ausbildung ursprünglich gleichartiger Elemente beobachten unter den Kosaken von Transbaikalien. Von Alters her haben in Sibirien Kosaken bestanden, d. h. Truppen, die halb Ansiedler und halb Krieger sind und von der Krone nur während des wirklichen Felddienstes besoldet werden, sonst aber Pferde, Waffen und Unterhalt aus eigenen Mitteln zu bestreiten haben. Solcher Kosaken gab es bis zur Zeit des Generalgouverneurs Murawjof eine Reihe Stationen und Dörfer, die sich an der chinesisch-russischen Grenze hinzogen und eigentlich nichts zu thun hatten, wenigstens nichts Kriegerisches, denn schon seit

unendlichen Zeiten hatte tiefer Friede allenthalben geherrscht, und kein Mensch dachte an irgend welche kriegerische Verwickelungen. Der Graf Murawjof aber, dem es darauf ankam, die russischen Besitzungen weiter auszudehnen, brauchte ausgiebige Streitmittel und liess es sich daher angelegen sein, eine grössere Truppenmacht für alle Fälle zur Verfügung zu haben. Da nun aber das System der Kosakendörfer das billigste Soldatenmaterial liefert, und er von St.-Petersburg aus sehr zur Sparsamkeit angehalten wurde, so half er sich damit, dass er im Gouvernement Irkutsk sowohl, als auch in den Gebieten Transbaikalien, Amur und Seeküste eine Menge neuer Kosakendörfer einrichtete, wozu er theils die schon bestehenden Bauerngemeinden zu Kosaken umschuf, theils Leute dorfweise neu ansiedelte. Auf diese Weise hat sich das sibirische Kosakenheer sehr bedeutend vergrössert. Ist nun schon ein sehr bedeutender Unterschied zu bemerken zwischen den zwei Jahrhunderte alten Stanizen und den neu gebackenen Kosakendörfern, die sich eigentlich in nichts von den Bauern der Nachbardörfer unterscheiden, so ist der Unterschied ein noch weit auffallenderer, wenn man die alten Stanizen besucht und aus den Ackerbau treibenden Niederlassungen in solche gelangt, die rein von Viehzucht leben. Die ersteren sind ja wohl auch Kosaken, aber ihr kriegerischer Geist ist gegenwärtig wenigstens ganz geschwunden, sie besorgen den Dienst ungern und hätten es im Allgemeinen wohl lieber, wenn man sie einfach Bauern werden liesse. Die letzteren jedoch sind Krieger im Frieden, sie ziehen gern in den Dienst, wenn die Reihe an sie kommt, und hätten es sehr gern, wenn einmal wieder ein frischer fröhlicher Krieg ausbräche. Ich habe darüber selbst an Ort und Stelle Erfahrungen sammeln können, zu der Zeit als man in Transbaikalien und am Amur sehr ernstlich

fürchtete, es werde zwischen China und Russland wegen Kuldsha zum Kriege kommen. Auf der ganzen Linie am linken Ufer des Amur war man sehr besorgt und hatte auch allen Grund dazu, denn die Niederlassungen an diesem Fluss wären einem Einfall der Chinesen schutzlos preisgegeben gewesen. Sie sind schwach und wenig bevölkert, während gerade die Chinesische Mandshurei, ein Hauptverbannungsort der Regierung zu Peking, dicht mit grossen und volkreichen Dörfern besiedelt ist. Auch in Transbaikalien konnte man sich nicht verhehlen, dass ein Einfall der mongolischen Horden nicht gerade zu wünschen sei, denn man wusste wohl, dass zwischen Urgà und Kjachta unter chinesischen Generalen beträchtliche Reiterschaaren angesammelt standen. Gerade um diese Zeit hatte ich meine gewöhnliche Dienstreise längs der Grenze zu machen, d. h. ich fuhr von der Mündung des Gasimur in den Argúnj bis zur Staniza Bykikunskaja am oberen Onon längs der Grenze hin. Es war im Januar, und ich war es gewohnt meine Stube, sobald meine Ankunft bekannt geworden war, alsbald von Dorfsbewohnern angefüllt zu sehen, die theils aus Neugierde kamen, wie das ja bei so abgelegenen Orten natürlich ist, theils aber auch erfahren wollten, wie die Schneeverhältnisse in diesem Jahre seien. Das ist für den Theil der Grenze, der sich von der Station Olotschi, in der Nähe des Nertschinskij Sawod, bis zum Onon erstreckt, allerdings eine Lebensfrage, denn daselbst leben die viehzüchtenden Kosaken, und diese pflegen, ebenso wie die Burjaten, ihr Vieh den Winter über auf der Weide zu halten, wozu sich die dort waldlose Steppe auch im Allgemeinen sehr wohl eignet. Da ist es denn sehr schlimm, wenn dann und wann an einzelnen Orten der Schnee so tief fällt, dass er das Gras ganz bedeckt, so dass das Vieh es nicht erreichen kann.

Es bleibt den Heerdenbesitzern in solch einem Falle nichts übrig, als sich mit ihrem Vieh auf Wanderung zu begeben und schneelosere Gegenden aufzusuchen, und es sind daher Alle sehr interessirt zu erfahren, wie es längs der Grenze aussieht. Ich war also immer ein gern gesehener Gast, weil ich die Grenze in ihrer ganzen Länge abfuhr und daher reichliche Auskunft ertheilen konnte. Dieses Mal jedoch bildete der bevorstehende Krieg den Hauptgegenstand des Gesprächs, und es war sehr interessant zu bemerken, dass die ackerbauenden Dörfer sehr ungern an den Kriegsfall dachten und ihn stets von dem Gesichtspunkte aus in's Gespräch zogen, wie man wohl Hab und Gut in die Wälder retten könne und auf welche Weise das am einfachsten und sichersten zu machen sei. Ganz anders dagegen besprachen die Männer der Heerdenkosaken die Sache, sie hielten im Allgemeinen den Krieg für selbstverständlich und meinten, es sei längst hohe Zeit den Heiden einmal wieder einen Besuch abzustatten. In ihren Erörterungen tauchte der Gedanke eines Einfalles der Mongolen gar nicht auf, es wurde nur von einem möglichst raschen Kriegszuge in die chinesische Mongolei geredet. Ja es ist mir sehr wohl erinnerlich, dass in einigen Stanizen am Onon und um Tschindant herum das kriegerische Feuer so bedenklich angefacht war, dass ich es für angezeigt hielt, bei meiner Ankunft in Tschità dem Gouverneur Bericht zu erstatten und ihm anzurathen, Vorkehrungen zur Abwiegelung zu treffen, damit nicht irgend ein Unheil entstünde. Die Leute hatten sich nämlich daselbst schon einen vollkommenen Kriegszug auf eigene Hand ausgedacht: die grossen Heerdenbesitzer, die ja meistentheils schon in einem Alter standen, dass sie nicht als erstes Aufgebot zu den Fahnen gefordert werden konnten, beabsichtigten, aus ihren Hirten und sonstigen ärmeren Leuten

berittene Haufen zu bilden, um mit denselben in die Mongolei einzufallen und Heerden zu rauben; Alles war besprochen, Jeder hatte seinen Platz und seine Aufgabe im geplanten Unternehmen, ja es waren ausgekundschaftet und genau bezeichnet die Orte, wo die Heerden reicher Mongolen sich eben befanden. Kurz, es war Alles auf's Beste besorgt, und sie brannten vor Begierde losbrechen zu können, sobald es sicher sei, dass der Krieg losgehe, damit die Gegner nicht Zeit hätten, ihre Heerden in sichere Fernen abzuführen. Das war bedenklich genug, denn unglaublich leicht verbreiten sich unter diesen aufgeregten Menschen falsche Gerüchte, jeder glaubt dann gern, was er wünscht, und ein vorzeitiger Grenzfrevel konnte leicht zum wirklichen Kriege führen.

Mehr als je traten aber in jener bewegten Zeit die aristokratischen Gewohnheiten der Heerdenkosaken zu Tage. In den Ackerbau treibenden Dörfern erschienen durcheinander Reiche und Arme, jeder sprach für sich, jeder hatte seine Meinung, die er vertrat, und die durchaus als gleichberechtigt anerkannt wurde. Es liess sich nicht bemerken, dass der Mann, der hundert und mehr Dessjatinen besäte, ein gewichtigeres Wort redete, als der, der nur zehn derselben unter dem Pfluge hatte, allenfalls liess sich beim ersteren eine viel grössere Furcht vor dem Kriege erkennen. Die Heerdenkosaken betheiligten sich in Masse gar nicht an den Erörterungen, sie hörten nur zu, wie die grossen Herren ihre Pläne auseinandersetzten und äusserten nur, wenn jene es für gut hielten sich an sie zu wenden, ihre vollkommene Uebereinstimmung und ihre vollkommene Bereitwilligkeit Alles zu thun, was ihre Herren ihnen befehlen würden. Ich fragte einmal, als die Versammlung mich schon verlassen hatte, meinen Wirth, einen «kleinen Mann», ob er

denn kein Bedenken trage mit jenen gemeinsame Sache zu machen, da er doch gehört habe, wie ich den Leuten auseinandersetzte, dass man ohne specielle Anordnung seitens der Obrigkeit in keinem Falle sich auf Streifereien in feindliches Gebiet einlassen dürfe. Er meinte aber darauf, das ginge ihn nichts an, auf eigene Hand würde er allerdings nicht zum Gewehr greifen, aber was die «grossen Leute» anordneten, müsse geschehen, sie seien die Herren und hätten zu verantworten, er habe aber ihnen zu gehorchen. Es tritt aber der aristokratische Grundzug jener Dörfer auch im friedlichen Alltagsleben allenthalben zu Tage. Der reiche Heerdenbesitzer lebt und kleidet sich wie jeder andere Kosak, es ist in seiner äusseren Erscheinung gar kein Unterschied zu bemerken, auch reden sie untereinander, wie Gleiche; aber seine Worte sind trotzdem Befehle und, was er will, das geschieht. Es ist daher in jenen Dörfern auch oft sehr schwer eine gute Besetzung der obrigkeitlichen Aemter zu Wege zu bringen. Ist der Dorfataman aus einem vornehmen Hause gewählt, so geht Alles ganz gut; die Vornehmen suchen aber auf alle Weise sich der Wahl zu entziehen, nicht weil sie nicht befehlen wollen, sondern weil sie keine Lust haben als Unterbeamte der Kreisregierung und der Heeresverwaltung, welchen beiden Ressorts die Kosakendörfer unterstehen, zu dienen. Es werden daher die Atamans grösstentheils aus den plebejischen Häusern gewählt, und diese haben durchaus keine Autorität den Vornehmen gegenüber. Von Allem diesen findet sich in den Ackerbau treibenden Stanizen keine Spur.

34. Die äusserste Halbinsel Nordostasiens, angefangen von der Koljutschin-Bucht, heisst in Nishnekolymsk Tschukotskoi Noss und die daselbst wohnenden sitzenden Tschuk-

tschen Nossowyje Tschuktschi, man nennt aber auch allgemein die Tschuktschen-Kaufleute Nossowyje, weil sie von dort her zum Markt gezogen kommen; sie brauchen aber deshalb nicht immer ihre Abstammung aus dem äussersten Nordosten herzuleiten und thun das auch nicht immer, obwohl sie der Mehrzahl nach allerdings aus der Gegend östlich von der Koljutschin-Bai herstammen.

35. Es ist ein grosser Uebelstand, dass man im Verleihen von Gnaden- und Ehrenbezeugungen nicht sorgfältiger und systematischer verfährt. Die Asiaten sind Alle sehr nach solchen Dingen aus und scheuen nicht bedeutende Opfer, um ihrer habhaft zu werden. Nun sollen aber diese Zeichen, die bestehen können: in einem Ehrenrock, einem Ehrensäbel, in silbernen und goldenen Medaillen, ihrem eigentlichen Sinn nach Anerkennungszeichen des Monarchen sein für eifrigen Dienst. So werden sie auch aufgefasst; aber es stimmt damit nicht, dass man solche Zeichen gewissermassen verkauft, und das geschieht doch in ziemlich ausgiebiger Weise. Die Verwaltung des Kaiserlichen Kabinets beschenkt nämlich solche Leute, es mögen nun Jakuten, Tungusen u. s. w. sein, welche ganz besonders werthvolle Felle, wie z. B. einen schwarzen Fuchs oder sehr schönen Zobel ausser ihrem Jassak der Krone darbringen, mit silbernen, ja mit goldenen Medaillen, und es schickt sich daher für einen wohlhabenden Jakuten solche Felle zu kaufen und einzuliefern, damit er eine irgend eine Dekoration erhalte. Ferner wird die Begierde der Leute nach Auszeichnungen von den Isprawniks, ja von den Gouverneuren in Geldverlegenheiten einzelner Gebietstheile oder Institutionen ausgiebig ausgenutzt. Es besteht z. B. irgendwo eine drückende Gemeindeschuld oder eine Restanz, und es ist nicht zu erwarten, dass die Leute die-

selbe zu zahlen im Stande wären, wenigstens in absehbarer Zeit es nicht wären. Da nun aber Restanzen nicht gerne gesehen werden, so wendet man sich dann an irgend einen wohlhabenden Mann und schlägt ihm vor der Gemeinde beizuspringen, wofür ihm denn versprochen wird, ihn als Wohlthäter zur Belohnung mit einer Medaille vorzustellen. Das ist ein gesetzlich vorgesehener Fall, der häufig in Sibirien vorkommt. Dagegen lässt sich nichts einwenden; das Gesetz gestattet es, und es ist nicht ersichtlich, warum die Leute sich nicht in den Besitz derartiger Dekorationen setzen sollen, wenn ihnen ihre Mittel das erlauben. In Bezug aber auf die halbwilden Tschuktschen, sowie auch auf Tungusen und Jakuten liegt die Sache anders. Bei diesen Stämmen tragen die Starosten eine Art Hirschfänger, «Kortik» genannt, als Abzeichen. Dieselben sind ihnen zuerst auf Befehl der Kaiserin Katharina II verabfolgt worden und erben bis auf den heutigen Tag in den alten Exemplaren von jedem Starosta auf seinen Amtsnachfolger fort. Hat sich aber ein Starosta oder ein Golowa ausgezeichnet, so kann ihm als Dekoration ein Ehrenkortik zuerkannt werden, den er lebenslänglich tragen darf. Diese Kortiks sind sehr ersehnte Ehrenzeichen und sollten eigentlich niemals anderen Personen als Starosta's und zwar nur als Dienstauszeichnungen ertheilt werden. Das geschieht nun aber nicht, man geht eben nicht systematisch vor und verleiht den Kortik an Personen, denen er gar nicht gegeben werden sollte. So hatte man z. B. einem gewöhnlichen Tschuktschen Walaórgin, wie unten erzählt werden wird, für ein Geschenk von Rennthieren zur Zeit einer Hungersnoth diese Dekoration zuerkannt, während der allgemein verehrte Amwraorgin ohne Kortik herumging. Es erregte das sehr viel Aufsehen unter den Tschuktschen und missfiel ihnen sehr. Ganz in derselben

Weise hatte Chotto, der ein wüster nichtsnutziger Gesell war, eine Medaille erhalten und zwar gleich die grosse goldene, die nur selten verliehen wird, und das Alles nur, damit er keinen Unfug anrichte.

36. Die Hundenarte ist ein gegen zwölf Fuss langer, zwei Fuss breiter und gegen zehn Zoll hoher, sehr leichter Schlitten, dessen einzelne Theile ausschliesslich mit dünnen Riemen aus Rennthierfell aneinander gebunden sind, so dass an dem ganzen Fuhrwerk nicht ein einziger Nagel anzutreffen ist. Dadurch erhält die Narte eine Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, die beim Reisen in pfadlosem Lande sehr zu statten kommt. Vorn an den nach oben umgebogenen Sohlen ist ein Krummholz in horizontaler Richtung angebracht, an welches der Zugriemen der Hunde befestigt wird. Gleich hinter diesem horizontalen Krummholz befindet sich ein solches in vertikaler Richtung, welches zum Regieren der Narte dient und hinter welchem der Kajúr oder Kutscher seinen Sitz hat. Der Riemen, an welchem die Hunde ziehen, ist aus bestem Seehundsfell genäht und hat in seiner Länge je nach der Zahl der Hunde, die man anspannen will, sechs oder sieben Schleifen. Die Hunde selbst haben um den Hals als Ranke einen gefütterten Lederring, von welchem zu beiden Seiten zwei Schnüre ausgehen, die schliesslich in einen Knoten zusammengebunden sind, in welchem ein gegen zwei Zoll langer Holzpflock steckt. Vermittelst dieses Holzpflockes werden immer je zwei Hunde an eine Schleife befestigt, einer rechts und der andere links vom Riemen, so dass sie stets paarweise ziehen. Zum Hausbedarf, um Wasser, Holz und sonstige kleine Lasten zu schleppen, spannt man nur zwei oder vier Hunde an; auf Reisen jedoch habe ich meistentheils vierzehn Hunde, selten nur zwölf und

nie unter letzterer Zahl angespannt gesehen. Der erste Hund ist der Leithund, dem man aber gewöhnlich einen anderen Hund zur Seite anspannt, ein fähiges junges Thier, das auf diese Weise die Kunst lernt. Zügel kennt die Narte nicht, sie wird durch drei Zurufe: «rechts», «links» und «halt» gelenkt, auf welche der Leithund unweigerlich zu merken und ihnen zu gehorchen hat. Ausser diesem Kommando hat der Kajur nur noch den Óschtol, einen derben Knüttel unten mit einem starken spitzen eisernen Dorn, oben mit einer Anzahl Eisenringe versehen. Mit dem Óschtol kann er die Narte bremsen und schliesslich anhalten, indem er denselben vor eine Kufe in den Schnee stemmt; ferner rasselt er mit den Eisenringen, wenn er bemerkt, dass die Thiere nicht ordentlich ziehen, oder sich anfangen zu beissen oder sonst Unfug treiben. Es ist das eine vorläufige Warnung, wenn dieselbe nicht fruchtet, so wirft er seinen Knüppel dem oder den Uebelthätern an den Kopf und fängt ihn dann im Vorbeifahren mit grosser Geschicklichkeit wieder auf. Da die lange schmale Narte keine Deichsel hat, sondern nur vermittelst eines fünfzehn bis sechzehn Fuss langen Riemens gezogen wird, so kann es nicht ausbleiben, dass sie bei rascher Fahrt stark schleudert und jedenfalls häufig umgeworfen werden würde, wenn der Kajur das nicht durch seine Kunst zu verhindern vermöchte. Er sitzt, wie schon gesagt, hinter dem vertikal auf der Narte befestigten Krummholz. Bemerkt er, dass die Narte nach rechts abweicht, so springt er auf, stellt sich auf die linke Sohle, und indem er sich am Krummholz hält, lehnt er sich ganz nach links über, mit seinem Körper ein Gegengewicht gegen die schleudernde Narte bildend; schleudert die Narte nach links, so ist er mit einem Satz auf der rechten Seite derselben, stellt sich dort wieder auf die Sohle und lehnt sich nach der entsprechen-

den Richtung über. Bei raschem Fahren, namentlich bei Wettfahrten auf spiegelglatter Bahn ist das Amt eines Kajurs ein furchtbar angreifendes und verlangt viel Geschicklichkeit und Kraft.

Wie man Lastpferde und Rennpferde hat, so hat man schwere Hunde und Rennhunde, die ersten ziehen schwere Lasten, können aber im Laufen sich mit den letzteren natürlich nicht messen. Mit schwerbeladener Narte auf langer Fahrt macht man, je nach dem Wege, vier bis sechs Werst die Stunde, wobei bei sehr gutem Wege und starken Hunden bis sechzig Pud auf die Narte von zwölf bis vierzehn Hunden geladen werden kann. Ist der Weg schlecht, ist namentlich weicher Schnee zu überwinden, wie das im Walde der Fall zu sein pflegt, so können die Narten mit nicht mehr als dreissig bis vierzig Pud belastet werden, je nach der Stärke der Thiere; es pflegt aber in einem solchen Falle ein Mann auf Schneeschuhen voraus zu gehen, um den lockeren Schnee etwas anzudrücken. Das betrifft aber nur die lange Fahrt mit sehr schweren Narten; gewöhnlich belastet, d.h. mit einem Reisenden ausser dem Kutscher und etwas Handgepäck, legen die Hunde auf langer Fahrt gegen zehn Werst die Stunde zurück, und man kann, ohne sie übermässig anzustrengen, durchschnittlich sechzig bis siebzig Werst am Tage fahren. Mehr ist nicht gut rathsam, wenn die Fahrt viele Tage dauern soll, weil das die Pfoten der Thiere sehr angreift, und dieselben schliesslich blutig werden können. Fährt man aber mit Posthunden, die nur eine Station von fünfzig bis sechzig Werst zu bewältigen haben und dann wieder zur Ruhe kommen, so fährt man wohl nicht unter fünfzehn Werst in der Stunde. Das sind so die gewöhnlichen Leistungen, die aber natürlich sehr alteriert werden können durch Wind und Wetter, durch Schneesturm und Weglosig-

keit, besonders durch letztere, so dass die einzelnen Fahrten in dieser Hinsicht unglaublich variieren. Ganz etwas Anderes ist es, wenn man Hundesport treibt und Rennhunde halten will, da kann es mitunter zu ganz ausserordentlichen Leistungen kommen, die sogar diejenigen guter Pferde zu übersteigen vermögen. Einer meiner Kosaken, Koteljnikof, war ein verhältnissmässig wohlhabender Mann, ein tüchtiger Bärenjäger, überhaupt ein Mann in allen Sätteln gerecht. Sein Vater, der noch lebte, als ich im Jahre 1866 zum ersten Mal an der unteren Kolyma war, hatte noch Wrangell auf dessen Fahrten über das Meereis begleitet, und der Sohn wollte nicht hinter ihm zurückbleiben. Er hatte die ganze Reise mit uns gemacht und war von mir, als ich mich in Markowo von Dr. Neumann trennte, demselben als Begleiter mitgegeben worden, als erfahrenster Führer zu Eisfahrten auf dem Meer. Er rühmte sich die besten Hunde in Karetowo, dem Dorfe, wo er lebte, zu haben und hatte mir gesagt, ich solle, wenn ich von einer Fahrt nach Gishiginsk, die ich im Winter 1869—70 vorhatte, zurückkehre, nur mit seinen Hunden von Karetowo nach Nishnekolymsk fahren (23 bis 25 Werst ungefähr), sie würden mich in weniger als einer Stunde zur Stelle bringen. Ich fand auch, als ich ankam, dass daselbst Alles bereit sei, jedoch hatten sie meine Ankunft nicht gerade an dem betreffenden Tage erwartet, und daher traf es sich, dass derjenige der Söhne, der gewöhnlich mit den Rennhunden fuhr, nicht zu Hause war. Der andere Sohn, ein junger kräftiger Bursche, bat mich zuerst, ich solle bis zum anderen Tage bleiben, er werde sofort nach seinem Bruder schicken, der gefahren war die Eisfuchsfallen des Vaters zu besichtigen. Er hatte es sehr dringend, denn er meinte der Vater werde böse werden, wenn ich nicht ausnehmend rasch führe, er könne aber nicht für gu-

ten Erfolg einstehen, da die Hunde mehr an den Bruder als an ihn gewöhnt seien und daher nicht so gut laufen würden. Mir lag aber viel mehr daran rasch nach Nishnekolymsk zu gelangen, als Koteljnikof's Hunde zu erproben, und so fuhren wir denn gleich ab. Bei der Abfahrt wurde nach der Uhr gesehen, und dann ging die Reise an, meines Erachtens recht rasch und erspriesslich. Das Eis der Kolyma war vortrefflich, der Kutscher verstand seine Sache, und wir sausten nur dahin. Bei unserer Ankunft stand der alte Koteljnikof schon vor der Thür, das Geheul der Hunde bei Ankunft unserer Narte hatte ihn herausgelockt, und die erste Frage, die er that, als ich aus der Narte stieg, war nach der Uhr. Es erwies sich, dass er eine Stunde und zehn Minuten gefahren war, worauf der Alte feuerroth wurde und ohne ein Wort zu sagen, nach einem Knüppel griff, so dass ich mich in's Mittel legen musste, um dem Burschen eine höchst energische Tracht Hiebe zu ersparen. Nach Auseinandersetzung der Gründe, liess er sich beruhigen, meinte jedoch, ich hätte wohl einen Tag mich in Karetowo ausruhen können, dann wäre er nicht mit seiner Narte blamiert worden. Das war jedenfalls eine gute Fahrt, aber sie bewies nicht Alles, was man unter Umständen von guten Hunden verlangen kann, denn die Strecke von fünfundzwanzig Werst ist eine verhältnissmässig sehr kurze, sie kann keinen Massstab für die Ausdauer der Thiere gewähren. Das beste, was in dieser Hinsicht in Nishnekolymsk geleistet worden, ist meines Wissens eine Wettfahrt zwischen meinem Amtsvorgänger Anatofsky und einem reichen Kaufmann Baramygin von dem Jahrmarktsplatz am Anui bis Nishnekolymsk, gemessen 250 Werst. Beide waren Sportsmänner, trieben aber jeder den Sport auf besondere Weise. Anatofsky kurierte fortwährend an seiner Narte herum, wech-

selte Hunde, rangierte fortwährend Thiere aus und ersetzte sie durch andere, immer mit dem Gedanken beschäftigt, sich die beste Rennnarte zusammenzustellen. Baramygin, der als Kaufmann jedes Jahr die Reise von Jakutsk nach Kolymsk und zurück machte, wohnte natürlich nicht in Nishnekolymsk, sondern war stets nur zur Jahrmarktszeit dort anwesend. Er hatte aber, als reicher Mann, den Wunsch, eine möglichst gute Narte benutzen und rascher als alle Anderen fahren zu können. So hatte er denn einem Nishnekolymsker den Vorschlag gemacht, derselbe sollte auf seine, Baramygin's, Rechnung eine Narte anschaffen, Baramygin wolle das Futter für die Thiere für das ganze Jahr auf sein Konto nehmen, dafür aber solle er das Recht haben, während seiner Anwesenheit in Nishnekolymsk die Narte stets ohne zu zahlen brauchen zu dürfen. Natürlich war der Nishnekolymsker, der ein sehr geschickter Kajur war, auf eine so vortheilhafte Bedingung, die ihn der Sorge um das Futter seiner Hunde enthob, eingegangen, und Baramygin fuhr wie der Blitz zwischen Nishnekolymsk und dem Anui. Während des Aufenthalts auf dem Jahrmarkt waren die beiden Männer in Streit gerathen über die Vortrefflichkeit ihrer Narten, wobei Baramygin vorherrschend auf den Umstand hingewiesen hatte, dass Anatofsky fortwährend an seiner Narte herumpfusche, bei dem ewigen Wechseln der Hunde käme nichts Vernünftiges heraus, da die Thiere nicht Zeit hätten sich aneinander und an den Kajur zu gewöhnen und man beim Tauschen der Thiere leicht schlechtes Zeug gegen gutes einhandeln könne. Dem wurde widersprochen und schliesslich abgemacht, die Sache durch eine Wettfahrt zu entscheiden. Nach Beendigung des Jahrmarkts fand die Fahrt statt. Um vier Uhr Morgens fuhren beide Narten ab: jede war mit sehr wenig Hundefutter be-

laden, Insassen waren der Kajur und der Besitzer, die auch nur sehr wenig Mundvorrath mitgenommen hatten, um möglichst leicht zu fahren. Der Weg war allerdings für die Hunde in vortrefflichem Zustande, da der Schnee, ohnehin schon hart, durch die schweren Jahrmarktsnarten vollkommen eingefahren war, so dass er das Ansehen einer polierten Fläche hatte. Für den Kajur aber war die Arbeit eine furchtbar schwere, da die schweren Narten, die bald links, bald rechts geglitscht waren, den Weg convex gemacht hatten, so dass bei dem rasenden Rennen die Narte in ein furchtbares Schleudern gerathen musste, der Kajur also während des ganzen langen Weges fortwährend salto mortale's zu machen hatte, um die Narte in regelrechtem Gange zu erhalten. Baramygin gewann die Wette, er traf in Nishnekolymsk um 7 Uhr Abends ein, während Anatofsky ungefähr um eine Stunde später ankam. Es war also ohne Wechsel der Thiere eine Fahrt von 250 Werst in fünfzehn Stunden zurückgelegt worden mit zweimaligem Anhalte, um die Thiere etwas verschnaufen zu lassen, und dieselben, sowie sich selbst mit Nahrung zu stärken. Ausserdem ist noch hinzuzufügen, dass an zwei Stellen der Lauf des Flusses verlassen und über Land gefahren wird, um einige Krümmungen abzuschneiden. Das bringt einen nicht unbedeutenden Zeitverlust mit sich, da beide Male ein fast senkrechtes Ufer von vierzig bis fünfzig Fuss Höhe erklettert werden muss. Es ist das jedenfalls eine sehr bedeutende Leistung, die aber nur von sehr guten Thieren und nach sorgfältiger Vorbereitung derselben erreicht werden kann. Ohne vorheriges Trainieren kann man nämlich den Hunden kein solch' tolles Rennen zumuthen, dasselbe gilt aber auch von den sibirischen Pferden. Letztere können auch nicht, direkt von der Weide genommen, zu längerem raschem

Laufe benutzt werden, man lässt sie stets vorher einige Tage stark hungern, um, wie es dort heisst, das weiche Fett hart werden zu lassen. In Transbaikalien z. B. lassen die Burjaten, sowie auch die Kosaken, die es von ihnen gelernt haben, die Pferde, die zum Wettlauf bestimmt sind, mindestens vierundzwanzig Stunden kurz angebunden ohne Fressen stehen und begiessen sie vor Beginn des Wettlaufs mit kaltem Wasser, bis das Thier an allen Gliedern zittert. Aehnlichen Proceduren müssen auch die Hunde unterworfen werden, wenn man ihnen solche ausserordentliche Anstrengungen zumuthen will. Man braucht dazu einige Tage, an welchen man sie kürzere Strecken, wie zwanzig oder dreissig und mehr Werst, rennen lässt und sie in Bezug auf Futter auch etwas beschränkt, immer zu dem Zweck «das weiche Fett hart zu machen» (чтобы мягкій жиръ окрѣпъ). Handelt es sich aber um kürzere Strecken, wie sechzig oder siebzig Werst, so ist ein vorheriges Trainieren nicht nöthig, die Thiere können, wie sie sind, sofort zum Rennen benutzt werden. Im gegebenen Falle kostete übrigens dem Kajur des Kaufmannes Baramygin der Wettlauf die Gesundheit: ihn befiel gleich nach seiner Ankunft in Nishnekolymsk ein heftiges Blutspeien, das den grossen, starken Mann fast ganz bettlägerig gemacht hätte; er erholte sich zwar später, aber seine Gesundheit war gebrochen, und zu angreifender Arbeit ist er untauglich geblieben.

Ueber diese Fahrt wurde noch, als ich in Kolymsk war, also einige Jahre später, manchmal ziemlich hitzig disputiert. Sie war immer eine aussergewöhnliche Leistung und regte daher die Hundeliebhaber zu allerhand Betrachtungen an über Auswahl der Hunde, Fütterung und Trainierung derselben. Es ist in Nishnekolymsk sehr entschieden die Ansicht vertreten, dass die Thiere schon mit sehr verschie-

denen Fähigkeiten geboren werden und dass man diese nur zu entwickeln vermöge, daher aber auch vernünftiger Weise mit dem jungen Thier anfangen müsse. In Folge dessen behaupten Viele, es sei besser nicht erwachsene Thiere zu kaufen, sondern Welpen, um dieselben so zu erziehen, wie es der jedesmalige Zweck erfordere. Da man zum Fahren fast ausnahmslos Kastraten braucht, so halten durchaus nicht Alle Hündinnen und männliche Hunde zur Anzucht, sondern begnügen sich mit ihren Fahrhunden, die sie im Falle des Abganges durch Kauf ersetzen, und kostete damals ein gewöhnlicher guter Fahrhund ungefähr drei Rubel. Man hat aber ausser den gewöhnlichen Anforderungen an einen Fahrhund, als da sind Ausdauer, Schnelligkeit, Stärke, noch andere Dienste von ihm zu verlangen. Vor allen Dingen muss eine jede Narte einen Leithund haben, d. h. einen Hund, der, an der Spitze der Leine laufend, das Kommando zu beachten und auf dem Wege zu bleiben versteht. Das Aufmerken auf die drei Kommando: rechts, links und halt lernen die Thiere im Ganzen sehr leicht, und bildet das Kennen derselben noch keine besondere Tugend eines Thieres. Das Einhalten des Weges ist aber dafür eine höchst schwierige Sache. Wege giebt es bekanntlich im Hochnorden, namentlich in der baumlosen Tundra nicht, der ewige Luftstrom, der über die schneebedeckten strauch- und baumlosen Flächen streicht, macht den Schnee so hart, dass es schon eine sehr schwer beladene Narte sein muss, die auf demselben eine leichte Spur hinterlässt, die aber schon am nächsten Tage kaum zu bemerken sein würde. Es giebt also nur eine Richtung, in der gefahren werden muss, und diese giebt der Kajur, wenn er beim Ausfahren die Hunde aufstellt: es ist nun die Aufgabe des Leithundes diese Richtung unentwegt beizubehalten, so lange kein Kommando ihn auffordert rechts

oder links abzuschwenken. Das erlernt sich aber schwer; die meisten Hunde haben die Gewohnheit bald mehr nach rechts, bald mehr nach links auszuweichen, so dass der Kajur also fortwährend gezwungen ist scharf aufzumerken. Das ist nun namentlich bei trübem Wetter in der unbegrenzten Ebene eine sehr angreifende Aufgabe, sie darf aber nicht ausser Acht gelassen werden, wenn man nicht gänzlich in die Irre fahren will. Schon bei ruhigem Wetter ist das stete Aufmerken, wie gesagt, angreifend; die Aufgabe wird aber in hohem Grade erschwert, wenn es schon zu dunkeln und besonders wenn der Wind zu blasen beginnt. In der ganz dunklen Zeit, also in der zweiten Hälfte des November und fast den ganzen December durch, vermeidet man daher, wenn nicht absolute Nothwendigkeit es verlangen sollte, weite Fahrten über die offene Tundra und auf das Meer hinaus. Es ist um diese Zeit ja nicht finster draussen; das verhindert das Schneelicht und die in den oberen Luftschichten sich brechenden Strahlen der unter dem Horizont sich befindenden Sonne; aber die Fernsicht ist doch so sehr eingeschränkt, dass das Fahren beschwerlich und auch gefährlich werden kann. Man vermeidet also das Fahren alsdann, wenn irgend möglich, schon aus dem Grunde, weil die Zeit des Tages, wo man doch etwas sehen kann, eine sehr kurze ist und man daher für verhältnissmässig kurze Fahrten sehr viel Zeit und also auch sehr viel Futter braucht, das man ja mit sich schleppen muss. Gleichfalls fährt man nicht, wenn der Schneesturm rast; es ist nicht möglich, sich irgendwie zu orientiren, wenn der Sturm so wüthet, dass man schon nicht mehr unterscheiden kann, ob der die Narte umwirbelnde Schnee von oben oder von unten kommt, man bleibt dann ruhig an dem Ort, wo das Unwetter Einen erreicht hat. Aber das thut man doch

nur, wenn das Fahren absolut zur Unmöglichkeit wird, und das kommt denn doch nicht zu häufig vor; bei nur etwas starkem Winde muss man schon die Reise fortsetzen, sonst würde dieselbe schliesslich ganz illusorisch werden. Also bei Wind, trübem Himmel und namentlich bei Schneefall ohne Wind, der oft auch die Fernsicht sehr beeinträchtigt, muss gefahren werden, und wenn unter solchen Umständen der Leithund nicht Richtung hält, so befindet man sich in einer höchst unangenehmen Lage. Ein guter Leithund ist daher auch ein ganz unschätzbares Thier, im wahrsten Sinne des Wortes, denn er ist im Handel gar nicht zu erwerben. Für allerhand Hunde hatten die Leute Preise, für einen Leithund konnte mir keiner genannt werden. Ich erhielt auf alle meine Fragen immer die Antwort: den kann man nicht kaufen, weil Niemand seinen Leithund verkaufen wird; er ist kein Gegenstand des Handels geworden. Man kauft ja wohl unter Umständen einen ganzen Nartenanspann, aber einzelne Leitthiere werden nicht verhandelt. Das Einhalten der Richtung ist die Hauptanforderung, die man an den Leithund stellt, und damit sind eingeschlossen zwei andere Bedingungen, die gleichfalls sehr schwer den Thieren anzugewöhnen sind: der Leithund soll, falls er auf eine Spur irgend eines Thieres trifft, dieselbe ganz unbeachtet lassen, und er soll, falls irgend ein Vogel auffliegt oder ein Thier sichtbar wird, demselben nicht nachlaufen. Das wird allerdings verlangt, aber nur von sehr guten und erfahrenen Thieren geleistet, denn hier ist der Hund nicht nur auf sich selbst und seine Einsicht angewiesen, sondern hat es noch mit allen seinen hinter ihm laufenden Kameraden zu thun. Kaum ist irgend ein Thier sichtbar geworden oder eine Spur gefunden, so stürzt die ganze Narte mit rasender Geschwindigkeit vorwärts zur Verfolgung, und nur gute Leithunde lassen sich

dadurch nicht irre machen, sondern halten die Richtung fest. Das ist jedoch ein Umstand, der nicht so verhängnissvoll werden kann, wie das allmähliche Abweichen von derselben, das sich ein schlechter Leithund ohne derartige aussergewöhnliche Vorkommnisse zu schulden kommen lässt. Das plötzliche, oft mit Geheul verbundene Losstürmen erregt nothwendig die Aufmerksamkeit des Kajùr's, und er kann sofort Alles wieder auf den richtigen Weg bringen.

Bisher ist von den Fähigkeiten die Rede gewesen, die sich speciell auf das Fahren mit Hunden beziehen; es sind aber noch andere Leistungen vorhanden, die mitunter an ein gutes Thier gestellt werden. Da ist diejenige Eigenschaft sehr hoch geschätzt, die mit dem Worte Robbenhund (нерпичья собака) bezeichnet wird. Im Winter wird an der Eismeerküste sehr lebhaft den Robben nachgestellt. Dieses Thier, das dort sehr häufig vorkommt, hat die Gewohnheit, sich durch den ganzen Winter hindurch Luftlöcher im Eise offen zu erhalten. Anfangs sind das nur runde Oeffnungen in demselben, mit dem Dickerwerden des Eises jedoch entsteht ein ziemlich langer schräger Kanal, den das Thier benutzt, um Luft schöpfen zu können. Diese Kanalöffnungen sucht der Robbenjäger auf und stellt in dieselben ein sackartiges Netz, welches einen derartigen künstlichen Mechanismus hat, dass es, wenn der Seehund seiner Gewohnheit nach, wie von einer Wurfmaschine geschleudert, aus dem Wasser hervorstürzt, über ihm zusammenklappt, so dass er gefangen ist und ertrinken muss. Hat der Robbenfänger einen Kanal gefunden und sein Netz dort aufgestellt, so macht er sich ein Zeichen, vermittelst welches er den Ort immer wieder auffinden kann; darin liegt weiter keine Schwierigkeit. Wohl aber ist es nicht leicht, überhaupt die Luftlöcher der Robben ausfindig zu machen, und dazu soll

der Robbenhund helfen. Diese Thiere, als Leithund angespannt, haben die Fähigkeit ein Robbenloch aus weiter Ferne zu wittern und führen die Narte direkt auf dasselbe zu; auch sind sie im Stande, bei eintretender Dunkelheit oder beim Losbrechen des Schneesturmes vermöge ihres feinen Spürsinns den Heimweg immer noch zu finden. Solche Thiere werden sehr theuer bezahlt, da unter Umständen das Leben des Menschen von ihrer Tüchtigkeit abhängt. Ausserdem giebt es noch sogenannte Fuchshunde, die auf die Spur eines solchen Thieres losgelassen, dasselbe einholen und todtbeissen, aber dann nicht auffressen, sondern den Herrn zum Platz hinführen.

Eine allgemeine Eigenschaft der Fahrhunde ist noch die, dass sie fast ausnahmslos gern auf den Eisbär losgehen, es gehört daher die Jagd auf dieses Thier zu einer Lieblingsbeschäftigung der jungen Burschen, sie ist aber auch namentlich in fischarmen Jahren von Wichtigkeit, weil man alsdann das Bärenfleisch gern zu Hundefutter benutzt. Gewöhnlich fährt man, wenn man den Eisbär jagen will, in Gesellschaft von drei bis vier Narten ab und richtet seinen Weg in die sogenannten Torossy, d. h. aus Eisschollen gebildete Hügel, die sich in Gruppen oder Ketten auf dem glatten Eise erheben und mitunter eine Höhe von 50—90 Fuss erreichen. In diesen Schollenbergen kann man mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen Bären zu finden, während man dieselben auf dem glatten Eise vergeblich suchen würde. Merkt man am Gebahren der Hunde, dass sie scharfe Witterung haben, so muss man achthaben, dass man nicht unversehens vom Bären angegriffen wird, ehe man Zeit hat die Narte zu stellen und wenigstens einen oder einige der hintersten Hunde vom Ziehriemen zu lösen, damit dieselben den Angriff eröffnen, während man damit

beschäftigt ist, die ganze Meute abzuspannen. Kaum sind die Thiere losgelassen, so stürzen sie sich mit wüthendem Geheul auf den Bären, der sich sofort auf die Hinterbeine setzt und gewaltige Schläge nach den von allen Seiten ihn umkläffenden und ihn bald hier, bald da packenden Hunden führt: dann und wann gelingt es ihm wohl einen zu packen und mit klaffender Seite auf's Eis zu schleudern, in den meisten Fällen aber sind die Angreifer zu geschickt und lassen es dazu nicht kommen. Unterdessen haben die Jäger ihre Lanzen, die stets seitlich an der Narte befestigt sind, gelöst und rücken ihrerseits zum Angriff vor. Sind sie kaltblütig und sicher, so geht Einer zuerst vor, stellt sich dem Bären gegenüber und wartet den Augenblick ab, wo das von den Hunden vollständig in Anspruch genommene Thier soeben die linke Pranke hebt, um zu einem Hiebe auszuholen, — dann führt er einen sicheren Stoss in's Herz und beendet den Kampf. So soll derselbe regelrecht geführt werden, aber nicht immer läuft es so rein programmmässig ab: es trifft sich nämlich, dass nicht ein, sondern zwei und gar drei Bären zugleich herauskommen, wodurch die Lage eine viel compliciertere wird, dann kann es geschehen, dass der Bär gleich anfangs einen Hund packt und würgt, und das hat schlimme Folgen. Geschieht so etwas im Verlauf des Kampfes, wenn die Thiere schon erhitzt sind, so ficht sie das Jammergeheul des zerfetzten Kameraden nicht weiter an, erhöht sogar ihren Grimm und ihre Kampfeswuth; hat er aber gleich zum Beginn einen solchen glücklichen Griff gethan, so kehren die Hunde, namentlich wenn es junge Thiere sind und sich unter ihnen keine kampfgeübten Veteranen befinden, um und stellen sich hinter die Jäger auf, denselben die erste Rolle überlassend. Geübte Jagdmänner, wie den alten Iwan Koteljnikof, ficht das

nicht an; er meinte stets ein Bär sei viel zu dumm, um mit einem Menschen erfolgreich kämpfen zu können, es sei nur nöthig, die Lanze mit plötzlichem Ruck auf die Augen des Thieres zu richten, dann hebe er sofort beide Pranken hoch, und man könne ihn leicht in das Herz treffen. Das ist nun wieder eine solche Regel, die Koteljnikof selbst zur Ausführung bringen konnte, sowie auch ein junger Bursche von der Indigirka, diese Beiden waren aber auch für die besten Bärenjäger der Eismeerküste bekannt; die Leute meinten jedoch, es sei immer eine sehr unangenehme Lage, wenn die Hunde sich plötzlich in's Hintertreffen concentrierten, namentlich wenn das sehr rasch und unerwartet geschähe, ehe man sich zum Kampf ordentlich fertig gemacht habe. Diese Jagd wird als Sport betrachtet und zwar als ein solcher, wo der Mann sich zeigen könne, und die dabei vorgekommenen Erlebnisse bilden häufig den Gegenstand sehr lebhafter, bald lobender, bald tadelnder Gespäche. Ich hatte gewünscht einige Eisbärfelle zu kaufen, dieselben haben im rohen Zustande wenig Werth, weil sie eigentlich gar nicht gebraucht werden können, des groben Haares und der ungemeinen Schwere wegen. Das Gerben macht aber viel Mühe, denn das Fell ist vollständig wie mit Fett durchtränkt und nur schwer zu reinigen. Mir wurde auch alsbald von den aus Russkoje Ustje angereisten Leuten eine Anzahl dieser Felle zur Auswahl gebracht, und zwar war es der als vorzüglicher Jäger bekannte junge Bursche, der sie ausbot. Während ich mir die Waare ansah, hatte sich eine Menge Männer angesammelt, die sehr aufmerksam die Häute von der Lederseite betrachteten, um zu sehen, wo die Lanzenstösse sassen. Die Meisten waren regelrecht erlegt, ja einige hatten nur eine Wunde, ein Beweis, dass eine sichere Hand den Todesstoss geführt hatte. Plötzlich erhob

sich ein mächtiges Geschrei und Gelächter; es war ein Fell entdeckt worden, der Grösse nach von einem wenig furchtbaren Thiere, aber der ganze Rücken war mit Stichen bedeckt, und auch in Seiten und Brust sassen viele unbedeutende Löcher. Nun ging es über den armen Kerl her, er wurde dunkelroth und vertheidigte sich, konnte aber gar nicht zu Worte kommen vor allen den Spottreden, die über ihn ausgeschüttet wurden. Er wurde gefragt, ob er alle seine Schwestern und Tanten zu Hülfe gerufen habe, um den Bären von hinten zu stechen, während er selbst vor ihm hergetanzt sei, kurz es ging ihm schlecht. Er konnte sich erst nach einiger Zeit so viel Gehör verschaffen, um ihnen zu sagen, dass das gar nicht Alles seine Beute sei, dass er, weil er gehört, ich wünsche Felle zu kaufen, so viel zusammengerafft habe, als er bekommen konnte. Schliesslich musste man ihm wohl glauben, denn er war als ein zu geschickter Jagdmann bekannt, aber die Bemerkungen über dieses Fell, sowie über einige andere, die nach der Ansicht der Männer auch mehr Löcher hatten, als es sich schickte, dauerten noch lange fort.

37. Pangao war ein junger Kaufmann vom Cap Peék, ein sehr unternehmender und intelligenter Mensch, der aber auch etwas heftig und aufbrausend war. Er hatte im Winter 1865—66 während der Marktzeit Spektakel gemacht und war zur Beruhigung und Strafe von mir unter Arrest gehalten worden. Darauf hin nun meinten die furchtsamen Nishnekolymsker, er müsse mir Rache geschworen haben, und glaubten mich warnen zu müssen. Das war eine ganz unnütze Mühe, denn die Ursache der Sehnsucht Pangao's nach mir hing mit ganz anderen Dingen zusammen. Er hatte mir gegenüber Klage geführt über die amerikanischen

Wallfischfänger, die am Cap Peék massenhaft mit Branntwein handelten, die Leute betrunken machten und ihnen dann ihr Pelzwerk zu Spottpreisen abnähmen. Ausserdem warf er den Wallfischfängern vor, dass sie Robbenfang ganz in der Nähe der sibirischen Küste trieben und dadurch den daselbst lebenden Tschuktschen, die auf diesen Erwerbszweig angewiesen wären, schweren Schaden zufügten. Früher wären wohl russische Kriegsschiffe in die Gegend gekommen und hätten die Uferbewohner vor diesem Raubfang geschützt, jetzt geschähe das aber nicht mehr, und ich sollte mich daher dafür verwenden, dass wieder Aufsicht über die Küste gehalten werde. Ich hatte ihm auch versprochen diese Klage dem Generalgouverneur von Ost-Sibirien vorzutragen und mein Versprechen gehalten. Aus allerhand Gründen dauerte es noch eine Reihe von Jahren, ehe wirklich Schiffe dahin abgeschickt wurden. Pangao aber hatte gemeint, das würde sofort geschehen, und nur die Absicht, mich über das Ausbleiben derselben zu interpellieren, war der Grund gewesen, der ihn hatte den Wunsch aussprechen lassen, mich zu sehen.

38. Amwraorgin hatte auffallender Weise gar keine Dekorationen erhalten, obwohl es einfach vernünftig gewesen wäre, ihn vor allen Anderen auszuzeichnen. Ueber seine Landsleute hatte Niemand auch nur entfernt ein ihm ähnliches Ansehen, es wäre daher angezeigt gewesen, dieses immer mehr und mehr zu fördern um schliesslich zu dem Resultat zu gelangen, unter den weitzerstreut in unwegsamem Lande lebenden Tschuktschen eine Person zu haben, an die man sich vorkommenden Falls halten konnte. Unter den asiatischen Stämmen ist aber die Dekorationssucht noch viel mehr entwickelt als im gebildeten Europa, und sowohl

er selbst, als auch seine vornehmsten Anhänger empfanden es sehr, dass er so vernachlässigt worden war. In etwas half er sich freilich selbst aus. Kapitän Billings hatte Medaillen zum Austheilen mitbekommen und während seiner Reise durch das Tschuktschen-Land von diesem Austheilungsrecht Gebrauch gemacht; davon waren wohl sonst keine Spuren nachgeblieben, der Vater Játyrgin's jedoch scheint auch zwei solche grosse Medaillen, eine aus Zinn, die andere aus Bronze erhalten zu haben, und diese hatten sich auf Sohn und Grosssohn fortgeerbt und wurden von Letzterem getragen. Ausserdem hatte der alte Jatyrgin einen Ehrenrock aus rothem Tuch erhalten, den der Sohn sich auch beigelegt hat, und so erschien er denn bei feierlichen Gelegenheiten in rother Amtstracht mit den zwei grossen Medaillen am Halse, wozu er gar kein Recht hatte, denn alle diese Dekorationen werden selbstverständlich nur der Person ohne Vererbungsrecht ertheilt. Man hätte ihm also das Tragen dieser Dinge verbieten sollen, aber es war durchaus nöthig, ihn in den Augen seiner Landsleute als alleiniges Haupt zu bezeichnen, dass nichts übrig blieb, als aus der Noth eine Tugend zu machen und ihm anzubefehlen, falls er Amtsgeschäfte zu verhandeln habe, nie anders als in seinem rothen Rock und mit seinen Medaillen zu erscheinen. Er that das natürlich sehr gerne, und die Massregel hatte auch guten Erfolg, besonders durch die Praxis, dass Tschuktschen, wenn sie irgend etwas vorbringen wollten, nie anders als in Gegenwart Amwraorgin's empfangen wurden, also sich einer Audienz wegen stets zuerst an ihn wenden mussten.

39. Die gewöhnlichen Schlafzelte der Tschuktschen sind in zweifacher Beziehung keine sehr angenehmen Behausungen: einerseits hat man die Bewohner selbst zu Schlafgenos-

sen, und andrerseits werden sie zum grössten Theil durch Thranlampen erleuchtet und erwärmt, welche einen entsetzlichen Gestank verbreiten. Die sitzenden Tschuktschen sind allerdings nur auf Seehundsthran angewiesen, dabei lässt sich nichts ändern, die Rennthiertschuktschen aber haben noch ein anderes Beleuchtungs- und Heizungsmaterial zur Verfügung, und wenn sie dasselbe nicht stets anwenden, so ist nur ihre Faulheit daran schuld, denn es ist etwas umständlich zuzubereiten. Sie kochen ihr Rennthierfleisch stets ohne Knochen, welche, vordem das Fleisch in den Kessel kommt, sorgfältig von demselben getrennt werden. Diese Knochen werden nun mit grossen Holzhammern kleingeschlagen und dann mit viel Wasser in einen Kessel gethan und viele Stunden hindurch gekocht. Dabei bildet sich schliesslich oben auf der Brühe eine dicke Schicht Fett, welche man abschöpft und erstarren lässt und alsdann eine weisse, feste, dem Stearin ähnliche Masse erhält, die eine vortreffliche, sehr weiss brennende und vollkommen geruchlose Flamme giebt. Die Lampe, in der dieses Fett gebrannt wird, ist von höchster Einfachheit: zuweilen besteht sie aus einem irdenen Gefässe, zuweilen ist sie aber nur eine gewöhnliche runde, gusseiserne Pfanne, wie sie die Kaufleute zum Markt bringen. Solch' eine Pfanne wird im Zelt auf einen flachen Stein in etwas schräger Richtung aufgestellt; an die erhöhte Seite hat man ein faustgrosses Stück von obigem Fett gelegt und an der unteren aus Moos einen gegen einen halben Zoll hohen Wulst geformt. Wenn man nun ein angezündetes Holzstück an das Fett hält, so schmilzt so viel davon ab, dass das Moos mit demselben durchtränkt wird und man es anzünden kann. Die durch die Flamme entwickelte Wärme sorgt nun von sich aus für regelrechte Speisung und das Schlafzelt ist nicht nur gut erleuchtet, sondern auch

sehr bald genügend erwärmt, so dass man auch bei strenger Winterkälte in leichter Pelzkleidung sehr wohl in demselben verweilen kann.

40. Die gesammte Tundra ist mit Gras bewachsen; man hat sich dieselbe durchaus nicht als eine Moosfläche vorzustellen, obwohl das Moos dort auch sehr reichlich vertreten ist. Es sind aber nur noch *Carices*, die daselbst wachsen, und zwar von sehr fraglichem Nährwerth. Im Sommer und besonders im Frühjahr bieten die noch jungen Pflanzen allerdings ein leidliches Futter, später aber werden sie so hart, dass die Thiere, obwohl sie es fressen, doch fortwährend hungrig sind und von Kräften kommen. Im Verlauf der Erzählung wird man sehen, wie schwer ich selbst daran zu leiden hatte, dass meine Pferde auf der Fahrt zum Mammuth und während wir daselbst mit Arbeiten zu thun hatten, in der Tundra kein gutes Futter finden konnten. Das hatte insofern nicht viel auf sich, als ich von dort aus auch zu Fuss meinen Rückweg machen konnte und wir nur wenig Gepäck mit uns hatten. Im Tschuktschen-Lande aber, weit entfernt von jeder menschlichen Wohnung, konnte ich mich auf derartige Versuche nicht einlassen. Sowohl vom Anui aus ist man zu Pferde nach Gishiginsk gezogen, als auch die amerikanischen Telegraphenarbeiter haben Reisen zu Pferde gemacht; aber das waren immer kürzere Strecken, die in der besten Jahreszeit zurückgelegt worden waren, sie gaben daher keinen Massstab für eine Reise in ein unbekanntes Land auf eine damals noch nicht zu berechnende Zeit.

41. Man sollte meinen, Rennthierfleisch müsse bedeutend nahrhafter sein als Fisch. Es verhält sich vielleicht auch so, aber für die Hunde gilt das nicht. Diese sind

so an die Fischkost gewöhnt, dass ihr Magen höchst wahrscheinlich nur diese in gehöriger Weise verarbeitet, Fleischnahrung jedoch theilweise unbenutzt wieder abgehen lässt; jedenfalls steht es fest, dass mit Rennthierfleisch gefütterte Hunde weniger leistungsfähig sind, als solche, die Fisch erhalten.

42. Mit der Mission unter den Tschuktschen ging es, wenigstens damals, als wir uns dort befanden, sehr langsam vorwärts, und auch dieser langsame Fortschritt bezog sich nur auf die vom Missionär eingeschickte Liste der Getauften. Es giebt zwei Missionäre der Tschuktschen: der Eine hat seinen ständigen Wohnsitz in Nishnekolymsk, der Andere in Markowo am Anadyr. Damit ist also für die Verbreitung des Christenthums unter den Tschuktschen gesorgt, und damit hat man sich auch beruhigt. Matjuschkin berichtet in Wrangell's Reise über einen Jahrmarkt, den er am Anui mitgemacht, und über eine Taufscene, die er dort mit angesehen. Ein Tschuktsche war mit dem Missionär handelseinig geworden, sich für eine gewisse Menge Tabak taufen zu lassen. Wie es aber zu der heiligen Handlung kommen soll, und man einen grossen Kübel Wasser vor der kleinen Kapelle aufgestellt hat, die sich dort befindet, erfasst den Täufling denn doch ein gewisses Bedenken, sich bei der herrschenden Lufttemperatur einem so kalten Bade zu unterziehen. Er will also nicht, wird aber daran erinnert, dass er ja das Geschäft eingegangen sei und sein Versprechen gegeben habe, nun könne er nicht mehr zurück. Endlich fasst er sich ein Herz, springt in den Kübel, taucht aber nicht dreimal unter, wie es der Gebrauch der Kirche verlangt, sondern nur einmal, und ist flugs wieder heraus, laut seinen Tabak fordernd. Alle Versuche ihn zu über-

zeugen, dass er noch zwei Mal untertauchen müsse, prallten an ihm ab: er rannte wie toll vor Kälte im Kreise, der sich um die Scene gebildet hatte, herum immer nur sein: Tabak, Tabak! rufend. Derartige Scenen haben wir nicht mit angesehen, wohl aber wird, oder wurde wenigstens damals dem Missionär Peter Ssuworof alljährlich eine grosse Quantität Tabak und Eisenwaaren seitens der Krone ausgeliefert, damit er unter den Tschuktschen das Wort Gottes verbreite. Was für einen Sinn derartige Geschenke einem Missionär gegenüber haben, ist einfach nicht fasslich, auch hat sie der am Anadyr wohnende Missionär nicht; die Seelen sollen doch der Theorie nach freiwillig, nur durch die Macht der Wahrheit bewogen, in die rechtgläubige Kirche eintreten, — wozu also Tabak und Eisen? Dem Missionär übrigens ist das eine sehr angenehme Zugabe zu seinem Gehalt; denn er erhielt seinen Tabak selbst in solchen Jahren, wo der Schnee so tief ausgefallen war, dass keine Kaufmannskarawane in Nishnekolymsk ankommen konnte, weil alle Pferde unterwegs gestürzt waren, also erlangte seine Waare einen unglaublich hohen Preis und konnte, wie das dann vorkommen soll, pfeifenweise verkauft werden: ein Eichhörnchen oder ein Hermelin für das Recht eine Pfeife von der Grösse einer Haselnuss stopfen und rauchen zu können.

Der Missionär von Nishnekolymsk reicht wohl alljährlich eine Liste Getaufter ein, ob dieselbe aber auf Lehrthätigkeit oder auf Tabak basiert, entzieht sich der Beobachtung. Wohl aber muss darauf hingewiesen werden, dass der Missionär Peter Ssuworof kein Wort tschuktschisch konnte, obwohl er eine lange Reihe von Jahren als Missionär fungierte, dass er die Tschuktschen nur einmal im Jahre zu Gesicht bekam, während des Jahrmarkts am Anui, wo er

wahrlich keine Zeit hatte, sich mit ihnen über religiöse Dinge zu unterhalten. Er wohnte, wie gesagt in Nishnekolymsk, wohin die Tschuktschen höchst selten kamen, und wenn sie auch den Ort häufiger besucht hätten, wäre das ohne weiteren Nutzen gewesen, weil der Missionär es ja nicht für nöthig gehalten hatte, sich mit der Sprache des Volkes, das er bekehren sollte, bekannt zu machen. Es war ihm allerdings ein ständiger Dolmetscher zugetheilt worden, der wohnte aber nicht in Nishnekolymsk, sondern irgendwo am Anui und fand sich nur beim Missionär ein zur Zeit des Jahrmarkts und dann noch ein oder zwei Mal im Jahre, wenn derselbe eine Fahrt unternahm zur Mündung der grossen Baranicha. Dort hat ein Kaufmann Trifonof in alten Zeiten eine Handelsniederlassung gehabt, als die Tschuktschen noch in dichten Haufen auf der Insel Aioka und um die Bucht Tschaun herumwohnten. Als sie in der Folge begannen, diese Gegend zu verlassen und sich südwestlich den beiden Anui zu zubewegen, gab Trifonow seine Niederlassung an der Mündung der Baranicha ebenfalls auf, liess aber, weil man gerade damals eine Wohnung für einen Tschuktschen-Missionär suchte, aus seinem Waarenmagazin eine Kirche machen und schenkte dieses Gotteshaus, sowie sein Wohnhaus der Eparchialobrigkeit zur Verfügung der Tschuktschen-Mission. Es fand sich auch damals ein Geistlicher, Argentof, der es nicht verschmähte, unter den Tschuktschen zu wohnen und deren Sprache, wenn auch nothdürftig, zu erlernen. Er hatte es sehr schwer, da er der Erste war, der sich an die harte Arbeit machte, einem an Begriffen armen Volke Lehren beizubringen, für welche er im vorhandenen Wortschatze oft keine Ausdrücke fand. Seine Mühen waren insofern von Erfolg begleitet, als die Tschuktschen ihn gern hatten,

und wenn auch die Taufen, die er vollzog, wohl noch auf sehr geringer Ueberzeugung beruhen mochten, so hatte er doch unzweifelhaft Boden gewonnen und konnte wohl sagen, dass er nach Möglichkeit vorgearbeitet habe; wirklichen Erfolg konnte er ja vernünftiger Weise nur von der anwachsenden Jugend erwarten, und auf diese hat er, wie er mir selbst sagte, auch nur seine Hoffnung gesetzt. Er war aber ein etwas excentrischer Herr und kam durch diese Charaktereigenthümlichkeit in Conflikte, nicht mit den Tschuktschen, die ihm ein warmes Andenken bewahrt haben, sondern mit seinen Collegen in Nishnekolymsk, so dass er den Posten schliesslich verlassen musste. Mit seinem Abgang war aber die eigentliche Tschuktschen-Mission zu Ende; seine Nachfolger hielten es nicht für möglich, bei der einsamen Kapelle an der Mündung der Baranicha zu leben, sie zogen nach Nishnekolymsk und wirkten von dort aus durch Tabak und eiserne Geräthe. Es wird ja auch noch getauft, aber das ist nur von Interesse für die jährlich vorzustellenden Listen: die Getauften haben keinen Begriff von dem, was mit ihnen vorgeht, und bleiben nach wie vor Heiden.

So war es im Jahre 1870, es ist aber wohl möglich, dass es später besser geworden ist. Die Tschuktschen wenigstens, die es sehr wünschen, dass das Christenthum unter ihnen Einkehr halte, hatten damals grosse Hoffnungen auf die neue Kapelle und das Wohnhaus, das an der Mündung des Elombal durch Amwraorgin aufgebaut wurde. Sie hatten diesen Platz selbst ausgesucht, weil dort herum eine grosse Anzahl von Familien sich ständig aufhielt und sie so gewissermassen ihren Missionär unter sich haben konnten. Als ich mich von ihnen verabschiedete, baten sie mich dringend dafür zu sorgen, dass bald ein Missionär geschickt werde, der mitten unter ihnen lebe, wie es Argentof gethan habe,

und ihre Kinder im Christenthum unterrichte. Sie fügten hinzu: «sage ihm, er solle zu uns kommen und sich nicht fürchten, er soll es gut bei uns haben, wir wollen ihn wie unseren Vater halten und dafür sorgen, dass es ihm an nichts mangele». Dieselbe Bitte hatten sie schon früher an den Erzbischof während seines Aufenthalts am Anui gerichtet, und in der That, er hat sein Versprechen rasch erfüllt, denn als ich im Herbst 1870 nach Jakutsk zurückreiste, begegnete mir der neu ernannte Missionär, dem schon aufgetragen worden war, am Elombal zu wohnen und sich vor allen Dingen der Erlernung der Sprache zu befleissigen. Es ist also anzunehmen, dass es dort in dieser Hinsicht besser geworden ist.

Was nun den Missionär am Anadyr anbetrifft, so ist die Benennung eine falsche, denn er ist gar kein Missionär und auch gar nicht in der Lage, eines solchen Amtes zu warten. Seinen Wohnsitz hat er in dem kleinen Flecken Markowo, oberhalb der Vereinigung des Anádyr mit seinem grossen rechten Nebenflusse, dem Máin. Dort befindet sich eine kleine Kirche und daselbst leitet der Missionär den Gottesdienst. Das ist Alles ganz gut, denn man setzt den Prediger doch dorthin, wo Menschen wohnen, nur ist das keine Missionsthätigkeit unter Heiden, deren es um Markowo herum gar keine giebt. Wie mir der Missionär, Mitrofan Schipizyn, wenn ich nicht irre, mittheilte, ist er eigentlich bestimmt, das Wort Gottes den Korjaken zu predigen, kann das aber nicht gut ausführen, da er diese Leute durchaus nicht, oder doch nur dann und wann zufällig zu Gesichte bekommt. Die Korjaken wohnen nämlich um den Meerbusen von Gishiginsk und Penshinsk herum, so dass die nächsten Jurten derselben über 450 Werst von Markowo entfernt stehen,— wie soll also der Missionär dieselben erreichen? In einer

Hinsicht hätte er es mit ihnen allerdings leichter als der Tschuktschen-Missionär am Anui, denn die Tschuktschen daselbst sind zerstreut lebende Nomaden, während die Korjaken am Meere feste Wohnsitze und Ortschaften haben. Wenn man aber dem Missionär seinen Wohnsitz am Anadyr anweist, so kann man von ihm nicht verlangen, dass er des Missionsamtes am Ochotskischen Meer pflegt, man kann nicht einmal verlangen, dass er dorthin Reisen unternimmt, wenn man ihm keine Mittel, solche Reisen zu vollziehen, anweist. Es ist überhaupt mit diesem Missionär in einer Weise verfahren worden, die so unglaublich erscheint, dass die Darstellung seiner Lage wie eine Fabel klingt. Er soll am Meere sein Arbeitsfeld haben, muss aber bei seiner Kirche wohnen, die 400 Werst landeinwärts liegt; er hat seinen Gehalt, sowie seine Provision in Gishiginsk zu empfangen, das vom Anadyr, wo er zu wohnen verpflichtet ist, über 600 Werst (man rechnet dort wie mir scheint fälschlich 800 Werst Entfernung zwischen Markowo und Gishiginsk) absteht; er muss diesen langen Weg über Gebirge und baumlose Tundra jedes Jahr zurücklegen auf eigene Rechnung, wenn er Geld und Lebensmittel zu seinem und seiner Familie Unterhalt erhalten will. Das wäre noch erträglich, meinte Schipizyn, höchst beschwerlich sei es aber, dass das ihm Zukommende nicht regelmässig ankäme. Worin diese Unregelmässigkeit liege, konnte er nicht mit Sicherheit sagen, wohl aber sei das ein Faktum, dass er, wenn er mit seinen auf eigene Rechnung gehaltenen oder gemietheten Hunden endlich in Gishiginsk ankäme, die Nachricht erhalte, sein Gehalt sei diesmal nicht geschickt worden. Nun müsse er doch leben, also bliebe ihm nichts übrig, als bei den Kaufleuten herumzubetteln, dass sie ihm seinen Jahresbedarf auf Schuld abliessen. Er habe das allerdings bisher auch im-

mer zu Wege gebracht, auch habe er schliesslich seinen Gehalt stets ausgezahlt erhalten; aber die Kaufleute rechneten beim Inschuldnehmen so riesenhafte Provision, dass dadurch seine Mittel sehr gekürzt würden. Er meinte allerdings die Unregelmässigkeiten, die beim Bezuge seines Gehalts und seiner Provision so häufig vorkämen, hätten ihren Grund darin, dass seine vorgesetzte Behörde, die ihn mit Allem zu versorgen habe, sich in Blagoweschtschensk am Amur befände, er also was ihm zukäme zu Schiff erhalte, dieses aber nicht jedes Jahr in Gishiginsk einträfe. Das kann ja wohl sein; es zeigt aber doch ein etwas zu grosses Maass administrativen Leichtsinns, wenn man Beamte, und als einen Beamten der Kirche hat sich doch auch der Missionär zu betrachten, an Posten sendet und dann nicht einmal Vorkehrungen trifft, sie mit Lebensunterhalt zu versorgen. An und für sich hat es ja wohl guten Grund, in Markowo eine Kirche und einen Geistlichen zu halten, denn längs des Anádyr wohnen christliche Jukagern und Tschuwanzen, die eines Seelsorgers bedürfen; auch kann derselbe, aber doch nur unter der Bedingung, dass man ihm Reisemittel anweist, die Christen an der Penshina bedienen, denn zwischen Penshinsk und Markowo beträgt die Entfernung nur zweihundert Werst. Wenn man aber ausserdem unter den Korjaken missioniren will, so lässt sich eine so edle Absicht nicht einfach dadurch erfüllen, dass man dem Geistlichen von Markowo den Titel Missionär beilegt und dann im Jahresbericht anführt, es bestehe eine Korjaken-Mission. Von Mission, die nicht nur im Jahresbericht steht, kann erst dann die Rede sein, wenn der Missionär unter den Korjaken selbst wohnen wird, und nirgends in Sibirien dürfte es wohl so leicht sein eine Mission mitten unter den armen Menschen zu errichten, die man belehren will, und nirgends

wäre eine solche nothwendiger, als unter den Korjaken des Ochotskischen Meeres, die sich auf dem Wege befinden, durch Trunk und andere Laster zu Grunde zu gehen. Allerdings ist die Meeresküste waldlos, aber an der Penshina wächst hochstämmiger Espen- und Pappelwald, viel stattlicher als derjenige, aus welchem die Kirche und die Häuser in Markowo gebaut sind, und es wäre nicht schwierig, die Baumstämme die Penshina hinunter bis zum Meere und dann längs der Küste zur Mündung der Schestakowa zu flössen, wo sich eine Korjaken-Niederlassung befindet, und zwar die grösste aller längs der Küste. Von hier aus könnte der Missionär im Winter auf Narten, im Sommer auf Baidaren sämmtliche Niederlassungen besuchen und seines Amtes walten. Ja damit wäre seine Wirksamkeit noch nicht begrenzt, denn in den Küstengebirgen sitzen noch viele Familien Rennthier-Korjaken, die des reichen Fischfangs wegen jeden Sommer ans Meer ziehen, dieselben könnten also auch der Lehre des Christenthums theilhaftig werden. Wenn man das Alles an Ort und Stelle ansieht, so erscheint einem der Missionär am Anadyr wie ein Hohn und wie eine absichtliche Täuschung der obersten Behörden, die sich bei ihrer weiten Entfernung, in St. Petersburg, gar keine Vorstellung von der Sachlage, wie sie in Wirklichkeit ist, zu machen vermögen.

43. Wrangell hat in seiner Reise den Bericht Matjuschkin's über den Jahrmarkt mitgetheilt. Derselbe ist sehr lebhaft und hübsch gehalten, namentlich entspricht die Schilderung des Handels mit den Tschuktschen auf dem Eise genau der Wirklichkeit. Wer aber diesen Bericht liest, kann nicht anders als die Tschuktschen den Russen gegenüber in ein viel zu vortheilhaftes Licht stellen und sie

für die letzteren hocherhaben über halten. Das ist jedoch durchaus nicht der Fall, und es war daher nothwendig um den Russen gerecht zu werden, im Texte darauf hinzuweisen, dass sich die letzteren den ersteren gegenüber in einer viel ungünstigeren Lage befinden, die darauf basiert, dass die verschiedenen Fellsorten, die am Anui einen gleichen Tabakswerth haben, auf dem Markt in Jakutsk sehr verschieden geschätzt werden.

44. Auf dem Tschuktschen-Markt sind die von Anfang an festgesetzten Preise bis in die letzte Zeit unabänderlich beibehalten worden, während sich auf dem Pelzmarkt in Europa mancherlei geändert hat. So trug z. B. die russische Armee in früherer Zeit Biberkragen, was einen ungeheuren Consum dieses Fellwerks allein in Russland mit sich brachte. Der reiche Offizier trug natürlich einen Kragen aus dem Fell der Seeotter, den man in Russland «Seebiber» oder «echten Biber» nennt, gewöhnlich wurde aber der Flussbiber, *Castor fiber*, dasselbe Fell, das die Tschuktschen zu Markte bringen, verlangt. In Folge dessen war dieses Pelzwerk in alten Zeiten am Anui sehr gern begehrt; als aber unter Kaiser Alexander II die Biberkragen des Heeres durch Lammfellchen ersetzt wurden, änderte sich das sehr bald, und in gegenwärtiger Zeit besteht auf den europäischen Pelzmärkten fast gar keine Nachfrage mehr nach dem Flussbiber. Dagegen ist der Tschuktschen-Marder stets sehr hochgeschätzt gewesen und so auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Er ist wundervoll behaart, sehr gross und unterscheidet sich vom Zobel nur durch sein gelbes «Wasser», so dass man ihn in Russland als eine Art minderwerthigen Zobel schätzt. Ferner war die Fuchsvarietät, die man Ssiwoduschka nennt, zu gewissen Zeiten ungemein

hoch im Preise, so dass Jedermann am Anui alle seine Kräfte anstrengte, um dieser Felle habhaft zu werden. Es ist aber nun schon eine Reihe von Jahren her, dass die Tschuktschen fast nur noch Biberfelle und einige wenige Füchse und Marder auf den Markt bringen, sowie Walrosszähne von geringer Grösse. Das liegt daran, dass ihnen die werthvollen Handelsartikel bereits an der Meerenge bei Cap Péek von den Walfischfängern abgehandelt werden, ein Umstand, der allerdings den Kaufleuten sehr unangenehm ist, gegen welchen man jedoch keinen vernünftigen Einwand erheben könnte, wenn der Handel nicht in einer Weise betrieben würde, der den Ruin des Volkes zur sichern Folge haben muss. Zum reellen Handel mit den Tschuktschen fehlt es den Walfischfängern an zwei wichtigen Handelsartikeln, an tscherkaskischem Tabak und an Renthierfellen, zwei den Tschuktschen sowohl wie den Kergaulen unumgänglich nöthigen Dingen. Hätten sie diese Dinge anzubieten, so würde sich wohl kein Tschuktschen-Händler bereit finden lassen, jährlich den langen und beschwerlichen Weg von Cap Peek zum Anui und wieder zurück zu ziehen. Da sie ihnen aber nicht anbieten können, was jene nothwendig brauchen, so haben sie, um überhaupt handeln zu können, den Branntwein ins Gefecht geführt, in der sehr sicheren Berechnung, dass ein Wilder diesem Genussmittel wehrlos gegenüber steht. Nach Pangao's Erzählungen fängt das Geschäft gewöhnlich mit Anbieten von Eisenwaaren an, die die Amerikaner allerdings in grosser Manigfaltigkeit und zu viel billigeren Preisen bieten können, als die Kaufleute am Anui. Wird kein Eisen mehr genommen und droht das Geschäft abzubrechen, so erscheint der Branntwein zuerst als freundlich angebotener Trunk, dann aber, wenn die Wilden trunken geworden sind und alles vernünftige Urtheil verloren haben, als Handels-

artikel—und, von seinem Rausch erwacht, sieht der Tschuktsche sich im Besitz einer oder einiger Flaschen Branntwein, sein Vorrath an Fellen ist jedoch verschwunden. Sehr viel Elend und Unglück richtet dieser gewissenlose Handel unter den Leuten an, und Viele sind schon in Folge desselben zu Grunde gegangen.

45. Geschickt sind die Tschuktschen keineswegs, dazu sind sie schon viel zu plump und schwerfällig gebaut, aber stark und ausdauernd sind sie wohl; ihre bedeutendste Leistung ist jedoch immer die vollkommene Gleichgültigkeit gegen die Kälte. Sie haben ja wohl eine warme Kleidung aus doppeltem Rennthierfell; wenn man aber in Betracht zieht, dass dieses doppelte Hemd auf dem blossen Körper bei 40° unter Null getragen wird, so kann man eigentlich nicht behaupten, dass sie sich übermässig warm anziehen. Dieser warmen Kleidung entledigen sie sich jedoch, ohne sich viel zu bedenken, so bald sie dieselbe hinderlich finden und scheinen dabei weiter nichts Unangenehmes zu verspüren. Die Kleidung der Weiber besteht aus einer Art Rockhose, d. h. aus einem Kleidungsstück, das durch die sehr weite Halsöffnung angezogen, dann unter dem Knie mit Riemen festgebunden wird; der obere Theil dieses Kleidungsstückes ist sehr weit und hat auch sehr weite Aermel, in welche man die Arme von innen hineinsteckt. Macht das Weib einen Besuch ausser dem Hause, so zieht sie über dieses Kleidungsstück noch ein weites Hemd aus Sommerfell an, mit der kurzhaarigen Fellseite nach innen; zu Hause jedoch trägt sie nur jene Hose, die den Hals vollkommen offen lässt, da die Oeffnung, wie gesagt, so weit ist, dass das Kleidungsstück durch dieselbe über die Hüften gezogen werden kann. Die breiten Aermel und das weite Kleidungsstück sind ihnen aber bei ihren Handarbeiten oft hinderlich, und daher sitzen sie in

ihren Schlafzelten fast immer mit dem herabgelassenen oberen Theile dieser Kleidung oder, mit anderen Worten, vollkommen nackt bis an die Hüften. Ist der Schlafpolog geschlossen und die Lampe in demselben angezündet, so lässt sich das schon aushalten, denn alsdann ist die Temperatur in dem kleinen Raume eine recht erträgliche. Das ist aber des Tags keineswegs der Fall: die Lampe brennt nicht, und, um Licht im Raume zu haben, wird die vordere Wand des Pologs aufgebunden, wo dann die Temperatur in demselben sich kaum von der im Freien unterscheidet. Während des Jahrmarkts machte ich einmal einen Gang durch die Zelte der Tschuktschen und sah vor einem derselben zwei Weiber sitzen, die sehr eifrig mit irgend einer Schneiderarbeit beschäftigt waren. Sie hatten allerhand gegorbene Felle auf den Schnee ausgebreitet und maassen und schnitten an denselben herum. Dabei hatten sie natürlich der Bequemlichkeit wegen ihre Kleidung herabgelassen und hantierten nackt herum; es stand aber das Thermometer gegen dreissig Grad unter Null und wehte ein scharfer Wind. Ich äusserte dem Dolmetscher gegenüber meine Verwunderung über diese leichte Kleidung, worauf die Weiber ihn sogleich fragten, was ich gesagt hätte, und dann, als er ihnen geantwortet, sehr lachten und sofort in ihre Aermel fuhren. Ich konnte aus seiner Art zu sprechen sehr wohl erkennen, dass er ihnen durchaus nicht richtig den Sinn meiner Worte gedolmetscht, sondern ihnen erklärt habe, es schicke sich nicht vor einem Beamten unbekleidet zu erscheinen. Daher liess ich ihnen sofort sagen, mir liege nichts daran, wie sie Toilette machten, ich hätte nur befürchtet, sie könnten frieren; darauf erfolgte ein sehr starker Lacherguss, sie liessen sogleich ihre Kleider wieder herunterfallen und nähten nackt weiter.

Wie die Weiber, so thun auch die Männer: ihre Kleidung, die aus eng anschliessenden Pelzhosen und einem, wie gesagt, ebenfalls kurzen Pelzhemde mit engen Aermeln besteht, über welches sie ausser dem Hause noch ein weites Hemd, wie die Weiber, tragen, ist allerdings weit bequemer und wird daher nur sehr selten abgeworfen, aber dann und wann geschieht es doch, wie z. B. bei dem bei ihnen sehr beliebten Ringkampf. Ein anderes Mal hatte ich im Zelte Amwraorgin's zur Zeit des Jahrmarkts eine kleine Festivität arrangirt. Es geschah das nach vollendetem Zählungsgeschäft und nach Empfange des Jassak. Geladen hatte der alte Erem seine vornehmsten Heerdenbesitzer, und da durfte auch der Branntwein nicht fehlen. Wohl war dafür gesorgt, dass derselbe nicht zu stark sei, aber auf diese Leute, die ihn nur sehr selten zu Gesicht bekamen, wirkte er doch sehr bedeutend, und es entstand sehr bald eine äusserst lebhafte Unterhaltung. Ausser mir waren die anderen Glieder unserer Gesellschaft, Nikolai Alexejewitsch Ssolowjof und noch einige andere Kaufleute anwesend. Im Ganzen hielten sich die Tschuktschen sehr gut: wenn Einer von ihnen etwas undeutlich zu sprechen begann, so verschwand er sehr bald aus dem Zelt und kehrte erst nach geraumer Zeit wieder zurück, offenbar in viel besserer Verfassung als früher. Alles schien ganz gut zu gehen, als sich plötzlich ein lebhafter Wortwechsel zwischen dem alten Amwraorgin und einem Tschuktschen vom Cap Peek erhob, der auch als Gast erschienen war. Worüber sie heftig wurden, konnte ich nicht verstehen, sah aber wie Amwraorgin, heftig erregt, einen derben Knüttel ergriff und seinem Gast einen so wohlgemeinten Hieb über den Schädel versetzte, dass derselbe hinstürzte. Es erhob sich ein lautes Gelächter. Ssolowjof aber war so erschreckt, dass er auf-

sprang und wegfahren wollte, denn nun, meinte er, seien die Tschuktschen erhitzt, und es werde an die Messer gehen. Vergeblich suchte ich ihn zu beruhigen, ich ging daher mit ihm hinaus, um Jemand aufzufinden, der ihm seine Narte vorführen könne. Es war draussen heller Mondschein, so dass wir deutlich ein sonderbares Schauspiel betrachten konnten, das dort vorgetragen wurde. Auf dem Schnee lagen einige Tschuktschen, sie hatten ihre Fellhemde ausgezogen, so dass die Oberkörper bis zur Hüfte vollkommen nackt waren, und rollten sich in dieser Toilette auf dem Schnee herum, wobei sie mitunter mit den Köpfen tief in den nebenan zu Haufen aufgefegten tiefen Schnee stiessen. Auf unsere Frage erklärten sie uns, das sei ein vortreffliches Mittel sich der überflüssigen Hitze und der Branntweindünste zu entledigen. Sie hatten das schon einige Mal im Verlauf des Abends gethan und so sich immer wieder aufgefrischt, wenn ihnen der genossene Trunk zu mächtig zu werden begann.

46. Nicht immer enden diese Wettläufe ohne ernste Unfälle. Dieses Mal war nur ein Tschuktsche durch ein ihm an den Kopf geflogenes Schnee- oder Eisstück auf kurze Zeit besinnungslos geworden, was weiter nichts zu sagen hatte. Es kann aber auch vorkommen, dass sie von den Thieren geschleift werden, und dann kommen mitunter schwere Verletzungen vor. Der Anspann ist nämlich so eingerichtet, dass jeder Zügel am Handende eine Oese hat, durch welche man die Hand steckt, so dass man dieselben nicht immer zu halten braucht, — sie sind eben am Handgelenk durch die Oese oder Schlinge befestigt. Bei gewöhnlichem Fahren, wo man die Thiere durch die oben beschriebene Lenkvorrichtung vollständig in seiner Hand hat, ist

diese Einrichtung allerdings sehr bequem, weil die Hände freier sind und daher die Finger bei der starken Winterkälte weniger leicht erstarren. Im tollen Rennen aber erwächst aus dieser Bequemlichkeit eine nicht geringe Gefahr: die Thiere sind so aufgeregt, dass man schon nicht mehr sicher lenken kann, und passirt es dann, dass der Schlitten beim Auffliegen einmal nicht richtig auf die Sohlen fällt, sondern umschlägt, so wird der Insasse über Stock und Stein geschleift und dabei übel zugerichtet. Dass die Möglichkeit des Lenkens beim Rennen eine sehr herabgeminderte ist, habe ich selbst erfahren können. Es war das während unserer Rückreise von der Mündung des Anadyr nach Markowo. Wir hatten damals schon Winterbahn, obwohl der Schnee, namentlich auf den Hümpeln, noch wenig tief lag; die Rennschlitten waren herausgeholt und die Tschuktschen fuhren auf den ihrigen vor unserem Zuge her, wie sie es gewohnt waren. Ich hatte mich mit dem meinigen, der mit einem Paar vortrefflicher Thiere bespannt war, etwas aufgehalten, um eine Spur zu verfolgen, und holte eben den Zug der Schlitten ein, als aus der Mitte desselben ein Schrei ertönte. Es hatte sich ein Rennthier los gemacht und lief seitwärts in die Tundra. Auf den Schrei bogen die Tschuktschen auch ab, um es wieder einzufangen, und da sie Alle von vorn kamen, so folgte ich ihrem Beispiel um dem Thier den Weg nach hinten abzuschneiden. So ging es im raschen Laufe eine zeitlang vorwärts, nicht gerade sehr bequem, aber ich begann doch dem Thiere Raum abzugewinnen. Dasselbe war bisher nur im raschen Trabe gelaufen, plötzlich aber schien es Unrath zu merken, hielt einen Augenblick an, sah sich blitzschnell um und flog dann vorwärts, wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil. Das hatten meine beiden Thiere kaum bemerkt, als ihr Geweih auf den Rücken

niedersank, die Schnauzen sich vertikal gen Himmel hoben und sie mit einer Schnelligkeit dahinstürmten, als jagte sie eine Meute hungriger Wölfe. Der Schlitten schnellte Mal auf Mal in die Lüfte, kam aber immer wieder ordentlich auf die Sohlen, da die Hümpel doch immer ziemlich regelmässig liegen und die Sohlen sehr lang zu sein pflegen, so dass das Balancieren im Ganzen nicht allzuschwer ist. Was mir aber die Sache unangenehm werden liess, waren die Massen Schnee, mit denen ihre Hufe mich überschütteten; es war wohl nur loser Schneestaub, denn wir hatten ja erst Anfang Winter, und auf der Tundra lag noch keine hartgewehte Schneerinde, aber das Sehen wurde dadurch doch in hohem Grade beeinträchtigt. Daher hielt ich es für besser anzuhalten und den Tschuktschen zu überlassen, ihren Flüchtling einzuholen. Das ging aber nicht mehr, die Thiere befanden sich in so wilder Aufregung, dass sie den Druck der Hebel nicht mehr verspürten, die Bremse aber, die sich stets an der rechten Sohle des Schlittens befindet und aus einem sinnreich angebrachten Stück Rennthiergeweih besteht, das man mit dem Fuss in den Schnee drücken kann, wirkte nicht, weil letzterer eben noch so sehr locker war. Während ich mich mit meinen Zügeln beschäftigte, holte mich ein Tschuktsche ein, und in der Ueberzeugung, dass ich mit den Zügeln hantiere, weil mir die Thiere zu langsam liefen, machte er sich mit ganz glücklichem Grinsen daran, sie noch mehr anzutreiben. Im tollen Jagen konnte ich mich ihm nicht ordentlich verständlich machen, so dass er, als ich ihm zurief die Thiere zu halten, wieder meinte, ich wolle sein Lasso haben um es dem Flüchtling über den Hals zu werfen, und es mir sofort anbot. Gerade in dem Augenblick erhielt ich aber eine so reichliche Dosis Schnee gerade ins Gesicht, dass ich mich in absoluter Finsterniss befand; dieser

Umstand endlich schien ihm klar zu machen, dass es mir mehr am Anhalten als am Lassowerfen gelegen war, und indem er seine Thiere durch einen heftigen Ansprung vor die meinigen brachte, gelang es ihm nach einiger Zeit die Gespanne beide zum Stehen zu bringen. Das letztere Manöver konnte ich jedoch nicht ansehen, ich fühlte nur, dass wir standen, und musste zuvor mir den Schnee abkratzen, um etwas sehen zu können.

47. Das Rennthiermoos kommt wohl überall in der Tundra und auf den Bergen vor, es ist aber, wie schon angeführt, nicht stets von gleicher Güte, im Gegentheil man unterscheidet vier Sorten, die verschiedene Eigenschaften haben. Die eine ist besonders gut im Herbst oder Winteranfang, eine andere bildet das Hauptfutter während der sehr kalten Jahreszeit, und schliesslich giebt es noch eine grünlich gelbe Moosart, die den Kühen und den jungen Kälbern ganz besonders zur Zeit des Wurfs zuträglich sein soll; kurz ein guter Hirt hat da scharf aufzumerken. Dann aber ist ein sehr wichtiger Umstand die Menge des vorhandenen Mooses auf der als Futterplatz gewählten Fläche. Davon hängt nicht nur das Wohlbefinden, sondern auch das Zusammenhalten der Heerde ab. Diese besteht doch immer aus halbwilden Thieren, die sich wohl die Pflege des Menschen gefallen lassen und bei ihm bleiben, so lange es ihnen in seiner Hut wohl geht, die aber auch sehr leicht geneigt sind, ihn zu verlassen, sobald es ihnen scheint, als hätten sie nicht Alles, was sie beanspruchen. Jedenfalls hat der Rennthierhirt sein ganzes Dasein gewissermaassen den Thieren zu opfern, nur an ihr Wohlbefinden zu denken und sich daran zu gewöhnen, dass er es nur dann gut habe, wenn die Thiere zufriedengestellt sind. Das Alles ist aber viel leichter

gesagt als gethan. Hat er es möglich machen können, seine Heerde in der Nähe des Baumwuchses unterzubringen, so fehlt ihm allerdings nichts; denn Alles, was er zum Leben braucht, liefert ihm ja das Rennthier reichlich,—nur Wärme kann es ihm nicht gewähren. Nun haben aber die grossen Heerdenbesitzer ihre Wohnsitze selbst an den Grenzen des Waldwuchses, was also dort an guter Weide zu finden ist, dürfte wohl schon Alles mit Heerden belegt sein, so dass für die Hirtenknechte nur die entfernte Tundra offen ist, wo man sich ohne Holz behelfen muss. Das kann ja ein Tschuktsche sehr wohl aushalten: zum Kochen braucht er kein Feuer, da er sein Fleisch ebenso gern roh ist, ja im thierwarmen Zustande ist es ihm sogar eine Leckerei. Es kam nicht selten unterwegs vor, dass Amwraořgin, der doch gekochte Speise haben konnte, wenn er gerade zu der Zeit vorbeiging, wo die Weiber beschäftigt waren, ein geschlachtetes Rennthier zu zerlegen, sich in aller Eile, ehe das Thier erkalten konnte, ein Bein abschneiden liess und sich daran machte, das warme Fleisch mit grossem Behagen zu verzehren. Also das Kochfeuer ist dem Tschuktschen entbehrlich, weniger gern vermisst er das Feuer als Wärmespender, aber er kommt, wenn es sein muss, auch ohne dasselbe durch. Immer aber ist es doch keine leichte Sache, auch für den Tschuktschen, wenn es es stürmt, sich des Nachts nicht in seinen Polog zurückziehen zu können, sondern bei der Heerde zu bleiben, damit dieselbe sich nicht verlaufe. Bei gutem Wetter und reichlicher Weide hat der Hirt im Winter allerdings nicht allzuviel zu thun, aber diese Bedingungen treffen weitaus nicht immer zusammen, und somit gestaltet sich sein Dienst zu einem auch für einen abgehärteten Mann mühevollen und angreifenden. Er wird jedoch stets gesucht, ein Heerden-

besitzer ist nie um Hirten verlegen, das Angebot ist grösser als die Nachfrage, denn das Rennthierhüten ist einerseits die Lebensaufgabe dieses Volkes, andererseits hat ein Hirt immer die sichere Aussicht, bei Ausdauer und Tüchtigkeit in absehbarer Zeit ein selbstständiger Viehbesitzer werden zu können.

48. Es ist kaum denkbar, dass eine Made, die beinahe die Grösse und Gestalt des Engerlings hat, zu einem Insekt gehören könne, das nicht viel grösser als unsere gewöhnliche Hummel ist. Andererseits aber liesse sich die panische Furcht nicht erklären, die das Rennthier beim Erscheinen dieser Hummel, die nicht sticht, ergreift; auch bezeichneten die Tschuktschen mit vollkommener Sicherheit dieses Thier als den Urheber jener Würmer, die den Körper des Rennthiers oft dicht durchsetzen. Zum grössten Theil steckt der Wurm jedoch dicht unter der Epidermis und ist so leicht herauszudrücken, dass es eine Beschäftigung der Kinder ist, ihn für sich abzufangen. Sie essen ihn sehr gern und behaupten, er sei so süss wie Zucker; daher thut man ihnen mitunter den Gefallen ein recht ruppig aussehendes Renn für sie einzufangen und vor ihnen zu Boden zu werfen. Alsbald ist die ganze Gesellschaft darüber her, und man sieht, wie bald Dieser, bald Jener sich einen herausgepressten Wurm höchst befriedigend in den Mund steckt.

49. Ohne Vorgang ist indessen diese bei den Tschuktschen herrschende Praxis keineswegs. Man braucht nur in der Genesis die Erzählung von Laban und Jakob nachzulesen, um zu sehen, dass die uralten Gepflogenheiten der nachsintfluthlichen asiatischen Nomaden sehr genau mit denen der Tschuktschen übereinstimmen. Was sich auf die Wer-

bung Jakobs um die Töchter Laban's bezieht, entspricht sogar vollständig demjenigen, was jetzt unter den Tschuktschen Brauch ist, in Hinsicht jedoch der Heerdenverwaltung erscheint der alte Syrer als viel weniger coulant wie die Rennthierbesitzer. Indessen ist nicht ausser Acht zu lassen, dass Jakob bei der schliesslichen Auseinandersetzung dem Laban einen entschiedenen Vorwurf daraus machte, dass er das, was er gegessen habe und was von den Wölfen zerrissen worden sei, habe erstatten müssen. Es ist daraus doch wohl zu schliessen, dass in diesen Forderungen eine sonst nicht gerade übliche Härte des Besitzers gegen den Knecht lag. Im Allgemeinen wird man aber nicht in Abrede stellen können, dass wiederum ähnliche Verhältnisse ähnliche Wirkungen und Maassnahmen hervorbringen, selbst bei sonst sehr verschiedenartig veranlagten Völkerschaften.

50. Das Zahlensystem der Tschuktschen lässt allerdings Manches zu wünschen übrig. Darnach zu urtheilen, dass sie beim Zählen stets ihre zehn Finger gebrauchen, müsste man erwarten, dass ihr Zahlensystem auch auf der Grundzahl zehn fusse; das ist aber eigentlich nicht der Fall, wie man aus Folgendem ersehen kann. Die Zahlenbenennungen sind nämlich:

1	ennén	10	mengítkin
2	n͡girák	11	ennén párol
3	n͡grok	12	ngirák párol
4	n͡grak	13	n͡grok párol
5	méllengä	14	n͡grak párol
6	ennén méllengä	15	kilgínkin
7	n͡girák méllengä	16	kilgínnok ennèn
8	amroókin	17	kilgínnok n͡girák
9	kon-ádshinkin	18	kilgínnok n͡grok

19 kilgĭnnok n͡grak
20 klĭkin
21 klĭkin ennén
22 klĭkin n͡girăk
23 klĭkin n͡grok
24 klĭkin n͡grak
25 klĭkin méllengă
26 klĭkin ennén méllengă
27 klĭkin n͡girăk méllengă
28 klĭkin amrookin
29 klĭkin kon-adshinkin
30 klĭkin mengĭtkin párol
31 klĭkin ennén párol
32 klĭkin n͡girăk párol
33 klĭkin n͡grók párol
34 klĭkin n͡grak párol
35 klĭkin kilgĭnkin
36 klĭkin kilgĭnnok ennén
37 klĭkin kilgĭnnok n͡girăk
38 klĭkin kilginnok n͡grok
39 klĭkin kilgĭnnok n͡grak
40 n͡girăk klĭkin
41 n͡girăk klĭkin ennén
42 n͡girăk klĭkin n͡girăk
43 n͡girăk klĭkin n͡grok
44 n͡girăk klĭkin n͡grak
45 n͡girăk klĭkin méllengă
46 n͡girăk klĭkin ennén méllengă
47 ngirăk klĭkin ngirăk méllengă
48 ngirăk klikin amroókin
49 n͡girăk klĭkin kon-ádshinkin
50 n͡girăk klĭkin mengĭtkin párol
60 n͡grok klĭkin
70 n͡grok klĭkin mengĭtkin párol
80 n͡grak klĭkin
90 n͡grak klĭkin mengĭtkin párol
100 méllenga klĭkin
200 n͡girăk méllengă klikin.

In dieser Weise geht es fort bis 999. Für die Zahl 1000 behelfen sie sich mit einer Verstümmelung des betreffenden russischen Zahlworts, weiter aber als an ein Aneinanderreihen einzelner Tausende kommt es natürlich niemals, da dazu die Begriffe fehlen. So wie die Sachen stehen, macht es den Leuten überhaupt viele Mühe, mit den obenangeführten Benennungen und Zeichenansetzungen zu rechnen. Es ist das verständlich, wenn man bedenkt, dass z. B. die Zahl 242 n͡giräk méllengă klikin

n͡girăk klĭkin ngirăk und z. B. 275 n͡girăk méllengä klĭkin n͡grok klĭkin kilginkin heisst. Wie soll bei diesem fortwährenden Wiederholen der Zahlenausdrücke für zwanzig, fünfzehn, zehn und fünf nicht Verwirrung entstehen? Daher sieht man die Leute auch, wenn sie irgend eine Rechnung unter einander abmachen, mit gefurchten Stirnen und schwerbedrängtem Gesichtsausdruck dasitzen, die zehn Finger sind in fortwährender Thätigkeit, kleine Holzstücke werden benutzt, um die einzelnen Zwanziger zu bezeichnen, auf welchen der Aufbau der Zahlen beruht, — kurz es ist sehr mühsam und schwerfällig.

51. Die im grossen äusseren Zelte angebrachten kleinen, warmen Schlafzelte oder Pólogi, wie sie von den Russen, die sich letzterer auch auf ihren Reisen bedienen, genannt werden, richten sich in ihrer Zahl stets nach der Zahl der Frauen und Familien. Meistentheils hängt in jedem grossen Zelte nur ein Polog, weil die Monogamie doch auch bei den Tschuktschen das herrschende System ist; kommt ein Gast unerwartet an, so muss er auch zur Nacht mit der Familie des Wirths in einem und demselben Polog schlafen. Hat man aber Besuch erwartet, oder bleibt ein solcher längere Zeit, so wird für denselben ein besonderer Polog eingerichtet; auch geschieht es, dass in solch einem Falle die Weiber des Hausherrn, falls er mehrere hat, sich in einen Polog zusammenthun und somit dem Gaste ein Unterkommen für sich gewähren. Die jungen Bursche, die sich in der Wirthschaft befinden sollten, haben meistentheils ein ganz besonderes, grosses Zelt mit einem Polog für sich.

52. Das war entschieden kein ganz klares Verhältniss: offenbar hatte er nach Tschuktschen-Brauch das Recht, so viele Frauen zu nehmen, als ihm gut dünkte, diese junge

Person jedoch, die er so sehr theuer erstanden hatte, wohnte fürs Erste nicht ständig bei ihm, sondern kam nur dann und wann auf einige Tage zum Besuch zu ihm, und dann war das Betragen, ganz abgesehen von dem der beiden älteren Weiber, auch der übrigen Tschuktschen gegen sie ein ganz eigenthümliches, man lachte, wenn sie vorbeiging, sah ihr nach, zuckte die Achseln, kurz es war auffallend und zwar gerade deswegen auffallend, weil doch kein Verstoss gegen die Volkssitte vorlag. Die grosse Ehrerbietung mit der die erste Frau, die Anna, von Allen behandelt wurde, erwies man der zweiten freilich nicht, aber beide Weiber vertrugen sich sehr gut mit einander, und die zweite galt immer als vollständige Frau des Erem, die junge Person dagegen wurde offenbar mit ganz anderen Augen angesehen. Es schien, als ob man es doch nicht für ganz passend fand, dass der Alte sich noch diesen Zuwachs zu seiner Familie zugelegt hatte und dass die Volkssitte doch auch einige Beschränkungen voraussetzte.

53. Ich hatte ihm das gleich von Anfang an angeboten, er schien darüber sehr befriedigt zu sein und legte offenbar Werth darauf, täglich mit uns zu speisen. Auch liebte er es, wenn mitunter an grossen Feiertagen die anderen Tschuktschen, Tineimit und Aiginwat, bei uns zu Gaste waren, zu zeigen, dass ihm die europäischen Speisen bekannt und angenehm wären, selbst in Fällen, wo man Letzteres billig in Zweifel ziehen konnte. So wurde einmal zum Frühstück kalter Rennthierrücken aufgetragen und dazu war Senf und Kabulsauce gereicht worden. Aiginwat und Tineimit spuckten nach dem ersten Bissen aus und fanden die Sauce und den Senf abscheulich, Amwraorgin tunkte seinen Braten jedoch tief ein und ass mit stolzer Ruhe, obwohl ihm die

hellen Thränen über die Wangen liefen. Dann und wann liess er sich doch entschuldigen und speiste mit seiner Familie, um, wie es schien, wieder einmal nationale Küche zu geniessen. Letztere bestand hauptsächlich darin, dass das Fleisch roh oder doch nur halbgesotten verzehrt wurde, und zwar mit einer ganz fürchterlichen Zugabe, deren Dasein er uns verheimlichte, so dass wir nur ganz zufällig darüber etwas erfuhren. Es wurde nämlich in der Zahl der Schlitten einer mitgeführt, auf dem Etwas wie ein todter Seehund Aussehendes lag, das ganz fürchterlich stank. Wir hatten geglaubt, es sei Seehundsspeck, der zu Beleuchtungszwecken mitgeführt wurde, und weiter keine Achtung darauf gegeben. Eines Tages aber stank es in unserem Polog ganz entsetzlich, ich ging hinaus und sah, dass dieser Schlitten nicht nur ganz in unserer Nähe stand, was sonst nicht der Fall zu sein pflegte, sondern dass man das Thier, das darauf lag, geöffnet hatte und dem Alten daraus vorsetzte. Er war sehr verlegen, als ich hinzutrat und ihn fragte, was er da mache: es kränkte ihn, dass man ihn über einen solchen Genuss ertappte, denn er war sehr eitel und verdeckte alle solche Gewohnheiten seines Volkes, von denen er glaubte, dass man sich über dieselben abfällig äussern könne. Im gegebenen Falle war es faules Rennthierblut, welches er mit rohem Fleisch verspeiste. Ein grosser Rennthierschlauch wurde mitgeführt und in denselben das Blut gegossen, welches man beim Schlachten der Thiere erhielt, im Schlauche ging dasselbe natürlich sehr rasch in Fäulniss über und galt in solcher Gestalt als schätzenswerthe Zugabe zum rohen Fleisch.

54. Der Sturm am 14. und 15. Mai war das heftigste Unwetter, dass wir im Tschuktschen-Lande überhaupt erlebt haben. Wir wurden von ihm in einer für uns und nament-

39*

lich für unsere Heerde sehr ungünstigen Gegend betroffen: die Schlucht, in der unsere Zelte aufgestellt waren, lag dem Wüthen des Südostwindes ganz offen, die Thiere jedoch konnten in der Gegend gar kein ordentliches Futter finden. Amwraorgin hatte eigentlich die Absicht gehabt, den Ort garnicht zum Nachtlager zu wählen, sondern möglichst rasch diesen als steril bekannten Gebirgssattel hinter sich zu lassen, ein dichter Schneefall aber, der schon den 14. Mai Abends begann, verdeckte jede Aussicht und zwang uns zum Anhalten. Wie aber zur Nacht der Wind immer heftiger zu werden begann, verliessen alle Männer ihre Schlafzelte und begaben sich zur Heerde, bei welcher sie bis zum 15. Abends unentwegt aushielten, trotz des rasenden Wüthens des Sturmes, der zu orkanartiger Stärke anwuchs. Am Morgen des 14. befanden wir uns Alle noch in unserem besonders aufgestellten Polog, der damals noch dem Wüthen des Windes standhielt, aber doch schon so zu wackeln begann, dass wir hinausgingen, um uns umzusehen. Ja, zu sehen war da schon nichts mehr. Uns empfing ein so rasendes Schneegestöber, dass wir absolut nicht erkennen konnten, wo wir waren und wo sich die anderen Zelte befanden, — zu sehen war keines von ihnen. Während wir noch rathlos bei unserem immer bedenklicher schwankenden Polog standen, tauchte plötzlich neben uns eine ganz verschneite Gestalt auf, es war einer unserer Kosaken, der gekommen war, uns in Amwraorgin's Zelt zu bringen, denn hier könne nicht länger geblieben werden. Ihm gelang es auch, uns glücklich dorthin zu retten, und nun sassen wir dort mit den Weibern und Kindern, während der Orkan immer heftiger zu blasen begann. Es war ein schauderhafter Tag und eine schauderhafte Nacht, die auf ihn folgte. Ausser uns und dem Weibsvolke waren noch unsere Kosaken da, die die

Tschuktschen nicht mitgenommen hatten, weil sie nicht glaubten, dass sie mit den Thieren umzugehen verstünden. Die Leute hatten ohne Unterlass auf das Zelt Achtung zu geben, die T-förmigen Stützen bereit zu halten, deren ich bereits Erwähnung gethan habe. So wie man an einer Seite des Zeltes einen stärkeren Winddruck bemerkte, wurde sofort die Stütze dagegen gestemmt und somit der Kraft desselben ein wirksamer Widerstand geboten. Es war eine schwere Arbeit, aber sie half auch, denn unser Zelt hielt diese Zeit aus, obwohl es fortwährend stöhnte und ächzte und es jeden Augenblick schien, nun werde es zusammenstürzen. Gegen Abend des ersten Tages erhielten wir noch Einquartierung, da die Zelte Aginwat's und Tineimit's dem Sturme nicht hatten widerstehen können, sondern zusammengestürzt waren, die Familien kamen also auch zu uns. Wir versuchten dann und wann hinauszugehen, um uns das Wetter anzusehen aber es war nicht möglich, sich weiter als zehn Schritt vom Zelte zu entfernen, man hätte dasselbe nicht wiedergefunden. Es war warm geworden, so dass der Schnee in gewaltigen Flocken herniederkam, und dieser machte die Luft so dick, dass, wie gesagt, das grosse Zelt bereits in zehn Schritt Entfernung nicht mehr wahrgenommen werden konnte. Und während dieser ganzen Zeit waren die Tschuktschen draussen und trotzten dem Toben des Sturmes. Dann und wann kam Einer oder der Andere von ihnen, um etwas zu essen und eine Pfeife Tabak zu rauchen, und begab sich dann wieder so gleichmüthig an seinen Posten, als sei Alles so, wie es sein solle. Von ihnen erfuhr ich, dass es unmöglich sei, die Heerde auch nur auf einen Augenblick allein zu lassen: dieselbe habe schon, trotz ihrer Gegenwart versucht auszureissen, weil sie die Männer im Schneesturme nicht sehen

konnte, und nur durch fortwährendes Schreien und Rufen könne man die Thiere zur Ueberzeugung bringen, dass sie nicht allein seien. Auch frässen sie nicht bei dem starken Winde, was ihnen durchaus nicht zuträglich sei. Erst gegen Abend des 15. Mai wurde der Wind schwächer, der Schneefall hörte auf, und wir konnten weiter reisen, was auch sofort geschah, um einem so unwirthlichen Orte möglichst bald den Rücken zu kehren. Ich hätte nicht geglaubt, dass es möglich sei, sich in so fürchterlichem Unwetter im Freien zurecht zu finden, aber hier wurde es geleistet und schien auch selbst von den Kosaken als nichts Auffallendes betrachtet zu werdan. Kotelnikof meinte, er verstünde nicht mit Rennthieren umzugehen, aber mit Hunden könne er auch bei solchem Wetter eine Fahrt unternehmen, wenn er Berge um sich hätte, deren Umrisse doch immer sichtbar blieben, auf der freien Ebene freilich könne man bei solch einem Sturme mit so dickem Wetter nicht fahren, da müsse man sich verirren.

55. Das ist nicht ganz richtig; ich finde unter meinen Notizen, dass sich allerdings schon im ersten Winter nach unserer Reise ein oder zwei Tschuktschen-Familien vom unteren Anadyr an der Kolyma einfanden, um das Land westlich von derselben sich anzusehen.

56. Wintofka nennt man in Sibirien die dort meistentheils üblichen Flinten. Es sind das Gewehre höchst mangelhafter Konstruktion aber sehr beliebt unter den Jägern, weil sie auf einen sehr geringen Verbrauch von Pulver und Blei eingerichtet sind. Der über einen Zoll im Durchmesser habende, sehr schwere Lauf ist mit einer nur sehr kleinen Seele versehen, so dass das Blei, das aus solch einem Gewehr geschossen wird, die Grösse von Rehposten kaum er-

reicht. Die Meisten begnügen sich mit einem Gewehr für grosses und kleines Wild, Andere haben jedoch auch zwei Kaliber: ein weites, von der Grösse starker Rehposten und ein enges, das kaum die Grösse einer gewöhnlichen Felderbse erreicht. Das unumgänglich nöthige Feuersteinschloss ist höchst mittelmässiger Arbeit, überhaupt kostet das ganze Gewehr auf dem Markte in Jakutsk wohl kaum mehr als sieben oder acht Rubel. Gewöhnlich bringen sie an der Holzlage auf der der Lauf liegt, noch eine Gabel an, um beim Schiessen den schweren Lauf stützen zu können. Man kann durchaus nicht behaupten, dass die sibirischen Jäger grosse Schützen seien; sie schiessen nie ein fliegendes Wild, auch nie ein laufendes, sondern nur ein stehendes, und letzteres auch nur in dem Fall, wenn sie den Lauf auf irgend eine Weise stützen können. Sie vermögen ein Wild mit unglaublicher Zähigkeit so lange zu verfolgen, bis sie es in eine günstige Schusslage gebracht haben, und dann erst wird geschossen. Es liegt dem Jäger entschieden weniger am Erlangen des Wildes, als an dem Gedanken nur ja nicht unnützer Weise Pulver und Blei zu verschiessen. Darum schiesst er überhaupt so wenig, als nur irgend möglich und fängt lieber in Fallen, deren er eine grosse Menge sehr sinnreich ausgedachter besitzt.

57. Wir kamen mit den Aigwan nur während unseres kurzen Aufenthalts an der Mündung des Anadyr in Berührung; sie kamen und gingen häufig in der Absicht, irgend etwas von unseren Tschuktschen zu erhandeln oder vielmehr geschenkt zu erhalten. Nur eine Familie liess sich vollständig häuslich bei uns nieder, indem sie auf die Dauer einer Woche ungefähr ihr Zelt dicht unten am Ufer aufschlug. Aeusserlich liessen sie sich durchaus nicht von den sitzenden Tschuk-

tschen unterscheiden, namentlich redeten sie die Sprache der letzteren so geläufig, wie jene selbst, und wir erfuhren erst von diesen, dass sie ausser der tschuktschischen noch eine andere Sprache redeten. Es ist aber sehr die Frage, ob wir, selbst wenn uns das Schreiben Rink's rechtzeitig bekannt geworden wäre, etwas über die Gebräuche, namentlich aber über die alten Sagen und Märchen der Aigwan hätten erfahren können. Nach den Erfahrungen, die wir in dieser Hinsicht bei den Tschuktschen gemacht, glaube ich nicht, dass unsere Nachforschungen von Erfolg begleitet gewesen wären. Es machte so ungemeine Schwierigkeiten, Etwas über ihre Sprache, über ihre Sitten und Gebräuche zu erfahren, dass man nicht recht klar darüber werden konnte, ob sie stumpfsinnig seien, oder ob sie absichtlich nichts darüber mittheilen wollten. Der alte Amwraorgin, dem es an Verstand wahrlich nicht fehlte, hatte, wenn man ihn über religiöse Anschauungen fragte, immer nur eine Antwort: es ist bei uns Alles so, wie bei euch. Aber auch bei meinen Unterredungen mit anderen Tschuktschen war ich wenig glücklicher, ich stiess stets auf eine unglaubliche Unkenntniss in Bezug auf Alles, was die früheren Schicksale des Volkes sowohl als auch ihre religiösen Ansichten betraf. Die verhältnissmässig reichste Ausbeute brachte eine Unterredung, die ich im Frühjahr 1870 am Cap Erri mit einer grösseren Anzahl Tschuktschen hatte, und über welche ich auch in meinen der Akademie der Wissenschaften vorgelegten «Antworten auf einige Fragen des Herrn Akademikers Baer» berichtet habe. Aber auch das war nicht viel, besonders waren sie ganz unwissend in Bezug auf die früher am Anadyr und auch in ihrem eigenen Lande stattgehabten Kämpfe, über welche man doch mitunter unter Tschuwanzen und Jukagern recht reichhaltige Sagen und Ueberlieferungen

antraf. Was ich auch über diese Materie zum Gespräch brachte, sie wussten nichts, hörten wohl mit Interesse zu, ja baten mich noch um mancherlei nähere Aufklärung; aber Alles, was sie vernahmen, war ihnen vollständig neu. Nur die eine alte Sage von der Flucht einiger ihrer Stammesgenossen nach Norden regte sie zu lebhaftem Interesse und Widerspruch auf, wobei sie Alle einmüthig erklärten, eine solche Nordfahrt habe nie stattgefunden und könne nicht stattfinden, wohl aber habe vor sehr alten Zeiten eine Anzahl Rennthierbesitzer mit Weibern, Kindern und Heerden eine Wanderung nach Westen unternommen, sich zuerst auf den Bären-Inseln niedergelassen, sei aber dann wieder ans Festland gezogen und gänzlich verschollen. Als ich von ihren religiösen Anschauungen zu sprechen begann und ihnen meine Verwunderung darüber äusserte, dass sie doch allerhand Ceremonien verrichteten und sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermöchten, warum sie das thäten, sagte mir, wie ich schon früher angeführt, Tineimit unter lebhafter Beistimmung der anderen Anwesenden: «unsere Alten haben wohl Allerlei gewusst, wir aber wissen nichts mehr, vor unseren Augen ist Alles dunkel und unsere Hoffnung ist nur die Kirche, die am Elombal gebaut wird. Sorge du dafür, dass ein Geistlicher dort unter uns wohne, und sage ihm, er soll sich nicht fürchten zu uns zu kommen, er soll es gut unter uns haben. Wir sind ja schon zu alt, um noch etwas lernen zu können, aber unsere Kinder kann er unterrichten und belehren». Es wurde das Gespräch aber noch fortgesetzt, und da ergab es sich denn doch, dass sie einen guten Geist verehren, der in der Sonne wohnt. Sie erklärten entschieden, dass sie nicht die Sonne anbeteten, sondern nur annähmen, der gute Geist wohne dort, weil von der Sonne alles Gute: Licht und

Wärme käme. Dann kam die Rede auf die Erschaffung der Menschen, und da war es sehr auffallend, dass sie meine Meinung hören wollten, denn sie hätten gehört, dass ihre Alten den Vorgang in zweifacher Weise erzählten. Die Einen sagten, der Gute Geist habe von Anfang an verschiedene Völker geschaffen, während die Anderen behaupteten, es sei zu Anfang nur ein Mann und eine Frau geschaffen worden, von welchen alle Menschen abstammten. Die Menschen seien aber mit der Zeit sehr böse geworden; da habe der gute Geist zur Strafe einen furchtbaren Schneesturm über das bis dahin unzertheilte Land kommen lassen. Dieser Sturmwind habe nicht nur die meisten Menschen getödtet und die anderen weit zerstreut, sondern er habe auch das Land zerrissen und weit auseinander geworfen. Dadurch sei das Land der Kergaulen, die Koljutschin-Bucht, das Wrangelland, die Bären-Insel und andere Länder entstanden, aus den zerstreuten Menschen aber hätten sich die verschiedenen Völker: Tschuktschen, Lamuten, Jukagern, Russen und andere gebildet. Jedenfalls besteht bei ihnen durchaus nichts einem Priesterstande Aehnliches. Schamanen kommen wohl vor, selten aber gelingt es einem solchen Gewicht und Ansehen zu erlangen, denn das geschieht nur, wenn seine Voraussagen in Erfüllung gehen, was aber fast nie der Fall ist. Es kann so ziemlich Jeder, Mann oder Weib, Schaman werden, auch giebt es unter ihnen sehr Viele, die sich damit beschäftigen, aber Einfluss hat das nicht auf das Volk; es ist das mehr eine Art Wahrsagerei, die aber nur durch wirklichen Erfolg Einfluss gewinnen kann. Unter den uns begleitenden Tschuktschen war ein Ehepaar, dessen bessere Hälfte sich fast fortwährend mit ihrer Schamanentrommel beschäftigte, ohne dass irgend Jemand darauf geachtet hätte; allenfalls liessen wir sie zuweilen bitten, sie möge etweder am Tage

schamanen oder, wenn es durchaus des Nachts geschehen müsste, es doch so leise thun, dass Andere nicht im Schlafe gestört würden.

Von der Art und Weise der Tschuktschen überhaupt lässt sich sagen, dass sie ein friedfertiges und gutmüthiges Volk sind; unter sich leben sie in Eintracht, Mann und Frau vertragen sich fast durchgängig gut und ersterer behandelt letztere durchaus nicht als ein untergeordnetes Wesen, als eine Sklavin, sondern als Lebensgefährtin; die Kinder werden von den Erwachsenen stets sehr freundlich behandelt, und man thut ihnen gern einen Gefallen, dass sie auch stets munter und fröhlich sind. Mir ist vielfach in Nishnekolymsk die Behauptung aufgestossen, dass sie gegen Kranke und Altersschwache hart seien und dieselben sogar tödteten, um sich ihrer, als eines unnützen Ballastes, zu entledigen. Mir selbst ist aber nichts dem Aehnliches begegnet; im Gegentheil, ich habe bemerken können, dass sie solche Personen rücksichtsvoll behandelten. Eines Tages näherte sich unserem Lager, während wir uns an der Mündung des Anadyr aufhielten, ein Trupp junger Tschuktschen-Bursche, sie waren gekommen, uns zu sehen und mit ihren von fern hergekommenen Landsleuten zu schwatzen; das Interessanteste aber war, dass sie einen eisgrauen Alten mit sich schleppten, der eigentlich der Haupturheber dieser Lustpartie war. Es selbst war jedoch viel zu alt, um so weit gehen zu können, das Fahren aber über die Moostundra ging auch nur, wenn man den Rennthieren eine übergrosse Anstrengung zumuthen wollte, und so entschlossen sich denn die Bursche den Alten abwechselnd zu tragen, und zwar auf dem Rücken. Der Alte, der die ganze Zeit, die sie bei uns waren, sich kaum vom Platze rührte, richtete sich dann auf, ein Bursche trat vor ihn hin, und er reichte demselben die Arme über

die Schultern. Der Bursche packte dieselben mit beiden Händen, bog sich nach vorne über, so dass der Alte ihm über dem Rücken hing, und dann ging es vorwärts. Wurde ein Träger müde, so trat ein Anderer an seine Stelle, und auf diese Weise hatten sie einen Weg von mehreren Tagereisen zurückgelegt, Alle, die Jungen und der Alte in der besten und fröhlichsten Gemüthsverfassung. Auch gegen Kranke habe ich sie stets rücksichtsvoll und besorgt gesehen. Das gaben sie mir allerdings zu, dass Greise oder unheilbar Kranke, denen das Leben zur Last geworden sei, sich in früheren Zeiten ihrer Leiden dadurch entledigt hätten, dass sie ihre Kinder und Verwandte baten, ihnen das Messer in's Herz zu stossen. Aber dass sei stets nur auf besonderen Wunsch des Betreffenden geschehen und käme jetzt gar nicht mehr vor. Ihre Todten bestatten sie in der Tundra auf der Oberfläche der Erde, in dem sie sie einfach hinlegen, ihnen wohl auch zur Gesellschaft ihre Fahrthiere schlachten, was aber doch nur selten geschieht, denn im Ganzen sind sie dazu zu sparsam. Das ist aber nicht die eigentliche althergebrachte Bestattungsweise, denn wie man bei den Korjaken, die doch mit den Tschuktschen ursprünglich ein Volk gebildet haben, es noch jetzt thut, ist die Verbrennung des Todten der ältere Gebrauch. Seit die Tschuktschen sich ins waldlose Gebiet zurückgezogen hatten, mussten sie natürlich von der Leichenverbrennung absehen; auch wiederfährt diese Ehre bei den Korjaken nur den reichen Heerdenbesitzern, deren Leichen oft viele Tagesreisen mitgeführt werden, ehe man einen Ort erreicht, wo sich Holz genug vorfindet zum Scheiterhaufen. Derselbe wird hoch aufgethürmt, da sie klagen, dass eine sehr grosse Menge Holz nöthig sei, um eine vollständige Verbrennung zu erzielen, namentlich sollen die Eingeweide sehr lange dem Feuer widerstehen.

Oben auf den Scheiterhaufen kommt die Narte des Todten und auf dieselbe der Leichnam selbst. Stürzt das Gerüst zusammen und erweist es sich, dass noch keine vollständige Verbrennung stattgefunden hat, so wird so viel frisches Holz zugeworfen, bis die letzte Spur des Körpers vollständig vernichtet ist.

58. Wetka nennt man im Jakutskischen Gebiet südlich vom Werchojanskischen Gebirge ein kleines Boot aus der weissen Rinde der Birke, das sehr viel im Gebrauch ist und sich durch die grossen Vorzüge der Leichtigkeit und Lenkbarkeit auszeichnet. Ein Mann kann eine für drei Personen ausreichende Wetka bequem allein auf der Schulter forttragen, und sie gehorcht dem von einem Manne geführten Doppelruder so vollständig, dass man mit ihr schäumende Stromschnellen befahren kann, die für das leichteste Holzboot unpassierbar sind. Nördlich vom genannten Gebirge habe ich Wetka's aus Birkenrinde nicht mehr angetroffen, wohl aus dem Grunde, weil die Birke dort einerseits schon nicht mehr häufig genug ist und andererseits auch nicht in der Mächtigkeit vorkommt, dass man genügend grosse Stücke Rinde von ihr erhalten könnte. Um die Wetka herzustellen sucht man vom Stamme möglichst grosse Stücke der weissen Rinde abzuschälen, wobei darauf geachtet wird, solche ohne Aststellen oder sonstige Löcher zu erhalten. Diese Stücke werden aneinandergenäht mit einer Art Zwirn, die man sich aus den langen, ungefähr eine Linie dicken und sehr zähen Wurzeln der Lärche herstellt; findet sich in der Rinde ein Loch, so wird auf dasselbe ein Rindenflick aufgesetzt, auch vermittelst der Lärchenwurzeln. Ist so die Haut des zukünftigen Fahrzeugs hergestellt, so geht man an die Bereitung des Gerüstes. Zu diesem Zwecke werden

zwei ungefähr einen Zoll dicke Birkenstäbe genommen, die ganz gerade sein müssen und so lang, wie man das Boot haben will; sie werden an ihren beiden Enden mit Lärchenwurzeln fest aneinander gebunden und dann an zwei Stellen durch eine Arschin (zu 28 Zoll) lange Querhölzer auseinandergebogen, so dass ihre Gestalt dem Querschnitt einer Spindel entspricht. An dieses Gestell wird die Haut aus Birkenrinde in der Weise angenäht, dass sich ein nach beiden Enden sich verjüngender Trog bildet. Nun hat man die Gestalt des Bootes, es ist aber noch nöthig demselben etwas mehr Festigkeit und Widerstandskraft zu geben, man sucht also im Walde nach irgend einem trockenen Fichten- oder Tannenstamm, der sich leicht spalten lässt und reisst von demselben gegen drei bis vier Zoll breite, ungefähr eine Linie dicke Späne ab, die gebogen und von innen an die oben erwähnten Stäbe befestigt werden, so dass sie zugleich die Birkenhaut spannen und so dem Boote feste Gestalt und Widerstandskraft geben. Somit ist das Fahrzeug fertig und bedarf nun noch der Kalfaterung, zu welcher man sich einer harzigen Masse bedient, die gewonnen wird, wenn man in kleine Stücke zerschnittene Birkenrinde mit Milch zum Kochen ansetzt und so lange siedet, bis die letztere vollständig verkocht. Man erhält auf diese Weise eine schwarze Masse, die, wenn erkaltet, vollständig hart wird, wie Pech, im erwärmten Zustande aber die Klebrigkeit des Waches hat. Sie nennen es daher auch Birkenwachs, und vorsichtige Führer haben solches bei längeren Reisen stets bei sich, denn dies ist das einzige zu einer Birkenwetka nöthige Material, das man sich nicht überall in der Wildniss bereiten kann, weil man keine Milch hat. Auf den häufiger befahrenen Wegen des Jakutskischen Gebietes kann man ziemlich sicher sein, an Flüssen und Flüsschen, die zu tief zum Durch-

reiten sind, auch eine Wetka irgendwo im Busch zu finden. Kommt man an eine solche Stelle, so begiebt sich der Führer sofort auf die Suche und findet auch, wie gesagt, meistentheils eine unter Laub und Zweigen versteckt; man bedient sich derselben und hat nur dafür zu sorgen, dass sie wieder gegen die Wirkung der Sonnenstrahlen durch Laub und Zweige geschützt werde. Nicht immer aber sind diese Boote in vollständig brauchbarem Zustande, namentlich muss häufig nachkalfatert werden, und da ist es denn gut, stets etwas Baumwachs bei sich zu haben. Es werden nämlich nicht nur die Ränder der aufeinandergelegten Rindenstücke mit dem Wachs verstrichen, sondern auch ein jedes Nathloch muss einen runden Deckel von Wachs erhalten, diese letzteren springen aber sehr leicht ab. Nur ein Mal habe ich nöthig gehabt, eine solche Wetka bauen zu müssen, und da wurden die drei Jakuten, die ich mit mir hatte, im Laufe eines Tages mit der Arbeit fertig.

Wo man aber die Birke nicht mehr oder nicht mehr in der gehörigen Güte hat, stellt man die Wetka's aus dünnen Brettern her, so dass ein Brett den Boden des Fahrzeuges bildet und zwei derselben die Seiten; in dieser Gestalt sind sie auf allen Flüssen der Kreise Werchojansk und Kolymsk im Gebrauch.

59. Der Vielfrass kommt im ganzen Jakutskischen Gebiet vor und ist den dortigen Jägern und namentlich den Fallenstellern ein so tief verhasstes Thier, dass sie ihm den Namen Schurke (пакостникъ) zuerkannt haben. Es lohnt sich nicht der Mühe für ihn Fallen zu stellen, da er überall nur ein selten vorkommendes Thier ist, aber obgleich nicht häufig genug auftretend, um Gegenstand der Jagd zu sein, ist er doch im Stande viel Schaden und Aerger anzurichten, in-

dem er es sich besonders angelegen sein lässt, die für Füchse und Eisfüchse aufgestellten Fallen zu revidieren und die Lockspeise aufzufressen. Diese Fallen sind nicht stark genug, um ihm Schaden zu thun, und so findet denn der Jäger, wenn er seinen Stand besucht, die sorgfältig aufgestellten Fallen auseinandergeworfen und die Lockspeise verzehrt. Ja damit ist das Unglück noch nicht aus, der Dieb verschmäht auch nicht an solche Fallen zu gehen, in welchen ein todter Fuchs steckt; er frisst ihn vollständig auf, nur den unter dem Fallbalken steckenden Kopf nachlassend. Ganz ausnehmend schlecht waren die Bewohner von Russkoje Ustje auf den Vielfrass zu sprechen. Diese Leute stellen sehr grosse Mengen von Fallen längs des Ufers des Eismeeres für den Eisfuchs auf. Man sieht dort im Winter die langen, viele Werste weit sich hinziehenden Reihen dieser aus Treibholzstücken errichteten Fallen aus dem weissen Schnee hervorragen und freut sich, besonders beim Schneesturme, eines so vortrefflichen Wegweisers. Es gehört nun zu den regelmässigen Winterbeschäftigungen der Leute, in gewissen Zeiträumen ihre Fallen abzusuchen und zu sehen, was ihnen das Jagdglück gebracht hat, da ist denn der Aerger gross, wenn es sich findet, dass der Vielfrass schon vorher dagewesen ist und Revision gehalten hat.

60. Ja, das war eine traurige Geschichte. Nach unserer Ankunft in Irkutsk lieferte ich alle unsere Sammlungen der Sibirischen Abtheilung der Geograph. Gesellschaft aus, und zwar legte ich besonderen Nachdruck darauf, dass es zwei gänzlich verschiedene Sammlungen seien, die eine von der Kolyma, die andere vom waldlosen Gebiet des Anadyr. Darauf wurde aber gar keine Rücksicht genommen. Herr Tscherskij, der damals die Aufsicht über die Sammlungen

hatte, erklärte mir, das mache keinen Unterschied, in so nördlichen Gegenden könne man sich nicht auf einzelne Flussläufe einlassen, es seien eben Vögel aus dem Nordosten Sibiriens, und damit habe die Sache ein Ende. Ferner hatte ich von beiden Sammlungen die Unica ausgeschieden und schlug vor, dieselben der Akademie zuzuschicken, wobei ich die Ansicht vertrat, es sei überhaupt nicht angezeigt Unica in Provincialsammlungen aufzubewahren, besonders nicht in so weit abgelegenen, wie die von Irkutsk, dergleichen Gegenstände müssten stets den der ganzen Gelehrtenwelt zugänglichen Sammlungen der Hauptstadt zugeschickt werden. Davon wollte man aber in der Sibirischen Abtheilung nichts wissen: in Irkutsk wimmelte es damals nämlich von Polen, die sich dort als Gelehrte fast aller Zweige des menschlichen Wissens ausspielten und dem Sekretär der Abtheilung Ussolzef weiss gemacht hatten, sie könnten wissenschaftliches Material ebenso gut verarbeiten wie die St. Petersburger Herren. Er sah daher schon im Geiste eine Menge hervorragender Arbeiten aus der Sibirischen Abtheilung entstehen und war nicht dazu zu bringen, die wahrhaft unschätzbaren Stücke der dortigen Sammlung aus der Hand zu geben. Am Schlimmsten fuhr ich mit meinen Skeletten, deren ich eine ziemliche Anzahl mitgebracht hatte. Dieselben waren, jedes für sich, in einen Papiersack verpackt und mit Aufschrift versehen. So gab ich sie Herrn Tscherskij ab, der aber, nachdem er sie in Augenschein genommen, erklärte, sie seien unbrauchbar. Auf meine Entgegnung, dass jedes Säckchen sämmtliche Knochen eines Thieres enthalte, meinte der Herr, dass könne wohl sein, da aber durch Kochen und Reinigen der Knochen vom Fleisch, letztere theilweise ihren Zusammenhang verloren hätten, so seien sie nun nicht mehr zusammenzustellen und die Arbeit daher eine vergebliche.

In der Folge sah ich denn auch meine Skelette auf der Diele des Zimmers umherliegen, wo sie ganz gemüthlich zertreten wurden. Eine grosse Sammlung Fische, von denen ich namentlich die *Acipenser*-Arten speciell im Auftrage des Herrn Akademikers Brandt für diesen mit vieler Mühe zusammengebracht, wurde auch mit Beschlag belegt, mit der Begründung, dass ich gar kein Recht habe, für irgend Jemanden etwas zu sammeln; es gehöre eben Alles der Sibirischen Abtheilung. Es ist aber später doch gelungen, auf irgend eine mir unbekannte Weise wenigstens einen Theil der Fischbälge nach St. Petersburg zu schaffen. Das Herbarium konnte ich gleichfalls nicht für die Akademie erhalten, obwohl ich die Briefe vorzeigte, die von St. Petersburg aus an mich geschickt worden waren, mit der Bitte die Pflanzen zuzustellen, da sich ein Bearbeiter für dieselben gefunden habe. Man erklärte mir ganz einfach, die Akademie könne selbst Expeditionen ausrüsten, wenn sie Sammlungen haben wolle, das Herbarium aber gehöre der Abtheilung. Schliesslich besprach ich mich mit dem jetzt verstorbenen Herrn Czekanowsky, und dieser kam auf den Gedanken, das Herbarium zur Ansicht zu verlangen, was ihm nicht gut abgeschlagen werden konnte; darauf wollte er es nach St. Petersburg bringen. Das hat er denn auch gethan, und so ist dabei wenigstens ein kleiner Theil unserer Arbeiten gerettet worden, — Alles Andere ging mit den überaus werthvollen Sammlungen der Sibirischen Abtheilung —die sich in einem alten hölzernen Hause befanden—beim grossen Brande von Irkutsk im Jahre 1879 verloren.

61. Dieser Umstand ist allerdings sehr in Betracht zu ziehen. Man ist im Allgemeinen daran gewöhnt, wenn man die Zahl der Tschuktschen überhaupt schätzen will, anzu-

nehmen, die Leute wohnten im Gebiet der beiden Anui und an der Eismeerküste, angefangen von Cap Erri bis zur Mündung des Anadyr, das Innere des Landes jedoch sei menschenleere Einöde. Das verhält sich ja auch ungefähr so, nur ist die Einöde nicht als absolut menschenleer anzusehen; es kamen uns doch immer wieder Menschen entgegen, und wenn die Strecke zwischen Quelle und Mündung des Anadyr einerseits nicht gerade sehr lang ist, so ist andererseits nicht zu vergessen, dass diese versprengten Familien über das ganze Land ausgebreitet sein können, — wie gesagt, Amwraorgin selbst sagte mir, er habe nicht geglaubt, auf so häufige Lagerzelte zu stossen. Das waren natürlich lauter Heerdenbesitzer, und mit sehr geringen Ausnahmen schienen sie sich in ganz behäbigen Verhältnissen zu befinden. Es sind also meine Angaben von der Unbewohntheit des Landes in dem Artikel «Einiges über die Tschuktscken» (in den Deutschen Geogr. Blättern, Bremen, Bd. VI, 1883, p. 146) genauer dahin festzustellen, dass der Ausdruck (p. 147) «das Innere des Landes aber ist fast vollständig unbewohnt» nicht allzu streng zu nehmen sei. Es ist ja allerdings eine unglaublich öde Strecke, aber tausend Seelen und mehr können sich doch in derselben aufhalten, ohne dass der Vorbeiziehende viel von ihnen bemerkt.

62. Deutsche Geographische Blätter, Bremen 1883, № VI. Die Bevölkerungverhältnisse der Tschuktschenhalbinsel, S. 255.

63. In den dieser Reisebeschreibung beigegebenen geschichtlichen Nachrichten über das Jakutskische Gebiet ist der Korjaken keinerlei Erwähnung geschehen, weil diese Völkerschaft im genannten Gebiet sehr sporadisch und zwar nur an den Quellen des Omolon vorkommt. Früher aber haben die

Korjaken sich sehr entschieden am Anadyr bemerkbar gemacht, und namentlich ist dieses Volk die eigentliche Ursache zum Beginn und dann zum Fortführen der Tschuktschenkriege gewesen. Es erscheint daher nothwendig, Einiges über dasselbe und namentlich über sein Verhalten zur russischen Oberherrschaft und zur Festung Anadyrsk mitzutheilen. Dadurch wird einerseits Vieles erklärlicher, aber auch andererseits das Verhalten der Befehlshaber jener Festung noch unbegreiflicher. Aus den sibirischen Notizen ersieht man mit Staunen, wie die alten Kosaken den Kampf beginnen gegen ein Volk, von dem sie sehr wohl wussten, dass es kein kostbares Pelzwerk besass, und das sie daher die ersten fünfzig Jahre nach Gründung der Festung unbehelligt gelassen hatten. Sie beginnen aber den Kampf auf eine einfache Klage der Korjaken hin, welche behaupten, die Tschuktschen hätten sie ihrer Heerden beraubt. Wer sind aber diese Korjaken, die sich über Beraubung beklagen? Man sollte meinen eine unterworfene friedliche Völkerschaft, die allerdings ein Recht hätte, von ihren Herren, denen sie Jassak zahlt, gegen Raub und Gewalt Schutz zu verlangen. Das ist jedoch keineswegs der Fall: die Korjaken sind durchaus keine friedliebenden Unrechtleider, um derentwillen die Festung Anadyrsk den Kampf gegen ein Volk beginnen müsste, das in seinen mit Eis und Schnee bedeckten Einöden eine fast uneinnehmbare Position inne hatte. Aus dem Folgenden wird es sich im Gegentheil erweisen, dass die Korjaken, dem Namen nach stets treue Unterthanen des Kaisers, wenn sie es nöthig hatten, die Festung Anadyrsk gegen die Tschuktschen ausspielten, sobald es ihnen aber nicht nothwendig schien, kampfbereite Empörer waren, Beamte überfielen und tödteten, Kronskassen beraubten, Plünderung und Todtschlag ausübten, kurz, dass dieser Stamm mehr russisches Blut vergos-

sen und mehr Unheil angerichtet hat als irgend ein anderes Volk des Jakutskischen Gebiets.

Die alten Rollen erzählen, dass im Jahre 1650 zuerst ein festes Haus am Anadyr, eine sogenannte Simowjo errichtet wurde, dass man aber alsdann beschloss eine dauernde grössere Niederlassung zu gründen, und so war denn im Jahre 1666 die Festung fertig gestellt und mit einer ständigen Besatzung versehen worden. Bald hatten die praktischen Männer, die das Kommando dort führten, erkannt, dass von den Tschuktschen ausser Rennthieren nichts zu haben war, und sich daher nach Süden gewandt, wo sie an der Penshina, am Oklan und dann an der ganzen Küste des Ochotskischen Meeres in dichten Haufen die Korjaken vorfanden, gegen welche ein Kampf viel leichter zu führen war, weil man des Feindes wirklich habhaft werden konnte, was den Tschuktschen gegenüber nur in den seltensten Fällen möglich gemacht wurde. Dann aber besassen die Korjaken nicht nur gleich prächtige Rennthierheerden, sondern ausserdem noch eine Fülle des köstlichsten Pelzwerks, das sie sich aus Kamtschatka verschafften, dessen Felle noch heutigen Tages für die feinsten gelten. Bis zum Jahre 1690 hatte man sämmtliche Korjaken, die am westlichen Ufer des Meeres bis gegen Tauisk ungefähr, am östlichen Ufer bis zum Flüsschen Manatsch sassen und auch das ganze Land bis zur Olutora innehatten, unterworfen. Da man aber von ihnen erfahren hatte, dass die kostbarsten Felle nicht von ihnen erbeutet wurden, sondern weither durch Handel von den südlicher auf der Halbinsel wohnenden Kamtschadalen herrührten, so beschloss man natürlich auch diese sich dienstbar zu machen. Im genannten Jahre ging zuerst der Kosak Zarizyn nach Kamtschatka, ihm folgten Andere und bestätigten die von ihm gebrachten

Nachrichten über den Reichthum des Landes an kostbarem Pelzwerk. Als 1695 Wladimir Atlassof Kommandant von Anadyrsk wurde, schickte er im folgenden Jahre den Kosaken Luka Morosko mit 16 Mann nach Kamtschatka, um die Korjaken mit Jassak zu belegen. Das that Morosko auch, hielt sich aber natürlich nicht für gebunden die Korjaken allein zu unterwerfen, sondern setzte seinen Weg fort unter die Kamtschadalen, bis fast an den Fluss Kamtschatka. Sein Bericht interessirte Atlassof in so hohem Grade, dass dieser im Jahre 1697 selbst aufbrach, mit der Absicht, der russischen Herrschaft unter den Korjaken und den mit denselben stets verbundenen Kamtschadalen eine feste und sichere Grundlage zu geben. Bis dahin hatte man nämlich die Korjaken nur von Zeit zu Zeit heimgesucht und ihnen Jassak abgenommen, so viel sie geben wollten, es war das aber immer eine sehr unzuverlässige Sache. Atlassof erst wandte seine Aufmerksamkeit dem sehr wichtigen Umstande zu, dass sowohl die Korjaken, als auch die Kamtschadalen, unähnlich allen anderen Stämmen des Jakutskischen Gebiets, befestigte Stammesniederlassungen hatten, die sehr vertheidigungsfähig waren. Es ist nicht recht ersichtlich, wie viele solcher Burgen existierten, aber mit grosser Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, dass jeder Häuptling, deren es unter ihnen eine grosse Anzahl gab, eine solche besass und dort auch seinen ständigen Aufenthalt hatte. Häufig waren diese Burgen so gelegen, dass in der Nähe derselben sich auch Futterplätze für Rennthiere befanden, nothwendig war das aber nicht; das Volk im Grossen und Ganzen lebte in Zelten oder an der Küste und den grösseren, fischreichen Flüssen in festen Jurten, wie das noch heute seine Gewohnheit ist. Fest steht jedenfalls, dass die Korjaken eine bedeutende Anzahl von Burgen

am Ufer des Meeres, ja auf unzugänglichen Klippen desselben besassen, die so fest waren und so gut vertheidigt wurden, dass an ein Erstürmen derselben nicht gedacht werden konnte, und eine Bezwingung daher nur durch Hunger möglich war. Da kam es denn darauf an, wem die Lebensmittel im wüsten Lande eher ausgingen, den Belagerern oder den Belagerten. Durch ihre Kunst Burgen zu errichten, dieselben zu vertheidigen und auch ihrerseits mit Erfolg zu belagern, unterscheiden sich die Korjaken und Kamtschadalen wesentlich von den Tschuktschen, die von dieser Art Kriegsführung nicht den mindesten Begriff haben. Das beeinflusste aber auch das Vorgehen gegen die südlich vom Anadyr sitzenden Völkerschaften: einerseits waren sie fassbar, man konnte mit ihnen kämpfen und, da man den Vortheil der besseren Waffen hatte, sie auch besiegen. Aber die Feldzüge gegen sie erforderten grosse Anstrengungen und geordnete Kriegszucht: war letztere bei den Kosaken vorhanden, so waren ihre Unternehmungen stets siegreich, fehlte sie aber, wie das bei dem zügellosen Kriegsvolk häufig vorkam, so erlitten sie vom schlauen und hinterlistigen Feinde höchst empfindliche Niederlagen.

Atlassof begann nun damit, dass er drei Hauptburgen Oklansk, Kamensk und Ust-Talofsk mit festem Jassak belegte und sich darauf nach Süden wandte. Er hatte mit sich sechzig Kosaken und ebenso viel Jukagern. Von diesen theilte er dem Morosko dreissig Mann zu und schickte ihn nach Osten zu den dortigen Burgen und namentlich zu der sehr bedeutenden Korjakenfestung Olutorsk, selbst aber ging er längs dem Ufer, auch dort die Burgen mit Jassak belegend. Am Tigil vereinigte er sich wieder mit Morosko's Abtheilung und drang bis zum Flusse Kamtschatka vor, an dessen oberen Laufe er die Festung Werchnekamtschatsk

errichtete und eine Besatzung von fünfzehn Kosaken unter dem Befehl des Potap Sserjukof zurückliess. Gegen drei Jahre hielt sich Atlassof in Kamtschatka auf und zog endlich im Jahre 1700 nach Anadyrsk zurück. Dass er nicht umsonst gearbeitet hatte, dafür dient als Beweis, dass er für die Krone 3200 Zobel, viele hundert Füchse, gegen hundert Seeotterfelle mitbrachte und ausserdem noch für sich selbst eine Sammlung von 400 Zobeln anlegte. Wie treu aber die neuen Unterthanen zur Festung Anadyrsk sich zu verhalten gedachten, beeilten sie sich sofort zu beweisen. Potap Sserjukof fand es nämlich nicht angenehm länger in Werchnekamtschatsk zu verbleiben, sondern machte sich, sobald er erfahren hatte, dass Atlassof gleich nach seiner Ankunft in Anadyrsk von dort aus weiter nach Jakutsk gegangen war, mit seiner Abtheilung und Allem, was er für die Krone und auch für sich selbst erbeutet hatte, nach Anadyrsk auf. Unterwegs jedoch lauerten ihm die erbosten Korjaken auf, metzelten ihn und seine Begleitung nieder und nahmen die ganze Beute wieder an sich. Darauf zerstörten sie die verlassene Zwingburg Werchnekamtschatsk und fühlten sich wieder als freie Leute. Atlassof war aber damals noch in Jakutsk, obwohl er bald darauf nach Moskau reiste, er stellte den Abfall als gefährlich vor, und man schickte daher sogleich den Bojarensohn Timofei Kobenef mit einer frischen Abtheilung Jakutsker Kosaken, um den Ueberfall zu rächen und die russische Oberherrschaft wieder herzustellen. Das geschah denn auch. Kobenef schlug die Korjaken gründlich, erbaute die Festung Werchnekamtschatsk von Neuem, legte auch noch zwei andere, gleich wichtige Zwingburgen an, die eine im Südwesten, Bolscherezk, und die andere im Nordosten, Nishnekamtschatsk, und kehrte, nachdem er allent-

halben Besatzungen in die Festungen gelegt hatte, im Jahre 1702 nach Jakutsk zurück mit sehr reicher Ausbeute sowohl für die Krone, als auch für sich. Einige Jahre hielten die Korjaken und Kamtschadalen Ruhe, aber, wie es schien, nur um sich zu erholen und neue Kräfte zu sammeln; denn als im Jahre 1706 eine Abtheilung von hundert Kosaken nach der Halbinsel geschickt wird, um die Besatzungen der dortigen Festungen zu verstärken, finden wir, dass die Völker schon im hellen Aufstande sich erhoben haben: sie überfallen und vernichten vollständig die soeben angekommene Truppe, ehe dieselbe noch die Festungen erreicht hat, ja es gelingt ihnen sogar, die Festung Bolscherezk zu erobern und zu zerstören. Nichtsdestoweniger gelingt es den Besatzungen von Werchne- und Nishnekamtschatsk die Ruhe wieder herzustellen, so dass, als Atlassof, den man unterdessen in Moskau sehr gnädig empfangen und zum Kosakengolowa ernannt hatte, im Jahre 1707 mit grossen Vorräthen, namentlich mit Kanonen, Kugeln, Pulver und Blei auf der Halbinsel erscheint, ihm gemeldet werden kann, dass kein Aufruhr mehr bestehe. Nun sollte man doch denken, dass die Eroberer gleichfalls sich ruhig verhalten und zufrieden sein würden, dass sie nicht stets zu den Waffen zu greifen brauchten. Das ist aber keineswegs der Fall. Die Kosaken erheben gegen ihren Kommandanten Atlassof die Anklage der schlechten Behandlung und der Erpressung, weil er von sämmtlichem Jassak, den er im Namen der Krone erhebe, stets die Hälfte für sich behalte. Zugleich aber empören sie sich gegen ihren Anführer, setzen den Atlassof ins Gefängniss und bemächtigen sich zugleich seines ganzen zusammengeraubten Reichthums. Atlassof entflieht sehr bald aus dem Gefängniss nach Nishnekamtschatsk und will das Oberkommando dort wieder übernehmen, wird aber von dem

dortigen Kommandanten Fjodor Jarygin nicht anerkannt. Unterdessen hatte man in Jakutsk die Anklageschrift erhalten und dem Bojarensohn Peter Tschirikof, der mit neuen Vorräthen, Kanonen u. s. w. und über fünfzig Mann dem Atlassof zur Verstärkung geschickt worden war, den Befehl nachgesandt, die Angelegenheit zu untersuchen. Man hatte also wieder einmal den im Osten üblichen Unsinn begangen, einem Untergebenen über den Vorgesetzten eine Untersuchung zu übertragen. Tschirikof hatte unterwegs noch das Missgeschick, dass er von Kamtschadalen überfallen wurde und im Gefecht nicht nur über zehn Mann, sondern auch fast alle seine Kriegsvorräthe und Kanonen einbüsste. Gegen Atlassof scheint er nichts haben ausrichten zu können, denn schon im Jahre 1709 erscheint als Oberbefehlshaber mit vierzig Mann Kosaken Ossip Mironof, und nun befinden sich im Lande, dessen Einwohner, wie der Ueberfall Tschirikof's beweist, sehr eigenthümliche Begriffe von Unterthanentreue gehabt haben müssen, drei Oberbefehlshaber: Atlassof, Tschirikof und Mironof, die sich gegenseitig befeinden und bekriegen. Zwei Jahre dauerte dieses Schisma, da fanden schliesslich die Kosaken selbst, dass es Zeit sei, dem Dinge ein Ende zu machen. Atlassof überfielen sie in seinem eigenen Hause und schlugen ihn todt. Mironof wurde, als er von einer Inspektionsreise der Festungen heimkehrte, aus einem Hinterhalt unterwegs getödtet, und den Tschirikof, der sich auf dem Wege nach Jakutsk befand, um den seit 1707 in Kamtschatka angesammelten Jassak dahin abzuliefern, überfielen die Kosaken auf dem Penshinschen Meerbusen und warfen ihn ins Wasser. Darauf setzten die Anführer der Empörer, Danilo Anzyferof und Iwan Kosyrefskij, eine Vertheidigungsschrift auf, in welcher sie erklärten, die

Erpressungen und schlechte Behandlung, die sie seitens jener Männer erduldet, hätten den Kosaken Kamtschatka's keine andere Wahl gelassen, als sich derselben zu entledigen.

Vor Empfang dieses Schriftstücks erscheint in Kamtschatka noch 1711 Wassilij Stschepetnoi, um an Mironofs Stelle den Oberbefehl zu übernehmen. Den Oberbefehl übernimmt er zwar, scheint aber gar keine Schritte gegen Kosyrefskij und Anzyferof gethan zu haben, und auch sonst geschieht nichts: das erstaunliche Unwesen, das von 1707 — 1711 in Kamtschatka in Permanenz erklärt worden ist, und das unerhörte Verbrechen der Kosaken daselbst lassen also die Oberleitung in Jakutsk vollkommen kühl. Anzyferof ereilte indessen schon im folgenden Jahr sein Schicksal, indem er mit einigen seiner Leute bei der Awatscha-Bucht von den Kamtschadalen überfallen und ermordet ward. In demselben Jahre 1712 zieht auch Stschepetnoi wieder ab, unter dem Vorwande, die angesammelte Jassakmasse endlich nach Jakutsk bringen zu müssen. Das gelingt ihm auch glücklich, obgleich die Olutor'schen Korjaken ihn unterwegs überfallen und den Jassak zu entreissen versuchen, aber zurückgeschlagen werden. An seiner Stelle erscheint sogleich als Oberbefehlshaber Kolessof und zwar endlich mit dem Befehl, dem heillosen Unwesen ein Ende zu machen und die Urheber des Mordes der drei Oberbefehlshaber zur Verantwortung zu ziehen. Es wird auch eine Untersuchung angesetzt und Gericht gehalten, so zwar, dass mehrere Unteranführer und Kosaken theils hingerichtet, theils gebrandmarkt werden, Kosyrefskij jedoch mit einer Geldstrafe davonkommt und sich bald wieder einer ansehnlichen Stellung erfreut. Im Jahre 1713 wird Kolessof durch Iwan Jenisseisskij ersetzt, von dem erwähnt wird,

dass er eine Kirche in Nishnekamtschatsk erbaut habe. Höchst auffallend ist es, dass bei allen diesen Vorkommnissen, die doch das ganze Land auf das Tiefste bewegten, in den alten Switken, wie die Rollen genannt werden, auf welchen man die Ereignisse niederschrieb, die Festung Anadyrsk gar nicht erwähnt wird, deren Kommandanten doch Kamtschatka in dieser Zeit unterstellt war.

Im Jahre 1713 endlich sandte der damals noch in Tobolsk residierende Gouverneur von Sibirien, Gagarin, den Kapitain Peter Tatarinof mit neuen Kräften nach Anadyrsk, mit dem speciellen Auftrage, in Kamtschatka Ruhe und Ordnung zu schaffen und endlich dem dortigen heillosen Zustande ein Ende zu machen. Tatarinof traf den 26. April 1714 in der Festung ein mit nur wenigen Mann, seine Hauptmacht, 58 Dragoner und 140 Kosaken, waren zum Glück noch zurückgeblieben. Wir sagen zum Glück, denn am 1. Mai brachen in der Festung die Pocken aus und richteten bis zum Oktober eine entsetzliche Verheerung an. Der Platz war mit den Jahren sehr bedeutend angewachsen; es lebten daselbst einige hundert Kosaken nebst Weibern und Kindern, diese aber besassen eine grosse Menge von Sklaven aus den einheimischen Völkerschaften, und ausserdem hatten sich dort noch viele Familien Jukagern, Korjaken und Tschuwanzen niedergelassen. So hatte sich um die mit Thürmen versehene Festung ein ansehnlicher Flecken gebildet, in welchem über tausend Menschen wohnten, eine der volksreichsten, wenn nicht die volksreichste Niederlassung jener Zeit in Sibirien, Jakutsk ausgenommen. Hier brach nun die Krankheit aus und zwar zu einer Zeit, wo man sich im Kriegszustande gegen die Korjaken befand. Ehe nämlich Tatarinof in Anadyrsk eintraf, war der frühere Befehlshaber Afanassij Petrof mit einer starken

Macht, bestehend aus hundert Kosaken und einer grossen Zahl Jukagern vom Omolon, Chodyn-Jukagern und Tschuwanzen vom Anui nach Olutorsk aufgebrochen, um die Korjaken für ihre fortwährenden Ueberfälle zu bestrafen. Es liefen stets Klagen über sie ein, nun kam noch der Ueberfall Stschepetnoi's im Jahre 1712 dazu, so dass ein Strafzug unternommen wurde. Die Jukagern und Tschuwanzen waren in hervorragender Weise zur Hülfsleistung herangezogen worden, sie hatten nicht nur selbst Kriegsdienst im eigentlichen Sinne des Worts zu leisten, sondern mussten auch Anspann für den Heereszug und Heerden für den Unterhalt der Mannschaft hergeben. Sie hatten Alles willig gethan und sich auch auf dem ganzen Zuge wacker gehalten. Aber es erwies sich, dass die Korjaken ihre Burg Olutorsk tapfer vertheidigten. Es war eine Stein- und Erdfestung, d. h. eine Bodenerhebung, die man zuerst mit einem Erdwall und sodann noch mit einer aus Stein aufgeführten Brustwehr versehen hatte. Das Aushungern hatte keinen Erfolg. Petrof beschloss daher zu stürmen. Um aber seine Mannschaften gegen die Geschosse aus der Festung besser schützen zu können, kam er auf den Gedanken, die Heerden der Jukagern und Tschuwanzen niederstechen und mit den Leibern der Thiere einen Schutzwall gegen die Festung errichten zu lassen, hinter welchem die Stürmenden bis dicht an den Wall herankommen konnten. Auch das liessen die Leute ruhig geschehen und halfen tapfer beim Sturm, der auch am 6. August den Fall der Burg herbeiführte. Anstatt nun die Jukagern und Tschuwanzen doch wenigstens theilweise zu entlassen, wie sie baten, schickte Petrof vor allen Dingen 42 Mann Kosaken nach Anadyrsk zurück unter dem Vorgeben, dass dieselben dort nöthig seien. Er wusste aber sehr wohl, dass daselbst Tartarinof mit nahmhaften Ver-

stärkungen eingetroffen sein musste, dass dort also gar kein Nothstand herrschen konnte. Er wollte nur seinen Dienstgenossen eine Erleichterung auf Kosten der Tschuwanzen und Jukagern verschaffen. Die Zurückgebliebenen hatten einen sehr schweren Dienst: die Kosaken bauten eine neue Festung am anderen Ufer des Flusses, um eine sichere Zwingburg zur Vermeidung ähnlicher Aufstände zu haben; die Hülfstruppen hatten aber einerseits die Korjaken zu verfolgen und andererseits fortwährend Wachdienst zu halten, um die arbeitenden Kosaken vor immer möglichen Ueberfällen der erbosten Feinde zu schützen. Trotz alledem verlangte Petrof von denselben mit unnachsichtiger Strenge noch die Einlieferung des fälligen Jassak's, ja, als die neue Festung fertig war, liess er, ohne auch nur im Geringsten die Sachlage zu bedenken, fünfzig der ihm zu Gebote stehenden Kosaken als Besatzung in der Festung zurück und zwang die Jukagern und Tschuwanzen, anstatt ihnen endlich den Abschied zu geben, ihn sowohl, als auch die beiden Befehlshaber von Kamtschatka, Kolessof und Jenisseiskij, die mit dem Jassak von Kamtschatka zu ihm gestossen waren, bis Anadyrsk zu begleiten. Vergebens waren die Bitten der Eingeborenen, ihnen doch wenigstens zu getatten, so rasch als möglich nach Hause zurückzukehren, damit sie Zeit und Gelegenheit hätten, ihre zerrütteten Heerden wieder in Ordnung zu bringen und für Jagdbeute zu sorgen, — sie mussten bleiben, da Petrof erst mit dem Winterwege aufbrechen wollte, und sie blieben. Aber sie hatten Rache geschworen und warteten nur so lange, bis sie ausser dem Bereich der Besatzung von Olutorsk waren und sicher an die Ausführung ihres Planes gehen konnten. Ende November wurde aufgebrochen, und am 2. December befand man sich an den Quellen der Talofka. Hier beschlossen Kolessof und Jenisseiskij

mit ihren Begleitern, gegen 20 Mann, voraus zu eilen. Kaum hatte man sie aus dem Gesicht verloren, als die Jukagern und Tschuwanzen über Petrof und die wenigen Kosaken herfielen, die er bei sich hatte, dieselben niedermachten und den Jassak sowohl, den er mit sich führte, als auch sein und der Kosaken Eigenthum an sich nahmen. Kolessof und Jenisseiskij hatten aber, da ein Schneesturm ausbrach, den Weg verloren und kehrten in das frühere Nachtlager zurück. Als sie daselbst die Körper der Erschlagenen liegen sahen, merkten sie woran sie waren, und versuchten, so gut es ging, nach Oklansk zu flüchten. Das gelang ihnen auch trotz der Verfolgung seitens der Aufständischen, und am 5. Dec. langten sie in der dortigen Festung an. Tags darauf erschienen aber auch die Verfolger und begannen damit, dass sie die Fahrthiere der Russen wegfingen und dann versuchten, die dortigen Korjaken ebenfalls aufzuwiegeln und mit deren Hülfe die Festung einzunehmen. Was und wie es dabei herging, ist aus den verschiedenen Quellen nicht klar ersichtlich. Es heisst, sie erschlugen zehn Leute und nahmen den Jassak: 5640 Zobel, 751 rothe Füchse, 10 Ssiwoduschki, 137 Seeottern, 11 genähte Fuchspelze, 2 Fischottern, 22 Solotnik Gold und vierzig Rubel Baargeld, ausser dem, was sie den Leuten selbst raubten. Darnach sollte man schliessen, dass sie die Festung erobert hätten, das ist aber offenbar nicht geschehen, denn nachdem sie das Alles mitgenommen, trennen sie sich, nachdem sie zuvor beschlossen, im Herbst des nächsten Jahres die Festung Anadyrsk zu überfallen. Aber nach ihrem Abzuge schicken die in Oklansk Eingeschlossenen, namentlich Jenisseiskij, einen Boten an Tatarinof mit der Bitte um schleunige Hülfe. Die kann jedoch nicht gewährht werden, da die Festung durch die Pocken zur menschenleeren Ein-

öde geworden war, in welcher kaum hundert Menschen der Krankheit Widerstand geleistet hatten. Wie sich die Dinge verhalten haben, dass nämlich die Meuterer den Jassak und die Habe der Kosaken erbeuten konnten, ohne in Besitz der Festung gelangt zu sein, ist unerklärbar. Dennoch ist der Jassak geraubt worden, laut angegebener, sehr specieller Liste, und hat sich die Festung siegreich das ganze folgende Jahr hindurch gehalten.

Jetzt begann eine wirre Zeit in dem auch so schon blutgetränkten Lande, denn die Festung Anadyrsk, die sich sonst immer siegreich auf der Höhe der Position gehalten hatte, befand sich in einer höchst kritischen Lage. Fast ohne Bedeckung für sich selbst, war sie von allen Seiten von Feinden umgeben. Die Empörer, denen sich ja auch die Korjaken der Penshina und des Oklan angeschlossen hatten, waren, wie es schien, entschlossen einen Hauptstreich auszuführen und das Fremdenjoch abzuschütteln. Sie theilten sich, wie gesagt. Die Korjaken begaben sich nach Olutorsk, um diese neuerbaute Zwingburg entweder zu stürmen, oder durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Die Tschuwanzen und Jukagern gingen zuerst nach Hause an die Quellen des Anadyr und Anui, um der Jagd obzuliegen, dann aber war verabredet, dass sie Boten zu den Tschuktschen schicken und diese bereden sollten, zur Zeit des Fischfangs und der Rennthierjagd im Herbst, wo man wusste, dass sich ein Theil der Besatzung gewöhnlich unter Leitung des Befehlshabers am mittleren Anadyr einzufinden pflegte, um für Herbstvorräthe zu sorgen, die von Vertheidigern entblösste Festung zu überfallen und niederzubrennen. Dann aber sollten einige Korjaken, die sich gerade nicht am Aufstand betheiligt hatten, im Sommer in der Festung erscheinen, Klage über Einfälle der Tschuktschen führen und verlangen, dass eine

Expedition gegen die allbekannten Räuber ausgesandt werde, was eine weitere Schwächung der Besatzung zur Folge haben musste. Es kann hier gleich hinzugefügt werden, dass der beabsichtigte Streifzug der Besatzung gegen die Tschuktschen unterblieb, aber es ist bezeichnend für die unglaubliche Kurzsichtigkeit, man kann beinahe sagen Einfalt der Kosaken, dass der alte Bericht bei Erzählung dieser Ereignisse bedauernd hinzufügt, durch die Pocken wäre die Besatzung so sehr geschwächt gewesen, dass sie in den nächsten Jahren keine Streifzüge gegen die Tschuktschen zu unternehmen im Stande war, diese somit ungestraft die Korjaken überfallen und plündern konnten. Es klingt unglaublich, ist aber doch vollständige Wahrheit, dass die fortwährend sich empörenden, fortwährend russische Beamte und sonstige russische Leute überfallenden, ausplündernden ja tödtenden Korjaken und auch Jukagern, doch immer es vermögen, die der Besatzung jedenfalls nichts Uebles thuenden Tschuktschen als die ewigen Störenfriede darzustellen und sie bei aller Welt in den Ruf grösster Wildheit und Grausamkeit zu bringen. So tief sass bei den alten Kosaken der Stachel fest, dass die Tschuktschen allein ihnen nicht unterthan werden und keine Geiseln stellen wollten. Und doch wäre es leicht gewesen, sie zur Unterthanschaft und auch zum Jassakzahlen zu bewegen, wenn man nicht auch gleichzeitig Geiseln verlangt hätte, letztere aber zu stellen weigerten sich Jene und konnten das nach ihrer losen inneren Verfassung, wo eigentlich Niemand zu befehlen hatte, auch gar nicht thun.

Aus dem grossen Rachezuge der Jukagern, Korjaken und Tschuwanzen im Jahre 1715 wurde indessen nichts; Olutorsk hielt sich höchst wacker bis in das Frühjahr, wo die Korjaken, bei denen selbst Nahrungsmangel eintrat, abziehen

mussten: die Tschuktschen gingen nicht in die Falle, die man ihnen gestellt hatte, erhoben sich nicht gegen die Russen, und so blieb Alles ruhig, da Tatarinof auch nicht wagte mit seinem geringen Kommando irgend welche Streifzüge zu unternehmen. Im Jahre darauf erhielt er einige Verstärkung unter Trifonof und ging daher mit 120 Mann an den Oklan, besiegte die dortigen Korjaken in einem Gefecht, wagte ihnen aber nicht zu folgen, als sie sich ans Meer zurückzogen. Die nächsten Jahre gehen nun in unfruchtbaren kleinen Streifereien hin: bald erklären die Korjaken sich besiegt und zahlen Jassak, bald empören sie sich wieder und verweigern denselben. Schlimmer sah es noch in Kamtschatka aus: dort leisteten die Befehlshaber das Unglaublichste an Ausplünderung sowohl der Korjaken und Kamtschadalen, als auch der Russen; man liest, dass sie von ihren eigenen Untergebenen abgesetzt und ihre Reichthümer, die viele Tausende von Zobeln und Füchsen betragen, ihnen abgenommen werden. Von Jakutsk schickt man neue Befehlshaber stets mit demselben Befehl, strenge Untersuchung zu führen und zu strafen, wo Strafe noththut; diese aber beginnen ihre Laufbahn wiederum mit Erpressungen, werden von ihren Untergebenen auch wieder abgesetzt und so fort ohne Ende.

Im Jahre 1729 erscheint endlich jener berüchtigte Kosakengolowa, Afanassij Schestakof, mit ausserordentlichen Vollmachten insbesondere gegen die Tschuktschen, in Ochotsk und beginnt von dort seinen Zug gegen die unglücklichen Korjaken, die er eigentlich nach seinen in St. Petersburg abgegebenen Erklärungen gegen die wilden Tchuktschen schützen sollte. Die heillosen Zustände in Kamtschatka und auch, wenn auch in geringerem Maasse, am Anadyr und der Penshina hatten allerdings Korjaken und

Kamtschadalen in grosse Aufregung versetzt aber ein wenig praktischer Verstand und vor Allem etwas Rechtlichkeit und menschliche Behandlung hätten beruhigend gewirkt und jeden Gedanken an Empörung oder Aufsässigkeit im Keime erstickt. Denn wenn wir allerdings bisher Korjaken und Kamtschadalen in fast ununterbrochenem Aufstande gesehen haben, so sind sie doch dazu durch eine Behandlung getrieben worden, die auch den Sanftesten und Furchtsamsten die Waffen in die Hand gedrückt hätte. Noch hielten sich die Korjaken ruhig, aber das Eintreiben des Jassaks ging schwer, wohl auch aus dem Grunde, weil es den Völkerschaften klar geworden war, dass nur ein Theil des ihnen Abgeforderten in die Kasse der Regierung floss, das Uebrige aber die Steuereinnehmer bereicherte. Wenn irgend wo, so kann man hier die ganze Tüchtigkeit Beketof's, des Begründers von Jakutsk, erkennen; er hatte bekanntlich sofort angeordnet, dass der Jassak nicht vom einzelnen Mann oder der einzelnen Niederlassung, sondern stets vom Starosta, als dem Vertreter des ganzen Stammes oder Geschlechtes, nach bestimmter Norm einzufordern sei. Waren die Steuereinnehmer gewissenlose Menschen, so konnte ja auch von den Stammeshäuptern ein Mehr erpresst werden, dasselbe vertheilte sich aber dann auf den ganzen Stamm und konnte auch nicht zu solchen Missbräuchen führen, wie sie das Einsammeln von den einzelnen Häusern mit ihrem stets wechselnden Personalbestande mit sich bringen musste.

Bei solcher Lage der Dinge fügte es sich nun, dass von den beiden Männern, in deren Hände jetzt das Schicksal der nordischen Stämme gelegt war, Schestakof und Pawluzkij, der letztere, sowohl ein tüchtiger Soldat als auch gerechter und einsichtiger Verwalter, den Weg über Kolymsk nach Anadyrsk wählte, der ganz unfähige, raub- und blut-

gierige Schestakof dagegen über Ochotsk durch das ganze Gebiet der Korjaken die Festung erreichen wollte. Zum Glück für das Land kam seine Unfähigkeit seiner Unmenschlichkeit gleich: anstatt sich mit einer genügenden Schaar Kosaken zu umgeben, liess er dieselben theils allerhand damals gewiss unnütze Expeditionen unternehmen, theils steckte er sie in die Festungen von Tauisk, Jamsk und andere und zog selbst mit Tungusen, Jakuten und sonstigem unzuverlässigem Volk, in deren Zahl nur gegen 20 Kosaken sich befanden, Anadyrsk zu. Ohne zu bedenken, dass er vor sich, von Tauisk beginnend bis fast unter die Palissaden von Anadyrsk, nur die verschiedenen Stämme der Korjaken hatte, von denen, wenn auch einige den Jassak schlecht zahlten, die meisten doch immer für Unterthanen gelten wollten und deren Freundschaft ihm bei seinen geringen Kräften—er hatte etwas über hundert Mann mit sich—durchaus nöthig war, begann er längs des Weges den Jassak auf eine Weise einzutreiben, die selbst in jenen Zeiten und in den Augen jener Männer als zu streng bezeichnet wurde. Er richtete es stets so ein, dass er bei einer Niederlassung, deren es am fischreichen Ufer des Ochotskischen Meeres und zugleich am Fusse des wild- und pelzreichen Stanowoi-Gebirges viele gab, zur Nachtzeit ankam, wenn Alles in den Hütten war und schlief. Die bienenkorbartigen Wohnungen der Korjaken sind aus Holz gebaut und mit Erde gedeckt, sie haben einen Ausgang unten zu ebener Erde und einen oben im kuppelförmigen Dach, der zugleich als Rauchfang dient; nur aus diesen beiden Oeffnungen kann man aus der sonst fest gefügten Wohnung in's Freie gelangen. Er liess nun den Holzvorrath einer jeden Hütte vor die untere Thür stapeln, die Treppe, die vom Dach hinunter führte, abnehmen und, nachdem das besorgt war, die Einwohner wecken.

Dann wurde ihnen die Wahl zwischen Jassakentrichten oder Feuertod gestellt, und falls das Erstere aus irgend welchem Grunde verweigert wurde, zündete er die Stapel an und verbrannte ohne Gnade und Barmherzigkeit die Häuser mit Allem, was drin war. Aus dem alten Berichte ist zu ersehen, dass einzelne Niederlassungen und Häuser zahlten, andere aber dem Feuertode überliefert wurden, die Zahl der einen und der anderen scheint so ziemlich gleich gross gewesen zu sein, und es ist daher anzunehmen, dass nicht Trotz allein die Leute dazu brachte, ein so entsetzliches Schicksal zu wählen, sondern dass häufig Armuth der Grund der Weigerung war. Jedenfalls ging das Entsetzen vor ihm her, aber erst im Januar 1730, als er an der Gishiga ankam, bemerkte dieser Mensch, dass die Korjaken rund umher in dumpfer Gährung sich befanden, nun est erschien ihm seine Truppe zu unzuverlässig, um mit ihr den Marsch nach Anadyrsk mitten durch die Korjaken hindurch zu nehmen. Er schickte daher einen Boten an Tatarinof nach Anadyrsk und forderte Hülfe. Sechs Wochen wartete er vergeblich und nur, um schliesslich zu erfahren, dass sein Bote die Festung gar nicht erreicht habe, sondern unterwegs von den Korjaken ermordet worden sei. Der einzige geringe Zuwachs, den er erhielt, waren fünf Kosaken aus Anadyrsk, die ihm Tatarinof, der anderweitig erfahren hatte, dass der neue Oberbefehlshaber über Ochotsk heranziehen werde, mit Dienstpapieren entgegengeschickt hatte. Da diese Leute mit den Häuptlingen der Korjaken mehr oder weniger bekannt waren, so schickte er sie aus mit dem Auftrage, dieselben zu bewegen, mit ihren Mannschaften zu ihm zu stossen. Namentlich sollten sie sich an die mächtigen Häuptlinge Umjewa und Jallach und den Aeltesten des Stammes der Tschaguben wenden und dieselben an ihre Unter-

thanenpflicht erinnern. Diese Sendboten hatten, wie es zu erwarten stand, nur sehr geringen Erfolg: Jallach erklärte unter verschiedenen Vorwänden, er könne nicht kommen; Umjewa kam, aber, wie es schien, sehr ungern und mit einem ganz unbedeutenden Gefolge, die Tschaguben aber liessen sich durch Julta, den Häuptling der Burg von Oklansk, bereden, sich mit diesem zu vereinigen und ostwärts zu ziehen. Das waren unerfreuliche Dinge, da aber ein weiteres Warten die Sache nur verschlimmern konnte, weil dadurch die Korjaken Zeit erhielten, sich unter einander zu verständigen, so zog Schestakof den Weitermarch vor. Als er schon den Fluss Parén hinter sich hatte, erschien bei ihm plötzlich ein fliehender Korjake und meldete ihm, ein ungeheuerer Haufe Tschuktschen ziehe heran und plündere und morde die Korjaken. So lautet es in den alten Berichten und so ist es auch weiter gegeben worden, obwohl ich schon früher in Jakutsk von kundigen Leuten Bedenken äussern hörte über das sonderbare Ereigniss, dass ein Tschuktschen-Heer es möglich gemacht habe, so weit in ein ihm absolut feindliches Land einzudringen und sich ohne Ursache einem russischen Heere zum Kampf zu stellen. Ganz entschieden aber wurde das von dem Jukager, dem Enkel des letzten noch seine eigene Sprache gekannt habenden Tschuwanzen, in Abrede gestellt. Diesem hatte sein Grossvater, der alte Tschuwanze, dessen Vater wiederum ein Mitkämpfer Pawluzkij's in jenem letzten Gefecht im Jahre 1747 gewesen war, ausführliche Mittheilung über jene alten Vorgänge gemacht. Namentlich hatte er den Kriegszug Schestakof's sehr genau gekannt und stets mit grosser Entschiedenheit behauptet, dass es Korjaken gewesen seien, die sich ihm an der Schestakofka entgegen gestellt hätten. Sie hätten sich aber Tschuktschen genannt, und die scheinbar

den Russen treu gebliebenen Korjaken hätten das auch so weiter verbreitet, um ihr Volk vor einem Rachezuge der Anadyr-Besatzung sicher zu stellen. Und es lässt sich nicht leugnen, dass diese Version die allein richtige ist. Es liegt ganz in der Art der Korjaken, gegen die Russen sich zu empören und zugleich doch die Russen für sich Krieg mit den Tschuktschen führen zu lassen. Sie bewerkstelligen das immer auf eine und dieselbe Weise, die ihnen aber auch stets gelingt: es empören sich offen niemals alle Korjaken-Stämme, immer bleibt zu gegebener Zeit der eine oder der andere Stamm treu, und der führt dann Klage über von den Tschuktschen verübte Unbill, während die anderen Stämme russische Beamte überfallen, Regierungskassen berauben und meistentheils straflos ausgehen, weil die Kosaken sich auf die Verfolgung und Bestrafung der Tschuktschen begeben. Auch dieses Mal begleitet ein Häuptling Umjewa mit einer Schaar Korjaken Schestakof, die anderen Häuptlinge weichen nach Osten aus, und plötzlich steht an der Jegatscha, die seit der unglücklichen Schlacht vom 14. März 1730 Schestakofka heisst, ein grosses Heer, welches die Korjaken als ein tschuktschisches bezeichnen, bereit die Russen anzugreifen. Noch heutigen Tages ist es schwer einen Tschuktschen von einem Korjaken zu unterscheiden, nicht nur dem Aeussern nach, auch ihre Sprache ist nur dialektisch etwas verschieden; es war also leicht einen solchen Betrug auszuführen. Andererseits ist es aber auch sehr möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass sich in dem Korjaken-Heer einige Tschuktschen befanden. Beide Völkerschaften standen ja nicht in fortwährender Fehde mit einander, auch hatten schon, wie oben angeführt, Korjaken und Jukagern im Jahre 1715 den Plan gefasst, mit den Tschuktschen vereint

Anadyrsk zu überrumpeln. Es ist also wahrscheinlich, dass vom unteren Anadyr aus, an dessen rechtem Ufer von uralten Zeiten her Tschuktschen hausten, ein Haufe mit den Korjaken gemeinsame Sache gemacht und mit diesen zusammen nach Westen gegangen war, wo sie auf das an der unteren Penshina sich ansammelnde Heer der Korjaken trafen und dann mit diesem an die Schestakofka zogen. Dadurch erklärt es sich auch, dass Pawluzkij später bei den am unteren Anadyr wohnenden Tschuktschen einzelne Flinten und sonstige Waffen aus Schestakof's Truppe fand, so wie des letzteren Fahne.

Schestakof konnte in den Kampf nur sehr geringe Kräfte führen; er hatte aus Ochotsk mitgenommen: dreissig Lamuten, zehn Jakuten, achtundvierzig Tungusen und achtzehn Kosaken, und an der Gishiga waren noch fünf Anadyr'sche Kosaken hinzugekommen, so dass er hundert und elf Mann hatte, zu denen noch zwanzig bis dreissig Korjaken unter Umjewa hinzukamen. Er griff an der Mündung der Jegatscha oder Schestakofka den Feind an, die Korjaken unter Umjewa flohen sofort, die ganze Truppe löste sich in Folge dessen in wilde Flucht auf, Schestakof selbst aber fiel und mit ihm einunddreissig Mann, darunter 10 Russen. Nach dem Kampfe ging das Korjaken-Heer offenbar sogleich auseinander, denn es geschieht desselben weiter keine Erwähnung, es hatte ja auch erreicht, was zu erreichen war, und lange hielten diese wilden Haufen schon der schwierigen Verpflegung wegen nicht zusammen. Die Tungusen, Jakuten und Lamuten aus Schestakof's Truppe begaben sich in ihre Heimath, die Russen aber blieben bei Umjewa in einer Art freundschaftlichen Gefangenschaft, aus welcher es ihnen jedoch gelang, sich zu flüchten und nach einigen Hin- und Herzügen wohlbehalten in Anadyrsk mit der Leiche Schestakof's anzukommen.

Die Kunde von der Niederlage und dem Tode des Oberbefehlshabers verbreitete sich rasch über die Ufer des Ochotskischen Meeres und Kamtschatka, und überall erhoben sich Koraken zum Rachekampf gegen ihre Widersacher und Bedrücker. Zuerst fiel man über die Besatzungen von Tauisk und Jamsk her, die zum grössten Theil niedergemacht wurden; auch die Olutorischen Korjaken revoltierten. Die Kamtschadalen erhielten die Nachricht erst im Jahre 1731, und auch dort brach der Aufstand blutig aus, wie weiter unten berichtet werden wird.

Pawluzkij erfuhr die Trauernachricht bereits im April in Nishnekolymsk und traf sofort Anordnungen, dass die noch in Ochotsk befindlichen Mannschaften und vor Allem die grossen Kriegsvorräthe an den Anadyr geschafft würden. Diese Befehle kamen rechtzeitig an, in Folge aber der Zügellosigkeit der Banden Schestakof's sind sie nicht ausgeführt worden, und von allen grossen Vorbereitungen konnte Pawluzkij nur die Leute und Materialien glücklich nach der Festung schaffen, die er selbst mit sich führte. Im September 1730 traf Pawluzkij in Anadyrsk ein und wurde dort natürlich schon von einer klageführenden Gesandtschaft der Korjaken empfangen, die ihn dringend um Hülfe gegen die Tschuktschen bat.

Diese Klage und die geschickte Lüge von dem Tschuktschen-Heer, gegen welches Schestakof gefallen sein sollte, liessen natürlich Pawluzkij seine ganze Aufmerksamkeit und Energie den ihm als höchst gefährlich erscheinenden Tschuktschen zuwenden, und so blieben denn die Korjaken für's Erste ganz unbehelligt und hatten Zeit genug, sich ernstlich zum Befreiungskriege vorzubereiten. Das aber unterliessen sie, einerseits vielleicht hoffend, die Energie der Russen werde, wie das so oft schon früher geschehen, im Kriege

mit den Tschuktschen verdampfen und sie wieder ungestraft ausgehen, andererseits mag aber auch die Kunde von dem unerhört schneidig geführten und höchst glänzend verlaufenen Kriegszuge des neuen Oberbefehlshabers auf ihre Thatkraft lähmend eingewirkt haben, kurz sie blieben wie immer uneins untereinander und von einer allgemeinen Aktion liess sich nichts verspüren. Im Jahre 1732 beschloss Pawluzkij die Korjaken für das Niedermachen der Kommando's am ochotskischen Meer zu züchtigen. Am 10. Februar brach er mit 225 Kosaken und einigen Jukagern so wie auch Korjaken auf, auch hatte er die Letzteren zur Strafe gezwungen, nicht nur die nöthigen Fahrthiere, sondern auch das zur täglichen Nahrung erforderliche Schlachtvieh zu stellen. Er hatte erfahren, dass die Aufständischen sich in bedeutender Anzahl in einer Burg am Paren befänden, und beschloss dieselbe wegzunehmen. Am 25. März langte er mit seinem Heere vor derselben an und begann, da alle Versuche, sie zur Uebergabe zu bewegen, fehlschlugen, die Belagerung. Die Burg befand sich hart am Meer auf einer steilen Anhöhe und war zur Landseite mit starken Palissaden und Erdwällen versehen. Um nicht unnützer Weise seine Leute den Pfeilen der Korjaken blosszustellen, liess er aus Treibholz grosse Schilder machen, unter deren Schutz er bis hart an die Palissaden heranrückte. Die Korjaken vertheidigten sich aber tapfer und wichen erst von der Brustwehr, als es gelungen war Handgranaten unter sie zu werfen. Nun konnte die Verzäunung auseinander gehauen werden, und man drang in die Burg, wo sich noch ein verzweifelter Kampf erhob. Als die Korjaken sahen, dass sie verloren waren, warfen sie sich auf ihre Weiber und Kinder, um erst diese und dann sich selbst zu tödten. Ehe dem Einhalt gethan werden konnte, waren schon über 200

Menschen umgebracht worden. Viele wurden gefangen fortgeführt und nur zehn junge Bursche und fünf Weiber zurückgelassen, um, wie es im alten Bericht heisst, ein neues Anwachsen der Bevölkerung zu ermöglichen. Nach Beendigung des Kampfes kehrte Pawluzkij nach Anadyrsk zurück, schickte aber vom Wege aus Atlassof, einen Unteroffizier, mit fünfundzwanzig Kosaken nach Olutorsk, um die dortigen Burgen zu zerstören.

In Anadyrsk angekommen, fand er indessen einen Befehl vor, die eingeborene Völkerschaft mit Milde zu behandeln und jederart Kriegszüge zu unterlassen, bis er neue Verhaltungsmaassregeln erhalten werde. In Folge dessen konnte er keine weiteren Feldzüge unternehmen und ging, da für ihn, wie er meinte, nichts mehr zu thun sei, nach Jakutsk, wo seine Familie geblieben war, nachdem er für die Zeit seiner Abwesenheit den Oberbefehl dem Grenadier Mamrukof übertragen hatte.

Für jene unglücklichen, gemarterten Völkerschaften war es ein grosses Unglück, dass ein Mann von solcher Rechtschaffenheit, Thatkraft und solchem praktischen Verstand, wie Pawluzkij es zweifellos war, seine Aufgabe nur rein militärisch auffasste, obwohl dieselbe in eminentem Sinne eine administrative war, und dass er sich nicht von der einmal vorgefassten Meinung los machen konnte, die Tschuktschen seien die eigentlichen Störenfriede und in ihrer gänzlichen Unterwerfung oder, falls das nicht möglich sei, in ihrer Vernichtung liege das Heil des Landes. Dass er als energischer Soldat nicht eher mit seinem Feinde friedlich paktieren wollte, ehe er dessen Macht gänzlich gebrochen, ist ja wohl verständlich, aber immer hin ist es sehr auffallend, dass er, so wie ihm offener Krieg ohne vorher eingeholte Erlaubniss untersagt wurde, sofort die Flinte ins Korn

warf und, ohne um Urlaub einzukommen, seinen wichtigen Posten einem einfachen Soldaten übergab und fortreiste. Und doch standen im Jahre 1732 die Korjaken noch allenthalben im Aufruhr, obwohl sie, wie gesagt, es stets so einrichteten, dass einzelne Stämme Jassak zahlten und somit eine Ergebenheit heuchelten, die sie innerlich gar nicht hatten. Es ist das eine sehr schwierige Materie und nicht möglich hierüber aus den alten Berichten eine klare Einsicht zu erhalten. Man liest in denselben nur von treuen Korjaken, die Klage über die Tschuktschen führen und dann wieder von aufrührerischen sowohl sitzenden, als auch Rennthier-Korjaken, ohne jemals eine Andeutung darüber zu finden, welche Stämme denn treu blieben und welche den Gehorsam versagten. Vorherrschend konnten den Umständen nach, nur die Olutor'schen Korjaken von den Einfällen der Tschuktschen betroffen werden, wenn solche überhaupt in dem angegebenen Masse und der Häufigkeit stattfanden, was allerdings sehr gegründetem Zweifel unterliegt; aber gerade die Olutor'schen Korjaken revoltierten fast ununterbrochen, schlugen russische Beamte und Durchreisende todt, beraubten die Kronstransporte und verübten mit einen Worte fortwährend Schandthaten. Und trotz alle dem stehen die Korjaken doch in der Huld nicht nur der Anadyr'schen Kosaken, sondern auch Pawluzkij's selbst, der nur nothgedrungen einen unbedeutenden Feldzug gegen sie unternimmt, während er vernichtende Schläge gegen die Tschuktschen führt, denen Angriffe auf die Russen oder Tödtung ihrer Beamten nie zum Vorwurf gemacht worden sind und auch gar nicht gemacht werden konnten.

Als Pawluzkij Anadyrsk verliess, waren, wie gesagt, die Korjaken noch durchaus nicht zur Botmässigkeit zurückgekehrt. Es muss jetzt mitgetheilt werden, wie es mit

den Kamtschadalen stand. In Kamtschatka war Alles ruhig gewesen, obwohl gerade dort die Willkür der Beamten und ihre Erpressungen gross waren, noch viel grösser als am Anadyr und an der Penshina. Es muss arg daselbst hergegangen sein, wenn es Beamten gelang in einem Jahre 6500 Zobel, 2000 Füchse, 207 Seeottern und 169 Fischottern zusammenzurauben, wie das jener Alexei Petrikofskij gethan hatte, der von den Untergebenen selbst abgesetzt ward. Waren nun auch nicht alle Amtspersonen so grossartig angelegte Räuber, so that doch Jeder das Seine, um so bald als möglich zu Reichthum zu gelangen, und da die Zahl der Gewalthaber und Kosaken in den drei Festungen bedeutend genug war, so kann man sich vorstellen, was das Volk unter solchen Umständen leiden musste. Es war auch gar nicht guter Wille, der die Kamtschadalen Ruhe halten liess, sondern die Anwesenheit der Expedition Bering's und des Schiffes Gawriil, welches Mannschaften nach Anadyrsk zu schaffen hatte und bei Nishnekamtschatsk überwinterte. Im Jahre 1729 zog Bering ab, und im Frühjahr 1730 kam die Kunde von der Niederlage und dem Tode Schestakof's durch die Korjaken auch nach Kamtschatka, aber man hielt noch Ruhe, weil man sich nicht getraute über die Besatzungen der Festungen herzufallen, so lange die fast hundert Mann starke Truppen des Gawriil noch im Lande war; das Schiff aber verweilte aus verschiedenen, hier nicht weiter zu erörternden Gründen bis zum Juli 1731 bei Nishnekamtschatsk. Kaum hatte es jedoch die Anker gelichtet und war ins Meer gegangen, als auch der Aufstand losbrach. Es muss Alles von langer Hand vorbereitet gewesen sein, denn in kurzer Zeit hatten die Kamtschadalen die Festung Nishnekamtschatsk in ihren Händen und schickten Abtheilungen aus, auch Werchnekamtschatsk und Bolscherezk

wegzunehmen. Ueberall wurden die Russen, wo man ihrer nur habhaft werden konnte, niedergemacht, und es unterliegt keinem Zweifel, dass Kamtschatka damals hätte verloren gehen können, aber da kam unerwartete Hülfe.

Der Gawriil, dessen Besatzung überhaupt wenig Lust hatte zum Anadyr und diesen hinauf zur Festung zu gehen, kehrte plötzlich um, weil er auf der See schweres Wetter gehabt hatte und nur wenig seetüchtig war. Die Besatzung wurde gleich ausgeschifft und trat in die Aktion ein; es gelang die beiden bedrohten Festungen zu entsetzen und dann sich gegen Nishnekamtschatsk zu wenden, wohin sich die Empörer in starker Anzahl geworfen hatten und das sie tapfer vertheidigten. Anfangs misslangen alle Sturmversuche, als aber eine Granate in den Pulverkeller flog und eine heftige Explosion, die die Palissadenwand stark zerstörte, erfolgt war, drangen die Russen ein und machten Alles nieder, was ihnen unter die Klinge kam, Weiber und Kinder aber behielten sie als Sklaven.

So war hier die Ruhe bald wieder hergestellt und man konnte nach Jakutsk melden, dass die Empörer ihre Strafe erhalten hatten. Dort aber sah man die Sache mit anderen Augen an und hielt es an der Zeit, endlich einmal ordentlich untersuchen zu lassen, was die Leute denn zu Empörung und Mord getrieben habe. Im gewöhnlichen Gange der Dinge hatte wohl eine solche sibirische Untersuchung damaliger Zeit nicht viel zu sagen, sie verlief gewöhnlich durch den Umstand im Sande, dass die Untersucher ihrerseits sich so viel Ungesetzlichkeiten zu Schulden kommen liessen, dass über sie wiederum eine Untersuchung verhängt werden musste und so fort, bis man der ganzen Sache müde wurde und sie niederschlug. Dieses Mal sollte es aber nicht so sein. Im Jahre 1733 war die Schreiberei so weit gediehen, dass die beiden Untersuchungsrichter die Majore Mechlin und

Pawluzkij dahin aufbrechen konnten, und es ist dem Ernst und der Gewissenhaftigkeit des letzteren zuzuschreiben, dass die Sachen wirklich untersucht wurden und ein strenges Strafgericht die Schuldigen ereilte. Bis zum Jahre 1739 dauerten die Processe, so schwierig war es zur Klarheit zu gelangen in der langen Reihe verbrecherischer Handlungen, dann aber kam das Urtheil: der Verwalter Nowogorodof, der Kosakenoffizier Schtinnikof und der Kosak Ssaposhnikof wurden für Amtsübertretung und Missbrauch hingerichtet, ebenso zwei Kamtschadalen als Anstifter des Aufstandes, die übrigen Kosaken fast alle bestraft, die Sklaven dagegen, die sich dieselben durch Kauf oder einfach durch Raub angeeignet hatten, sämmtlich freigegeben. Dann wurde die zerstörte Festung Nishnekamtschatsk wieder hergestellt. Schliesslich wurde noch eine administrative Maassregel durch Mechlin und Pawluzkij angeregt und durchgeführt: Anadyrsk, Kamtschatka und die am Ochotskischen Meere gelegenen kleinen Festungen wurden von Jakutsk gänzlich abgetheilt und einer besonderen Verwaltung untergestellt, die ihren Sitz in Ochotsk haben sollte. Im Jahre 1740 war Pawluzkij Wojewode von Jakutsk und blieb es bis zum Jahre 1742, wo er wiederum an den Anadyr geschickt wurde.

An der Penshina, am Ochotskischen Meere und in Olutorsk gingen die Sachen in derselben Weise weiter, wie sie zur Zeit des Abganges Pawluzkij's gestanden hatten. An Stelle des Soldaten Mawrukof trat bald ein Offizier Schadrin und dann wieder an dessen Stelle der Offizier Schipizyn, aber Keiner von ihnen kann etwas gegen die Empörer thun, weil laut Senatsukas ohne vorher eingeholte Entscheidung ein Krieg nicht geführt werden sollte. Die Korjaken fahren fort die Festungen am Ochotskischen Meer

in ihren Händen zu halten, so dass man von Ochotsk nach Anadyrsk nur über Kamtschatka verkehren kann; auch hindert es sie gar nicht, dass die Festung an der Olutora wieder eingerichtet worden ist, sie überfallen nach wie vor und tödten durchreisende Kaufleute und Beamte, einmal achtzehn Mann auf einem Platz, ja belagern die schwach besetzte Festung dergestalt, dass daselbst Hunger ausbricht und ein Theil der Besatzung sich nach Anadyrsk, der andere nach Kamtschatka durchschlägt. Von Anadyrsk aus begnügt man sich, einen Kosaken hinzuschicken und zu fragen, warum sie denn die Leute unterwegs erschlagen hätten, worauf sie die mehr scherzhafte als ernst gemeinte Antwort geben, sie hätten den Kosaken Plechanof mit seinen siebzehn Begleitern erschlagen, weil ihnen derselbe erzählt, im Frühjahr würden die Kosaken aus Anadyrsk kommen, alle Korjaken todtschlagen und ihre Weiber und Kinder zu Sklaven machen. Mit diesem Bescheid gab man sich in Anadyrsk zufrieden, meldete aber jährlich in den Berichten über den Zustand des Landes, es sei mit den Tschuktschen nicht auszukommen, sie würden täglich dreister und räuberischer und wenn man sie nicht bald niederschlüge, drohe selbst der Festung Anadyrsk Gefahr.

Diese stets sich wiederholenden Berichte schienen denn doch dem Senat ernster Erwägung werth und er befahl, man solle einen zuverlässigen Mann erwählen und demselben den Oberbefehl übertragen. Diese Wahl fiel zuerst auf den 70-jährigen Kapitän Maxim Lebedef, der denn auch eine sehr ausführliche Instruction erhielt, dem aber ausserdem anbefohlen wurde sich bei Pawluzkij Raths zu holen, der am besten wisse, wie mit den Tschuktschen zu verfahren sei. Letzteres war ja ganz richtig, aber es ist doch sonderbar, dass man den Greis zu einem so

schweren und angreifenden Posten wählte, wenn man Pawluzkij, von dessen Tüchtigkeit man, laut der Instruktion, vollkommen überzeugt war, zur Disposition hatte. Dieser gab aber seine Meinung dahin ab, dass mit den Tschuktschen nur ein Krieg auf Tod und Leben möglich sei, man solle ausreichende Truppen geben, ohne 500 Mann sei nichts zu machen, dann aber solle man den Krieg auch so lange energisch führen, bis das Volk ausgerottet sei. Damit aber erklärte sich der Gouverneur von Irkutsk, Lang, nicht einverstanden; er stimmte wohl darin mit Pawluzkij's Ansicht überein, dass man den Krieg energisch führen solle. Fände es sich aber alsdann, dass einige Tschuktschen sich bereit erklärten, sich zu unterwerfen, so solle man solche gefangen nehmen und mit Weib und Kind und Hab und Gut aus ihrem Lande führen und sie mehr westwärts unter Russen oder wilden, treuen Völkerschaften ansiedeln. Die Widerspenstigen, die diese Gnade nicht annehmen wollten, solle man allerdings vernichten und ausrotten. Schliesslich holte man noch das Gutachten des Kommandanten von Ochotsk, Devier, ein und dieses, im Uebrigen mit der Ansicht Lang's ganz übereinstimmend, wies nur darauf hin, dass die Lage am Anadyr höchst kritisch sei, dass nicht nur gegen Tschuktschen, sondern auch gegen die Korjaken Maassregeln zu treffen seien, da letztere sich fortwährend im Aufstande befänden und sogar die Passage von Ochotsk bis Anadyrsk gesperrt hielten. Um das Alles jedoch zu bewältigen, könne man keinen 70-jährigen Greis brauchen, sondern müsse einen kräftigen energischen Mann schicken, den man auch habe, nämlich Pawluzkij, der seine Tüchtigkeit sowohl in Anadyrsk, als auch in Kamtschatka genügend bewiesen, so dass es unbegreiflich sei, dass man ihm die Wojewodschaft in Jakutsk übertragen habe, während seine Thatkraft an gefährlichen

Orten viel nützlicher verwerthet werden könne. Das schlug durch, Pawluzkij erhielt Befehl aufzubrechen und zwar ward ihm plötzlich die äusserste Eile bei Verlust seines Kopfes zur Pflicht gemacht, nachdem man viele Jahre mit unnützen Schreibereien verloren hatte. Man konnte jedoch nicht den Weg über Ochotsk wählen oder wollte nicht zuerst mit den Korjaken anbinden, kurz Pawluzkij ging über Kolymsk und brauchte trotz aller Energie doch über acht Monate, vom 25. Dec. 1742 bis zum 9. Nov. 1743, auf diesem Zuge, der aber damals als eine grosse Leistung angesehen wurde und es auch war, wenn man die Länge des Weges in Betracht zieht und den Umstand, dass er sein Kommando und sehr viel Gepäck mit sich führte. Schon unterwegs waren ihm Berichte aus Anadyrsk entgegengeschickt worden, die ihm ein grausiges Bild der von den Tschuktschen fort und fort verübten Schandthaten vormalten und unter Anderem erzählten — da man doch nicht sagen konnte, sie hätten Anadyrsk überfallen und belagert — dass sie verschiedenen Kosaken und namentlich Korjaken jeden Winter alle diese Jahre hindurch gedroht hätten, sie würden im nächsten Sommer kommen und die Festung von Grund aus zerstören. So ging denn Pawluzkij energisch an's Werk und hat in den vier Jahren, die er dort zubrachte, auch richtig vier Feldzüge gegen die Tschuktschen unternommen, die ein glänzendes Zeugniss seiner Fähigkeit, in so unwirthlichen Gegenden überhaupt Truppen zu bewegen, als auch der Ausdauer und Zähigkeit seiner Leute, die unerhörtesten Mühsale zu ertragen, ablegten, aber sonst nur das Eine erreichten, dass die Tschuktscheu einen unauslöschlichen Schrecken vor dem russischen Namen einsogen, der in der Folge das Resultat zeitigte, dass sie sich auch nach Schleifung der Festung Anadyrsk im Jahre 1770

ruhig verhielten und nur selten Reibereien mit den Korjaken hatten. Das heisst, diesen letzten Schluss ziehen die alten Ueberlieferungen aus Pawluzkij's Feldzuge, es scheint aber vielmehr die Sache so zu liegen, dass die Tschuktschen sich auch ohne diese Einfälle in ihr Land ruhig verhalten hätten, denn der grösste Theil der ihnen zugeschriebenen Schandthaten beruht, wie schon zum Oefteren angeführt, auf Verleumdung und Lüge. Wenn man die damalige Sachlage betrachtet und nach dem Grundsatz: cui prodest, die fortwährenden, nie auf ihre Glaubwürdigkeit untersuchten Klagen der Korjaken über die Tschuktschen mit derselben in Verbindung bringt, so lässt sich der richtige Zusammenhang der Dinge, den die alten Berichte standhaft zu verdecken suchen, wohl erkennen. Denn als die Korjaken sahen, dass der gefürchtete Feldherr, dessen eisernen Faustschlag sowohl Tschuktschen, als auch sie selbst gefühlt hatten, seinen Anmarsch nicht nur nicht durch ihr Land nahm, um sie für all das geflossene Blut zu züchtigen, sondern auch seine ganze Kraft wieder und wieder gegen die Tschuktschen wandte, hielten sie die Zeit für gekommen, loszuschlagen und haben dieses Mal wirklich den Versuch gemacht, das russische Joch abzuschütteln und ihre Freiheit wiederzuerlangen. Den Beginn der Feindseligkeiten eröffneten sie mit der Festung Oklansk. Auf der Halbinsel zwischen der Mündung des Oklan in die Penshina und an diesem letzteren Flusse hatte von Alters her eine korjakische Burg gestanden; diese war von den Kosaken im Jahre 1679 zerstört und dort oder doch in der Nähe dieses Platzes im Jahre 1690 zum ersten Mal eine Festung errichtet worden. Vielmals zerstört, wieder aufgebaut und wieder zerstört, war sie schliesslich im Jahre 1741 von einem energischen Anadyrsker Serganten N. Jenisseiskij wieder vollkommen in

Stand gesetzt und mit einer Besatzung von vierundzwanzig Mann bezogen worden. Jenisseiskij hatte es verstanden, mit dem an der Gishiga wohnenden mächtigen Korjakenhäuptling Ewonta, sowie mit dem gegen 70 Jahre alten, hochangesehenen Alik Freundschaft zu schliessen, so dass sie seinen Reisen nach Jamsk und Tauisk sowohl, als auch nach Ochotsk keine Hindernisse in den Weg legten. Unter seiner Vermittelung waren sogar die beiden zuerst genannten Festungen wieder hergestellt und mit Besatzungen belegt worden. Es sah Alles sehr schön und ruhig aus, und Jenisseiskij glaubte, es werde ihm gelingen, das Land zwischen Ochotsk und Anadyrsk wieder in seine Gewalt zu bekommen. Dazu waren ihm aber die gegen zehn oder zwölf Mann betragenden Besatzungen von Tauisk und Jamsk, sowie die vierundzwanzig Mann, die er in Oklansk hatte, zu wenig, und er unternahm daher eine Reise nach Ochotsk im Oktober 1745, mit dem Zweck um Verstärkung zu bitten. Man konnte ihm aber nur wenig geben, und namentlich erhielt er für Oklansk nur zwölf Mann, so dass er, da er in seiner Begleitung auch ebenso viel hatte, mit vierundzwanzig Kosaken nach Oklansk zurückzog, während in der Festung selbst zwölf Kosaken zurückgeblieben waren. Das war die Zeit, die die Verschwörer ausersehen hatten, sowohl Jenisseiskij zu tödten, als auch die Festungen sämmtlich in ihre Hand zu bekommen. Vor Jenisseiskij hatte der Missionär Flavian mit einigen Begleitern Ochotsk verlassen und war nach Anadyrsk gezogen, um daselbst Gottesdienst zu halten. Er glaubte ganz sicher sein zu können, denn er zog in Begleitung des Korjakenhäuptlings Kine. Dieser aber meldete dem Ewonta, dass der Mönch in geringer Begleitung zöge, worauf Letzterer ihn an der Schestakofka überfiel und sammt seinen Leuten

ermordete. Zur selben Zeit hatten östlich von der Kamenka die Korjaken der Burg Shirof zwei Kosaken, die mit Regierungspapieren aus Kamtschatka nach Anadyrsk unterwegs waren, sammt einem mit ihnen reisenden Kaufmann ermordet und sich dann an den alten Alik gewandt, der, als er den Tod Flavian's erfuhr, der ihn das Jahr vorher unterrichtet und getauft hatte, es jetzt auch an der Zeit hielt, sich dem Aufstande anzuschliessen. Dazu kam nun noch, dass das Weib des Ewonta, eine sehr geachtete Schamanin und Wahrsagerin, verkündet hatte, der Aufstand werde zu einem glücklichen Ausgange führen, und so schlossen verschiedene Häuptlinge einen Bund unter Führung von Ewonta und Alik, Alles Russische zu morden und sich unabhängig zu machen. Sie verabredeten, Alik solle sich nach Westen wenden, dort alle Burgen zum Aufstande bewegen und vor allen Dingen Jenisseiskij bewältigen. Das gelang auch: Jenisseiskij war bis zur Gishiga gelangt, in den Bereich des Häuptlings der Taigonos'schen Korjaken, Taikop, der seinen Sitz auf dieser Halbinsel zwischen Gishiga und Penshina hatte, und dieser verstand es, durch mangelhaftes Stellen von Fahrthieren das Kommando Jenisseiskij's zu trennen, worauf die einzelnen Trupp's meistens im Schlafe leicht überwältigt und niedergemacht werden konnten, besonders da Jenisseiskij, fest auf die Freundschaft Ewonta's und Alik's bauend, es an der gehörigen Vorsicht wird haben fehlen lassen. Jenisseiskij selbst wurde erstochen, als er, eben bei einer Jurte angekommen, aus dem Schlitten steigen wollte. In gleicher Weise wurden noch einige Kosaken und Unterofficiere, die sich auf Dienstreisen, befanden ermordet, — kurz man befleissigte sich alle Russen, deren man nur auf irgend eine Weise habhaft werden konnte, niederzumachen.

Unterdessen waren in Oklansk, während der Abwesenheit Jenisseiskij's verschiedene Beamten eingetroffen: der Sergant Mokroschubof mit dem Kosaken Skrebykin, um den Mönch Flavian von Oklansk nach Anadyrsk zu geleiten, und dann der Grenadier Mamrukof mit vier Kosaken, abgeschickt zu Ewonta, um von demselben Rennthiere beizutreiben für den Feldzug, den Pawluzkij für das nächste Frühjahr gegen die Tschuktschen beschlossen hatte. Nach einigen Tagen Aufenthalt zog Mamrukof weiter, um seinen Auftrag auszuführen, denn vom Ausbruch der Empörung hatte man damals in Oklansk noch keine Kunde. Ihm folgten nach einiger Zeit zwei Mann der Oklansker Besatzung, um an der unteren Penshina den im Sommer daselbst erbeuteten und aufbewahrten Fisch abzuholen. Als sie schon der Jurten der dort ansässigen Korjaken ansichtig wurden, entdeckten sie auf dem Wege den Leichnam eines der Begleiter Mamrukof's, zugleich traten aber auch die Korjaken aus der Jurte und forderten sie auf, zu ihnen zu kommen, sie aber flohen, und obgleich ihnen nachgesetzt wurde, konnten sie Oklansk noch vor der Ankunft ihrer Verfolger erreichen. Diese, gegen hundert Mann stark, aus den Burgen Jagatsch, Kamensk, Shirof und Kousch, rückten nach Ermordung Mamrukof's und seiner Begleiter unter Ewonta's Führung vor Oklansk, nicht um zu stürmen, das wäre doch trotz der geringen Besatzung gefährlich gewesen, sondern um die Festung auszuhungern. Sie bewachten dieselbe auch so schlecht, dass nicht nur zu Anfang des December der Kosak Ssorokoumof mit zwei Begleitern, ausgeschickt aus Anadyrsk, um den Jassak von den um Oklansk wohnenden Korjaken einzusammeln, hinein kommen konnte, sondern dass dieser noch einen Boten an Pawluzkij senden konnte mit der Meldung, dass ein Aufstand

ausgebrochen und er in Oklansk eingeschlossen sei mit nur sehr geringem Mundvorrath.

Dass ein Aufstand drohe, hatte Pawluzkij freilich schon erfahren, denn vorher war schon ein Bote, den er zum Häuptling Schadre geschickt hatte, um auch von ihm Rennthiere zum Tschuktschen-Feldzug zu verlangen, unverrichteter Dinge zurückgekehrt und hatte gemeldet, das Land sei in Aufruhr, die Häuptlinge Ewonta, mit seinem Sohne Ewulchut, so wie Alik und Tekiettog hätten sich erhoben, auch gehe die Kunde, der Mönch Flavian nebst Begleitung sei ermordet worden. Als nun dazu noch die Nachricht aus Oklansk kam, schickte er zwar sogleich den Offizier Peter Proschin mit 120 Mann den Oklanskern zur Hülfe, schrieb aber auch nach Ochotsk, dass man den Schutz der Länder am Ochotskischen Meere von dort aus besorgen müsse, da er nicht Mannschaften genug habe, um erfolgreich nach Norden und Süden Krieg führen zu können. Er hätte wohl Alles bewältigen können, wenn er seine Kraft an die Korjaken gesetzt und die Tschuktschen so lange in Ruhe gelassen hätte, aber die Tschuktschen-Gefahr steckte damals Allen nun einmal in den Gliedern, und so kam es, dass der im Jahre 1745 ausgebrochene Aufstand vier volle Jahre anhalten konnte, bis zum Jahre 1756, wo er endlich als beendet angesehen werden durfte. Ging Pawluzkij nicht selbst gegen die Korjaken, so hätte er wenigstens einen tüchtigen Mann hinschicken sollen, deren er ja manche hatte, er glaubte dieselben aber alle gegen die Tschuktschen nöthig zu haben und übertrug die wichtige Aufgabe dem elenden Proschin, der trotz seiner 120 Mann keine entscheidenden Schritte wagte und somit die Korjaken nur noch übermüthiger und siegessicherer machte. In Oklansk langte er erst Ende Februar an, als die unglückliche Besatzung sich schon längst

von Netzen, Riemen und Schuhsohlen nährte, dann ging er weiter, während die Korjaken stets langsam vor ihm zurückwichen. Schliesslich fing er an mit ihnen zu unterhandeln und erhielt auch das Versprechen, dass sie wieder Jassak zahlen und die Waffen niederlegen wollten. Als er aber den Jassak verlangte, sagten sie, gegenwärtig könnten sie nicht zahlen, denn ihre Hände seien noch blutig vom Morde der Russen und das sei nach Erklärung ihrer Schamanen ein Unglückszeichen. Und mit dieser unglaublichen Antwort gab sich Proschin zufrieden und ging nach Anadyrsk zurück, nachdem er die Besatzung in Oklansk verstärkt hatte. Die Korjaken waren aber durch diesen Erfolg so ermuntert, dass sie jetzt überall hin Boten schickten und zum Aufstande aufforderten. Ihr Bote Tschingin sollte überall erklären, die Häuptlinge hätten sich erhoben, weil ein bei den Russen gefangen gewesener Korjake, der etwas russisch verstehe und aus der Gefangenschaft entlaufen sei, gehört habe, wie die Kosaken und ihre Geistlichen untereinander gesprochen hätten, es sei Befehl gekommen, alle Korjaken gefangen zu nehmen, gewaltsam zu taufen und ihnen dabei Weiber und Töchter abzunehmen. Als später, nachdem der Aufstand schon niedergeschlagen war, einige Korjakenführer zur Folter verurtheilt wurden, gestanden sie, dass das gar nicht der Grund des Aufstandes gewesen sei, sie hätten aber allerdings diese Nachricht, die sie selbst erfunden, verbreiten lassen, um ihre Landsleute dadurch zu entflammen und zur Empörung zu bewegen. Jedenfalls gelang der Versuch, und sämmtliche Stämme von Tauisk an bis zur Olutora erhoben die Waffen.

Als Pawluzkij im August von seinem Tschuktschen-Feldzuge zurückkehrte, steckte er allerdings Proschin in's Gefängniss und ordnete eine Untersuchung an, aber das Unglück war doch schon geschehen und wurde in demselben

Jahre noch vergrössert durch den Fall von Oklansk. Dort hatte nämlich die kleine Besatzung, anstatt ruhig zu sitzen oder ihre Thätigkeit auf die nächste Umgegend der Festung zu beschränken, es sich beikommen lassen, allerhand Streifzüge zu unternehmmen, wobei freilich den Korjaken mancher Schaden zugefügt wurde, aber schliesslich war sie auf einen Haufen von 150 Mann gestossen, gegen den sie selbst sechzehn Mann stark vorging. Dabei erlitt sie so bedeutende Verluste, dass der Befehlshaber beschloss, die Festung zu verlassen und sich mit den wenigen Menschen, die er noch hatte, nach Anadyrsk durchzuschlagen. Die Kanonen, die sie hatten, und das Pulver, das sie nicht mitnehmen konnten, vergruben sie und machten sich dann auf den Weg, der viele Monate dauerte, da sie sich überall vor den Korjaken verbergen mussten. Schliesslich gelangten im März 1747 von Allen nur vier ausgehungerte Gestalten in Anadyrsk an; Oklansk jedoch wurde von den Korjaken zerstört. Am 15. März 1747 fiel Pawluzkij nach heldenhafter Gegenwehr durch Verrath der Seinen in einem Gefecht gegen die Tschuktschen, und erst am 6. Dec. 1748 traf sein Nachfolger Kekeref in Anadyrsk ein. Dieser Befehlshaber schien endlich eingesehen zu haben, dass die Korjaken die gefährlicheren Feinde seien und kehrte sich daher mit seiner Macht zuerst gegen sie. Am 30. Januar 1749 brach er mit 236 Kosaken, 146 Korjaken und 88 Jukagern gegen Süden auf. Die Korjaken hätte sowohl er, als auch sein Nachfolger lieber fortlassen sollen, denn sie waren nur sehr wenig zuverlässige Bundesgenossen gegen ihre Landsleute, und ihrem Verhalten ist es hauptsächlich zuzuschreiben, dass mit dem nun folgenden Feldzuge nicht mehr erreicht wurde, denn es unterliegt keinem Zweifel, dass die Feinde durch sie fortwährend Kunde von den Absichten und

Bewegungen der Russen erhielten. Unterwegs erfuhr Kekeref von zwei aufgegriffenen Kundschaftern des Häuptlings Tekiettog, dass derselbe sich mit seiner Mannschaft am Paren befände, er theilte also sein Kommando, liess einen Theil seiner Leute am Oklan und zog mit 130 der besten Leute mit Eilmärschen den Korjaken entgegen, er erreichte auch den Paren, aber Tekiettog wich mit solcher Eile aus, dass er sein Lager und seine Rennthiere zurückliess. Während er heftig verfolgt wurde, brach ein entsetzlicher Schneesturm aus, der zwölf Tage ununterbrochen wüthete und es dem Tekiettog möglich machte, sich mit seiner Mannschaft ans Ochotskische Meer zu flüchten. Jetzt kehrte Kekeref sich nach Osten und griff die Burg Kamensk an, in welcher sich eine starke Macht Korjaken festgesetzt hatte. Der erste Sturm gelang allerdings nicht, auch erhielt Kekeref selbst zwei Wunden, in der Nacht jedoch, während eines Schneesturmes ermordeten die Korjaken ihre Weiber und Kinder, gegen 30 an der Zahl, und flohen selbst heimlich aus ihrer Burg, dieselbe den Russen überlassend. Die Entflohenen, denen ihr Unternehmen ohne Mitwirkung ihrer im Heere Kekeref's befindlichen Landsleute wohl nicht gelungen wäre, setzten sich auf einem Burgfelsen fest, zu welchem nur ein Aufstieg führte, den man nur mit Hilfe von Leitern und Riemen ersteigen konnte. Kekeref folgte ihnen auch dahin, sah aber ein, dass er ohne besondere Hilfsmittel den steilen Felsen, von welchem die Belagerten Steine herunter rollen konnten, nicht zu erobern vermochte und gab daher die Belagerung auf, da die Aushungerung ihm zu lange gedauert hätte. Indessen hatte diese Lehre doch den Erfolg, dass nach Zerstörung zweier Burgen, Kamensk und Jagatsch, die Shirower, Parenzen und Olutorzen Jassak zu zahlen und solchen im

Herbst einzuliefern versprachen. Allerdings vergassen sie dieses Versprechen sofort nach Abzug der Russen wieder. Kekeref ging für diesmal nach Anadyrsk zurück, wo er im April eintraf. Er hatte einige gefangene Russen befreit und 45 Gefangene gemacht. Nach seiner Ankunft in Anadyrsk wurde diesen der Process gemacht, Einige gefoltert, Andere hingerichtet und die Uebrigen mit Hieben gezüchtigt.

Den Sommer 1749 liess Kekeref, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegte, die Korjaken vollkommen unbehelligt. Im Winter müssen, wie es scheint, die Korjaken wieder einmal die Tschuktschen ausgespielt haben, denn es heisst im Bericht, dass Kekeref sich im folgenden Frühjahr, d. h. am 12. März 1750, mit seiner Macht an die Talofka begab, also mitten unter die aufständischen Stämme, in der Absicht die Tschuktschen abzufangen, die gekommen sein sollten, die Korjaken zu brandschatzen. Was das zu bedeuten hatte, ist nicht erfindlich; die Korjaken hatten ja wohl ihre Berechnung, die Anadyrsker Besatzung auf die Tschuktschen zu hetzen, aber nur in dem Falle, wenn sich die Streifzüge derselben ins Land der Tschuktschen oder wenigstens, wie das in den letzten Jahren Sitte geworden war, den Anadyr hinunter auf Booten erstreckten, nie aber konnte es in ihrer Absicht liegen, die gefürchtete Besatzung in ihr Land zu rufen. Eigentlich konnte man ja auch gar nicht darauf rechnen, die Tschuktschen, wenn sie dieses Mal wirklich bis zur Talofka vorgedrungen wären, noch daselbst anzutreffen, denn die Entfernung bis Anadyrsk beträgt wohl mindestens vierhundert Werst, es musste also eine geraume Zeit vergehen, ehe die Botschaft in der Festung eintreffen und von dort Hilfe kommen konnte. Andererseits hat aber Kekeref dieses Mal eine unglaubliche Eile entwickelt, denn als er an

der Talofka ankam und die Tschuktschen, wie es heisst, schon abgezogen waren, ging er auf eine Nachricht hin, dass sich der Hauptempörer Ewonta hinter dem Flüsschen Pusstaja befinde, sofort mit einem Theil seines Heeres, hundert Mann, demselben nach und erreichte die Pusstaja bereits am 22. März, hatte also in zehn Tagen mindestens 600 Werst gemacht. Allerdings gingen seine Leute nicht zu Fuss, sondern fuhren, wie das immer geschah, auf Narten. Aber auch die Rennthiere, die eine solche Tour möglich machten, müssen sehr gut gewesen sein, und aus dieser grossen Eile lässt sich schliessen, dass Kekeref wirklich geglaubt hat, die Räuber noch anzutreffen. Wie dem nun auch sein mag, er erreichte Ewonta hinter der Pusstaja auf einem steilen, gegen fünf Werst vom Ufer im Meere gelegenen Felsen, der sich als sturmfest erwies. Er hatte insofern einen kleinen Erfolg zu verzeichnen, als es ihm gelungen war unterwegs einen kleinen Haufen Korjaken zu überfallen und theils niederzumachen, theils gefangen zu nehmen und dabei 2500 dem Ewonta gehörige Rennthiere zu erbeuten. Dann jedoch kehrt er um und kommt den 22. April sehr erschöpft in Anadyrsk an, weil, wie es heisst, sein Kommando sehr an Lebensmitteln Mangel leidet, da sie ihrer grossen Eile wegen beim Aufbruch aus der Festung nicht genug Vorräthe hatten mitnehmen können. Wie man aber Hunger leiden kann, wenn man eine Heerde von 2500 Rennthieren erbeutet, ist wieder nicht ersichtlich; kurz der Bericht über diesen Streifzug leidet an vielen Widersprüchen. So war denn wieder nichts geleistet worden, und nur ein indirekter Erfolg konnte in dem Uebertritt zweier Häuptlinge, des Aiwulan und des Tekiettog, die aus uns unbekannten Gründen die Sache ihres Volkes verloren gaben, gesehen werden; auch lag darin eine gewisse Genugthuung, dass

Tekiettog die Kanone, die aus der von der Besatzung verlassenen Festung Oklansk geraubt worden war, dem Kekeref wieder zustellte.

Ende 1750, d. h. den 1. December, traf in Anadyrsk ein neuer Oberbefehlshaber, der Kapitain Schatilof ein. Dieser beschloss nach Uebernahme des Postens auch sofort einen Feldzug gegen die Korjaken zu unternehmen, konnte es aber nicht möglich machen, vor Ende März 1751 aus der Festung auszurücken. Diesmal sollte es den westlichen Korjaken gelten und er richtete den Marsch daher der Mündung der Gishiga zu. Den 1. April schickte er in der Gegend der Halbinsel Taigonoss den Ssotnik Katkofsky mit fünfzig Mann voraus, um zu rekognosziren; dieser stiess auch in der That auf einen Haufen Korjaken mit Weibern und Kindern, die sich aber zur Wehr setzten, ja sogar selbst Katkofsky angriffen. Nach einem Verlust von zwei Mann liessen sich die Korjaken in die Flucht schlagen; in ihrem Lager fand Katkofsky nur die Leichen der Frauen und Kinder, die sich selbst ermordet hatten oder von ihren Männern und Vätern ermordet worden waren, um nicht den Russen in die Hände zu fallen. Von einem Gefangenen, der übrigens erklärte, dass er schon längst in Unterthanschaft habe treten wollen, erfuhr Katkofsky, dass sich auf der Halbinsel grosse Mengen Korjaken befänden, und Schatilof richtete auf diese Nachricht seinen Marsch dorthin. Um rascher sein Ziel zu erreichen, liess er das Lager mit dem Lieutenant Bjelskij zurück und zog mit 200 Kosaken und gegen achtzig Korjaken und Jukagern in Eilmärschen vorwärts, dem Gross des Heeres befehlend, ihm so rasch als irgend möglich nachzufolgen. Er erreichte auch bald seinen Gegner, der seine Anwesenheit selbst verrathen hatte, dadurch dass er Kundschafter vorausschickte, um den Zug der Russen

auszuspähen, und diese, als sie dieselben bemerkt hatten, nur ihren Spuren zu folgen brauchten, um die Empörer zu erreichen. Diese hatten indessen schon Zeit gehabt zu dem beliebten Kampfmittel der Korjaken zu greifen — sich auf einen unangreifbaren Felsen zurückzuziehen. Derselbe stand gegen hundert Faden vom Ufer ab und schien sehr schwer zugänglich. Da es schon zu dunkeln begann, stellte Schatilof auf das Meereseis um den Felsen herum Wache auf, damit der Feind nicht in der Nacht entschlüpfe, und ordnete an, dass mit dem Hellwerden am anderen Tage die Umgegend durchstreift und vom Feinde gesäubert werde. Darauf liess er noch einige Tage verstreichen und unterhandelte mit den Eingeschlossenen, ihnen leichte Strafe und auch Verzeihung anbietend, wenn sie noch jetzt in dieser letzten Stunde zur Unterthanenpflicht zurückkehrten. Die Korjaken jedoch, kühn gemacht durch das Gelingen eines ähnlichen Versuches im vergangenen Jahre, fühlten sich auf ihrer Burg so sicher, dass sie alle seine Vorschläge mit Hohn zurückwiesen und ihm zuriefen, er möge sich hüten, dass nicht er selbst und sein ganzes Heer seinen Untergang auf der Halbinsel Taigonoss fände. So wurde denn der Sturm beschlossen, nachdem auch die Streifpartieen, wenn auch keine Feinde, so doch eine Heerde Rennthiere eingebracht hatten. Der Sturm war aber keine leichte Sache. Der von allen Seiten steil ins Meer abfallende Felsen hatte nur einen und dazu sehr schlechten Aufstieg, den die Korjaken auf's Beste in Vertheidigungszustand gesetzt hatten. Die Rennthiernarten waren zusammengebunden und mit Säcken, in dem sich grosse Steine befanden, beschwert worden, so dass man diese ganze Masse auf einmal den steilen Abhang hinunter gegen die Anstürmenden loslassen konnte. Solcher Schlittenkomplexe waren drei hinter einander aufgestellt

worden. Ausserdem hatten die Korjaken sowohl auf dem Aufstieg, als auch an anderen Stellen, wo man glauben konnte, dass gewandte Kletterer hinaufklimmen könnten, im Schnee eiserne und aus Knochen angefertigte Fuchs- und Wolfseisen verborgen, so dass Hindernisse genug zu überwinden waren. Schatilof theilte seine Macht in fünf Kolonnen, die eine sollte den Aufstieg stürmen, während die anderen die Vertheidiger durch ihre Kugeln an der Vertheidigung zu hindern und auch zu versuchen hatten, den Felsen einzeln an anderen Orten zu ersteigen. Im Lager war eine Wache von 22 Korjaken zurückgelassen worden, die dasselbe unter keiner Bedingung verlassen sollten, in gleicher Weise sollten 22 andere Korjaken die erbeuteten Rennthiere bewachen. Der Kampf war schwer und blutig, wieder und wieder stürzten die Stürmer den steilen Abhang hinunter und litten namentlich sehr an den aufgestellten Fallen. Endlich drang man ein und bemächtigte sich der Burg, nachdem der Häuptling Tykop mit 130 seiner Leute gefallen war, auch lagen dort gegen dreihundert erschlagene Weiber und Kinder; Gefangene erbeutete man jedoch nur drei Männer und sieben Weiber, ein Beweis mit welcher Wuth und Erbitterung gekämpft worden ist. Seitens der Russen waren gefallen fünf Soldaten und vier Kosaken, verwundet jedoch einundfünfzig Mann darunter auch mehrere Offiziere. Während Schatilof mit Anstrengung aller Kräfte kämpfte, hatte ihn ein sehr empfindliches Missgeschick erreicht: ein Haufen von gegen dreissig Korjaken war unbemerkt von den Kämpfenden ins Lager eingebrochen und hatte dasselbe durchaus geplündert, die Heerde mitgenommen und sich entfernt, ehe der Sturm mit Einnahme der Burg endigte. Die zur Wache zurückgelassenen Korjaken hatten das ruhig geschehen lassen, obwohl ihrer vier und vierzig, der An-

greifenden aber nur dreissig Mann waren. Die Heerde konnte man allerdings noch an demselben Tage wieder dem Feinde abnehmen, aber der Verlust des Lagers kränkte Schatilof doch in hohem Grade und er setzte Alles daran, diesen Ueberfall zu bestrafen. Fortwährend schickte er Streifpartien aus, um Kunde vom Verbleiben der Feinde zu erlangen, aber lange Zeit vergeblich. Man fand immer nur bereits verlassene Lagerplätze und brachte nichts mit als dem Feinde abgenommene Rennthiere, im Ganzen über 2600 Stück. Endlich meldete Katkofsky, der Führer einer der Streifpartien, er habe den Feind gestellt, derselbe befände sich wiederum auf einem steilen Felsen in der Nähe des Meeresufers. Schatilof verfuhr, wie das erste Mal, er ging mit 200 Mann im Eilmarsche voraus und liess die Uebrigen nachkommen. Auf der Burg befand sich der Häuptling Etkiwun, derselbe, der mit einem anderen Häuptling, Tschaiwygin, den Streich auf das Lager ausgeführt hatte. Ob nun wohl die Umstände dringend erforderten, die Burg zu stürmen und die Besatzung mit ihrem Führer zu strafen, liess Schatilof sich doch wieder auf Unterhandlungen ein, die denn auch sehr bald angenommen wurden, ein deutliches Zeichen, dass die Stellung keine sichere war. Wie wenig die Unterthanserklärung Etkiwun's aufrichtig gemeint war, geht schon daraus hervor, dass derselbe nur einen geringen Theil der geraubten Sachen zurückgab und erklärte, er habe das Uebrige verloren, werde aber nachsuchen, ob er es nicht fände, und damit gab sich Schatilof zufrieden und liess die Leute ungestraft davongehen. Der Theilnehmer Etkiwun's am Raubzuge, Tschaiwygin, wurde auch entdeckt auf einem Felsen; da sich derselbe aber absolut sturmfest erwies, so liess es Schatilof gar nicht zum Sturm kommen, sondern zog unverrichteter Dinge ab und kehrte

nach Anadyrsk zurück, wo er am 22. Mai anlangte. Wohl hatten sich ihm, als er noch in Taigonoss und an der Gishiga weilte, einige Häuptlinge unterworfen, Jassak gezahlt und sogar Geisseln gestellt, nämlich Tschaiwygin, der Zerstörer des Lagers, Najachachla vom Paren, ja sogar Alik und Eweka, aber das war doch nur scheinbar, um den gefährlichen Mann los zu werden, denn wir finden sie später, namentlich Alik, wieder in der Reihe der Empörer und an ihrer Spitze. Auch muss der Bericht über diesen Feldzug die Herren in Irkutsk durchaus nicht befriedigt haben, denn von dort kam, ganz entgegen den früheren Ermahnungen zur Milde, ein sehr scharfer Erlass, der darauf hinwies, dass von solchen Ergebenheitsäusserungen, die so wenig zu den Thaten stimmten, nichts zu halten sei; dass man vielmehr, anstatt zur Uebergabe aufzufordern, einfach die Empörer zu Paaren zu treiben und Alles, was mit der Waffe in der Hand angetroffen werde, niederzumachen habe, um endlich Ruhe im Lande zu schaffen.

Dieser Feldzug des Jahres 1751 bildet insofern eine Epoche im Korjaken-Kriege, als er der letzte Versuch ist, von Anadyrsk aus dem Aufstande ein Ende zu machen. Schon Pawluzkij hatte, gleich am Anfange des Aufstandes, im Jahre 1745 seine Ansicht dahin ausgesprochen, dass es vom Anadyr aus nicht möglich sei erfolgreich sowohl die Tschuktschen, als auch die Korjaken im Zaume zu halten, wenn es beiden Völkern einfiele, die Waffen gegen die Regierung zu erheben. Und in der That, es war das eine mit den gegebenen Mitteln und namentlich mit einem Kommando von nur 400 Mann nicht zu lösende Aufgabe. Das wird Jedem einleuchten, sobald man sich einfach nur die zu überwindenden Entfernungen deutlich vors Auge stellt. Die eigentlichen Sitze der Tschuktschen begannen in jener Zeit

ungefähr etwas westlich der Bucht Tschaun, erstreckten sich von dort nach Osten bis ans Beringsmeer und zerstreut durch das Innere des Landes. Bis an den Anadyr selbst reichten die Zelte der Tschuktschen nicht, sondern hielten sich nach Süden bis höchstens in die Quellgebiete der linken Nebenflüsse des grossen Stromes. Nur in der Gegend der Mündung reichten sie bis an den Fluss und sogar über das rechte Ufer desselben hinaus an beide Ufer des Flusses Onemen. Die Besatzung der Festung hatte somit nie unter vier- bis fünfhundert Werst zurückzulegen, ehe sie überhaupt einen Feind zu Gesicht bekommen konnte. Die Korjaken sassen, wie wir schon früher gesehen haben, von Tauisk an am Ufer des Ochotskischen Meeres bis zur Talofka und Pusstaja, auf der Halbinsel Taigonoss, an der Gishiga, am Paren, am Oklan, der Schestakofka, Kamenka und Talofka und dann quer über Kamtschatka an der Olutora. Von allen diesen Wohnsitzen waren die nächsten am Oklan über 250 Werst von Anadyrsk entfernt, die an der Talofka aber über 400, die an der Gishiga gegen 650—700 Werst; von den entfernten, wie Tauisk und Olutorsk, gar nicht zu reden. Was nun die Tschuktschen anbetraf, so ist Pawluzkij der Einzige gewesen, der ihnen im eigenen Lande zu Leibe ging, und wie unglaublich aufreibend diese Streifzüge, denn mehr waren sie doch nicht, den Leuten zusetzten, ist in den historischen Notizen angegeben. Die übrigen Befehlshaber liessen sich auf solche Unternehmungen nicht mehr ein, sondern benutzten den Umstand, dass der untere Anadyr ungefähr von der Mündung der Bjelaja an im Spätsommer und Herbst einen Sammelplatz für die Besatzung der Festung sowohl, als auch für die verschiedenen Stämme der Tschuktschen, Korjaken, Jukagern, Tschuwanzen u. s. w. bildete; denn dort wurde seit uralten Zeiten alljährlich ge-

fischt und das Rennthier gestochen, in noch viel stärkerem Maasse, als das heut zu Tage zu geschehen pflegt. Zu dieser Zeit bemannten dann die Befehlshaber von Anadyrsk ihre Boote und schwammen alljährlich den Fluss hinunter, um auf die Tschuktschen Jagd zu machen. Mit den Korjaken hatte man es nicht so leicht, auch war der Zweck des Kampfes gegen sie ein anderer, als gegen die Tschuktschen. Letztere sollten immer nur gezüchtigt werden, Erstere aber wollte man sehr entschieden wieder zu Unterthanen machen. Ueber die schneelose Tundra geht es nur sehr mangelhaft mit Rennthierschlitten, im harten Winter aber mit seinen Schneestürmen ist ein Feldzug auch eine viel zu gewagte Sache, es bleibt also, da dass Rennthier im Herbst schwach ist, nur der Spätwinter, also immer nur eine kurze, fest für jedes Jahr bestimmte Zeit übrig, die man zum Kriegführen benutzten konnte. Wenn nun von dieser an und für sich kurzen Zeit, die der Feind ja auch vorher berechnen konnte, noch der grösste Theil auf das Durchmarschieren menschenleerer Einöden verloren ging, so wird es begreiflich, wie es kam, dass man mit den Korjaken nicht fertig werden konnte und weshalb ihre Burgen so oft unerstürmt blieben: man hatte keine Zeit mehr zu einer längeren Belagerung und namentlich Aushungerung, sondern musste daran denken, so bald als möglich nach Hause zu eilen.

Zu diesen aus den übergrossen Entfernungen in einem öden, unwirthlichen Lande entstehenden Schwierigkeiten gesellten sich noch andere Umstände, die schon seit einer Reihe von Jahren die Lenker in Ochotsk und Irkutsk ernstlich beschäftigten und in nicht geringe Verlegenheit setzten. Die Feldzüge mit ihren übergrossen Anstrengungen und Entbehrungen griffen selbst jene harten und ausdauernden Männer an, die daselbst den Dienst hatten; Krankheiten

entstanden durch dieselben und durch die oft sehr schlechte und unzureichende Kost, die in gar keinem Verhältniss zu den Strapazen stand, denen die schlecht genährten und schlecht gekleideten Männer Widerstand leisten sollten. Es wurden daher fortwährend Verstärkungen verlangt, die man nicht oder doch nur sehr schwer gewähren konnte, weil damals noch sehr wenig Russen in Sibirien waren. Der Unterhalt der Besatzung ferner lag wie ein schwerer Alp auf den Schultern der Oberverwaltung, er griff das ganze Jakutskische Gebiet in unerhörter Weise an und konnte doch niemals genügend geleistet werden, so dass das Kommando nie das bekam, was es bekommen sollte, sondern in guten Jahren nur kleine Theile desselben, in schlechten Jahren aber nichts erhielt und doch seinen schweren Dienst leisten musste. Wenn das Kommando vollzählig war, so musste es aus vierhundert Mann und einigen Offizieren und Beamten bestehen, war also wohl im Ganzen 420 Köpfe stark; nach der allergeringsten Rechnung hatte der Mann im Jahr an Mehl und Grütze zwölf Pud (à 40 Pfd.) zu erhalten, ungefähr die Hälfte dessen, was sonst einem Soldaten zukam, das macht 4920 Pud für die Besatzung an Lebensmitteln, wozu noch Salz, Pulver, Blei und sonstiges Material an Kleidung, Munition u. s. w. zu rechnen war, so dass das geringste Quantum von Lasten, die im Jahre an den Anadyr zu stellen waren, nach in Jakutsk angestellter Berechnung, 5400 Pud ausmachte:—ein furchtbar schweres Servitut für ein schwachbevölkertes Land, dessen Bewohner das Gepäck auf mehrere Tausend Werst langem Wege durch absolut menschenleere Strecken zu stellen hatten. Es ist kein Jahr zu verzeichnen, in welchem es gelungen wäre, Alles wirklich an Ort und Stelle zu schaffen, und wie schwer diese Last für das Jakutskische Gebiet war, kann man aus den ver-

schiedenen und mitunter sehr abenteuerlichen Vorschlägen schliessen, die gemacht wurden, um dieselbe zu erleichtern. Ueberflüssige Weichherzigkeit und Besorgtheit um das Wohl der indigenen Stämme kann man der Verwaltung von Jakutsk durchaus nicht vorwerfen; wenn sie unablässig an Auffindung besserer Transportmethoden arbeitete, so liegt das eben daran, dass Jakuten und Tungusen nicht leisten konnten, was man von ihnen verlangte. Der gewöhnliche Weg ging über den unteren Aldan, die Chandyga hinauf ins Oimekon-Hochland und an die obere Kolyma. Dann die Kolyma zu Wasser hinunter bis Nishnekolymsk und von dort theils über den Omolon, meistentheils aber über die beiden Anui zum Anadyr. Das war ein Weg, über dreitausend Werst lang und sehr beschwerlich durch die vielen Flüsse und Moräste, die auf demselben zu überwinden waren. Man schlug daher den etwas näheren Weg vor über Ochotsk und längs der Küste des Ochotskischen Meeres bis zur Mündung der Gishiga, von dort aber quer durch das Land an den Anadyr. Das war aber nicht praktikabel, weil die aufständischen Korjaken die Küste des Ochotskischen Meeres innehatten. Dann wollte man die Transporte bis Ochotsk zu Lande führen, darauf zu Wasser um Kamtschatka herum zur Mündung des Anadyr und dann diesen mächtigen Strom hinauf bis zur Festung, konnte das jedoch auch nicht aus führen, weil man keine genügend seetüchtigen Schiffe besass, um die lange Seefahrt in einem noch wenig bekannten und sehr stürmischen Meere wagen zu dürfen. Ja man dachte ernstlich daran, den Weg die Lena hinunter zu wählen, dann längs der Küste bis zur Jana zu fahren und von dort mit Rennthier- und Hundenarten weiter bis zur Kolyma und von derselben zum Anadyr zu gehen. Alles das war nicht ausführbar, wesshalb man zu dem sehr fraglichen Mittel

griff, den Leuten nur wenig Mehl zu schicken, ihnen aber das Fehlende in baarem Gelde zu Jakutsker Preisen auszuzahlen. Diese sonderbare Art, Leute mit Geld zu versehen anstatt mit Brod, begründete man damit, dass man sagte: die Leute hätten sich des Brodgenusses entwöhnt, was daraus hervorgehe, dass sie Jahre lang kein solches erhalten und doch sich leidlich wohl befunden hätten. Wenn man ihnen nun Geld schicke, so könnten sie sich Rennthierfleisch und Fische kaufen und wären jedenfalls besser daran, als wenn sie kein Mehl und auch kein Geld bekämen, wie das bisher der Fall gewesen sei. Das that man denn auch, zugleich erhielt aber der Oberkommandant von Ochotsk den Befehl, zu berichten, ob es nicht möglich sei, eine Festung in der Nähe des Meeres zu erbauen, die man zu Schiff von Ochotsk aus versorgen könnte, und die auch im Stande wäre, die Korjaken in Ordnung zu halten, so dass die Festung Anadyrsk mit denselben nichts mehr zu thun hätte und ihre Kräfte allein gegen die Tschuktschen zu verwenden vermöge. Dieser Befehl kam, wie ja Alles in Sibirien immer nur sehr langsam ging, im Jahre 1752 zur Ausführung. In diesem Jahre erhielt der Kosaken-Sergeant Bjeloborodof den Befehl, aus der kleinen Festung Tymansk in der Gishiga-Bucht mit gegen 88 Mann gegen die Korjaken zu ziehen, dem Kosaken Awram Ignatjef aber wurde der Auftrag gegeben, an der Mündung der Gishiga den Versuch zu machen, eine Festung zu errichten. Diese beiden Aufträge wurden von den betreffenden Befehlshabern in entsprechender Weise ausgeführt. Bjeloborodof schlug sich den ganzen Sommer mit verschiedenen Korjaken-Haufen herum, ohne natürlich grosse Siege erfechten zu können, dazu waren seine 88 Mann, eine zu geringe Macht gegenüber den zahlreich auftretenden Feinden, nicht ausreichend,

wohl aber verfolgte er sie von Ort zu Ort und brachte ihnen vielfache Niederlagen bei. Einen empfindlichen Schlag fügte er dem Aufstande durch die Gefangennahme des alten Alik zu, der sich schon einmal den Anadyrskern unterworfen hatte, dann aber, als die Gefahr mit dem Abzuge der Besatzung auch abgezogen war, sich wieder mit seinen Landsleuten verbunden hatte. Der alte, achtzigjährige Mann wurde nach Ochotsk zur peinlichen Befragung geschickt, starb aber unter der Folter. Ignatjef ging auch frisch ans Werk und erbaute an der Mündung der Gishiga, gegen fünfzehn Werst vom Ufer des Meeres, eine Festung, allerdings inmitten der kahlen Tundra auf trostlosem schwappigem Boden; aber der Vortheil war erreicht, dass man von nun an vom Meere aus versorgt werden konnte und dass die Feinde, die man zu bekämpfen hatte, in der Nähe und zu jeder Jahreszeit zu erreichen waren. Der angefangene Bau schritt schon in demselben Jahre so erfolgreich vorwärts, dass man ihn bereits im folgenden Jahre ganz fertig stellen und mit Besatzung belegen konnte. Man machte auch gleich im Jahre 1753 einen Versuch, das für die neue Festung Nöthige zu Schiff anzuführen, hatte aber Unglück, da das Schiff, an und für sich nicht sehr seetüchtig, bei einem Sturme in der Nähe der Tumannaja auf einer Klippe strandete, wobei ein Theil der Besatzung ertrank und die ganze Ladung verloren ging. Erst im Jahre 1757 gelang es, die erste Ladung in der Gishiga zu löschen. Noch drei Jahre zog sich der Aufstand hin, immer schwächer werdend, bis es endlich im Jahre 1756 gelang, die letzten aufsässigen Stämme zur Unterwerfung zu bringen.

Später haben sich die Korjaken nicht mehr empört; es war ihnen und den Befehlshabern von Gishiginsk anbefohlen

worden, dass der Jassak nur von den Häuptlingen und zwar nur in der Festung zu entrichten sei, wodurch allerdings den ärgsten Missbräuchen gesteuert wurde, indem das verderbliche Umherreisen der Jassakeinnehmer, das so oft einem Raubzuge auf eigene Rechnung geglichen hatte, nun nicht mehr stattfinden konnte. Dass aber diese Jassakeinnehmer die eigentliche Ursache des so lange dauernden Aufstandes gewesen sind, unterliegt keinen gegründeten Zweifeln. In verhältnissmässig sehr kurzer Zeit hatte die Festung Anadyrsk gleich bei ihrer Gründung die Korjaken dienstbar gemacht, und viele Jahre hindurch hatten letztere das neue Joch geduldig getragen; dann aber, als sie sich der Ansicht nicht mehr entschlagen konnten, dass das ihnen alljährlich von den herumziehenden Kosaken und Kommissären Abgenommene nur zum Theil in die Kassen der Regierung, zum weitaus grössten Theile jedoch in die Taschen jener brutalen Leute flösse, brachen im Jahre 1715 die ersten Unruhen mit Ermordung der Peiniger und Beraubung ihres und des Kronseigenthums aus und dauerten bis zum Jahre 1756. Denn wenn die alten Berichte auch den Aufstand erst vom Jahre 1745 rechnen, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, dass von 1715 an eigentlich kein Jahr ohne irgend einen Raub oder Ueberfall seitens der Korjaken vergangen ist. Die im Jahre 1753 gegründete Festung hat auch das Ihrige zur Dämpfung des Aufstandes gethan, aber die Hauptsache lag wohl in der besseren Behandlung, die die Korjaken von nun an erfuhren. Als Anadyrsk im Jahre 1771 geschleift wurde, verlegte man den Hauptsitz der Verwaltung nach Gishiginsk, und dieser Umstand that auch das Seinige, die letzten Spuren der früheren erbitterten Kämpfe zu vertilgen, — die Korjaken hatten sich ihrem Schicksal gefügt.

64. Ueber die Korjaken und die ihnen sehr nahe verwandten Tschuktschen. Von C. von Ditmar. Aus den Mélanges russes, Bd. III. des Bullet. der Akad. d. Wiss.

65. Zwischen Nishnekolymsk und Gishiginsk befand sich auch in alten Zeiten ein wohlbekannter und benutzter Weg, der auf tausend Werst Länge geschätzt wurde und den man im Winter zur Zeit der kurzen Tage in sechsundzwanzig Tagereisen mit Narten zurücklegte: von Nishnekolymsk bis zur Mündung des Omolon zwei; von der Mündung des Omolon bis zu den am Grossen Oloi wohnenden Jukagern sieben; von den Jukagern bis zur Otworotnaja sieben; von der Otworotnaja über das Gebirge bis zu den Quellen des Paren fünf, und von den Quellen des Paren bis Gishiginsk fünf Tagereisen.

66. Mir wurde nur von einem tödtlichen Falle in Folge des Genusses des Fliegenpilzes erzählt, der wurde aber dadurch erklärt, dass der Betreffende, es war ein Russe, frischen und nicht gedörrten Schwamm in ziemlich grossen Quantitäten zu sich genommen habe.

Eine auffallende Wirkung übt der Schwamm auf den Urin aus: es scheint nämlich, als ginge die berauschende Wirkung des in demselben enthaltenen Narkotikums vorherrschend auf denselben über. Es ist eine allbekannte Thatsache, dass der Korjake, sobald er merkt, dass der Rausch zu schwinden beginnt, seinen eigenen Urin trinkt, wenn er keinen Schwamm mehr hat, und die Wirkung tritt nochmals ein; weiter aber lässt sich die Wiederholung nicht treiben — der Urin wirkt zum zweiten Mal nicht mehr. Mir wurde erzählt von einem Manne, der mit einem Korjaken gefahren war und bei der Jurte eines sitzenden Korjaken anhielt. Der Hausherr befand sich mitten im Rausche und daher in sehr

heiterer Stimmung. Der Korjake, der mit dem Manne gefahren war, bat natürlich vom Hausherrn auch eine Portion Schwamm, die dieser aber zu seinem grossen Leidwesen ihm nicht geben konnte, da er nichts mehr übrig hatte. Er liess sich jedoch sofort herbei zu urinieren und gab das Ergebniss dem Gast, der es austrank und nun auch in Rausch versetzt wurde. Mittlerweile hörte aber der Rausch des Hausherrn auf, während der des Gastes noch fortdauerte und als ersterer nun klagte, dass er den angenehmen Zustand nicht erneuern könne, gab ihm der Gast jetzt von seinem Urin, der aber nicht mehr wirkte.

67. Es ist auffallend und nicht recht zu erklären, welchen Ursachen das nach Osten weit vorschreitende Wachsthum der Lärchenwälder am oberen Anadyr zuzuschreiben ist. Auf unserer Reise ins Tschuktschen-Land hatte die Lärche uns nur bis an die westliche Abdachung des Gebirges begleitet, ja der oberste Lauf des Grossen Anui war schon von Wald entblösst. Hier dagegen trafen wir, sobald wir den Höhenzug, der das linke Ufer des Anadyr begleitet, überstiegen hatten und ins Thal des Flusses hinabzusteigen begannen, sogleich auf hochstämmigen Lärchenwald, der uns von nun an nicht mehr verliess, mit alleiniger Ausnahme der Wasserscheide selbst zwischen dem Anadyr und dem Grossen Anui. Neumann fand auf seiner Fahrt von Markowo nach Nishnekolymsk, dass der Waldwuchs nicht nur den Lauf des Anadyr bis zur Mündung der Menkerà, die er hinauffahren musste, begleitete, sondern auch noch den ganzen unteren Lauf des letzteren Flusses. Den Anadyr hinunter geht der Wald bis ungefähr zehn Werst oberhalb Markowo. Leider habe ich nichts Bestimmtes erfahren können über das Vorkommen des Lärchenwaldes am östlichen Abhang des Kolyma-

Gebirges von der Quelle des Karule-weem bis zum Ochotskischen Meere. Die oberen Läufe der Penshina, des Paren und des Oklan sollen sich, wie man mir sagte, im Lärchenwalde befinden, es waren das aber keine sicheren Quellen. Ich selbst habe an der Penshina beim Dorfe Penshinsk einige vereinzelte Lärchen in krüppligem Wachsthume gefunden und dann ständigen Lärchenwald, der aber nicht gerade sehr dickstämmig war und ziemlich licht an der Gishiga, wo er bei der Mündung der Tchernaja begann und bis einige Werst oberhalb Gishiginsk reichte.

68. Beim Laufen über weichen Schnee und auch sonst, wenn die Thiere überangestrengt werden müssen, werden den Hunden die Pfoten blutig, so dass die Spur, die eine Narte hinterlässt, ganz roth gefärbt erscheint. Da näht man ihnen eine Art Schuhe aus Leder und zieht ihnen dieselben an. Man kann dieses Schutzmittel aber nur so lange an den Pfoten lassen, als die Thiere sich im Laufe befinden. Sobald man auf längere Zeit anhält, ist es gerathen, die Schuhe gleich abzuziehen, denn sie können dieselben nicht leiden und fangen gleich an, sie mit den Zähnen abzureissen, sobald sie Zeit dazu haben.

69. Die geringen von mir noch gesehenen Reste einer alten Baulichkeit, war Alles, was noch in der trostlosen Einöde von dem tragischen Ende redete, das hier unbeugsame Ausdauer und tapferen Mannesmuth erreilte. Nach vielfachen vergeblichen Versuchen, das Cap Peek zu umschiffen und in den Anadyr einzulaufen, war der Kaufmann Schalaurof zuletzt im Jahre 1764 von der Mündung der Kolyma aufgebrochen und nicht mehr zurückgekehrt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass er und seine Mannschaft hier ihren Tod fanden; zu fest steht das Ereigniss seiner

Abfahrt und seines Verschollenseins im Gedächtniss der Bewohner von Nishnekolymsk und zu sicher ist die Ueberlieferung in dem Punkt, dass um jene Zeit andere grössere Versuche, nach Osten vorzudringen, nicht stattgefunden haben, als dass die Machtsprüche des Baron Nordenskiöld, «des Schiedsrichters des Nordens», wie er sich selbst nennt, das Faktum umstossen können. Wohl aber bleibt es ein unerklärliches Ereigniss. Als wir am Abend jenes Tages um unser Wachtfeuer lagen, wurde vielfach die alte ernste Katastrophe besprochen und sowohl Russen, als auch Tschuktschen konnten sich dieselbe nicht recht klar machen. Der Schiffbruch selbst war ja wohl nicht verwunderlich: die Küste ist schwierig, und ein Nordsturm konnte jene schlechten, unbehilflichen Fahrzeuge, die man Kotschen nannte, sehr bald leck werden lassen. Unerfindlich blieb aber der Umstand, dass so viele starke und abgehärtete Männer, die doch zur Zeit des Schiffbruchs noch so wohlauf gewesen waren, dass sie ein grosses und starkes Gebäude hatten errichten können, die auch Essmaterial genug gerettet haben mussten, so untergehen konnten. Und Lebensmittel mussten sie haben, denn offenbar war ihr Fahrzeug auf den Strand geschleudert worden; sonst hätten sie nicht so schwere Dinge, wie eiserne und kupferne Kessel, ja sogar einen Ambos gerettet, welche Gegenstände man doch im Hause nachher gefunden hatte. Selbst in dem Falle, dass sie schon vor dem Schiffbruch ihre Lebensmittel aufgezehrt gehabt hätten, was der kurzen Entfernung von Kolymsk wegen wohl nicht gut angenommen werden kann, wäre es doch unbegreiflich, dass sie an den Bau eines festen, für den Winter berechneten Hauses gingen und nicht ihre Kräfte dazu brauchten, die nächste Tschuktschen-Jurte zu erreichen, die sich um jene Zeit nicht weit westlicher an der

Küste des Eismeeres befand. Zwischen Kolymskern und Tschuktschen bestanden keine Streitigkeiten, wohl aber sehr alte Handelsbeziehungen, auch waren vierzig wohlbewaffnete Männer nicht in der Lage sich fürchten zu müssen. Kurz es ist absolut unbegreiflich, was diese mit dem Norden wohlbekannten, wetterharten Männer veranlassen konnte, so lange an Ort und Stelle festzusitzen, bis die Hälfte derselben ihren Leiden oder dem Hunger an Ort und Stelle unterlag und die andere Hälfte schon so schwach war, dass nur Einer von ihnen vermochte ein Tschuktschen-Zelt zu erreichen und das auch nur, um todesmüde hinzusinken und, ohne ein Wort reden zu können, seinen Leidensgefährten ins Jenseits zu folgen. Man könnte an den Skorbut denken, aber die Mannschaft bestand aus Sibiriern oder zum wenigsten aus schon vollständig acclimatisierten europäischen Russen, von denen kein Beispiel bekannt ist, dass sie dieser Krankheit unterworfen seien. Man kennt im Norden Ostsibiriens den Skorbut gar nicht und kann ihn auch gar nicht kennen; dazu fehlen dem Lande Nebel und die Feuchtigkeit Spitzbergens, denen die schreckliche Krankheit ihren Ursprung verdankt, die wechsellose starre Kälte, die daselbst die dunkle Jahreszeit hindurch herrscht, ist ihr nicht günstig. Es heisst ja freilich, Prontschistschef und andere Glieder der Grossen sibirischen Expedition seien dem Skorbut unterlegen, uns ist aber nicht bekannt, dass das wirklich erwiesen wäre, und so lange das nicht der Fall ist, darf man nicht dem Skorbut zuschreiben, was schlechte und unzureichende Kleidung, Hunger, Erschöpfung bei einem schlecht geleiteten und mit unglaublicher Härte durchgeführten Unternehmen ebenso gut hervorbringen konnten.

70. Die Sohlen der Narten werden aus möglichst gutem Birkenholz gefertigt, sie sind gegen fünf Zoll breit

und nur einen Zoll dick; um ihnen eine grössere Härte und ein leichteres Gleiten über den hart gefrorenen Schnee beizubringen, legt man sie ins Wasser und lässt sie in demselben, vollkommen fertig gebogen, ein bis zwei Monate liegen. Nach dem Herausnehmen aus dem Wasser befestigt man sie sogleich an die Kufen und setzt die Narte der harten Winterkälte aus. Durch Gefrieren der im Holze befindlichen Wassertheilchen wird demselben eine sehr grosse Härte mitgetheilt, und der Schlitten gleitet auch in der That sehr leicht über den Schnee. Letzteres wird noch mehr befördert und die Sohlen ausserdem vor Abnutzung geschützt, wenn man dieselben mit einer dünnen Schicht Eis belegt; das geschieht durch mehrmaliges Ueberstreichen der Sohlen mit einem nassen Lappen, und nicht selten kommt es vor, dass man unterwegs anhält, Feuer anmacht und Schnee schmilzt zum Eineisen der Sohlen, falls die Eisschicht durch Fahren auf steinigen Wegen oder sonst einem Grunde abgerieben worden ist. Im Frühjahr jedoch, wenn die Sonne die oberste Schneeschicht schon zu wärmen vermag oder wenn Thauwetter herrscht, lassen sich die Sohlen nicht mehr mit einer Eisschicht belegen, wodurch das Fahren über den weichen, schon Wasser enthaltenden Schnee sehr erschwert wird. Da hilft man sich denn durch dünne Knochenstücke, die man unter die Sohlen anbringt; mit solchen versehen, hindert die Feuchtigkeit des Schnees oder das auf dem Eise sich etwa befindende Wasser nicht die Narte, sondern lässt sie um so leichter gleiten. Es wird aber, wie die Leute sagen immer schwieriger sich diese dünnen, flachen Knochstücke, die nur aus den Kinnladen der Walfische geschnitten werden können, zu verschaffen.

71. Wenn man sich von Süden diesem Gebirgslande nähert und zuerst die benannten Gebirgsspitzen über dem

Horizont sichtbar werden, hat es wohl den Anschein, als habe man es mit einzelnen Berggruppen zu thun, denn die fortlaufende Kammhöhe der Kette ist bedeutend niedriger als die Hochgipfel und zeigt sich erst, nachdem man noch einige Tagereisen weiter nach Norden vorgedrungen ist. Ist man aber mitten im Quellgebiet jener kleinen, zum Eismeer fallenden Flüsse, so hat man doch den Eindruck, dass man sich in einem fortlaufenden Gebirgslande befindet und dass jene einzelnen Spitzen nicht als gesonderte Berggruppen zu betrachten seien. Wohl aber ist die Kammhöhe eine sehr verschiedene und lässt zwischen den einzelnen Gruppen sehr tiefe Senkungen zu, dadurch erklärt es sich denn auch, dass die Alaseja im Stande gewesen ist, sich ihren Weg zum Eismeer zwischen Atschygi-Tass und Kiseläch-Tass zu bahnen.

72. Diese Steinpfeiler oder Kekuren, wie sie die Russen nennen, erfreuen sich einer sehr weiten Verbreitung. Ich habe sie von Cap Jakan an bis zum Grossen und Kleinen Schafberge fast ununterbrochen auf den dem Eismeer parallel laufenden Höhenzügen angetroffen, dann treten sie wieder auf mit dem Kisseläch-Tass und reichen bis ans Südende des Pelewoi-Gebirges, und schliesslich hat sie Bunge beim Zusammenflusse der Alaseja und Jana auf dem hohen Ygnach Chaja und dem Kisseläch (oder Kicheläch)-Tass gefunden. Dagegen fehlten sie ganz auf dem Werchojanskischen Gebirge und allen mit demselben so wie mit dem Stanowoi-Gebirge zusammenhängenden Höhenzügen. Auffallend ist dabei der Umstand, dass sich stets, wenn es mir möglich war, diese Granitpfeiler näher zu besichtigen, feststellen liess, dass die Basis derselben dem Wasserschliff unterworfen gewesen war, dass sich aber diese Einwirkung des Wassers nicht auf die kolossalen Steinfelder

erstreckte, die die Kekuren oft in sehr bedeutender Ausdehnung umgaben. Diese entsetzlichen Steinfelder brachten uns oft zur wahren Verzweiflung und kosteten uns mehrere Pferde. Sie befanden sich zum weitaus grössten Theil auf dem Rücken der Gebirgszüge und dehnten sich so weit in die Länge aus, dass an ein Umgehen derselben nicht zu denken war und man sich zum Durchqueren entschliessen musste. Das war aber ein höchst verzweifeltes Unternehmen, denn man hatte über ein tolles Durcheinander übereinandergestülpter Granitplatten von der Grösse eines Quadratmeters ungefähr und der Dicke von sieben bis zehn Zoll seinen Weg zu nehmen, von denen sich Viele in labilem Gleichgewicht befanden, so dass sie umstürzten, sobald man den Fuss auf sie setzte. Uns gelang es wohl noch immer, uns durch einen raschen Seitensprung zu retten, die Pferde brachen sich aber bei der Gelegenheit die Beine und mussten erschossen werden. Sämmtliche Granitplatten aber, aus denen die Felder bestanden, waren vollkommen scharfkantig und hatten rauhe Bruchflächen, obwohl die Felder sich fast in einer Höhe mit den aus ihnen hervorragenden Kekuren befanden, so dass es unerklärlich blieb, wie die Einen abgeschliffen werden konnten, während die Andern ihre ursprüngliche Oberfläche rauh erhielten.

73. Das vom Fluss angefressene Ufer trat nicht in seiner höchsten Höhe an denselben unmittelbar heran, sondern befand sich schon in der Abdachung, während die Höhe desselben weiter zurück lag. Es war ersichtlich, dass das Unterwaschsen und somit Einstürzen des Ufers zuerst in einer geraden Linie erfolgt sein musste, dass aber in der Folge dieselbe nicht mehr hatte eingehalten werden können, weil die sich unter der oberen Grasnarbe befin-

dende Eisschicht durchaus keine allenthalben gleichartige war. Hatte der Fluss anfänglich die Grasnarbe an seinem Niveau zerstört, so musste das unter derselben befindliche Erdreich seinem Einfluss um so leichter unterliegen und fortgespült werden. Dadurch ward aber die Eisschicht blossgelegt und den Einwirkungen der Sonne und der Atmosphärilien preisgegeben. An solchen Stellen, wo eine ununterbrochene reine Eisschicht diesen Einwirkungen ausgesetzt wurde, musste das Schmelzen gleichmässig fortschreiten und daher das Ufer rasch zurückweichen, traf es sich aber, dass, wie im Text angeführt ist, grössere Erdkörper in dem Eise eingeschlossen sich befanden, oder letzteres nicht bis an die Grasnarbe selbst heranreichte, sondern von einer mehr oder weniger mächtigen Erdschicht, als Hangendem, überlagert war, so mussten sich bald solche Erdmengen vor dem Eise ansammeln, dass dasselbe wieder überdeckt und somit dem Einfluss der Wärme entzogen wurde, der Zerstörungsprocess also seinen vorläufigen Abschluss fand. Unter Einwirkung der genannten Umstände bot daher das vom Wasser angefressene Ufer eine Reihe mehr oder weniger halbkreisförmig in den hohen Absturz eingeschmolzener Kessel dar, deren Wände bei den noch in voller Arbeit begriffenen entweder steil senkrecht, oder etwas schräg nach unten vorstehende waren; bei denjenigen aber, wo der Abschmelzprocess schon durch abgestürtztes Hangendes zum Stillstand gekommen war, konnte man keine Steilwand mehr wahrnehmen, sondern bemerkte nur eine Schlammschicht, die sich schräg zum Flusse selbst senkte, und aus welcher eine Menge konischer Erdhaufen hervorragten, scheinbar aus unordentlich übereinander gestürzten Erdschollen gebildet, die aus einiger Entfernung riesigen Ameisenhaufen nicht unähnlich waren. Einige dieser nicht mehr arbeitenden

Kessel waren schon vollständig mit Graswuchs bedeckt, also von bedeutendem Alter, andere dagegen zeigten noch keine Spur von Vegetation auf der Schlamm- und Erdfläche.

74. Baron Toll, dem ich vor seiner Abreise aus St. Petersburg, als er sich zum Besuch der Neusibirischen Inseln rüstete, von meinen Beobachtungen Mittheilung gemacht und ihn gebeten hatte, auch seinerseits auf das Vorkommen des Bodeneises Achtung zu haben, ist zu anderen Anschauungen über das Entstehen desselben gelangt und da er ein weitschichtiges Material gesammelt, so habe ich ihm auch meine Beobachtungen, Messungen und Zeichnungen übergeben, damit die Sache vollständiger beleuchtet werden könne. Indessen scheint es mir doch, als sei es kaum möglich, einen anderen Entstehungsgrund dieser offenbar über die ganze Eismeertundra des Jakutskischen Gebiets sich ausdehnenden, unterirdischen Eisschicht anzunehmen, als den gewaltiger, durch ihren eigenen Druck zu Eis gewordener, Schneewehen. Wir wissen aus vielfacher Erfahrung, dass die verhältnissmässig doch nur eine kleine räumliche Ausdehnung habenden Aufeisbildungen oder Taryn's selbst in viel südlicheren Breiten zu übersommern vermögen, wenn, durch irgend welche Umstände bedingt, ein solcher Taryn einerseits im Winter ungewöhnlich mächtig geworden war, andererseits der folgende Sommer weniger heisse Tage, als das sonst der Fall zu sein pflegt, hatte. Wieviel leichter ist das Uebersommern einer ausgedehnten Schneeschicht denkbar, wenn schon in gewöhnlichen Jahren die Sonne nur schwer Wärme genug entwickeln kann und viel Zeit dazu braucht, die ersten Löcher in die weisse Decke zu schmelzen. Dann geht es freilich rasch, weil der erwärmte Erdboden den Haupttheil der Arbeit zu übernehmen pflegt. Ist aber

einmal soviel Niederschlag gefallen, dass die ersten schneefreien Stellen statt im Juni, sich erst im Juli zeigen, und treibt dazu ein Nordwind die nie schmelzenden Eisfelder des Nordmeeres in bedeutender Menge an die Küste, so ist unter den gegenwärtig bestehenden Temperaturbedingungen das Uebersommern der Schneeschicht durchaus nicht ausgeschlossen. Wir sehen ja, wie ungeheuer gross die durch das Frieren der Wasseroberfläche freiwerdende Wärme ist, denn sie verhindert alljährlich, dass das Eis der Seen und Flüsse dicker werde als sieben oder, wie Middendorff beobachtet hat, acht Fuss englisch; sie ist die Ursache, dass wasserreiche Moräste inmitten des Eisbodens nur oberflächlich frieren, in der Tiefe jedoch nicht fest werden. Dem entsprechend muss aber auch durch das Schmelzen ungewöhnlich mächtiger Schneemassen eine so enorme Menge von Sonnenwärme gebunden werden, dass der Rest nicht mehr hinreicht, die Erdoberfläche frei zu legen, namentlich wenn massenhaft ans Ufer angetriebenes Meereis gleichfalls durch Schmelzen am Binden dieser Sonnenwärme theilnimmt. Ferner lässt sich die beobachtete, sehr verschiedenartige Mächtigkeit der Eisschicht, sowie die in dieselbe eingeschlossenen verschiedenartig geformten Erdkörper nur durch die Annahme einer von Stürmen wild durcheinander gewühlten Schneeschicht erklären, wobei stellenweise das Erdreich blossgelegt wurde, das nun, seinerseits aufgewirbelt, die erstere bedeckte, zugleich auch alle in dieselbe eingerissenen Vertiefungen ausfüllend. Wenn man heutzutage ein vom Schneesturm durchwühltes Schneefeld sofort mit Erde zuschütten wollte, so würde ein in dasselbe geschnittenes Profil genau dieselbe Zeichnung geben, wie die von mir im Thale des Schandron beobachteten Profile des Ufers dieses Flusses.

Lässt sich nun das Entstehen des Bodeneises wohl

erklären, so muss ich andererseits zugeben, dass ich mir das so sehr häufige Vorkommen von Mammuthresten und zwar nicht nur von Stosszähnen und Knochen, sondern auch von mehr oder weniger gut erhaltenen Weichtheilen durchaus nicht deutlich machen kann. Ich habe in meinem ersten Bericht an die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften die Ansicht ausgesprochen, es hätte am Fundort der beiden Mammuthbeine ein ganzer Cadaver gelegen, sei aber schon geraume Zeit vor meiner Ankunft fortgeschwemmt worden. Das ist offenbar ein Irrthum, und stimme ich daher ganz der Meinung des Herrn Akademikers von Schrenck bei, dass ich es nur mit angeschwemmten Bruchstücken und zwar verschiedener Thiere zu thun gehabt habe. Aber das hat nicht viel zu bedeuten, denn es fragt sich immer wieder, von wo und auf welche Weise eine so grosse Menge dieser Thierreste in jenen Erdwinkel angeschwemmt werden konnte. Es unterliegt ja keinem Zweifel, dass das Mammuth überall im Jakutskischen Gebiet zu leben vermochte, soweit der Baumwuchs reichte. Die Quellen der kleinen, ins Eismeer fallenden Flüsse sind aber mehr als fünfzig Werst jenseits der Waldgrenze gelegen, auch befindet sich noch ein Gebirge zwischen ihnen und letzterer; ja der einzige Fluss, der seine Quelle tief im Walde hat, die Alaseja, ist gerade auffallend arm an Mammuthresten. Kurz es ist nicht einzusehen, wie die grossen Mengen fossiler Reste, die man daselbst findet, in jenen Erdwinkel gelangt sein mögen.

75. Treibholz, fossiles sowohl, als auch der jetzigen Periode angehöriges, findet man in der Tundra allerdings in ziemlich bedeutender Menge. Ersteres kommt nur selten noch am Meeresufer selbst vor, aber wohl mehr im Innern des Landes, sowohl oberflächlich, als auch in geringer Tiefe

in der Erde. Man kann es sofort vom Treibholz jetziger Herkunft unterscheiden, sobald man es anzündet: es brennt alsdann mit nur schwacher Flamme, und lässt viel Kohlen nach, die zu einer gelben Asche zerfallen, während das jetzt angetriebene und antreibende Holz, sobald es nur trocken geworden ist, sehr gut verbrennt und eine weisse Asche zurücklässt, sich überhaupt von anderem Holz nur dadurch unterscheidet, dass es, seines Gehaltes an Salz wegen, stark knistert und nach allen Seiten Kohlensplitter herumschleudert. Niemals jedoch bin ich jenseits der jetzigen Baumgrenze, sobald man sich auf einige Werst von derselben entfernt hat, auf Wurzel- oder im Boden haftende Stammesreste gestossen, auch an den Flussabstürzen und beim Nachgraben habe weder ich selbst welche bemerken können, noch sind sie, soweit meine Umfragen reichen, von Anderen bemerkt worden.

76. Die gegenwärtig an der unteren Indigirka wohnenden Russen, sämmtlich russische Kleinbürger (Meschtschane), sind ein sonderbares Völkchen. Ursprünglich stammen sie aus der Kreisstadt Werchojansk, woher sie auch noch bis jetzt dem Kleinbürgerstande zugezählt werden, obgleich ihre Lebensweise durchaus nichts den bürgerlichen Beschäftigungen Aehnliches aufweist. Aber sie liefern eine treffliche Illustration zu den Sonderbarkeiten und Ungereimtheiten, zu denen schablonenhafte Auffassung und Leitung der Geschäfte führt. Im ganzen grossen Reiche ist die Bevölkerung in gewisse Klassen getheilt, nach Grundsätzen, die auf Lebensweise und namentlich auf die Erwerbsquellen basieren. Das ist vollkommen zweckentsprechend in den europäischen Gouvernements des Reiches, wo diese Gliederung in Klassen sich ja auch historisch entwickelt hat. Anders aber stellt

sich die Sache, wenn man es mit asiatischen Gouvernements zu thun hat: dort finden sich Erwerbsquellen und Lebensweisen, von denen man in den europäischen Gouvernements nichts weiss, andererseits haben das europäisch-russische Kleinbürgerthum und der eigentliche Bauernstand in vielen Gegenden Sibiriens keinen Boden gefunden. An und für sich hätte das nicht viel auf sich, wenn man es mit einfachen Benennungen zu thun hätte; man könnte sich allenfalls wundern, wenn man von Kleinbürgern oder gar von Bauern an den Mündungen der Indigirka und Jana reden hört, welche sich trotz dieser für die Umgebung fremdartigen Benennungen wie Tungusen und Jukagern mit Jagd und Fischfang beschäftigen und durch nichts von denselben unterscheiden als durch die Sprache. Die Sache hat aber sehr reale Unbequemlichkeiten für die so eigenthümlich Benannten, Unbequemlichkeiten, die sie mir vielfach vortrugen mit der Bitte, der Gouvernementsregierung darüber Unterlegung zu machen und anzutragen, dass sie aus obengenannten Klassen ausgeschlossen und den umwohnenden Völkerschaften gleichgestellt würden. Es liegt das eben darin, dass die Klassen der Bevölkerung auf die Erwerbsquellen basiert sind und dass nach den Klassen auch die Steuern bemessen und reguliert werden. Der Stand der Kleinbürger hat zur Grundlage das Gewerbe, wie der der Bauern den Ackerbau, und für das Recht irgend ein Gewerbe zu betreiben oder Grund und Boden auszunutzen zahlt der betreffende Klassenangehörige dem Staate seinen Beitrag. Wofür steuert aber der Kleinbürger und der Bauer dem Staate, der theils an der Baumgrenze, theils in der Tundra des Eismeeres selbst lebt? Er hat von demselben nichts als Aequivalent erhalten, er nennt nichts sein als das Haus, das er sich selbst gebaut und die Jagd- und Fischereigeräthe,

mit denen er kümmerlich sein Leben fristet; denn er hat, als man ihn in jene Einöden ansiedelte, nicht einmal ein ihm zu eigen gehörendes Jagd- und Fischereirecht erhalten, im Gegentheil, er ist in ein den Jukagern und Tungusen längst vor ihm gehörendes Besitz- und Nutzungsrecht eingedrungen und nimmt an demselben Theil, weil es Niemand einfällt, ihm dasselbe streitig zu machen. Der historische Vorgang ist nach Angabe der Leute und nach Informationen, die ich von der Kreisregieruug zu Werchojansk erhielt, einfach folgender gewesen. Die Bürger der unteren Kolyma und die Bauern der unteren Jana hatten früher in Werchojansk gelebt. Dieser Ort ist aber einer der elendesten im weiten Jakutskischen Gebiet, ein Umstand, der, namentlich bei Verschickungen, viel zu wenig berücksichtigt wird. Wenn ich nicht irre, zählt er in der Skala der Verschickungsörter ziemlich obenan, er folgt bald auf Jakutsk und die Jakutskischen Ulusse, jedenfalls steht er über Kolymsk und, wenn ich recht bin, auch über der unteren Lena, d. h. über Bulun und Ssichtäch. Das ist ein sehr verhängnissvoller Irrthum, wenn man nämlich bei Beurtheilung eines Verschickungsorts für Verbrecher, seien es nun politische oder gemeine Inkulpanten, nicht die räumliche Entfernung, sondern den Umstand in Betracht zieht, ob es den an den betreffenden Ort Verschickten auch überhaupt möglich ist, sich auf ehrliche Weise zu ernähren, sei es so kümmerlich, wie es wolle. Auch der schwerste Verbrecher muss wenigstens die Möglichkeit haben, sich durch Arbeit ehrlich sattessen, sich kleiden und ein Unterkommen haben zu können, widrigenfalls er entschuldigt ist, falls er sich das, was er auf ehrliche Weise nicht erlangen kann, auf gesetzwidrige verschafft. Von diesem Standpunkte aus, müsste auf Jakutsk Ssichtäch und Bulun und auf diese beiden Orte Ssredne- und

Nishne-Kolymsk folgen, dann Ustj-Jansk—, Werchojansk jedoch wäre aus der Liste der Verbannungsorte gänzlich zu streichen, denn es ist ein wahres Hungernest. Es befindet sich auf der Grenze der Gebiete der Viehzucht und des Fischfanges, beide geben nur kümmerliche Erträge, und aus diesem Grunde sind die hauptsächlichsten Lebensmittel für den armen Verschickten unerreichbar; er kann aber, eben weil die Erträge von Viehzucht und Fischfang so sehr schwankend und unbefriedigend sind, keine Arbeit und Verdienst finden — er ist auf Hungern oder auf Stehlen und Betrügen förmlich angewiesen. Dass die Sachlage eine so aussichtslose ist, erhellt ja schon mit wünschenswerther Deutlichkeit aus dem Umstande, dass jene Werchojansker Bürger und Bauern sich an die Regierung wandten und sie baten, sie mehr nach Norden an den Mündungen der grossen Ströme anzusiedeln, weil sie dort die Möglichkeit zu haben hofften, ausreichenden Lebensunterhalt zu finden. Das sah man denn auch in Jakutsk ein und schickte die Bauern an die Mündung der Jana, die Kleinbürger an die untere Indigirka bis zu deren Delta.

Da wohnen sie denn auch bis auf den heutigen Tag. An der Jana haben sie sich theils in Ust-Jansk, theils in verschiedenen Punkten des Jana-Delta's niedergelassen und leben ausschliesslich vom Fisch- und Eisfuchsfange. An der Indigirka ist ihre südlichste Niederlassung Oshogin an der Polo-ussnaja, dem Ausfluss des grossen Oshogin-Sees, dort befindet sich die Kirche, das Magazin für Roggenmehl und dort hat auch der Starosta seinen Wohnsitz. Ausser dieser aus einigen zehn Häusern bestehenden Niederlassung giebt es noch mehrere kleine, zerstreut am unteren Laufe des Stromes. Einige zählen zu fünf, zu sechs, andere aber auch nur zu einem und zu zwei Häusern. Russkoe Ustje

ist von ähnlicher Grösse wie Oshogin, die übrigen über das Delta zerstreuten Niederlassungen sind nur klein. Ausser diesen den grössten Theil des Jahres bewohnten Ansiedelungen giebt es noch mehrere sogenannte Plätze, wo nur ganz leichte Baulichkeiten aufgeführt sind, und wo man sich nur periodisch des Fischfanges wegen aufhält. Ein solcher Ort ist unter Anderen auch Pochwaljnoje, bei welchem ich über die Indigirka setzte und wo ich damals fast die ganze Einwohnerschaft von Oshogin versammelt fand. Die Leute sind im Ganzen mit ihrer Lage zufrieden, nur wollen sie nicht Bauern und Kleinbürger bleiben, sondern den Jassakzahlern gleichgestellt werden, deren Lebensweise die ihrige ganz conform ist. Dieses allerdings ganz vernünftige und billige Verlangen habe ich auch in Jakutsk, wo gehörig, vorgetragen und nach Kräften unterstützt, denn es ist nicht angezeigt von Leuten Steuern zu verlangen, die sie absolut nicht im Stande sind zu leisten. Sie haben, wenn sie umsichtig sind und nicht faulenzen, wozu sie allerdings stark hinneigen, die Möglichkeit sich zu ernähren und nothdürftig zu kleiden, aber sie sind nicht in der Lage Steuern zu leisten, weil sie fast nichts Verkäufliches erwerben können. Ihre Fische können sie nicht verkaufen, Niemand zahlt ihnen etwas für dieselben, weil sie nicht über hunderte und tausende von Wersten verführbar sind; ihre Jagdbeute besteht aber ausschliesslich im Eisfuchsfange an der Küste des Eismeeres, der nur den Bewohnern des Deltas zugänglich ist und auch nur einen im Ganzen geringen Ertrag giebt, da Jukagern und Tungusen sich gleichfalls in denselben theilen. Man könnte sie als ohöchstens mit Jassak belegen — das würde auf dem allgemein in Sibirien geltenden Gesetz beruhen, dass der Jäger dem Staate vom Ergebniss seiner Jagd zinst, — von ihnen aber die Steuern der Bauern und

Kleinbürger zu fordern, hat keinen rechtlichen Grund. Das Alles wurde mir auch seitens des damaligen Gouverneurs von Jakutsk bereitwilligst zugestanden, aber er wollte doch nicht mit einem Vorschlage in Irkutsk vorgehen, ohne die Sache erst mit dem General-Gouverneur Korssakof besprochen zu haben, da ohne eine solche Auseinandersetzung nur eine gewöhnliche Kanzleischreiberei entstanden wäre, mit dem sicheren Ausgang eines Verlaufens im Sande. Leider verliess jedoch der Geheimrath Lochwizkij bald darauf seinen Posten und ging als Gouverneur nach Krassnojarsk, der General-Gouverneur General Korssakof aber starb, — und die Leute zahlen wahrscheinlich noch heute die Steuern der Bauern und Kleinbürger.

Hart ist das Leben jener Menschen, und hart und aushaltend sind sie selbst. Als ich im Jahre 1866 im Januar in Russkoje Ustje einfuhr, konnte ich mir, es war freilich ziemlich dunkel, gar nicht klar werden, wo ich mich befand und was um mich her vor sich ging. Scheinbar fuhr ich auf einer vollkommenen Ebene, aus welcher sich kein Haus, nicht einmal ein Strauch erhob, und doch sprühten von allen Seiten Feuersäulen aus der Erde hervor, ja neben der Narte erblickte ich in naher Entfernung ein Kreuz, das aus der Erde hervorzuragen schien und von welchem mir der Kajur sagte, es sei das Kreuz der Kapelle, die sich in Russkoje Ustje befindet. Endlich hielt die Narte an, eine Thür öffnete sich, tief unter uns und wie aus der Erde kommend strahlte mir Feuerschein entgegen. Ich musste einen steilen Weg hinabsteigen und befand mich vor der Thür eines kleinen Wohnhauses mit flachem Dache, in welchem der Kamin hell brannte und wo es nach der langen kalten Fahrt sehr angenehm und wohnlich war. Am anderen Tage erklärte sich das Räthsel: der ganze Flecken war vollständig eingeschneit,

jedes Haus hatte um sich herum eine Schneewand gerade so hoch wie es selbst, die ungefähr 3 Fuss vom Hause abstand und somit nur einen engen Gang um dasselbe frei liess. Jeder Hauswirth hält von seiner Thür aus einen schrägen, sehr steilen Aufstieg auf die Schneewand frei, vermittelst dessen man auf dieselbe gelangt und dann erst inne wird, dass man es nicht mit einer einzelnen Schneewand, sondern mit einer kompakten Schneemasse zu thun hat, welche wie ein flacher Hügel die ganze Ansiedelung in sich vergraben hat. Man sieht nun eine endlose Schneefläche vor sich, in welcher sich hier und da viereckige Oeffnungen befinden, innerhalb welcher immer ein viereckiges Oblongum sich erhebt; es sind das die Häuser mit dem um dieselben sich befindenden schneefreien Gange. Das ist Russkoje Ustje im Winter; in der wärmeren Jahreszeit erheben sich die Häuser allerdings frei heraus, sind aber umgeben von der endlosen gleichförmigen Tundra des Eismeeres, weit und breit kein Baum, kein Strauch sichtbar, ein gleichfalls trostloses Bild. Traurig und öde ist Alles rund herum, und man kann nur die Leute fragen, was sie bewogen hat im weiten Jakutskischen Gebiet gerade den trostlosesten Winkel zur Heimstätte auszuwählen. Die Antwort, die man erhält, ist charakteristisch: der Fischfang ist ergiebig, und die Mücke fehlt gänzlich denn auch für sie ist es dort zu unheimlich. Es ist eben wieder die leidige Trägheit und Indolenz, die die Leute veranlasst hat, einen so trostlosen Wohnort zu erwählen; denn um den einfachen Lebensunterhalt zu gewinnen, um so zu sagen einfach das Bedürfniss des Magens zu befriedigen, ist ja der Ort gut genug gewählt, da man bei verhältnissmässig geringer Arbeit doch immer vor Hunger geschützt sein kann, wenn nicht besondere Unglücksfälle eintreten. Dass diese letzteren denn doch ziemlich häufig

auftreten, kümmert die indolenten Leute nicht; es ist ihnen genügend, dass ihr Quantum Arbeit im gewöhnlichen Verlaufe der Dinge ein weit geringeres ist als das der Viehzüchter und besonders das der Ackerbauer. Dass ihnen aber Alles fehlt, was dem Menschen sonst das Leben werthvoll sein lässt, kommt bei ihnen gar nicht in Betracht, sie sind zufrieden und haben nur einen Wunsch: weniger Steuern zu zahlen. Es ist aber auch sehr bemerkbar, dass sie geistig auf einer niedrigeren Stufe stehen, als das sonst bei dem gewöhnlichen Durchschnittsmenschen in Sibirien der Fall zu sein pflegt, niedriger auch als der Bewohner der Kolyma. Man behauptet gewöhnlich, dass das eine Folge der ausschliesslichen Fischnahrung sei, aber der Nishnekolymsker befindet sich ganz in derselben Lage, und doch sind seine geistigen Kapacitäten in einer besseren Verfassung. Ich meine daher, dass man die Inferiorität der Bewohner der Indigirka eher ihrer abgeschlossenen Lage und den fortwährenden Heirathen untereinander zuzuschreiben habe. Die griechisch-orthodoxe Kirche, die ja sehr strenge Regeln für Bluts- und geistige Verwandtschaft hat, ist sogar in der Lage gewesen, es an der Indigirka nicht so genau mit diesem Gegenstande zu nehmen, denn sonst hätten schon längst alle Eheschliessungen dort aufhören müssen, da es dort nur noch nahe Blutsverwandte giebt. Die Ehen werden daselbst in Verwandtschaftsgraden geschlossen, die sonst entschieden zu den verbotenen gehören, und wenn man dazu noch einen bedeutenden Grad von geschlechtlicher Liederlichkeit, der dort anerkanntermaassen herrscht, hinzunimmt, so erklärt sich hierdurch wohl die Degeneration der Bevölkerung.

77. Sehr zu bedauern war es, dass die Möglichkeit nicht gegeben war, den Roshin persönlich auszufragen;

Strukof hatte ja das Thier selbst nicht gesehen, sondern nur die Stosszähne, die jene beiden Männer dem Thiere abgesägt. Dieselben waren dick und stark, vollkommen wohl erhalten, aber nur kurz gewesen, so dass das Stück kaum fünf Pud gewogen hatte. Aus der Erzählung Strukof's kann man nur das Eine als sicher festhalten, dass das Thier nicht liegend, sondern stehend gefunden worden ist, allerdings der einzige derartige Fall, der mir in Sibirien bekannt geworden ist. Der Herr Akademiker Brandt führt zwar an (8/20. März 1866. Zur Lebensgeschichte des Mammuths von J. F. Brandt), dass aus Sibirien auf gestellte Fragen erhaltene Antworten dahin lauteten, das Mammuth werde im gefrorenen Boden stets in aufrechter Stellung gefunden (Seite 599), aber eine solche Sentenz könnte nur in dem Falle von Belang sein, wenn es bekannt wäre, von wem sie herrühre. Es dürften nur wenige Personen in Sibirien leben, die in der That mit eigenen Augen eine wohlerhaltene Mammuthleiche gesehen haben, und das sind solche Leute, die keine Antworten auf schriftlich gestellte Fragen zu geben vermögen. Ansichten jedoch über solche Funde kann man allenthalben aussprechen hören, es ist das ein Luxus, den sich Jedermann gestatten darf, weiter aber hat eine solche Auskunft nichts auf sich und sollte meines Erachtens nicht zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Erörterung gemacht werden. Als ein Beispiel, in wie hohem Grade die frei dichtende Sage sich der mit Haut und Haaren gefunden sein sollenden Mammuthleichen zu bemächtigen versteht, will ich nur auf das im Anhang zu obiger Lebensgeschichte (Seite 604) erwähnte Mammuth hinweisen, von welchem Schtschukin in der Zeitschrift «Naturalist» Mittheilung gemacht hatte. Der Herr Akademiker Brandt hatte dieser Notiz grosse

Bedeutung zugeschrieben und sich an Schtschukin selbst gewandt, um nähere Auskunft zu erhalten, was ja wohl begreiflich ist, denn es sollte wieder einmal ein vollständiges Thier mit Haut und Haaren und sogar mit wohlerhaltenen Futterresten zwischen den Zähnen gefunden worden sein. Schtschukin seinerseits wies Herrn Brandt an Nil, früheren Erzbischof von Irkutsk und späteren Erzbischof von Jarosslaf, von welchem er alle die wunderbaren Dinge gehört haben wollte. In der Mittheilung vom 26. April (8. Mai) 1866 «Einige Worte zur Ergänzung meiner Mittheilungen über die Naturgeschichte des Mammuths von J. F. Brandt» heisst es dann Seite 641 in dem Brief, den der Herr Erzbischof Nil geschrieben: «1) Die von einem Mis- «sionär Chitrof gesehene Leiche befand sich in einem vom Uferabhange der Kolyma herabgestürzten Erdtrümmerhau- «fen. Das Mammuth war also nicht mehr in der Lage, in «welcher es Jahrhunderte lang aufbewahrt worden war. 2) «Die Kälte verhinderte, dass die Leiche verweste, daher war «auch der mir zugestellte Fuss derselben ganz vollständig. « . . . 5) Gleichzeitig mit dem Fusse wurden mir schwarze, «steife Haare geschickt, welche die Wirbelsäule (den Ober- «rücken) des Thieres gleich einem Mantel bedeckt hatten. «Wer Bisons gesehen hat, wird sich leicht einen Begriff «von dieser Art von Verzierung machen können. 6) An den «Ufern der Kolyma, wohl auch möglicherweise an denen «anderer Flüsse, bemerkt man Hügel, die (wie ich nicht «ein Mal gehört habe) zur heissen Sommerszeit einen Lei- «chengeruch verbreiten. Es befinden sich darin ohne Zwei- «fel Leichen im gefrorenen Boden, welche für die Natur- «geschichte Werth haben. Aber wer denkt daran».

Diese Nachrichten erhielt ich von der Kaiserlichen Akademie zugeschickt im Februar 1871, als mir der Auf-

trag geworden war, das an der Koftschetschja gefundene Mammuth aufzusuchen. Wohl musste mich diese neue Mär sehr wundern: den Mammuthhuf kannte ich freilich schon längst, er befand sich ja im Museum zu Irkutsk und war dahin durch den Geistlichen Chitrof geschickt worden, wie man mir in Irkutsk gesagt hatte. Auch den früheren Missionär Chitrof und späteren Erzbischof von Jakutsk Dionysius kannte ich sehr wohl, hatte aber niemals von ihm gehört, dass er je in seinem Leben ein wohlerhaltenes Mammuth gesehen habe, wie Solches aus der Zuschrift des Erzbischof Nil zur Evidenz hervorging; hatte er doch, wie man aus dieser Schrift schliessen musste, seinem Vorgesetzten mit grosser Sicherheit geschrieben, dass die Mähne des Mammuths der des Bison gleiche u. s. w. Ich hatte aber noch in Werchojansk im Winter 1868, als uns die erste Kunde über das an der Koftschetschja entdeckte Mammuth zukam, vielfach mit ihm über das Ereigniss gesprochen, an welchem er lebhaften Antheil nahm, nie aber hatte er geäussert, dass er ein solches Thier gesehen; im Gegentheil, er stellte Fragen an mich, die bekundeten, dass er von den Aussehen desselben durchaus keine Vorstellung habe. Wie war das Alles möglich, wenn er, wie aus Nil's Brief hervorging, der Mann war, der uns Alle mit der Autorität der Erfahrung belehren konnte, wie das Aussehen des Mammuths sei und wovon es sich genährt habe. Ferner interessierten mich die Hügel mit dem vorsintfluthlichen Leichenzeug, von denen weder ich noch meine Begleiter, noch irgend ein Bewohner der Kolyma und der anderen Ströme des Jakutskishen Gebiets jemals etwas gehört hatten. Wunderbar, sehr wunderbar!

In Jakutsk angekommen, war es einer meiner ersten Gänge, den Erzbischof Dionysius aufzusuchen und ihn

über das von ihm gesehene Mammuth zu befragen. Was ich längst vermuthet, traf ein: er hatte weder an der Kolyma, noch an der Indigirka, noch sonst wo einen solchen Cadaver gesehen, die ganze ausführliche Beschreibung war ein Gebilde der frei dichtenden Phantasie. Nach des Erzbischofs und früheren Missionär Chitrof's Erzählung hatte sich die Sache, wie folgt, verhalten: auf einer seiner Missionsreisen traf es sich, dass er in der an der Mündung der grossen Tschukotschja gelegenen Powarnja übernachten musste. Diese Powarnja, mir sehr wohlbekannt, da ich sie auch als Rastort benutzt habe, befindet sich am Fusse eines gegen zehn bis fünfzehn Faden hohen steilen Uferabsturzes, der, meines Wissens, aus Sand besteht, was ich aber allerdings nicht mit Sicherheit behaupten kann. Als Chitrof am Morgen seinen Thee trank, brachten ihm die Leute einen Mammuthhuf herein (derselbe, der nachher in's Irkutsker Museum geschickt wurde) und sagten, sie hätten denselben draussen gefunden, als die Hunde an ihm herumnagten. Er ging darauf hinaus und fand am Absturz allerhand mit Schnee bedecktes Geröll, unter welchem die Hunde, durch den Geruch geleitet, den Huf herausgezerrt haben mussten, derselbe hatte also dort ganz oberflächlich gelegen. Der Haare konnte er sich nicht mehr erinnern und meinte, Erzbischof Nil müsse dieselben von jemand Anderem erhalten haben. Als ich ihn darauf fragte, ob er dem Erzbischof Mittheilung gemacht habe über Leichenhügel an der Kolyma, die einen bemerkbaren Geruch ausströmen liessen, antwortete er sehr lebhaft: «o, nein, das ist eine Ansicht, die der Erzbischof mir gegenüber selbst aussprach und von welcher er auch nicht abliess, nachdem ich ihm gesagt, dass ich nie von derartigen Erscheinungen etwas bemerkt, noch gehört hätte. Diese Leichenhügel schienen

ihn sehr zu interessieren, auch glaubte er fest an ihr Vorkommen, aber ich habe von ihm nicht erfahren können, von wem und auf welche Weise ihm die Kunde zugekommen sei». So lauteten Chitrof's Aussagen, und wir sehen also, dass der Mann, auf den die ganze Mythe zurückgeführt wird, von derselben nichts weiss, und dass wir es daher mit einer Privatansicht des Herrn Erzbischofs Nil zu thun haben.

78. Diese allerdings unverantwortliche Unterlassungssünde ist dem Topographen Afonassjef namentlich seitens des Irkutsker Generalstabs, der ihn zur Reise abkommandiert hatte, sehr verdacht worden; ich habe aber Neumann die Hauptschuld zugeschoben. Jener war ein ganz junger Bursche, der wohl gut arbeitete, wenn man ihm, wie ich es gethan hatte, stets auf die Finger sah und fortwährend controllierte, was er zu Papier brachte; selbstständig aber war er noch nicht und konnte es auch nicht sein. Es scheint aber, als habe Neumann schon seine Energie und seine Lust an der Reise verloren gehabt, als die Herren von Werchnekolymsk aufbrachen, und die Sachen gehen lassen, wie sie eben gingen. Nur auf diese Weise lässt sich die gänzliche Resultatlosigkeit dieses letzten Theils der Reise erklären; denn nicht nur haben die Herren geduldet, dass die Führer auf den gewöhnlichen Weg einbogen und die Kolyma und ihr oberes Flusssystem ganz verliessen, es ist nicht einmal die Marschroute aufgenommen worden, die schon an und für sich sehr werthvoll gewesen wäre, weil wir über diesen Weg wohl die Reisebeschreibung Ssarytschof's, aber keine Aufnahme besitzen. Ich kann nicht begreifen, was die Herren eigentlich unterwegs gemacht haben. Tagebücher haben sie nicht geführt und trotz aller Versuche,

ist es mir auch nicht gelungen, mündlich etwas des Aufzeichnens Werthes von ihnen zu erfahren, es war als ob sie den ganzen Weg verträumt oder verschlafen hätten. Und doch mussten Neumann sowohl wie Afonassjef wissen, wie wichtig es war, die Marschroute bis an den Tukulan zu führen, von wo wir ausgegangen waren, und den sie ja auch wieder erreichen mussten. Es wäre das von unschätzbarer Wichtigkeit für die ganze Wegaufnahme gewesen, aber sogar das hatten sie versäumt.

Errata.

Seite	Zeile			steht	muss heissen
10	4	von	unten	Shössei	Dsheli
17	4	»	oben	Powosken	Pawosken
21	6	»	unten	Todtliegenden	Devon
26	6	»	oben	Von	Vom
37	2 u. 13	»	»	Fichte Fichten	Kiefer Kiefern
50	15	»	»	nur	stets
50	10 u. 13	»	unten	Lage	Decke
54	20	»	oben	Beobachtungen nur	Beobachtungen (16) nur
66	4	»	unten	dem	den
69	11	»	»	*Equisetum*-Art	*Equisetum*-Art (*Equis. variegatum*)
73	15	»	»	Golowa des	Golowa (22) des
83	6	»	»	Raubes	Räubers
98	9	»	oben	Lamuten	Kolymskern
108	17	»	»	Ir Kuipia	Rir Kaipia
111	9	»	»	oft	wohl
129	12	»	unten	auch	noch
134	3	»	oben	sei	wäre
143	9	»	unten	Jakugern	Jukagern
156	17	»	»	halten	hatten
156	14	»	»	denselben	demselben
159	10	»	oben	Kewitegin	Keutegin
176	21	»	»	pflegten	pflegen
177	5	»	unten	Steinbocks	Bergschafs (*Ov. nivic.*)
180	10	»	oben	zugerichtet (43)	zugerichtet (46)
182	10	»	»	derem östlichsten	deren südöstlichstem
190	7	»	»	zu sein im	zu sein (48) im
206	3	»	»	Tennéke	Tennike
206	3	»	»	Ennwa	Enmu
211	3	»	»	kleiner Prahm	kleines Floss
215	17	»	»	Rennthierhummel	Rennthierbremse (*Oestrus Tarandi*)
229	2	»	unten	Esche	Espe
234	8	»	»	Wenn	Als
236	9	»	oben	wären	wären (57)
242	9	»	»	Regel	Trautvetter
261	6	»	»	Krause (63)	Krause (62)

Seite	Zeile			steht	muss heissen.
264	4	von	oben	Ir Kapia	Rir Kaipia
267	7	»	unten	zy sein	zu sein
297	8	»	oben	Inertietät	Trägheit
300	10	»	unten	hinauswarf (67)	hinauswarf
303	12	»	oben	Angorka	Angarka
306	11	»	»	(58) gesteckt	(68) gesteckt
323	13	»	unten	(*Ovis niv.*)	(*Ovis nivicola*)
327	5	»	oben	Pelintkir	Peliutkir
327	11	»	unten	Ostküste	Nordküste
336	6	»	»	Rir Kuipia	Rir Kaipia
366	7	»	oben	ist	war
382	7	»	»	Churagan	Kuranach
382	14	»	»	Churagan	Kuranach
394	18	»	»	Ssor Dshetä (05)	Ssor Dshetä (71)
418	19	»	»	Schangurun	Schandunun
431	15	»	»	Ujankina	Ujandina
443	15	»	»	Ssylgytschar	Ssylgy-yttar
457	16	»	»	Irkutsk	Jakutsk
464	6	»	»	Tungus	Tonguss
469	16	»	»	1868	1865
469	4	»	unten	sollte	soll
476	1	»	oben	später	schwer
476	10	»	»	guten	warmen
495	15	»	»	Irkutsk	Jakutsk
496	18	»	»	sie müssen	das Alles muss
506	4	»	»	Juni	Juli
515	13	»	unten	Unterock	Ueberrock
518	4	»	oben	von den Isprawniks	vor dem Isprawnik
519	2	»	»	wie entwandte	wie die entwandte
529	18	»	»	hätte	hatte
549	1	»	unten	*Salmo*, hat	*Salmo* (*Coregonus clupeoides*), hat
562	17	»	oben	Bykikunskaja	Bukukunskaja
606	12	»	»	Hummel	Bremse
622	12	»	»	Fichten-	Kiefer-
649	4	»	»	Koraken	die Korjaken
651	10	»	»	eingeborene Völkerschaft	eingeborenen Völkerschaften
653	9	»	unten	Truppen	Truppe
658	8	»	oben	acht	zehn
662	6	»	unten	auch	aber
662	3	»	»	kommen konnte, sondern	kommen, sondern
686	17	»	»	Eineisen	Beeisen
697	4	»	»	als ohöchstens	also höchstens




Die dritte Folge der

Beiträge zur Kenntniss des Russischen Reiches, herausgegeben von L. v. Schrenck und C. J. Maximowicz,

besteht aus folgenden Bänden:

Bd. I. **Graf D. A. TOLSTOI,** Das akademische Gymnasium und die akademische Universität im XVIII. Jahrhundert. Aus dem Russischen von Paul v. Kügelgen. 1886. Pr. 90 Kop. = 3 Mrk.

Bd. II. Gemischten Inhalts. 1887. Pr. 1 Rbl. 30 Kop. = 4 Mrk. 30 Pf.

Bd. III. Expedition nach den Neusibirischen Inseln und dem Jana-Lande. Mit 6 Karten. 1887. Pr. 2 Rbl. 10 Kop. = 7 Mrk.

Bd. IV. Gemischten Inhalts. Mit einer Karte. 1888. Pr. 2 Rbl. 30 Kop. = 4 Mrk. 60 Pf.

Bd. V. **Fr. Th. KÖPPEN,** Geographische Verbreitung der Holzgewächse des Europäischen Russlands und des Kaukasus. Erster Theil. 1888. Pr. 4 Rbl. 40 Kop. = 8 Mrk. 80 Pf.

Bd. VI. **Fr. Th. KÖPPEN,** Geographische Verbreitung der Holzgewächse des Europäischen Russlands und des Kaukasus. Zweiter Theil. Mit 5 Karten. 1889. Pr. 4 Rbl. 50 Kop. = 9 Mrk.

Bd. VII. **K. von DITMAR,** Reisen und Aufenthalt in Kamtschatka in den Jahren 1851—1855. Erster Theil. Mit einem Titelbilde, 2 Karten und 32 Holzschnitten im Text. 1890. Pr. 7 Rbl. 70 Kop. = 19 Mrk.

Gedruckt auf Verfügung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
November 1898. N. Dubrowin, beständiger Sekretär.